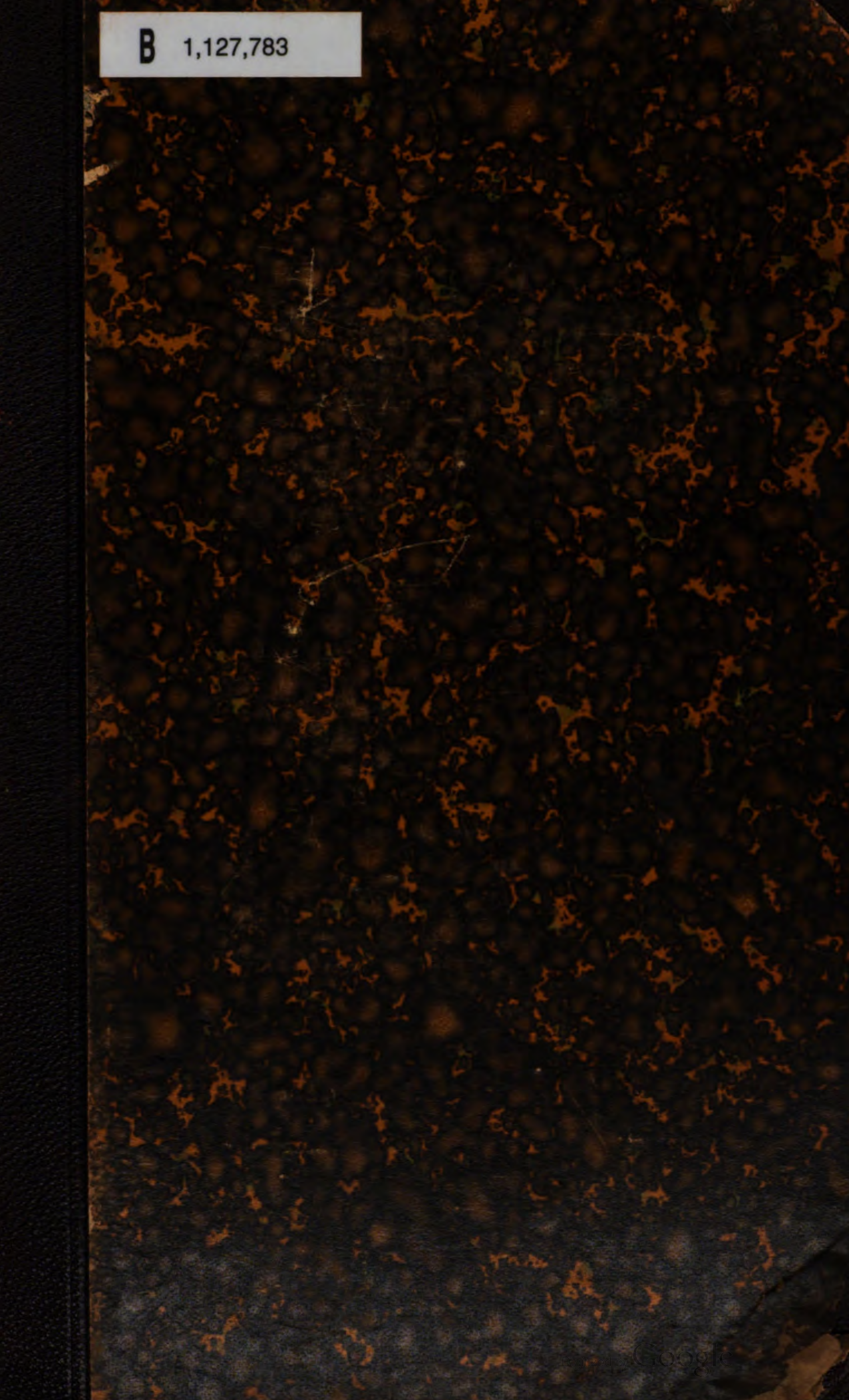
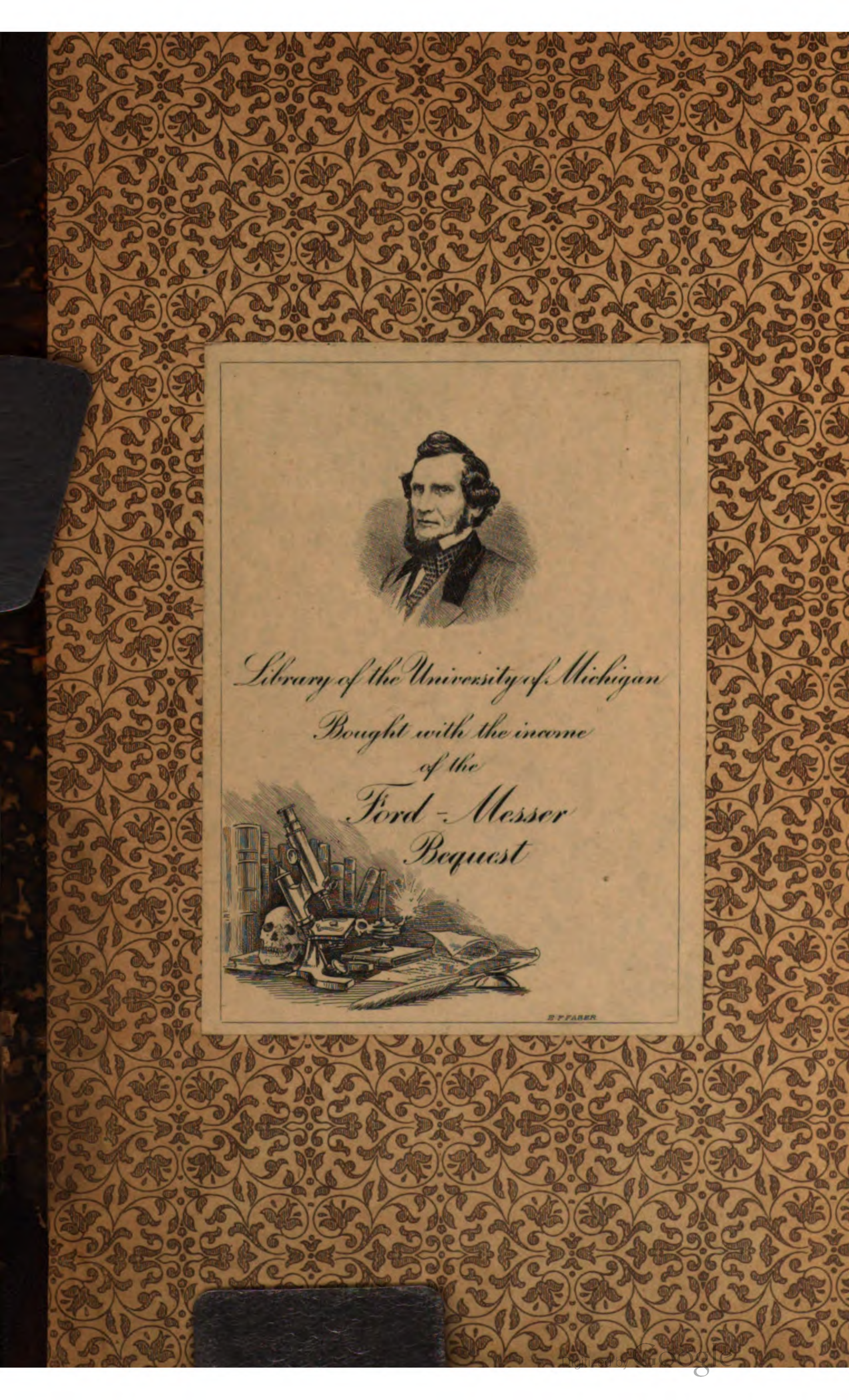



Library of the University of Michigan
Bought with the income
of the
Ford - Messer
Bequest
E F FABER



# BERICHTE



ÜBER DIE

# VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

# GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG.

## PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

SIEBZEHNTER BAND.

1865.

MIT EINER TAFEL.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

# INHALT.

## Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

## SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

---

## Ehrenmitglied.

Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Cultus und öffentlichen Unterrichts *Johann Paul von Falkenstein*.

---

## Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Herr Professor *Heinrich Leberecht Fleischer* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe.
- Professor *Hermann Brockhaus* in Leipzig, stellvertretender Secretär der philol.-histor. Classe.
- Geheimer Hofrath *Eduard Albrecht* in Leipzig.
- Professor *Georg Curtius* in Leipzig.
- —— *Gustav Flügel* in Dresden.
- —— *Friedrich Franke* in Meissen.
- Geheimer Regierungs- und Kammerrath *Hans Conon von der Gabelentz* in Altenburg.
- Hofrath und Universitäts-Oberbibliothekar *Ernst Gotthelf Gersdorf* in Leipzig.
- Geheimer Hofrath *Karl Göttling* in Jena.
- Prälat *Gustav Hänel* in Leipzig.

Herr Professor *Gustav Hartenstein* in Jena.
- Hofrath *Karl Nipperdey* in Jena.
- Professor *Johannes Adolph Overbeck* in Leipzig.
- Geheimer Regierungsrath *Friedr. Wilhelm Ritschl* in Leipzig.
- Geheimer Hofrath *Wilhelm Roscher* in Leipzig.
- Hofrath *August Schleicher* in Jena.
- Kirchenrath *Friedrich Tuch* in Leipzig.
- Geheimer Hofrath *Wilhelm Wachsmuth* in Leipzig.
- Geheimer Rath *Karl Georg von Wächter* in Leipzig.
- Professor *Anton Westermann* in Leipzig.
- —— *Friedrich Zarncke* in Leipzig.

## Ordentliche auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Herr Professor *Conrad Bursian* in Zürich.
- —— *Johann Gustav Droysen* in Berlin.
- —— *Hermann Alfred von Gutschmid* in Kiel.
- —— *Moritz Haupt* in Berlin.
- —— *Otto Jahn* in Bonn.
- Geheimer Justiz- und Oberappellationsgerichtsrath *Andreas Ludwig Jacob Michelsen* in Kiel.
- Professor *Theodor Mommsen* in Berlin.
- Hofrath *Hermann Sauppe* in Göttingen.
- Professor *Gustav Seyffarth* in New-York.
- —— *Karl Bernhard Stark* in Heidelberg.

## Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Herr Geheimer Medicinalrath *Ernst Heinrich Weber* in Leipzig, Secretär der mathem.-phys. Classe.
- Professor *Wilhelm Gottlieb Hankel* in Leipzig, stellvertretender Secretär der mathem.-phys. Classe.
- —— *Heinrich Richard Baltzer* in Dresden.
- Geheimer Medicinalrath *Carl Gustav Carus* in Dresden.
- Hofrath *Moritz Wilhelm Drobisch* in Leipzig.
- Professor *Otto Linné Erdmann* in Leipzig.

Herr Professor *Gustav Theodor Fechner* in Leipzig.
– Hofrath *Carl Gegenbaur* in Jena.
– Geheimer Regierungsrath *Peter Andreas Hansen* in Gotha.
– Professor *Johann August Ludwig Wilhelm Knop* in Leipzig.
– —— *Carl Friedrich Wilhelm Ludwig* in Leipzig.
– —— *Georg Mettenius* in Leipzig.
– —— *August Ferdinand Möbius* in Leipzig.
– Geheimer Bergrath *Karl Friedrich Naumann* in Leipzig.
– Professor *Eduard Pöppig* in Leipzig.
– Oberbergrath *Ferdinand Reich* in Freiberg.
– Bergrath *Theodor Scheerer* in Freiberg.
– Professor *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.
– Hofrath *Oskar Schlömilch* in Dresden.
– Professor *Eduard Friedrich Weber* in Leipzig.

## Ordentliche auswärtige Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Herr Professor *Heinrich d'Arrest* in Kopenhagen.
– —— *Ludwig Albert Wilhelm von Bezold* in Würzburg.
– —— *Otto Funke* in Freiburg.
– —— *Wilhelm Hofmeister* in Heidelberg.
– Hofrath *Mathias Jacob Schleiden* in Dorpat.
– Professor *Samuel Friedrich Nathanael Stein* in Prag.
– —— *Alfred Wilhelm Volkmann* in Halle.
– —— *Wilhelm Weber* in Göttingen.

# Verzeichniss

## der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1865 eingegangenen Schriften.

---

### Von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden herausgegebene und periodische Schriften.

Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Im Auftrage der Königl. Sächs. Staatsregierung herausgegeben von E. G. Gersdorf. Zweiter Haupttheil. Urkundenbuch des Hochstifts Meissen. I. Bd Leipzig 1864. II. Bd. Leipzig 1865.

Abhandlungen der Königl. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin aus d. J. 1861. Berlin 1862. Aus d. J. 1862. Berlin 1863. Aus d. J. 1863. Berlin 1864.

Monatsbericht d. Königl. Preuss. Akad. d. Wiss. Sept. — Oct. Dec. 1864. Juli 1865.

Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Classe, Bd. XLVI, 3. Bd. XLVII, 1. 2. Bd. XLVIII, 1—2. Wien 1864. — Mathem.-naturwiss. Classe, Abth. I. Bd. L, 1—5. Bd. LI, 1—2. Wien 1864. 1865. Abth. II. Bd. L, 1—5. Bd. LI, 1 - 2. Wien 1864. 1865.

Anzeiger d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. zu Wien. Mathem.-naturwissensch. Classe. Jahrg. II. No. 1—26.

Fontes rerum austriacarum. Erste Abth. Bd. VI. — Zweite Abth. Bd. XXI. XXIII.

Archiv f. Kunde österreichischer Geschichts-Quellen. Bd. XXXI, 2. Hälfte. Bd. XXXII, 1. u. 2. Hälfte.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1861 u. 1862. Bd. XII, 4. — 1863. Bd. XIII, 3. Bd. XIV, 2. 3. Bd. XV, 1. 2.

Generalregister der ersten zehn Bände des Jahrbuchs der k. k. geologischen Reichsanstalt von 1850—1859. Wien 1863.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1864. Bd. XIV, 4. 1865. Bd. XV, 2. Wien.

Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. VI. Jahrg. 1862. VII. Jahrg. 1863. VIII. Jahrg. 1864. Wien.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. XIV, 1—4.

Medicinische Jahrbücher. Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien. Jahrg. 1864, Heft 6. Jahrg. 1865, Heft 1. 3—6.

Leopoldina. Amtliches Organ der Kais. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher. Heft V, Nr. 1—6. 1865.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. 3. Folge, Heft 12. Insbruck 1865.

Ferdinandeum. 30ter Bericht. 1862 und 1863.

Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 5e Folge. 13. Bd. Von den Jahren 1863 u. 1864. Prag 1865.

Sitzungsberichte der k. böhmischen Gesellschaft d. Wissensch. in Prag. Jahrg. 1864. Jan.—Dec. Prag 1864.

Beiträge zur Geschichte Böhmens. Herausg. von dem Vereine f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. Abth. II Bd. 2. Aberglaube u. Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag 1864. — Abth. III. Orts-Geschichten. Bd. 2. Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschliessenden Denkmale. Prag 1864.

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. III. Jahrg. Nr. 2. 3. 1864.

Mitglieder-Verzeichniss des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1864.

Sitzungsberichte d. kön. bayer. Akad. d. Wissensch. zu München. 1864. II. Heft 2—4. 1865. I. Heft 1—4. München 1864. 1865.

W. H. Riehl, Ueber den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft. Vortrag in d öffentl. Sitzung d. königl. Akad. d. Wissensch. am 30. März 1864 zur Erinnerung ihres einhundert und fünften Stiftungstages gehalten. München 1864.

J. v. Döllinger, König Maximilian II. und die Wissenschaft. Rede gehalten in der Festsitzung der königl. Akad. d. Wissensch. zu München am 30. März 1864. München 1864.

G. M. Thomas, Die Stellung Venedigs in der Weltgeschichte. Rede gehalten in d. öffentl. Sitzung der königl. Akad. d. Wissensch. am 25. Juli 1864 zur Vorfeier des Geburts- u. Namens-Festes Sr. Maj. des Königs Ludwig II. von Bayern. München 1864.

Annalen der königl. Sternwarte bei München, herausg. von J. Lamont. XIII. Bd. München 1864.

*Nachrichten* von d. kön. Gesellschaft d. Wissensch. aus dem Jahre 1864. Göttingen 1865. No. 1—17 nebst Register.

Jahresbericht der Handels- und Gewerbkammer zu Dresden 1864. Dresden 1865.

Jahresbericht über den 37. Cursus der königl. polytechnischen Schule zu Dresden. 1864—1865.

Jahresberichte der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. 1863—4. Dresden 1865.

Erster Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Zweiter Jahresbericht u. s. w. Dresden 1865.

Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 41, 1. u. 2. Görlitz 1864.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Jahrg. 1864. Nov. Dec. Nr. 11. 12. Jahrg. 1865. Januar—Mai. Juli—October. Nr. 1—5. 7—10. Berlin.

*Lotos*, Zeitschrift für Naturwissenschaften, herausg. vom naturhistorischen Vereine Lotos in Prag. Jahrg. IX. 1859. Jahrg. XIII. 1863. Jahrg. XIV. 1864. Prag.

Die Fortschritte der Physik im J. 1862. Jahrg. XVIII. 1. u. 2. Abth. Berlin 1864.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. IX, Heft 1. Halle 1864.

Schriften der königl. ost-preussischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Jahrg. V. Abth. 1. Königsberg 1864.
Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Philos.-histor. Abtheilung. 1864. Heft 2. — Abtheilung für Naturwissenschaften u. Medicin. 1864. Breslau 1864.
Zweiundvierzigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im J. 1864. Breslau 1865.
Würzburger naturwissenschaftl. Zeitschrift. Bd. V, 3—4. Bd. VI, 1.
Würzburger medicinische Zeitschrift. Bd. V, 4—5. 6. Bd. VI, 1—6. Würzburg 1864. 1865.
Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg. Bd. III. Heft 5. 1862. Dec. — Bd. IV. Heft 1. 1865 März.
Jahresbericht des physikal. Vereins zu Frankfurt a. M. 1863—4.
Der zoologische Garten. Jahrg. V, 1864, Nr. 9—12. Frankf. a. M. 1864.
Bericht (5) des Offenbacher Vereins für Naturkunde. Offenbach 1864.
Bericht (11) der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1865.
Vierzehnter Jahresbericht der naturhistorischen Gesellschaft in Hannover 1863—1864. Hannover 1865.
Mittheilungen des naturwissenschaftl. Vereines für Steiermark. I. Heft. 1863. II. Heft. 1864. Graz.
Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark. XIII. Heft. Graz 1864.
Beiträge zur Kunde Steiermärkischer Geschichtsquellen. I. Jahrgang. Graz 1864.
Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn. Bd. III. Brünn 1865.
Correspondenzblatt des Vereins für Naturkunde zu Presburg. Jahrg. II. H. 1—12. 1863.
Schriften der Universität Kiel aus d. J. 1862. Bd. IX. Kiel 1863. — Aus d. J. 1864. Bd. XIII. Kiel 1865.
Quellensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Bd. I herausg. von J. M. Lappenberg. Kiel 1862. Bd. II herausg. von G. Waitz. Heft 1. Kiel 1863.
Academische Schriften d. Universität Rostock von 1863—1864. 1864—1865.
Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Th. IV. Heft 1. 1864.
Verhandlungen der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft zu Zürich am 22—24. Aug. 1864. 48. Versammlung. Jahresbericht 1864. Zürich.
Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern aus d. J. 1864. No. 553—579. Bern 1864.
Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1863—1864. St. Gallen 1864.
Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Chur 1865.
Mémoires de la Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève. T. XVII, 2e partie. 1864. T. XVIII, 1e partie. 1865. Genève.
Verhandelingen der Koningl. Akademie van Wetenschappen. Afdeeling Natuurkunde. 10. Deel. Amsterdam 1864. — Afdeeling Letterkunde. 3. Deel. Amsterdam 1865.
Verslagen en mededeelingen der K. Akad. van Wetenschappen. Afdeeling Natuurkunde. 17. Deel. Amsterdam 1865. — Afdeeling Letterkunde. 8. Deel. Amsterdam 1865.
Jaarboek van de K. Akad. &c. voor 1863. Amsterdam.
Senis vota pro patria. Carmen elegiacum J. van Leeuwen. Amstelodami 1864.
Musée Vrolik. Amsterdam 1865.

Hippocratis et aliorum medicorum veterum reliquiae mandatu Academiae regiae disciplinarum quae Amstelodami est ed. Fr. Zach. Ermerins. Vol. III. Trajecti ad Rhenum 1854.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. 21. Deel. 1. Stuk. Haarlem 1864.

Verslag van het Verhandelde in de allgemeene Vergadering van het Provinciaal Utrechtsche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. 1862—1865.

Aanteekeningen van het Verhandelde in de Sectie-Vergaderingen van het Provinciaal Utrechtsche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen 1860—1864.

Recherches astronomiques de l'Observatoire d'Utrecht publiées par M. Hoek. 2ème livraison. Perturbations de Proserpine, dépendantes de la première puissance de la masse perturbatrice de Jupiter. La Haye 1864.

Recherches sur la quantité d'éther contenue dans les liquides, par M. Hoek et A. C. Oudemans. Addition à la première livraison des Recherches astronomiques de l'Observatoire d'Utrecht. La Haye 1864.

Sur les contractions dans les mélanges de liquides, par M. Hoek et A. C. Oudemans. La Haye 1864.

Meteorologische Waarnemingen in Nederland en zijne Bezittingen en Afwijkingen &c. uitgegeven door het Koningl. Nederlandsch meteorologisch Instituut 1861—1863. Utrecht.

Nederlandsch Archief voor Genees-en Natuurkunde door Donders en Koster. Deel I. 2e — 4e Aflevering. Deel II. 1e Aflevering. Utrecht 1864. 1865.

Mémoires de l'Acad. Roy. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Tome XXXIV. 1864. Bruxelles.

Bulletins de l'Acad. Roy. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. 32ème année. 2. Sér. Tome XV. XVI. 1863. Tome XVII. 1864. 33ème année. 2. Sér. Tome XVIII. 1864. Bruxelles.

Annuaire de l'Acad. Roy. &c. de Belgique. 1864. Bruxelles 1864. — 1865. Bruxelles 1865.

Memoires couronnés et Mémoires des savants étrangers publiés par l'Acad. Roy. &c. de Belgique. Tome XXXI, 1862 — 1863. Bruxelles 1863. Tome XXXII, 1864—5. Bruxelles 1865.

Mémoires couronnés et autres Mémoires publiés par l'Acad. Roy. &c. Collection in 8o. T. XV. 1863. T. XVI. 1864. T. XVII. 1865. Bruxelles.

Société des sciences naturelles du Grand-Duché de Luxembourg. T. 6. année 1863. Luxembourg 1863.

Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Vol. XI. P. III. (p. 319—572. Fine del Vol. undecimo.) Venezia 1864. Vol. XII. (pag. 1—209). Venezia 1864.

Atti dell' I. R. Istituto Veneto &c. Tom. IX, Ser. III, Disp. IX. X. Venezia 1863—4. Tomo X, Ser. III, Disp. I—VIII. Venezia 1864—5.

Rivista periodica dei labori dell' I. R. Academia in Padova. Fasc. 21 — 26. Padova 1862—1865. (Vol. X.XII. XIII.— Vol. XI ist nicht erschienen.)

Memorie del Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. Classe di scienze matematiche e naturali. Vol. X, I della Serie III, Fasc. 1. Milano 1865. — Classe di lettere e scienze morali e politiche. Vol. X, I della Serie III, Fasc. 1. Milano 1865.

Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. Rendiconti. Classe di scienze matematiche e naturali. Vol. I, Fasc. 5. 7—10. Milano 1864. Vol. II, Fasc. 1. 2. Milano 1865. — Classe di lettere e scienze morali e politiche. Vol. I, Fasc. 5—10. Milano 1864. Vol. II, Fasc. 1. 2. Milano 1865.

Sulla importanza dei cimelj scientifici e dei manoscritti di Alessandro Volta. Discorso del cav. prof. Luigi Magrini, letto nella solenne adunanza del 7 Agosto 1864 del R. Istituto Lombardo.
Memorie della Reale Accademia delle scienze di Torino. Serie II. Tomo XX. Torino 1863.
Philosophical Transactions of the Roy. Society of London for the year 1864. Vol. 154. Part. I—III. London 1864. 1865.
Proceedings of the Roy. Society of London. Vol. XIII. No. 68—70. Vol. XIV. No. 71—77.
Proceedings of the Roy. Institution of Great Britain. Vol. IV. Part. III. No. 39. 40.
The anthropological Review and Journal of the Anthropological Society of London. August 1864. No. 6. —Nov. 1864. No. 7. — Febr. 1865. No. 8.
The Journal of the Roy. Dublin Society. No. 31—33. Oct. 1863. — Jan. 1865. Dublin 1864. 1865.
Journal of the geological Society of Dublin. Vol. X. Part. 2. 1863—4. Dublin 1864.
Experimental Researches on the Granites of Ireland. Part. III & IV. By S. Haughton.
Notes on animal mechanics. By S. Haughton.
Proceedings of the Natural History Society of Dublin for the Session 1858—59, 1859—60, 1860—1862 (incl.), 1863—64.
Transactions of the Roy. Society of Edinburgh. Vol. XXIII. Part. III. 1863—4.
Proceedings of the Roy. Society of Edinburgh. Session 1863—4. p. 130—262.
Mémoires de l'Académie Impériale des sciences, belles-lettres et arts de Lyon. a) Classe des sciences. T. XIII. Lyon 1863. b) Classe des lettres. Nouvelle série. T. XI. Lyon 1862—3.
Bulletin des séances de l'Académie Impériale &c. de Lyon. Lyon 1865.
Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie de Lyon, publiées par la Société Impériale d'agriculture. 3ème Série. T. VII. 1863. Lyon.
Annales de la Société Linnéenne de Lyon. Année 1863. Nouvelle Série. T. X. XI. Paris 1863.
Mémoires de la Société Impériale des sciences naturelles de Cherbourg. T. IX. 1863. T. X. 1864. Cherbourg.
Oversigt over det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1864. Af G. Forchhammer, Selskabets Secretair. Kjöbenhavn.
Norske Universitets og Skole-Annaler. 3e Række. I. H. 1—4. 1859. II. H. 1—4. 1860—1. III. 1—4. 1862—3. IV. H. 1—3. 1863. V. H. 1—4, 1864. VI. H. 1. 2. 1865. Christiania.
Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania. Aar 1863. Christiania 1864.
Norske Rigsregistranter &c. 3. Binds 1. 2. Hefte, 1588—1602, udgivet ved Otto Gr. Lundh og J. E. Sars. Christiania 1863. 1865.
Pavelige Nuntiers Regnskabs- og Dagbøger, 1282—1334, udgivet ved P. A. Munch. Christiania 1864.
Nyt Magazin for Naturvidenskaberne &c. i Christiania, ved M. Sars og Th. Kjerulf 12. Binds 4. Hefte. 13. Binds 1—4. Hefte. Christiania 1864. 14. Binds 1 H.
Norge i 1814, ved Andreas Faye. Kristiania 1864.
Norges Fiskerier af O. N. Loberg. Kristiania 1864.
Norges Ferskvandskrebsdyr. 1te Afsnit. Branchiopoda I. Cladocera ctenopoda, af G. O. Sars. Christiania 1865.

Om de i Norge forekommende fossile Dyrelevninger fra Quartærperioden, af Mich. Sars. Christiania 1865.
Om de geologiske Forhold paa Kyststrækningen af nordre Bergenhusamt, af M. Irgens og Th. Hiortdahl, ved Th. Kjerulf. Christiania 1864.
Om Sneebræen Folgefon, af S. A. Sexe. Christiania 1864.
Beretning om Bodsfængslets Virksomhed i Aaret 1863. Christiania 1864. I Aaret 1864. Christiania 1864 u. 1865.
Det Kongelige Norske Frederiks Universitets Aarsberetning for Aaret 1862. For Aaret 1863 med Beilage. Christiania.
Geologiske Undersøgelser i Bergens Omegn, af Th. Hiortdahl og M. Irgens. Christiania 1862.
Beskrivelse over Lophogaster typicus, af Mich. Sars. Christiania 1862.
Veiviser ved geologiske Excursioner i Christiania Omegn, af Th. Kjerulf. Christiania 1865.
Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Ny Följd. Bd. V. H. 1. 1863. Stockholm 1864.
Öfversigt &c. 1864. Stockholm 1865.
Meteorologiska Iakttagelser Sverige u. s. w. Bd. V. 1863.
Nova Acta Regiae Societatis scientiarum Upsaliensis. Ser. III. Vol. V. Fasc. 2. 1865.
Upsala Universitets Årsskrift. 1864.
Acta Societatis scientiarum Fennicae. Tom. VII. Helsingforsiae 1863.
Bidrag im Kännedom af Finlands natur och folk, utgifa af Finska Vetenskaps Societeten. Sjette 5. Häftet 8. 9. Helsingfors 1862. 1863.
Öfversigt af Finska Vetenskaps Societetens Förhandlingar. 1857—1863. Helsingfors 1863.
Libros del Saber de Astronomia del Rey D. Alfonso X de Castilla, collados &c. por Don Manuel Rico y Sinobas. Opera publicada de Real Orden. Tomo I. Madrid 1863. Tomo II. Madrid 1863. Tomo III. Madrid 1864.
Memorias de la Real Academia de Ciencias exactas físicas y naturales de Madrid. Tomo II, pag. 1—170. (1a Serie. Ciencias exactas. Tomo I, parte 2.) Madrid 1863. Tomo III, pag. 605—740 (2a Serie. Ciencias físicas. Tomo I, parte 3.) Madrid 1863. — Tomo VI, pag. 1—199. (2a Serie. Ciencias físicas. Tomo II, parte 1.) Madrid 1864. Tomo VI, pag. 200—412. (2a Serie. Ciencias físicas. Tomo II, parte 2.) Madrid 1865.
Resumen de las actas de la Real Academia de Ciencias exactas físicas y naturales de Madrid, de 1861 a 1862. Madrid 1863. De 1862 a 1863. Madrid 1864.
Memorias de la Real Academia de ciencias morales y politicas. T. I. Parte 2. Madrid 1864. (p. 260—630).
Discursos pronunciados en la Real Academia de ciencias morales y politicas dell Señor Don Santjago Diego Madrazo en 18 de Diciembre de 1864.
Russisches Gesetzbuch. 1863. St. Petersburg 1864.
Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Sér. VII. T. V. No. 1. T. VII. No. 1—9. T. VIII. No. 1—15. St.-Pétersbourg 1862—1865.
Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. T. VII. No. 3—6. T. VIII. No. 1—6.
Compte-rendu de la Commission Impériale archéologique pour l'année 1863. Avec un Atlas. St.-Pétersbourg 1864.
Der Atlas dazu. St.-Pétersbourg 1864.
Jahresbericht am 17. Mai 1864 von dem Comité der Nicolai-Hauptsternwarte abgestattet. St. Petersburg 1864.

Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1864. No. I—IV. — Année 1865. No. II.

Statistics of the foreign and domestic commerce of the United States, communicated by the Secretary of the Treasury &c. March 12. 1863. Washington 1864. Vol. IX. No. 67. (Von Jan. 1862 bis Dec. 1862, nebst Titel.)

Annals of the Lyceum of natural history of New York.

Charter, Constitution and By-laws of the Lyceum of natural history in the City of New York. 1864.

Report of the national Academy of sciences for the year 1863. Washington 1864.

Annual of the national Academy of sciences for 1863—1864. Cambridge 1865.

Proceedings of the American Academy of arts and sciences. 1864. Vol. VI, pag. 237—364.

Proceedings of the Acad. of natural sciences of Philadelphia No. 1—7. 1863. No. 1—5. 1864. Philadelphia.

Transactions of the American philosophical Society for promoting useful knowledge, held at Philadelphia. Vol. XII. Part 2 and 3. Philadelphia 1863. Vol. XIII. New Series. Part 1. Philadelphia 1865.

Proceedings of the American philosophical Society &c. Vol. IX. No. 67. Jan.—Dec. 1862, pag. 1—124 (beiliegend Titel von Vol. VIII.) No. 71. 72. 1864.

List of the members of the American philosophical Society &c. [von der Stiftung im Januar 1769 bis zum J. 1865.]

Catalogue of the American philosophical Society Library. Part. I. Philadelphia 1863.

Proceedings of the Boston Society of natural history. Vol. III, 1848—1851. Cambridge 1851. Vol. IV, 1851—1854. Boston 1854. Vol. V, 1854—1856. Boston 1856. Vol. VI, 1856—1859. Boston 1859. Vol. VII, 1859—1861. Boston 1861. Vol. IX, 1862—1863. Boston 1865. (pag. 321—386.)

Boston Journal of natural history containing papers and communications read before the Boston Society of natural history. Vol. IV, No. 3. 4. Boston 1843. 1844. Vol. V, No. 1. Boston 1845. Vol. VI, No. 1—4. Boston 1850. 1853. 1857.

Report of the Committee of the overseers of Harvard College appointed to visit the Observatory in the year 1864. Boston 1865.

Siebzehnter Jahresbericht der Staats-Ackerbau-Behörde von Ohio. 1862. 2te Reihe. Columbus Ohio 1863. — Achtzehnter Jahresbericht u. s. w. 1863. Columbus Ohio 1864.

Report of the Commissioner of patents for the year 1862. Vol. I. II. Washington 1864. 1865.

Report of the Superintendent of the coast survey during the year 1862. Washington 1864.

Report of Lieut. Col. J. D. Graham U. S. Topographical Engineers on Mason and Dixon's Line with a Mape (fehlt). Chicago, Illinois, 1862.

Observations made &c. at St. Helena. Vol. II. 1844 to 1849. London 1860.

Observations made at the magnetical and meteorological Observatory at Toronto in Canada, Vol. III. 1846. 1847. 1848. London 1857.

Abstracts of meteorological observations made at the magnetical Observatory Toronto, Canada West, during the years 1854 to 1859 incl. Toronto 1864.

Results of meteorological observations &c. from the year 1854 to 1859 incl. Vol. II. Part. 1. Washington 1864.

Results of meteorological observations &c. during the years 1860—1862. Toronto 1864.
Smithsonian Contributions to knowledge. Vol. XIV. Washington 1865.
Smithsonian miscellaneous Collections. Review of American birds in the Museum of the Smithsonian Institution, by S. J. Baird. Part 1. North and Middle America. Washington.
The Canadian naturalist and geologist. New Series. Vol. I, No. 4—6.
Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XXX. XXXI. Batavia 1863. 1864.
Notulen van de allgemeene en Bestuurs-Vergaderingen van het Bataviaasch Genootschap &c. Deel I. Aflev. 1—4. Batavia 1863. 1864.
Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde, uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap &c. Deel XIII. 4e Serie. Deel IV. Aflev. 1—6. Deel XIV. 4e Serie. Deel V. Aflev. 1—4. Batavia 1863. 1864.

## Schriften für das magnetische Observatorium.

A. T. Kupffer, Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1862. St.-Pétersbourg 1865.
—— Correspondence météorologique. Année 1863. St.-Pétersbourg 1865.

## Einzelne Schriften.

Collection de Chroniques Belges inédites: Corps des Chroniques Liégeoises. Ly Myreur des histors, Chronique de Jean de Preis dit D'Outremeuse, publiée par Ad. Borgnet. Tome I. Bruxelles 1864.
Zwölf Fragmente über Geologie, oder Beleuchtung dieser Wissenschaft nach den Grundsätzen der Astronomie und der Physik, von Franz Grafen v. Marenzi. Triest 1864.
Das Alter der Erde. Ein geologisches Fragment im Geiste der Einsturztheorie geschrieben von Franz Grafen v. Marenzi. Triest 1865.
Der Karst. Ein geologisches Fragment u. s. w. von Franz Grafen v. Marenzi. Triest 1865.
Hämatologische Studien von Dr. Alex. Schmidt. Dorpat 1865.
Das Vorkommen des Parasitismus im Thier- und Pflanzenreiche, von Georg Ritter v. Frauenfeld. Wien 1864.
On the right ascension of the polar star, by Truman Henry. Safford 1864.
Paläontologie Südrusslands u. s. w. von Alex. v. Nordmann. Helsingfors 1863.
Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges, par Ad. Quetelet. Bruxelles 1864.
Nachrichten über Leben und Schriften des Herrn Geheimerathes Dr. K. E. v. Bär, mitgetheilt von ihm selbst, veröffentlicht bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums am 29. August 1864 von der Ritterschaft Ehstlands. St. Petersburg 1865.
Das funfzigjährige Doctorjubiläum des Geheimraths K. E. v. Bär am 29. Aug. 1864. St. Petersburg 1865.
Die IX Bücher Magdeburger Rechtes oder die Distinctionen des Thorner Stadtschreibers Walther Ekhardi von Bunzlau; eine Abhandlung u. s. w. von Dr. Emil Steffenhagen. Separatabdruck aus der Altpreussischen Monatschrift. Königsberg 1865.
Studien über agrarische und physikalische Verhältnisse in Südbrasilien u. s. w. von Woldemar Schultz. Mit einem Atlas. Leipzig 1865.

Monumentos históricos del municipio Flavio Malacitano que ha ordenato Manuel Rodriguez de Berlanga. Málaga 1864.
Bijdragen tot de Ontwickelings-Geschiedenis der Zoetwater-Planariën, door Dr. Knappert. Utrecht 1865.
L'appareil épisternal des oiseaux décrit par P. Harting. Utrecht 1865.
L'Archivio centrale di Stato in Firenze. Lettera del Prof. Fr. Bonaini al Direttore del giornale Fiorentino La Nazione (20. Dicembre 1864.)
Del piu conveniente edifizio per residenza al Senato del Regno. Lettera del Prof. Fr. Bonaini al March. Sen. Cosimo Ridolfi (4 Gennajo 1865.)
Die orientalischen Handschriften der Herzogl. Bibliothek zu Gotha. Verzeichnet von Dr. W. Pertsch. 2r Theil: Die türkischen Handschriften. Wien 1864.
Bericht über die im J. 1864 den Herzogl. Sammlungen des Schlosses Friedenstein zugegangenen Geschenke.
Ueber den Astrophyllit und sein Verhältniss zu Augit und Glimmer im Zirconsyenit, von Th. Scheerer. Berlin 1864. (Aus Poggendorffs Annalen, Bd. 122.)
Verzeichniss der zur Dr. Chr. Andreas Zipserschen Nachlassmasse gehörigen oryktognostischen, geognostischen und palaeontologischen Mineralien und Versteinerungen und numismatischen Sammlung.
Photometrische Untersuchungen u. s. w. von J. C. F. Zöllner. Leipzig 1865.
Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels von J. C. F. Zöllner. Berlin 1861.
Theorie der relativen Lichtstärke der Mondphasen von J. C. F. Zöllner. Leipzig 1865.
Ueber die Wurflinie im leeren Raume von G. Sidler. Bern 1865.
Organisationsplan der Königl. Sächs. polytechnischen Schule zu Dresden u. s. w. vom 31. Jan. 1865.
Nouveaux phénomènes des corps cristallisés, avec 14 planches, par Louis Lavizzari. Lugano 1865.
Electrotherapie mit besonderer Rücksicht auf Nervenkrankheiten. Von Dr. Carl Frommhold. Pest 1865.
Alcuni scritti inediti di Michel Angiolo Poggioli. Roma 1862.
Thumser, Zur Offenbarung der Welt-Ordnung, hier Entstehung, Drehung und Vermehrung der Weltkörper. München 1865.
Appel à la science des lettrés et à la munificence des riches. Le livre de l'avenir ou la science nouvelle démontrée par l'époptique de J. A. Vaillant. (Bukarest 1865.)

## SITZUNG AM 11. MÄRZ 1865.

Herr *Hänel* sprach über *den wieder aufgefundenen Codex Weissenaugensis der Lex Alamannorum mit Stücken der Epitome Aegidiana des Alaricischen Breviars.*

Diese Handschrift befindet sich jetzt in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart; früher war sie in der im Jahre 1145 gestifteten Prämonstratenser-Abtei Weissenau. Nach der im Jahre 1804 erfolgten Säcularisation der Abtei hat sie mehrmals ihre Besitzer gewechselt, wie so manche andere aus Kloster- und Kirchen-Bibliotheken herrührende Handschrift im Laufe dieses Jahrhunderts. Es bildeten nämlich, wie mir schon früher Herr *Gütermann* in Stuttgart zu berichten die Güte hatte[1]), die zeitherigen Ordensbrüder unter sich eine Exconventualen-Societät. Dieser vermachte der im Jahre 1816 verstorbene letzte Abt, *Bonaventura*, seine gegen 3000 Bände zählende Bibliothek[2]). Um dieselbe Zeit hatte die Societät das Schlöss-

1) *Serapeum* 1848, S. 127.

2) Ein Verzeichniss der Handschriften, entlehnt aus *Maiers* Papieren, habe ich ebenfalls im Serapeum 1847, S. 43 ff. mitgetheilt. Nach diesem zu schliessen, scheint weder der Werth der Handschriften zu Liebenau hoch anzuschlagen, noch die Zahl derselben eine bedeutende gewesen zu sein, vorausgesetzt, dass das Verzeichniss vollständig ist. Ich gerathe nämlich in Zweifel darüber, ob alle Handschriften der Abtei Weissenau nach Schloss Liebenau gekommen sind. Herr Dr. *Hassler* beschreibt nämlich in einem Programme unter dem Titel: Collatio Codicis Vergiliani Minoraugiensis cum imagine pictoris Sueviae antiquissimi. Ulmae 1855. 4. eine alte Handschrift des Virgils: »Est autem hic codex quinquaginta septem foliorum, formae majoris, membranaceus, Publii Vergilii Maronis Bucolica et Aeneidos duodecim libros complectens, optime scriptus atque conservatus, et, si ab antiquissimis codicibus, Mediceo atque Romano, et codicum

chen *Liebenau* bei Ravensburg käuflich erworben und wurde nun dahin die Bibliothek Bonaventura's gebracht, in welcher sich nebst andern Handschriften auch die obengenannte befand.

---

fragmentis Vaticano atque Sangallensi discedis, inter illos, qui tempore proximi ab his absint, sine dubio referendus« und giebt zugleich am Ende das Facsimile einer schönen Initiale aus einem Codex der Vitae Sanctorum des XII. Jahrhunderts. Incidi enim, fährt er fort, dum *Zeilae*, quae est arx *Constantini* ex antiquissima gente Dapiferorum de *Waldburg* illustrissimi principis, feriis anni praeterlapsi autumnalibus per aliquot dies morarer, in librorum et manu scriptorum et impressorum thesaurum haud exiguum, qui e praeclara Abbatiae *Minoraugiensis* bibliotheca reliqui emptionis jure huc advecti erant. — Quorum librorum pars tot tantisque saeculi nostri tempestatibus superstes, quam patrimonii sorte nactus illustrissimus comes *Georgius de Waldburg*, quippe qui Societatis Jesu signa sequi vel potius ferre, quam in tranquillitate atque otio jucundissime vivere mallet, illi societati tradidit, nunc Superiorum jussu nescio ubi terrarum lateat. Vergleicht man diese Worte mit dem, was oben von Liebenau gesagt worden ist, so scheint die ehemalige Bibliothek von Weissenau theils nach *Liebenau*, theils nach *Zeil* gekommen gewesen zu sein. Wenigstens befinden sich die erwähnten beiden, von Dr. *Hassler* beschriebenen Handschriften nicht in *Maiers* Verzeichniss. Zwar stehen in demselben unter Nr. 12 Virgilii Bucolica et Aeneidos libri XII, und unter Nr. 27 Vita et Passio quorundam Sanctorum, so wie unter Nr. 32 Vitae Sanctorum; allein die erste dieser Handschriften ist aus dem 18., die andere aus dem 15., und die letztgenannte aus dem 14. Jahrh. Von der künstlerischen Ausstattung einer Handschrift der Vitae Sanctorum ist ebensowenig bei *Maier* die Rede. Betrachtet man nämlich das dem *Hassler*'schen Programme beigegebene Facsimile, so muss die Handschrift, der es entlehnt ist, eine prachtvolle gewesen sein. Es stellt ein hohes R vor. Zwischen dessen Füssen sitzt auf einem niedrigen Stuhle in Mönchsgewande der Fr. Rvfillvs. Er ist, in der rechten Hand den Pinsel, in der linken ein Näpfchen mit Farbe, auf einen Stock gestützt, haltend, beschäftigt, den schön gewundenen äussern Schweif des Buchstaben auszumalen, an dessen Ende eine, einer Nereide ähnliche Figur, so wie ein männlicher Kopf mit langem Barte und eine über dem Kopfe sich erhebende drachenähnliche Schlange angebracht sind. Hinter *Fr. Rufillus*, dessen Name über ihn selbst geschrieben ist, steht ein einfüssiger Tisch mit 4 Näpfen, in deren jedem ein Stäbchen liegt, wahrscheinlich zum Zubereiten der Farben, vor ihm eine niedrige Bank, auf welcher ebenfalls ein Näpfchen steht und ein Messer liegt, das ein Radirmesser zu sein scheint. Es gehört diese Initiale zu den schönsten dieser Art Arbeiten, denn auch das Innere des oberen Theiles des Buchstaben ist mit Meisterhand schön verziert durch verschlungene farbige Linien, welche gegen die Mitte hin 4 vollmondsartige Gesichte umschliessen, im Mittelpunkte aber ein Rundtheil enthalten, auf welchem ein gehender Löwe mit, durch die Hinterfüsse in die Höhe gezogenem, Schweife und aufgehobenem linken Vorderfusse angebracht ist.

In Liebenau ist sie, wie es scheint, noch vor dem Jahre 1830 vom sel. Dr. *Maier* aus Esslingen für die Monumenta Germaniae benutzt worden[3]. Bald nachher war sie verschwunden. Die Wiederauffindung derselben ist nicht ohne Mühe gewesen. Es möge gestattet sein, darüber zu berichten; vielleicht wird dadurch Gelegenheit geboten, den übrigen Schätzen der Weissenauer Bibliothek auf die Spur zu kommen. Nach desselben Herrn Gütermanns Aussage sollte die erwähnte Bibliothek von dem letzten Gliede der Exconventualen-Societät, dem im J. 1842 verstorbenen Pfarrer *Schlegel* in St. Christina bei Ravensburg, dem Jesuiten-Collegium zu Freiburg in der Schweiz vermacht worden sein. Da die Handschrift für mich besonderes Interesse hatte, so benutzte ich eine Ferienreise zum Besuche Freiburgs; indessen vergeblich. Bei aller Gefälligkeit, deren ich mich zu erfreuen hatte, war nichts zu finden. Die Jesuiten, hiess es, haben bei ihrer Vertreibung aus der Schweiz die Schätze ihrer Bibliothek ins Ausland geflüchtet. Nachforschungen an anderen Orten führten ebenso wenig zu einem Resultate. Somit blieb die Sache liegen, bis ich denn im vorigen Jahre gelegentlich der Revision meiner Ausgabe der Lex Romana Visigothorum die Nachforschung wieder aufnahm. Unter Vermittelung meines Freundes, des Herrn Prof. *Maassen* in Graz, schrieb ich nämlich nach Freiburg[4]. War zwar der Erfolg nicht befriedigend, so führte er doch einen Schritt weiter zum Ziele, denn es verwies mich in seiner freundlichen Antwort vom 16. Nov. v. J. Herr M. *Meyer*, Kantonsbibliothekar zu Freiburg, im Auftrag des Directors des Collegiums, an Herrn Pater *Roh* in Laach bei Coblenz, welcher ausgezeichnete Jesuit die Bibliotheken der Jesuiten am besten kenne. Mich sofort an diesen gelehrten Herrn wendend, antwortete mir derselbe unter dem 7. Dec. v. J.: »Die Bibliothek von Liebenau ist allerdings von den Herren *Barratti* und *Schlegel* den Jesuiten der Schweiz testamentarisch hinterlassen, aber wegen der Unruhen in der Schweiz vor der Hand liegen gelassen worden unter der Obhut von Fräulein *Schlegel*, welche jedoch kein

3) Mon. Germ. Hist. T. III, (Leg. T. I) p. XVII sq. 267.

4) Nach den früheren vergeblichen Nachforschungen eine Verwechslung der Orte Freiburg vermuthend, schrieb ich zu gleicher Zeit an Herrn Hofrath Professor Dr. *Fritz* in Freiburg i/B. Ich bedaure, dem geehrten Gönner, der sich emsig der Befriedigung meines Wunsches unterzogen hat, vergebliche Mühe gemacht zu haben.

Verständniss für die ihr anvertrauten Schätze habend, nicht nur allen geistlichen Herren der Umgegend, sondern auch jedem anständig gekleideten Herrn freien Zutritt zur Bibliothek gestattete. Als nun die Jesuiten im Jahre 1852 die Bibliothek in Empfang nehmen wollten, seien die meisten Handschriften, mit ihnen auch die von mir bezeichnete, und sehr seltene Incunabeln spurlos verschwunden und an Handschriften, die man nicht versteckt wegtragen konnte, schöne Initialen ausgeschnitten gewesen. Indem er bedaure, meiner Nachfrage nicht entsprechen zu können, gebe er mir den Rath, mich an Herrn Dr. *Hassler*, Professor in Ulm, zu wenden, der das ganze Oberschwaben am besten kenne.« Dieser wohlgemeinte Rath führte zum Ziele. Herr Oberstudienrath Dr. *Hassler* hatte nämlich die Güte mir umgehend auf meinen Brief unter dem 12. Dec. zu schreiben: »Mit grossem Vergnügen kann ich Ihnen die gewünschte Auskunft über den verloren geglaubten Weissenauer Codex der Leges Alamannorum ertheilen. Er ist gerettet. Vor etwa 10 Jahren wurde mir durch einen Juden, zugleich mit einem andern Pergament-Codex theologischen Inhaltes, der fragliche Codex zum Kaufe angetragen. Sie können sich denken, dass ich ihn nicht wieder aus den Händen liess, sondern ihn sogleich kaufte, jedoch nicht für mich, sondern für die königliche öffentliche Bibliothek in Stuttgart. Dort befindet er sich nun.« Es galt nun den letzten Schritt zu thun, um die Handschrift selbst einzusehen. Er war nicht vergeblich, denn auf mein Gesuch, die Handschrift mir zum Gebrauche nach Leipzig zu senden, überschickte mir dieselbe mit nicht genug zu rühmender Liberalität der Herr Oberstudienrath und Oberbibliothekar Dr. *v. Stälin*. Am Sylvesterabend des verflossenen Jahres kam sie zu meiner grossen Freude glücklich in meiner Arbeitsstube an.

Auf die Beschreibung der Handschrift übergehend, so ist diese, was ihr Aeusseres betrifft, gebunden in mit Pergament überzogene und mit Messingschloss versehene Holzdeckel. Der Pergament-Ueberzug ist gepresst mittels einer Platte, auf welcher Verzierungen und vier kleine, Engeln ähnliche Figuren eingegraben waren. Zum Binden hat man noch eine alte Handschrift benutzt, wie aus Pergamentstreifen zu ersehen ist, welche hinter dem Rücken inwendig hinweggezogen, zur Seite der Deckel hervorragen. Auf der Aussenseite des vorderen Deckels ist ein Pergamentstreifen querüber aufgeklebt, auf welchem eine

Hand des 15. Jahrhunderts die jetzt ziemlich verblichenen Worte geschrieben hat »Leges et Sanctiones Alamannorum«. Innerhalb dieses Deckels erblickt man oben die Worte: »Diese Handschrift ist im Jahre 1830 für die von Dr. *Pertz* herausgegebenen Monumenta Germaniae histor: (cf. Legum T. III. pag. 9 **i[12]) verglichen worden. Tübingen. Prof. Michaelis«, welche Worte bis zu *Pertz* auf Kehrseite des Einsatzblattes wiederholt, aber ausgestrichen worden sind. Da die Lex Alamannorum, welche das erste Stück des 3. Theiles der Monumenta Legalia ist, von *Merkel* den 1. Jul. 1849 herausgegeben worden ist, so hat es das Aussehen, als ob bald darauf Professor *Michaelis* die Handschrift in Händen gehabt habe. Unter diesen Worten ist ein in Metall gestochenes bischöfliches Wappen auf Papier eingeklebt, auf welchem oben eine Bischofmütze, mit daneben, aber hinter dem Wappen weg durchgezogenen Schwerte und Hirtenstabe angebracht ist, umgeben von den Buchstaben B A Z W.; inwendig erblickt man in der oberen, dunklen, zur linken Seite von einem weissen Streife durchzogenen Hälfte eine fliegende Taube mit einem Oelzweige im Schnabel, in der unteren lichten Hälfte einen aufgerichteten Löwen, mit den Vordertatzen ein auf der Aussenseite gezacktes halbes Rad haltend. Auf dem Rücken des Bandes sind zwei weisse Papierzettel, der eine oben, der andere unten aufgeklebt. Auf jenem befinden sich von einer Hand der neuesten Zeit die Worte: a) Lex Alamannorum | b) Capitularia | Karoli Magni; und eben so auf dem unteren: Cod. Jur. | 4° | Nro. 134. Ferner ist auf dem Rücken mit Röthel die Zahl 35 geschrieben. Die Handschrift besteht, abgesehen von dem Einsatzblatte, aus 201, neuerer Zeit mit Bleistift numerirten, meistens glatt sich anfühlenden Pergamentblättern in Klein-Quart, nicht unähnlich dem Gross-Octav[5]). Dem obern Rande der Vorderseite des ersten Blattes ist querüber ein weisser Papierstreif aufgeklebt mit den darauf gedruckten Worten: »Bonaventura Abbas Minoraug.« Auf dem untersten Rande derselben Seite befindet sich in Schwarz der Stempel der öffentlichen kö-

5) Diess jetzige Format scheint von dem Verschneiden des äussern Randes der Handschrift beim Einbinden herzurühren, wenn man darauf aus den im zweiten Theile der Handschrift mitunter verstümmelten Capitel-Zahlen und Bl. 200 verstümmelten Worten schliessen darf. Einige Blätter sind sehr dünn und etwas zusammengeschrumpft, gleich als ob darauf früher eine andere Schrift gestanden habe und diese weggewaschen worden sei.

niglichen Bibliothek zu Stuttgart. Die Quaternionenzahlen fehlen; sie sind von neuerer Hand mit Bleistift nachzuholen versucht worden, aber nicht richtig und am unrechten Orte, nämlich zu Anfange eines jeden vermeintlichen Quaternio. Die Linien der Zeilen, 21 in der Regel auf jeder Seite, sind mit dem Griffel gezogen und begrenzt am äussern Rand durch zwei perpendikular von oben nach unten laufende Linien. Nur die zwei letzten, von anderer, ziemlich gleichzeitiger Hand geschriebenen Blätter enthalten blos 18 Zeilen auf der ersten und letzten Seite, und 19 Zeilen auf den inneren Seiten. Die Schrift, eine schöne deutliche Minuskel mit hier und da eingemischten Semiuncialbuchstaben, gehört dem 10. Jahrhundert an, obschon, wie zu bemerken ist, mit Bl. 160 ein anderer Schreiber eingetreten zu sein; ja, auch die Lex Alamannorum (Blatt 1—33) eine von dem Mittelstücke der Handschrift abweichende Hand zu verrathen [6]) scheint, so dass, wenn diess der Fall ist, die Handschrift aus drei Stücken besteht, eine Annahme, die dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass die Hälfte der Vorderseite und die Kehrseite des Blattes 33 unbeschrieben und hinter diesem zwei Blätter ausgeschnitten sind, und zwar erst in neuerer Zeit, wie man aus dem frischen Schnitte erkennt. Es spricht für jenes Alter die grossentheils nach links gezogene Schrift, der nach oben stärkere Schaft der Buchstaben l, b, d, die nicht selten vorkommenden Semiuncialen f, d, s, das, besonders im letzten Stücke der Handschrift, mit dem zunächst vorausgehenden Consonanten, namentlich mit h, m, n verschlungene i, desgleichen die häufige Verschlingung des s am Ende der Worte mit u, n, des t mit n bei den Endsylben ent, rant, runt, wohl auch mit i, so-

6) Nicht immer hat man bei abwechselnder Schrift Schreiber verschiedener Zeiten zu vermuthen; häufig haben ganz gleichzeitige Schreiber an derselben Handschrift gearbeitet. Es wurden nämlich in den Schreiberschulen die Quaternionen der abzuschreibenden Handschrift nicht selten unter mehrere Abschreiber vertheilt, die dann die Abschrift jener Quaternionen auf eben so viel Quaternionen zu übertragen hatten, was um so leichter geschehen konnte, als man Linienreffs von derselben Anzahl Linien auf jeder Seite verwendete, als die Originalhandschrift enthielt. Zu dergleichen Handschriften gehören besonders die mit Correcturen versehenen, die aber in der Regel bald aufhören; denn wenn gleichzeitig die Abschriften der vertheilten Quaternionen eingingen, so wurde der beauftragte Corrector des Corrigirens bald satt. Etwas Aehnliches findet sich schon in der florentinischen Handschrift der Pandekten vor.

wie des r mit o und mit t, alles gerade so, wie es in den ältern St. Gallener Handschriften sich vorfindet[7]). Ich glaube daher, dass die Handschrift zwar nicht in Weissenau, dessen Stiftung sie um 200 Jahre überreicht, wohl aber im nördlichen Theile der Schweiz entstanden ist. In den Abkürzungen und in der Schreibweise der Worte nichts Auffallendes. Die Interpunctionen meistens Punkte, aber mehr als Ruhezeichen, als dem Sinne nach; seltener : und ;. Die Punkte stehen gewöhnlich über der Zeile. Die Capitel-Ueberschriften, deren Zahlen und Initialen sind mit Zinnober herausgehoben, indessen fehlen nicht selten die Ueberschriften und steht der dafür bestimmt gewesene Raum leer. Die Zahlen stehen häufig am Rande, desgleichen die hohen Initialen. Ausgezeichnet ist der Bl. 37$^{b}$ die Höhe von 8 Zeilen zu Anfange der Capitularien einnehmende Buchstabe R, zwischen dessen Füssen eine wahrscheinlich den Imp. Karolus vorstellende Figur sich befindet, die aufrecht stehend auf dem Haupte eine Krone trägt, ausserdem in der rechten Hand einen Zweig (Palmenzweig?), und in der linken einen Apfel hält. Auch sonst kommen grössere Initialen vor, aber ohne weitere Ausschmückung, z. B. Bl. 39$^{b}$, 71$^{a}$, 73$^{a}$, 95$^{b}$. — Der *Inhalt* der Handschrift ist im Allgemeinen im *Arch.* B. VII, S. 763, Nr. 5 angegeben; ausführlicher bei *Pertz*, Mon. Leg. T. I, S. 263, 267 und T. III (von *Merkel*, Vorr. z. Lex Alam.), S. 9. Nicht richtig wird a. a. O. S. 267 gesagt, es befinde sich die Handschrift nunc in castro *Lindenau* ad lacum Brigantinum, für *Liebenau*, das einige Meilen vom Bodensee entfernt liegt. Bl. 1—33$^{a}$ enthält die Lex Alamannorum. Das bis zu Bl. 3$^{b}$ Z. 3 v. u. gehende Titelverzeichniss stimmt in der Reihenfolge ziemlich mit dem Verzeichnisse B$^{b}$ bei *Merkel* S. 41, doch spielt es auch in

7) Es ist wünschenswerth, dass man sich daran gewöhne, das Alter der Handschriften nicht nach Ländern, z. B. durch longobardische, fränkische Schrift zu bestimmen, sondern möglichst nach den Schreiberschulen; denn innerhalb desselben Landes haben diese ganz abweichenden Ductus. Man vergleiche nur die aus St. Fleury sur Loire, aus Pontigny, Clairveaux, St. Vaast, St. Eloy, St. Bavon stammenden Handschriften mit einander: oft scheinen diese derselben Zeit anzugehören und doch sind sie verschiedenen Alters und umgekehrt. Bevor man nicht diesen Weg einschlägt, wird das Schwanken in den Altersangaben bleiben. Freilich ist derselbe nicht ohne Schwierigkeit; hat man aber einmal den Ductus einiger Handschriften auf diese Weise genau studiert, so findet man sich bald zurecht. Es ist wie mit alten Gemälden.

B[2] über. Die Ueberschrift der *Lex Alamannorum* (Bl. 3[b] Z. 3 v. u. bis Bl. 4[a] Z. 3 v. o.) lautet: »Incipit | Lex Alamannorū Quae Temporib' Glo|tharii Regis Una Cū Principib' Suis· ID || Bl. 4[a] Sunt· XXXIII Epīs Et Triginta III Duci|bus· Et LXX Duobus Comitibus· Vel Ce|tero Populo Constituta Est.«

*Ansegisus* beginnt Bl. 34 unter Vorausschickung des Capitelverzeichnisses des ersten Buches bis Bl. 37[b] Z. 13, mit der Ueberschrift: »Incipiunt Capitula Libri sequentis.« Ob ein grösserer Titel, wie der bei *Pertz* a. a. O. S. 271 angeführte nebst der Praefatio, auf den, wie bemerkt, zwischen Bl. 33 und 34 ausgeschnittenen beiden Blättern gestanden habe, lässt sich zwar nicht bestimmen, aber als wahrscheinlich vermuthen, schon wegen der angeführten Ueberschrift. Im Wesentlichen stimmt Ansegisus mit *Pertz*, abgesehen von einigen Auslassungen, Versetzungen von Rubriken oder Texten der Capitel und Wortveränderungen. Bl. 136[b] Z. 5 und 6 schliesst *Ansegisus* mit dem Rubrum: »De Proprietate Hominis Que Ob Aliquod« (fehlt Crimen) In Bannum Missa fuerit«, ohne jedoch, dass der Text beigebracht würde[8]). Vielmehr beginnt anstatt dessen Z. 7 mit den Worten in schwarzer Uncial »Quedam Igitur Leges Dicuntur« aus *Isidor*. Orig. V, 15 bis zu nuncupata est (auch hier mit Beibehaltung der Namen pompejus u. (lex) Papia Pompeja) und dann, an diese Worte sich anschliessend mit (i)gitur leges redigere in libros primus consul Pompeius instituere voluit aus *Isidor*. Orig. V, 1, §§. 5—7, alles, bis auf einige Wortversetzungen, z. B. necessaria videtur, und Schreibfehler mit der *Otto*'schen Ausgabe des Isidor stimmend. Nach dieser Einleitung heisst es Bl. 137[a] Z. 6 u. 5 v. u. (von welchen aber Z. 5 unbeschrieben ist) in rother Uncial weiter: »Incipiunt Capitula Sequentis *Excerpti*«, aus welchem letzten Worte man von selbst erkennt, dass nicht die g a n z e Interpretatio des Westgothischen Codex Theodosianus folgt, wie man aus der Vorrede der Monum. Leg. T. I, S. 267: »continet codicis Theodosiani interpretationem Wisigothicam« zu schliessen geneigt sein möchte, sondern nur Excerpte aus demselben. Aber es folgen noch überdiess Excerpte nicht blos aus dem Westgothischen Codex

8) Von hier an bedarf es einer specielleren Angabe des Inhaltes der Handschrift; die der Mon. Leg. T. I, S. 267 ist ungenügend, theilweise unrichtig.

Theodosianus, sondern ebenfalls aus den Novellen der Kaiser Theodosius, Valentinian, Martian, so wie aus Gaii Epit., aus Paulus und endlich aus dem Gregorianischen Codex; ferner sind die Excerpte nicht aus der Westgothischen Interpretation selbst entlehnt, sondern aus der nach ihrem Herausgeber Petrus Aegidius benannten Umarbeitung, nämlich *Summa* sive *Epitome Aegidiana*. Es ergiebt sich diess sofort Bl. 140[a] aus den Anfangsworten des Textes: »Prolatae leges principum sine die et consule valebunt.«

Aus ihr sind, wie man schon aus dem bis Bl. 139[b] Z. 6 v. u. gehenden Verzeichnisse ersehen kann, nur 95 Titel ohne Auszeichnung ihrer Quelle entlehnt und zwar *Cod. Theodos.* I, 1, 9, 10, 11; II, 16, 24, 30, 31; III, 3, 4, 7, 8; V, 5, 6, 7, 8, 9, 10 (aber 10 anstatt der Rubrik de Inquilinis et Colonis mit den Worten der Explanatio Titulorum, s. *Hänel*, Lex Rom. Vis. S. 7 col. 2), 11, 12; VI, 1; VII, 1; VIII, 3; IX, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 15, 17, 18, 22, 25 (de quaestionibus *imperatorum*), 26, 28, 30, 31, 33; X, 5, 9, 11 (dem Rubrikenverzeichnisse nach, den Texteswørten aber nachgehend Tit. 10; s. unten); XI, 5, 12, 13; XIII, 1. *Nov. Theod.* 10. *Nov. Valent.* 3, 4, 5. *Nov. Mart.* 1 (mit dem Nachsatze id est ut actor forum rei sequatur). *Gai.* 1, 2, 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 15, 16, 17. *Paul.* I, 1, 18; II, 3, 4, 5, 8, 9, 12, 13, 17, 23, 24, 25, 26, 28, 31; IV, 11, 12; V, 1, 13, 15, 16, 31. *Cod. Greg.* Tit. 6. Diesem Verzeichnisse entsprechend folgt nun bis Bl. 160[a] Z. 6 der Text selbst, beginnend mit den Worten in rother Uncial: »Brevis Excertio De Theodosiano«, was zu dem Irrthum scheint Veranlassung gegeben zu haben, als ob die Interpretation blos des Theodosischen Codex vorliege. Einige Titel der Epitome sind aber wiederum excerpirt, z. B. aus dem Titel des Gregorianischen Codex ist nur §. 1, 2 aufgenommen; in c. 1 C. Th. ad L. Juliam de Adulteriis 9, 4 fehlt der Satz Paulus dixit bis rerum Deus, eben so im Titel C. Th. de Fugitivis 5, 9 der Schlusssatz Hoc autem–fugitivum; in c. 1 C. Th. de Mulieribus 9, 6 der Schlusssatz probaverint bis profutura, desgleichen in c. 1 C. Th. ad L. Cornel. 9, 15 der Schlusssatz von Si tabellio an u. s. w. Ferner fehlt zu dem Tit. C. Th. de Secundis nuptiis 3, 8 der Text und ist statt dessen der Text des Tit. C. Th. de Carboniano ed. 4, 3 aufgenommen worden. Dagegen ist zu Tit. C. Th. de Fide et Jure hastae 10, 9 ohne Aufnahme der Rubrik

die c. 1 des nächstfolgenden, im Rubrikenverzeichnisse nicht angegebenen, Titels de Thesauris gezogen worden und fehlt der im Rubrikenverzeichnisse angegebene Titel de Metallis desselben Buches, so wie der nächstfolgende Ne damna provincialibus 11, 5. Eben so fehlt der Text zu der Rubrik de Exheredatione Liberorum. Durch diese Verirrungen des Schreibers ist der Text zu früh in die zunächst vorausgehende Rubrik gebracht worden, und zwar mit Ueberspringung von zwei Rubrikenzahlen bis Tit. 64, von wo an die Zählung bis Tit. 68 stimmt, dann aber wieder um eine Zahl zu hoch angenommen wird, indem der Schreiber von Nummer 68 sogleich auf 70 überspringt, mit Weglassung der Zahl 69, so dass er am Ende 96 Titel zählt, anstatt 95 dem Rubrikenverzeichnisse gegenüber. Im Gaius ist die Rubrik von Titel 11 mit der von Titel 15 und die von Titel 15 mit der von Titel 11 vertauscht, zu letzterer aber §. 1—3 aus Tit. 16 de Obligationibus und zu dem Titel de Obligationibus das zum Titel 17 Quib. modis oblig. tollitur Gehörige gezogen worden, ferner zu diesem Titel §. 1, 2 Tit. Pauli de Pactis 1, 11. Ausserdem hat der Schreiber die zu dem Tit. 16 Pro Socio (Paul. 2, 16) gehörige Stelle dem Titel 13 desselben Buches zugetheilt, ohne irgend eine Auszeichnung und ohne dass der Titel Pro Socio im Rubrikenverzeichnisse angegeben wäre; dasselbe gilt vom letzten Satze des Titels de Donationibus (Paul. 5, 12), der unter den Titel de Liberali causa gestellt ist, wodurch aber der Text der folgenden Titel wieder unter die gehörige Rubrik kommt. Mit c. 1, 2 tit. 6 C. Gr. de Rei vind. endigen zunächst die Auszüge aus der Epitome Aegidiana. Ihr Text stimmt, abgesehen von einzelnen Worten, Lesarten und den bemerkten irrthümlichen Versetzungen, im Allgemeinen mit dem Drucke. Nach dem Schlussworte Explicit heisst es weiter Bl. 160ᵃ Z. 7 ff.: »*Ex Iustiniani Augusti Pro Episcopis | Et Monasteriis. Capitulum | Primum*«, es folgen aber nicht, wie die Monum. Leg. a. a. O. mit Berufung auf *Savigny*, Zeitschr. II, p. 160 (richtiger p. 115 u. 128 flg.) berichten, »*aliquot Iustiniani novellae*«, sondern 1) die von *Savigny* a. a. O. S. 128 aus *Anselmi* Collectio Canonum Lib. VII, c. 205—210 mitgetheilte Nov. V. de Monachis, aber abgekürzt und theilweise verändert[9]; 2) Bl. 161ᵇ Z. 7 v. u.

---

9) Da man seit *Savigny* und *Biener* der, ausser der gewöhnlichen alten Uebersetzung zufällig existirenden andern Uebersetzung einiger Novel-

nach Freilassung einer Zeile bis Bl. 162[b] Z. 4 aus *Julian's* Epit. Novell. die mit der vorhergehenden Novelle sinnverwandten cap. 190, 188, 189, 192, 193 mit dem Nachsatze Explicit, von

---

len Aufmerksamkeit geschenkt hat und die in der Weissenauer Handschrift enthaltene der Nov. 5 bedeutend älter ist, als die von *Savigny* (z. Thl. schon früher in Fr. et P. *Pithoei* Observat. u. s. w. Paris. 1689, fol. S. 693 ff.) aus *Anselm* mitgetheilte und von *G. E. Heimbach*, Authent. P. Poster. p. 1136 ff wiederholte, so möge es gestattet sein, den Text der Weissenauer Handschrift hier mitzutheilen. Zwar stimmt er mehrfach mit Pithou's Text, doch ist er, so weit dieser reicht, mitunter kürzer; hat dagegen am Ende mehr. Er lautet: »Ex Justiniani Augusti Pro Episcopis | Et Monasteriis Capitulum | Primum. | (Bis hieher rothe Uncial.) Imperator Justinianus Augustus Epi | (bis hieher schwarze Uncial) fanio Archiepiscopo· Inprimis dicendum est. ut in omni terra quae nostro gubernatur imperio. si quis monasterium fabricare voluerit non ante ei licebit hoc facere. quam venerabilem ejusdem loci episcopum advocaverit. et is manum in caelum extenderit. et orationibus eundem locum consecraverit Deo. figens scilicet in eo nostrae salutis signum. adorabilem venerabilemque crucem. Ita demum incipiat fabricare. posita ut dixi cruce. pro fortissimo fundamento. hoc sit principium pie monasteriorum constitutionis. cura vero subeunda est nobis quomodo eos | Bl. 160[b] | fieri oporteat. Utrum liberi an servi quod omnes similiter suscipit divina gratia aperte praedicans, quia in dei cultura non est masculus neque femina· non servus neque liber. omnes enim in Christo unum sumus. Qui vero ad hoc affectavit secundum divinas regulas. non temere continue a reverentissimis abbatibus monasteriorum habitum accipere monachorum. Sed triennio toto sustinere. nec eodem habitu dignus habiturus. sed tonsuram et vestem habeant eorum qui christi laici appellantur. et si totum triennium permanserint optimos se ipsos et tolerantes aliis monachis vel abbatibus ostendentes. tunc demum digni habeantur tonsura et simul veste monachis congrua· et si liberi fuerint· nullum timorem habeant. si servi nullam inquietudinem. Quod si intra trigennii metas aliquis veniat dicens ad se pertinere· aliquem illorum affirmans sibi aliquid ab eo furto subtracto (um). et ob hoc ad monasterium confugisse sancimus. non facile hoc ei permitti. sed probare primum. quod servus || Bl. 161[a] || ejus est. et pro furto aliquo et culpa saevissima monasterium petiit. quibus probatis continuo eum recipiat. licet forte biennio retro cucurrerit. non amore conscientiae. sed vitiis trahentibus introivit in monasterio restituatur cum his quae subtraxerat. si hoc in monasterio repperiatur. Is autem qui se dominum probavit juret. nullum se malum in eo qui restituitur exhibiturum. et sic eum recipiat. Si autem qui se dominum dicit. nihil tale probaverit et is cui furti crimen objicitur probus appareat, accedente aliorum testimonio. tunc licet necdum triennale tempus transierit maneat in monasterio ab omedomino absolutus· Triennio autem fluente nulli penitus (concedimus) rni vocandi in servitute quemquam ex his qui (monachorum) societate digni sunt judicati. sed sive servi sive liberi in eadem continentia sine aliqua

welchen Capiteln 490 als XI.; 488 u. 489 als XII.; 492 als XIII. u. 493 als XIIII. bezeichnet sind; 3) Bl. 162[b] Z. 5 bis Z. 3 v. u. unter der Rubrik in rother Uncial: »De Calcidonensi Concilio in quo DCXXX. | sacerdotes. XVII.« cap. 17 der Canones Concilii Chalcedon. (vergl. d. Codex Canonum Vet. Eccl. Roman. a Fr. *Pithoeo* restit. Paris. 1687, fol. p. 102); 4) Bl. 162[b] Z. 2 v. u. bis 163[a] Z. 12 die oben bei den Excerpten aus der Summa Aegidiana vergessenen, hier nachgeholten, Stellen der Titel de Metallis, de Exheredatione liberorum, Ne Damna provincialibus, der erste irrthümlich als LXVIIII. anstatt XLVIIII. bezeichnet. Nach dem letzten Excerpte ist eine Zeile leer gelassen und beginnt dann, Z. 14, Erchanberti Breviarium mit den Worten »Mortuo quippe faramundo rege«[10]). Nach diesem Breviar hebt Bl. 173 unter Weglassung der Rubrik mit einem Verzeichniss von 26 ungezählten Titeln an, auf welche Z. 7 der Kehrseite die Rubrik »De homidiis in ecclesiis vel in atri|is earum perpetratis« anstatt de honore ecclesiarum des Verzeichnisses folgt, dann 3½ Zeilen leer stehen und nun erst der Text beginnt, nämlich Anseg. IV, 13, 14, nach welchem Bl. 174[b] wieder die 6. und 5. Zeile v. u. leer stehen, wahrscheinlich bestimmt für die Rubrik

---

formidine perseverent. et nihil de eorum vita praeterita licet culpabilis sit requiratur. Hanc si servitutis necessitatem fugiens monasterium quidem temptet relinquere. sequi autem alterius vitae habitum licentiam habeant domini servili eum repraesentare fortunae. Quae enim injuriosum ei vide | 161[b] | in veram retrahi servitutem. qui dei culturam non dubitavit respuere. Nunc autem videamus quomodo in coenobiis habitent et suis abbatibus sine aliqua protervia oboediant et tradita(m) sibi abstinentia(m) sine querela custodiant. Quod si velit recedere aliquis de monasterio et privatam vitam eligere. ipse sciat quas excusationes apud deum inveniat. Res vero omnes quas habuit cum in monasterium ingressus est domin(i)o ejusdem monasterii deputentur. et nihil ei ex his habere permittatur. Prius vero quam in monasterium ingrediatur licentiam habeat res suas. qualiter voluerit ordinare. Nam semel ingressum universa bona ejus sequantur.« — Unter Beibehaltung der Schreibweise und Andeutung der Auslassungen von Worten und Buchstaben in der Handschrift, sind die Abkürzungen aufgelöst worden. Die Punkte stehen in der Abschrift an demselben Orte, wo sie sich in der Handschrift befinden. Eine Summa der Nov. 5, c. 1—5 steht ebenfalls in der von mir beschriebenen Handschrift zu Udine; s. *Berichte* d. k. s. Ges. d. W. 1852, S. 81.

10) *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptor. T. II, S. 327—330. Von einem Mönche des Kl. Weissenau kann das Breviar nicht gefertigt worden sein, denn Weissenau wurde erst 1145 gestiftet; s. *Stälin*, Würtembergische Geschichte Th. II, 728, die Handschrift ist aber älter.

des nächstfolgenden Capitulare »de Exercitu promovendo« (Monum. a. a. O. S. 119). Sie ist, als III. bezeichnet, vor den 3 letzten Capiteln (7—9) des Capitulare nachgeholt worden. An dieses Capitulare schliesst sich Bl. 177ª Z. 4 bis 183ª Z. 8 Anseg. IV, 15—33, mit dem Schlussworte Explicit. Ein zweites Verzeichniss von 69 Capiteln des Ansegisus, von denen aber nur die ersten 21 numerirt sind, geht, mit Leerlassung einer Zeile, von Z. 10 des Bl. 183ª bis Bl. 185ª Z. 6, worauf, nachdem wiederum 2 Zeilen unbeschrieben gelassen sind, der Text dieser Capitel mitgetheilt wird bis zu Ende der ursprünglichen Handschrift Bl. 199ᵇ Z. 15, worauf eine Zeile mit einer frühern Nachschrift radirt und darunter die Nachschrift »*Liber Scī Petri. a. Maria minoris*« von späterer Hand bemerkt ist. Diess zweite Verzeichniss und Stück des Ansegisus hebt mit dem Titel De Forcapiis (IV, 34) an[11]) und folgen dann die in den Monum. S. 267 bemerkten Stellen, indessen ist nach IV, 70, wo die Excerpte aus dem dritten Buche anfangen, sowie nach III, 66 der Uebersprung in IV, 9 und von da in III, 11 nicht ausgezeichnet; alles geht hintereinander fort. Dadurch, dass die Stellen nach den Zahlen ihrer ursprünglichen Titelstellung aufgeführt sind, hat es den Anschein, als ob mehr als 69 Stellen, die das Verzeichniss angiebt, nämlich 107 beigebracht würden. Indessen harmoniren beide, nur dass der Titel de Vassis, der im Verzeichniss fehlt, im Texte steht, und c. 60—65 als c. 61—65, 65 im Texte gezählt werden.

Was man durch das Eintragen der theils fremdartigen theils wiederholten Stücke in diese Handschrift bezweckt habe, ist schwer zu bestimmen. Erwägt man aber, dass, wie bemerkt, mit Erchanberti Breviarium ein anderer Schreiber eintritt, so scheint die Handschrift nur zur Aufnahme der Lex Alamannorum, des Ansegisus und der Excerpte aus der Epitome des Aegidius und vielleicht anderer Gesetze bestimmt gewesen, aber nicht vollendet, und das übrige leere Pergament von dem zweiten Schreiber zu Nachträgen benutzt worden zu sein, von welchen einige zur Ergänzung der früheren Stücke dienen sollten[12]). Die beiden letzten Blätter enthalten Fragmente einer

11) In den Mon. Leg. I, 267 ist 1, 2, 36—57, 59—65, 65—70 u. s. w. bis 107 zu corr. in 1, 2, 36—57, 59, 61—65, 65—70, 67, 68 (die Zahl L verschnitten), 70, 72—77 (die letzte I verschnitten), 83—107.

12) Gelegentlich mag hier nochmals auf den Cod. Montispess. H. 136

Schrift grammatischen Inhaltes, deren Verfasser, da *Beda* darin erwähnt wird und wegen des Alters der Blätter nach dem zweiten Drittel des 8. Jahrhunderts, aber vor Ende des 10. Jahrhunderts gelebt haben muss [13]).

---

aufmerksam gemacht werden, der, wie ich schon in meiner Ausgabe der Lex Romana Visigothorum p. LIX erwähnt habe, die Capitularien in einer von Ansegisus abweichenden Ordnung enthält.

13) Sie scheinen nicht in den Ausgaben der Grammatiker zu stehen. Sie lauten so: Socius illius socius illi. Et quia verba transitiva sunt, videamus| unde et quo transeant. Scilicet a nominativo in obliquum, | si activum verbum est, hoc est ab (*ab* über der Zeile nachcorrigirt) in patientem; ut uarro docet | ciceronem; si autem passivum est, transitio fit de obliquo in nom | inativum; et tamen obliquo semper praeponitur nominativus inter|cedente verbo: ut doceor a te, ubi in verbo nominativus sub | auditur, quasi dicente, ego doceor a te. Itaque nisi discretionis | causa, de quo prius dictum est, verbum construi ante nominativum | non potest, neque item obliquus ante verbum; trahit enim obli|quum verbum post se, verbum quoque obliquum casum, et ille obliquus, | si per se non intellegitur, necesse est, ut et ipse trahat alias par|tes orationis usque ad plenum intellectum, ut est, omnis | homo primum ponit vinum bonum; hic, quia adverbium, quod est primum, | et adjectivum, quod est bonum, ultra tendunt, sequitur, et cum | inebriati fuerint, tunc id, quod deterius est. Quae autem | intransitiva sunt verba, absoluta dicuntur, vel idiopatha, | id est reciproca; et si sunt absoluta, unde sunt absoluta, nisi | a copula obliquorum casuum? ut est: homo vivit, homo spirat || Bl. 200, Kehrseite || Reciproca vero, id est passionem in se a se retorquentia, cur reciproca dicerentur, si non retrograda fierent ad eosdem, a quibus | tendere in alios visa sunt, ut: homo febricitat? De quibus | prescianus plenius docuit. Ergo altius repetamus. | Duo genera sunt elocutionum, quorum aliud est distinctum per cola | et commata, et non moratur intellectum; aliud est continuum | et non intellegetur usque ad finem sententiae. Quod distinctum est, potest extendere sententiam usque ad sex co|la, sicut martianus docet (am Rande sind hier folgende, zum Theil verschnittene Worte nachgeholt: *uno plus* | *sententia* | *nditur perio* | *dicitur, quia ad unum* | *hitur et non no|et dicitur*), ut est; deum nemo vidit | unquam, vel: beatus vir, qui timet dominum. In hoc lo|quendi genere esaiam prophetam totum se interpretatum | fuisse hieronimus, quo facilius posset intellegi, in ejus|dem prophetae prologo testatur, ad exemplum scilicet de|mostenis et tullii rhetorum, qui in libris suis eo uti sunt | soliti, non transeuntes ad aliud genus, quod continuum dicitur. | Talis est idem tullius in philippicis et rhetoricis, de se|nectute et de officiis, ad herennium quoque et in inve|ctivis, ut legentibus liquet. Hoc genus et lucanus elegisse | se memorat his verbis. Continuo nunquam direxi carmina || Bl. 201 || ductu, quae tractim serpant. Plus mihi comma placet. Comma | enim quattuor modis intellegitur. Aliud est comma, quod praecisum sen|sum significat. Pars illius, quod colon dicitur, et nondum intellegitur, | donec aliud comma

Verwandt mit der Weissenauer Handschrift ist der von *Merkel* S. 5 seiner vortrefflichen Ausgabe der Lex Alamannorum unter F. 2 beschriebene Codex Babenbergensis PP. Praedicatorum[14]), denn er enthält, ausser der Lex Alamannorum und Ansegisus, Bestandtheile der erwähnten Epitome Aegidiana.

---

adjunxeris, ut efficias colon, | verbi gratia: Nemo mittens manum suam in aratrum, comma est. | Huic ad plenum sensum additur aliud comma, et aspiciens retro | applus est (*est* über der Zeile nachgeholt, und in dem vorhergehenden Worte das *l* mit einem Querstriche) regno dei, etiam colon est. Hoc comma in utroque genere | invenitur distincto et continuo. Fieri tamen non potest, ut | indistincto comma sit sine colo, sed colon aliquando (*aliquando* über der Zeile nachgeholt) sine commate. | In continuo vero commatum fit connexio sine colo. Hinc prius satis di|ctum est. Item aliud est comma, significans hoc idem, quod et colon, | sed paucioribus verbis, uno scilicet, aut duobus vel maxime tribus, | ne si ultra extendatur, colon potius esse videatur. Hujusmodi | commata multiplicari possunt in una sententia, aliquando | per se, aliquando interpositis his, quae cola dicuntur, ut est illud in | libro Machabeorum: Haec eadem scripta sunt demetrio regi | et attalo, et arabiae (*Aretae*), et arsaci et in omnes regiones, et samsanie | (undeutlich, s. 1. B. d. Maccabäer, Cap. 15, V. 22, 23) et spartanis, et delo, et mido, et sycione et cariae et sa|mum. et pamphiliam, et lyciam, et alicarnasum et rhodum, et pha || Bl. 201 Kehrseite || selida et choa, et syden, et arado, et gortinam, et cbni|dum et cyprum et cyrenen. In hoc periodo praecedente | uno colo, quod est, haec eadem scripta sunt demetrio regi. | Reliqua, quae sequuntur, quamvis plenum per se intellectum habe|ant, propter paucitatem verborum commata dicenda sunt, quia | tot cola in una sententia congregari non possunt. Item in | epistola numerantur vitia singulis verbis: irae, rixae dissen|siones, sectae, invidiae, vel contra, virtutes, gaudium, pax | longanimitas, et plènum sensum habent, et tamen commata sunt. | Sed et beda de metrica arte unum pene estimat colon | et comma, tale exemplum de commate dans in epistola pauli: Sustinetis enim, si quis vos in servitutem redigit, si quis devo|rat, si quis accipit, si quis extollitur, si quis in faciem vos caedit? | Martianus vero diffinitionem simul dat et exemplum de hoc | commate dicens: Caesum (*Caesura*) est pars orationis ex duobus aut plu|ribus verbis, dum quicquam (?) absolute significamus, quamquam (?) caesam ora|tionem dicamus, dum singula verba, quidvis significantia profe|runtur, ut est: Quis est iste lelius, qui sine ferro nunc quidem. Abgesehen von der Auflösung der Abkürzungen, deren sich der Schreiber bedient hat, und der Interpunction, die sich in der Handschrift fast ausschliesslich auf das, meistens über der Linie angebrachte Punktum beschränkt, ist die Handschrift möglichst getreu wiedergegeben worden.

14) *Stobbe*, Geschichte d. deutschen Rechtsquellen 1. Abth. S. 70, Not. 19. Herr *Föringer* verweist auf die Notiz, welche über diese Handschrift Herr Dr. *Reuss* in Würzburg geliefert hat im *Serapeum* 1841 Nr. 4, S. 64.

Nach des Herrn Bibliothekar *Föringer* höchst gefälliger Mittheilung vom 12. Jan. d. J. ist diese Handschrift jetzt Monacensis Lat. 4460 und der im Allgemeinen richtigen Beschreibung Merkels nur noch Folgendes hinzuzusetzen. Auf die Capitulariensammlung des Ansegisus Lib. I—IV. folgt nicht blos deren Appendix I. c. 28—35 und II. c. 1—38, sondern auch Appendix III. c. 1—10 und dann erst der Text der Capitularia Wormatiensia (*Pertz*, Mon. Germ. Hist. III. oder Leg. I. 350—352), und zwar Capitula Generalia c. 1—10 und dann: Item alia capitula cap. 1—10. Die Blätter 96—101 enthalten hierauf Bestandtheile der Epitome Aegidiana und zwar ohne irgend eine Ueberschrift zuerst die Rubriken der Titel 1, 9, 10, 11 des 1. B. des Theodosischen Codex, auf welche der Text eben dieser Titel folgt, und an diese unmittelbar, ohne vorausgehende Rubrik sich der Text folgender Titel des Theodosischen Codex anschliesst: Lib. II, 16, 24, 30; Lib. III, 3, 4, 7 (8* wahrscheinlich diese Zahl eine falsche Nummer der Handschrift bezeichnend); Lib. V, 5—10, 12; Lib. VI, 1; Lib. VII, 1; Lib. VIII, 3; Lib. IX, 1—11, 13, 15, 17, 18, 25, 27 (wohl 28), 32 nach Aegidius, 33 nach Hänel, denn es schliesst das Stück mit »quasi eo mortuo sub tutore (fehlt »aut curatoribus«) consistant« des 33. Titels auf Bl. 101[b]). Auch hier stimmt der Text im Wesentlichen mit dem Drucke der Epit. Aeg., nur dass, ganz gleich dem Weissenauer Codex, ein anderer Text als der der Epitome zu dem Titel des Theodosischen Codex de Secundis nuptiis gesetzt wird. Uebrigens unterscheiden sich in Bezug auf die Aegidische Epitome beide Handschriften dadurch, dass in der Münchener die Epitome blos des Theodosischen Codex beigebracht wird und zwar weniger vollständig, als in der Weissenauer, ferner die Stellung der Rubriken zum Texte eine andere ist.

Hinter diesen Auszügen aus der Aegidischen Epitome hat eine etwas jüngere Hand mit frischerer Tinte folgenden Zusatz hinzugeschrieben: »Sicut liberalium artium disciplina propriorum elementorum necessariam traditionem desiderat ita juris civilis doctrina institutionum praecepta deposcit quare sacratissimus legislator Julianus (*Justinianus*) velut prima elementa legitimae scientiae juventuti legum cupidini proposuit sed quia in omnibus rebus animadverto id perfectum esse quod [ex omnibus suis partibus constat, principium autēm cujusque rei potentissima pars est imo prout mihi videtur juris originem et

ejus processum demonstrare non incongruum est || Bl. 102ʳ || sic enim juventus cupida legum elementorum praecepta facilius intelliget«[15]). Hierauf steht der übrige Theil der Vorderseite, so wie die Rückseite des Blattes leer und enthalten Bl. 103—114 altdeutsche Stücke[16]) und Bl. 116—190 Theologisches.

Diesen Bericht schliessend bekenne ich zwar, dass der daraus zu ziehende wissenschaftliche Gewinn ein geringer ist; indessen abgesehen von der Art und Weise, wie für verloren gehaltene Handschriften aufzusuchen und Beschreibungen von Handschriften zu vervollständigen sind, tritt auch hier das Alaricische Breviar in seiner Verbindung mit den altgermanischen Rechtsbüchern hervor. Gleichwie das ächte Breviar in ohngefähr 12 Handschriften in diesem Zusammenhange steht, stückweise in 2, die Scintilla in einer, die Epit. Guelpherbytana in einer, so gilt diess namentlich von der nun in 15 alten Handschriften erhaltenen Aegidischen Epitome, deren 8 die Lex Alamannorum enthalten. Dieser Verbindung kann nicht eine blos äusserliche Veranlassung zu Grunde liegen. Wahrscheinlich sollte die wegen ihrer Kürze und Deutlichkeit verbreitete Epitome, namentlich in den Handschriften, wo sie, wie in den beiden oben beschriebenen, wiederum gekürzt ist, dazu dienen, das in den germanischen Rechtsbüchern enthaltene Recht zu ergänzen. Wie dem auch sei, gewiss hat das Alaricische Breviar zur Erhaltung der Kenntniss des römischen Rechts vor der Zeit der Glossatoren beigetragen, wie Isidor, welcher nicht selten mit dem Breviar und andern Rechtsbüchern in Verbindung gesetzt worden ist, was theilweise auch von Julian gilt.

15) Es ist mir vor der Hand nicht gelungen den Verfasser dieses Satzes ausfindig zu machen. Die im *Serapeum* angeführte *Summa Raimundi* kann er nicht sein, denn diese steht der dortigen Angabe zufolge Bl. 117—168 und ist aus dem 14. Jahrh.

16) Vergl. *Serapeum* a. a. O.

**Berichtigung.** S. 16, Z. 9 zu lesen: Item alia capitula cap. 1—12. anstatt cap. 1—10. u. S. 12, Not. 7 v. u.: dieselbe Summe.

## SITZUNG AM 1. JULI 1865.

Herr *Tuch* sprach über *das Schloss Hyrkan's im Ostjordanlande nach Josephus und neueren Beobachtern.*

Während der Kriegsstürme, welche nach Alexander's d. Gr. Tode Vorderasien politisch neugestaltend durchzogen, empfanden die auf dem Boden der Väter abermals zum Volke erwachsenen Judäer von Neuem das Verhängnissvolle der geographischen Lage ihres Landes zwischen mächtigeren, gegenseitig sich bekämpfenden Nachbarn. Denn wem sollte das Westjordanland, der Schlüssel Asiens für Ägypten, zufallen? Dies war die grosse, nur durch Waffengewalt zur Entscheidung zu bringende Zeitfrage, seit Ptolemaeus Lagi durch Missbrauch der judäischen, schon damals abergläubisch geübten Sabbathsruhe ohne Schwertstreich in Jerusalem eingezogen war und von hier aus weiter die benachbarten Landschaften seinem hart geführten Scepter unterwarf, die sammt Judaea uranfänglich der Krone Syriens zuerkannt waren. Und in der That wurden Ströme von Blut an die Entscheidung dieser Frage gesetzt, wobei die in Rede stehenden Länder je nach dem wechselnden Waffenglücke bald den Seleuciden, bald den Ptolemaeern anheimfielen, fast ausnahmslos aber vom jedesmaligen Sieger wie Feindesland behandelt, geplündert und ausgenutzt wurden, als müsse man sich immer sogleich für die Möglichkeit eines abermaligen Verlustes an den hart betroffenen Gauen schadlos halten (Jos. Ant. 12, 3, 3). Auch Antiochus d. Gr. noch focht mit Aufbietung seiner gesammten Macht für den Besitz des alten Kanaaniterlandes und selbst der Umstand, dass er durch die in der Schlacht bei Rhaphia*) erlittene Niederlage gezwungen wurde, seinem ägyptischen Gegner Ptolemaeus Philopator ganz Palae-

*) Ῥάφεια Ptolem. 5, 16, 6, d. i. Rafaḥ der Araber, s. Abulfeda Géogr. S. 109.

stina, Phoenicien und Coele-Syrien zu überlassen, hielt ihn nicht ab, mit Ptolemaeus Epiphanes den Kampf zu erneuern, der ihm durch den entscheidenden Sieg bei Paneas*) die Oberherrschaft sicherte und die Ägypter aus ganz Asien vertrieb. Es geschah dies auf der Gränzscheide des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr. Hier nun sollte für mehrere Jahrzehende wenigstens den hart mitgenommenen Ländern Ruhe werden. Denn die streitenden Herrscher von Syrien und Ägypten einigten sich dahin, dass Ptolemaeus Epiphanes sich mit Cleopatra, der Tochter Antiochus' des Grossen, vermählte, Antiochus dagegen sich verpflichtete, seiner Tochter die Ländergebiete, um welche man gekämpft hatte, als Mitgift zu verleihen. So war denn insonderheit Judaea, welches rasch und gern Antiochus' Sache ergriffen hatte, abermals ägyptisch und blieb es bis dahin, wo Antiochus Epiphanes, der seinem Bruder Seleucus IV. Philopator im J. 175 v. Chr. auf dem syrischen Throne gefolgt war, den alten Hader von Neuem wiederbegann.

Man hat wohl die Zeiten während der länger andauernden ägyptischen Oberherrschaft absonderlich für Judaea als glückliche bezeichnet und es kann dem nicht widersprochen werden, wenn man in Anschlag bringt, wie weit die Ptolemaeer davon entfernt waren, in das innere Getriebe des Volkslebens, besonders in Dinge des Cultus, eigenmächtig einzugreifen. Dennoch möchten die Nachrichten, welche uns aus den über diese Zeit nur spärlich fliessenden Quellen vorliegen, die Überzeugung gewinnen lassen, dass das, was man hier Glück nennt, nur in beschränkterem Sinne als solches gelten könne. Denn wie man in die inneren Verhältnisse der Bevölkerung dieser asiatischen Provinzen nicht eingriff, so war auch der Ausbau der Volkswohlfahrt kein Gegenstand, dem der Staat seine Sorge zugewandt hätte. Sogar die Sicherstellung von Person und Eigenthum kann nur ungenügend überwacht worden sein, wenn Josephus Ant. 12, 4, 1 bezeugt, dass die Samaritaner zur Zeit des Hohenpriesters Onías sich vielfach an judäischem Eigenthume vergriffen und judäische Personen geschädigt hätten. Derartige Verhältnisse zu ordnen, blieb, so scheint es, den einheimischen Ortsbehörden und Vorständen überlassen. Die Staatsregierung als solche nahm von derartigen Vorkommnissen

*) d. i. Caesarea Philippi bei den Jordanquellen, jetzt Bâniâs.

wohl kaum Kenntniss. Selbst die finanzielle Seite hatte ungeachtet der steigenden Geldbedürftigkeit des alexandrinischen Hofs nicht Anziehungskraft genug, die Aufmerksamkeit des Staats auf Förderung des Wohlstandes der Bevölkerung zu lenken, und wäre es auch nur zu dem Zwecke, durch Hebung der Steuerkräfte die Ausgiebigkeit derselben zu erhöhen. Denn die Steuern wurden nicht vom Staate verwaltet, sondern vom Könige verpachtet. Alljährlich, so erzählt Josephus a. a. O. 12, 4, 3, fanden sich die Vorstände der betreffenden asiatischen Länder zu einem Licitations-Termine in Ägypten ein, in welchem die Höhe der zu leistenden Steuern nicht sowohl vereinbart, als durch Versteigerung festgestellt und die Abentrichtung dem Meistbietenden, dafern dieser die erforderliche Sicherheit zu stellen vermochte, überlassen wurde. Hierbei blieb die Repartition auf die Steuerpflichtigen, folglich auch die Feststellung der von der Landschaft thatsächlich zu leistenden Abgaben dem Ermessen des Steuerpächters und somit die Einwohnerschaft der Willkür, dem Billigkeitsgefühle oder auch der Habsucht desselben um so mehr anheimgegeben, als der Steuerpächter mit der Machtvollkommenheit ausgerüstet war, Güterconfiscation zu Gunsten des königlichen Ärars gegen Widerspenstige zu verfügen, sogar Todesstrafe zu verhängen, wenn auch diese äussersten Massnahmen der wahrscheinlich nie verweigerten Gutheissung von Seiten des Staatsoberhaupts bedürfen mochten. In welchem Verhältnisse nun aber die wirklich eingetriebenen Summen zum Erwerbe, zum Besitze und Eigenthume der Landesinsassen, in welchem sie insonderheit zu der dem Könige zu zahlenden Summe standen: darum kümmerte sich von Staats wegen niemand. Besonders lehrreich in dieser Beziehung ist der von Josephus a. a. O. aus der Regierungszeit des Ptolemaeus Euergetes erzählte Fall, wo bei einem solchen Licitations-Termine die Gesammtsumme aller Steuern in Coele-Syrien, Phoenicien, Samaria und Judaea sich zu 8000 Talenten Silbers berechnete, für welche jedoch der in ganz anderen Angelegenheiten damals anwesende Joseph aus Jerusalem kühn das Doppelte bot und eine längere Reihe von Jahren hindurch nicht allein seinen Verbindlichkeiten gegen den König nachzukommen vermochte, sondern sich selbst noch eine Geldmacht schuf, auf welche wir alsbald zurückkommen werden. Nur

wenn die Steuern nicht ordnungsgemässs einliefen, trat Execution von Staats wegen ein (Jos. 12, 4, 1).

Unter dem Einflusse der hier nur in kurzen Umrissen gekennzeichneten Verhältnisse wurde Judaea nach seinen alten theokratischen Satzungen von seinen Hohenpriestern verwaltet. In ungestörter Reihenfolge war das hohe Amt bis auf Simon den Gerechten stets vom Vater auf den Sohn übergegangen und nur Minderjährigkeit gab Veranlassung, dass Simon's Sohn Onias, nach jüdischen Quellen חֲנַנְיָה *), erst nach Eleazar und Manasse, seinen nächsten väterlichen Verwandten, zur höchsten geistlichen Würde gelangte, zu einer Zeit, als er bereits in reiferen Lebensjahren stand. In bedauerlicher Weise war jedoch nichts von der Hoheit des Geistes und dem Adel der Gesinnung seines Vaters auf ihn übergegangen. Vielmehr bezeichnet ihn Josephus (12, 4, 1) als einen beschränkten und mit zunehmendem Alter über alles Maass geldgeizigen Mann. Letzteres sollte dem Volke verderblich werden. Denn Onias zog es vor, die 20 Talente Silbers, welche jährlich an den Oberherrn gezahlt waren, für sich zu behalten und alsbald erschien Athenion als königlicher Legat in Jerusalem**). Vergebens erinnerte er Onias an seine Pflicht; vergebens drohte er mit Äckerconfiscation und militärischer Besetzung der Stadt, wenn die Steuer nicht entrichtet würde; vergeblich des Volkes Angst und Aufregung: Onias blieb unbeweglich bei seiner Weigerung. Da trat Joseph, ein noch jüngerer Mann, Sohn von Onias' Schwester, die an einen sonst unbekannten Tobias verheirathet war, dazwischen. Derselbe machte seinem Oheim die ernstesten Vorstellungen, erhielt von dem im Tempel

*) Reland, Antiq. sacrae S. 151 vgl. m. S. 146. Die griechische Namensform setzt jedoch eine Kürzung voraus, welche Ewald Gesch. d. V. Isr. Th. 4. S. 307 in der Form חֻנִּיָּה findet. Wichtig, dass in der Inschrift über dem Jacobusgrabe bei Jerusalem nach de Vógüé's Zeichnung mitten unter bekannten Priesternamen auch der Name חניה, d. i. *Ὀνίας*, für 2 verschiedene Verstorbene wirklich vorkommt. S. Revue archéol. 1864. Pl VII. Nr. 1. u. Temple d. Jer. (s. u.) Pl. XXXVII.

**) Hier nennt Josephus a a. O. den ägyptischen Herrscher Ptolemaeus Euergetes, während er diesen in den betreffenden Abschnitten mehrfach mit Ptolemaeus Epiphanes verwechselt und dadurch die zeitliche Aufeinanderfolge der Thatsachen in Verwirrung bringt. Insonderheit war Cleopatra nicht die Gemahlin des P. Euergetes, sondern die des P. Epiphanes.

versammelten Volke unter Onias' nicht ganz freiwilliger Zustimmung den Auftrag, als ausserordentlicher Gesandter nach Alexandrien zu gehen, beschwichtigte den ägyptischen Legaten durch Geschenke und Versprechungen und reiste mit zusammengeliehenem Gelde ab nach Ägypten (Jos. a. a. O. §. 2). Von Athenion warm empfohlen fand Joseph bei Hofe wohlwollende Aufnahme und er verstand es, durch sein ansprechendes Wesen, gewiss mehr aber noch dadurch, dass er in dem bereits erwähnten Steuer-Licitationstermine das Doppelte bot von dem, was die Vorsteher der Städte zu leisten bereit waren, die königliche Gunst zu erwerben und sich durch die gewaltigen Summen, die er aus dem Ertrage der confiscirten Güter der Widerspenstigen in Askalon und Skythopolis (a. a. O. §. 5) dem königlichen Ärare einsandte, nachmals als Geschenke dem Könige und dessen nächsten Umgebungen widmete, in dieser Gunst sich dauernd zu erhalten. Man begreift es kaum, wie das von den vorausgegangenen Kriegsstürmen hart betroffene, ausgeplünderte und ausgesogene Land es vermocht hat, die Summen aufzubringen, durch welche Joseph, der Steuerpächter, nicht allein in den Stand gesetzt wurde, den Ansprüchen des ägyptischen Hofes zu genügen, sondern die ihn selbst zu einem Geldfürsten machten, dessen rein aus den Steuerkräften*) des Landes zusammengebrachtes, aussergewöhnlich starkes Vermögen ihn an die Spitze des judäischen Volks hob und 22**) Jahre hindurch in einer Machtstellung erhielt, die stark genug war, auch dem Volke Ruhe zu erwirken, seitdem auch in diesen Ländern das Geld angefangen hatte, in der Politik als eine Macht aufzutreten.

Über diesen der hohenpriesterlichen Familie nahe verwandten J o s e p h wissen wir noch, dass er Vater war von 8 Söhnen, von denen 7 einer ersten Frau angehörten, der 8te und zugleich jüngste dagegen ihm von einer seiner sinnlichen Leidenschaft geopferten Tochter seines eigenen Bruders S o l y m i o s (שלום) geboren wurde (Jos. a. a. O. §. 6). Dieser jüngste Sohn erhielt den Namen Ὑρκανός, ein Knabe von grosser Begabung, dessen Thatkraft würdig gewesen wäre, den edelsten

---

*) Vgl. T r y p h o n's Witzwort gegen P t o l e m a e u s E p i p h a n e s bei Josephus a. a. O. §. 9.

**) Diese Zahl scheint sehr schwach verbürgt zu sein.

Zielen entgegen zu streben, dessen Charakter jedoch unter des Vaters laxer und durch Bevorzugung verzärtelnder Erziehung ebenso, wie unter dem Neide und dem Hasse der charakterlosen *) sieben Halbbrüder litt. Erwachsen war er ein excentrischer Mensch, der durch Verschwendung, Dreistigkeit und schlagfertigen, platten Witz zu imponiren verstand. Inzwischen war zu Alexandrien die Geburt eines königlichen Prinzen festlich zu begehen und die Grossen der unterworfenen Länder beeilten sich, ihren Glückwünschen in Weihgeschenken einen angemessenen Ausdruck zu geben. Joseph durfte dabei nicht fehlen. Doch verbot ihm sein hohes Alter die weite und beschwerliche Reise zur ägyptischen Hauptstadt. Ebenso hatte keiner der 7 älteren Söhne Joseph's den Muth, bei Hofe zu erscheinen, und so gelangte der Auftrag, den greisen Vater bei den bevorstehenden Festlichkeiten dort zu vertreten, an Hyrkan. Dieser war augenblicklich dazu bereit und reiste, während seine Brüder in heimlich vorausgesandten Briefen an des Königs Umgebungen das Ansinnen gestellt hatten, Hyrkan bei dieser Gelegenheit zu beseitigen, wohlgemuth nach Alexandrien ab, ausgerüstet mit Creditbriefen an Arion (אָרִי), den *οἰκονόμος* Joseph's, der stets grössere, diesem zugehörende Summen Geldes in Händen hatte, um die fällig werdenden Steuerzahlungen pünktlich abzuführen. Hier angekommen schwieg er über sein eigentliches Vorhaben, bereitete aber alles zu einer glänzenden, allseitigen Überraschung vor. Von Arion erzwang er, ungeachtet des lebhaften Widerspruchs desselben, die Summe von 1000 Talenten, und als am Tage der Beglückwünschungs-Vorstellung die Begütertsten selbst Geschenke in der Höhe von 20 Talenten, wie ein solches auch in Joseph's Absichten gelegen hatte, darbrachten, liess Hyrkan ganz unerwartet 100 für diesen Zweck erkaufte Knaben und 100 Mädchen eintreten, von denen jene 100 Talente dem Könige, diese ebensoviel der Königin überreichten. Ausserdem begegnete er durch glänzende, den Umgebungen des Königs eingehändigte Geschenke den von seinen Brüdern an diese gestellten Zumuthungen. Allerdings war Joseph dadurch in der Gunst des ägyptischen Hofes fester gestellt, als je zuvor und eigenhändige königliche Handschreiben belobten die erneuerten Bethätigungen von Ergebenheit: dennoch war

*) Vgl. Jos. a. a. O. 12, 5, 1.

diese mehr als fürstliche Freigebigkeit Hyrkan's dem greisen Vater Gegenstand ernsten Verdrusses, den Brüdern ein Anlass, nunmehr an die Ausführung ihrer Mordanschläge selbst Hand anzulegen. So geschah es, dass die Brüder, ohne dass Joseph weitere Einwendungen dagegen gemacht hätte, dem mit hohen Ehren aus Ägypten heimkehrenden Hyrkan entgegenzogen und denselben wirklich überfielen. Doch blieb das Glück dem energischeren Hyrkan günstig. Zwei seiner Brüder und mehrere ihrer Mordgesellen blieben todt auf dem Kampfplatze. Die Übrigen entflohen nach Jerusalem (Jos. a. a. O. §. 9). Zwar begab sich auch Hyrkan ebendahin, doch durfte er nach derartigen Vorgängen dort nichts mehr hoffen, und so zog er sich freiwillig nach dem Ostjordanlande zurück, wo er sich nach dem nicht lange danach erfolgten Tode seines Vaters dauernd niederliess und sich in Berücksichtigung des Umstandes, vor Überfällen seiner rachgierigen Halbbrüder keinen Augenblick sicher zu sein, in Ḥeshbon's Nähe ein festes Schloss erbaute, von welchem aus er 7 Jahre lang die umwohnenden Araberstämme als unabhängiger Raubfürst befehdete und dieselben zu Tributleistungen zwang. Nach Jerusalem überhaupt zurückzukehren hatte Hyrkan gänzlich aufgegeben, obschon sich daselbst nach Joseph's Tode eine Partei für ihn erklärte (Jos. a. a. O. §. 11).

Alles dies geschah, so lange Seleucus IV. Philopator den syrischen Thron innehatte. Als aber Antiochus Epiphanes i. J. 175 zur Regierung gelangte und sofort zu Verfolgung seiner weitgreifenden Pläne eine bedeutende Macht entfaltete, und als auch der mächtige Gönner in Ägypten schon seit 181 v. Chr. nicht mehr am Leben war, wurde Hyrkan's Lage völlig unhaltbar, so dass er es vorzog, lieber in einem freiwillig gewählten Tode den unvermeidlichen Folgen seines Treibens zuvorzukommen, als lebend in Antiochus' Hand zu fallen. Die nachgelassene Habe Hyrkan's ging auf Antiochus über (Jos. a. a. O. §. 11).

Für Alterthumskunde besonders wichtig ist das zuvor erwähnte feste Schloss im Ostjordanlande, der Stützpunkt von Hyrkan's Macht. Es ist es zuvörderst dadurch, dass sich die Erbauung fast auf das Jahr genau feststellen lässt. Denn wenn einerseits Hyrkan's tragisches Ende in die ersten Zeiten nach Antiochus' Epiphanes Thronbesteigung fällt, andrerseits Hyrkan in diesem Schlosse 7 Jahre hindurch sein Wesen trieb, so ergiebt sich das Jahr 181 v. Chr. unschwer als das der Erbauung

der Burg, von welchem allerdings das Jahr, in welchem Hyrkan sich nach dem Ostjordanlande wandte, ebenso verschieden sein dürfte, als es gewiss ist, wie sich S. 32 f. herausstellen wird, dass nicht alles in dasselbe Erbauungsjahr fallen kann, vielmehr der archäologisch wichtigste Theil erst durch Hyrkan's Tod zum Abschlusse kam.

Sodann beansprucht der Bau besondere Aufmerksamkeit durch seine Anlage und Ausrüstung. Josephus a. a. O. §. 11 beschreibt ihn so: Hyrkan erbaute ein starkes Schloss (*βάρις*) ganz und gar bis zum Dache hinauf aus weissem Gestein, geziert mit eingehauenen Thiergestalten von ausserordentlicher Grösse. Einen grossen, tiefen Wassergraben führte er um dasselbe. In der gegenüber gelegenen, steil abfallenden Felswand liess er viele Stadien lang Höhlen aushauen. Darinnen legte er Räume an, die einen für Festgelage, die anderen zu Schlafstätten und Wohnzimmern. Auch leitete er eine Fülle fliessenden Wassers hinein zur Ergötzung und zur Zierde des Vorhofs. Die Eingänge aber zu den Höhlen legte er absichtlich so eng an, dass immer nur ein Mann auf einmal eintreten konnte. Er that dies seiner Sicherheit wegen, um nicht fürchten zu müssen, in die Gefangenschaft seiner Brüder zu gerathen, wenn er von diesen belagert werden sollte. Zugleich erbaute er geräumige Terrassen, auf denen er umfängliche Baumgärten anlegte. Diesen Ort nannte er *Τύρος* (d. i. טור = צור, Felsenburg). »Derselbe liegt zwischen Arabien und Judaea jenseit des Jordan, nicht weit von Essebon«, d. i. חֶשְׁבּוֹן, noch jetzt Ḥasbân.

Da die Lage von Ḥeshbon genau bekannt ist, so steht nach Josephus' Worten von vornherein fest, dass Hyrkan's Tyrus im alten Stammantheile R'uben gelegen gewesen sein müsse. Ausserdem unterscheidet Josephus an dem Werke zwei Stücke: — 1) einen aus dem glänzend weissen Kalksteine der Gegend aufgeführten, mit Sculpturen verzierten Prachtbau; und — 2) Letzterem in geringer Entfernung gegenüber einen Complex von künstlich für das Bedürfniss der Bewohner eingerichteten Höhlen, welche die ganze Anlage in die Zahl der befestigten Höhlen einreihen, deren es viele im Lande gab. Die weitere Schilderung jedoch scheint viel mehr anschaulich zu sein, als sie es wirklich ist. Denn so sehr auch jede einzelne Angabe sich als begründet ausweist, so wenig vermochte doch

Josephus genügend auseinander zu halten, was dem einen und was dem andern Theile der ganzen Anlage zukam. Es darf dies nicht befremden, da Josephus nach Allem, was wir von seinem Leben wissen, wohl niemals selbst diesen Landstrich betreten und Hyrkan's Tyrus mit eignen Augen gesehen hat, mithin bei der Schilderung dieser merkwürdigen Örtlichkeit von fremden, wenngleich wohl unterrichteten, Gewährsmännern abhängig war. Schon darum musste es von Interesse sein, den etwa noch vorhandenen Resten dieses Tyrus nachzuspüren. Mehr aber noch musste der Alterthumskunde an der Wiederauffindung gelegen sein, weil Überreste des Prachtbaus bei der fast auf das Jahr genauen Bestimmbarkeit seiner Errichtung wichtige Einblicke in die Kunstgeschichte erwarten liessen. In der That ist es gelungen, Hyrkan's Tyrus aufzufinden und in dem jetzigen 'Arâḳ al-Emîr (عراق الامير) wieder zu erkennen.

Der Bau liegt allerdings in einem Theile des Landes, den überhaupt nur sehr wenige Reisende betreten haben, und da derselbe obenein noch etwas westwärts abseits von der Strasse, welche die in Rede stehenden neueren Besucher einschlugen, gelegen sich befindet, so entging er der Aufmerksamkeit selbst solcher Beobachter wie Seetzen und Burckhardt. Keiner von Beiden hat die Stelle besucht*). Doch hörte der sorgsame Seetzen davon, als er von Nord her nach Ḥasbân ging, und bemerkt in seinem Tagebuche unter dem 14. März 1806 (Bd. 1. S. 398): »Örrâk al-Emîr, südostwärts von Szalt, wo es viele Höhlen giebt«, und setzt unter dem 10. Januar 1807 (Bd. 2. S. 304) erläuternd hinzu: »Örrâk al-Emîr, ein zerstörter Ort in der Gegend von Szalt, und zwar südwärts davon. Es liegt in einer felsigten Gegend, und man soll dort noch ein gut erhaltenes Schloss und etliche andere Ruinen finden. Dieser Ort ist wegen seiner unterirdischen Schätze sehr berühmt«, — ein Umstand, der auf Alterthümer zu schliessen berechtigte. Doch befand sich Seetzen damals schon zu Jericho und musste von der Rückkehr nach Ḥasbân und Umgegend absehen. Erst im J. 1818 kamen Irby und Mangles, denen sich der Archäolog Bankes angeschlossen hatte, hierher, die ersten Abendländer,

---

*) Im November des J. 1830 kam George Robinson (*Travels in Palestine and Syria*, Th. 2. S. 193 f.) ganz nahe an 'Arâḳ al-Emîr vorüber, ohne doch davon etwas zu erfahren.

welche die interessanten Trümmer zu Gesicht bekamen. Nach ihren zu einer litterärischen Seltenheit gewordenen *Travels in Egypt and Nubia, Syria, and Asia Minor* (Lond. 1823) S. 473 f. verliessen dieselben Ḥasbân am 13. Juni und schlugen die Strasse nach Szalt ein. Nach etwa 4 Stunden erreichten sie einen Platz, den die Eingeborenen Arrag el-Emir nannten. Hier fanden sie die Trümmer eines aus ausserordentlich grossen Quadern aufgeführten Gebäudes. Mehrere dieser Steine waren 20 Fuss lang und so breit, dass ein einziger Stein ausreichte, die Dicke der Wand zu bilden. Die Ruine lag auf einer viereckigen Plattform oder Terrasse von einiger Ausdehnung mit einem Bache darunter, den wir jetzt als Wâdi as-Sîr mit Sicherheit kennen. Die ganze Lage und Ortsbeschaffenheit, so wie der Umstand, dass sich ringsum zahlreiche Sculpturen colossaler Thierfiguren in Relief fanden, leiteten Bankes auf die richtige Combination, hier Hyrkan's Palast wiederzuerkennen. Selbst von den hängenden Gärten glaubten sie noch erkennbare Spuren zu finden. Nahe dabei fanden sie in einem Zuge senkrechter Klippen mancherlei künstliche Höhlen. Mehrere derselben hatten die Gestalt regelmässiger Ställe mit noch vorhandenen Futterkrippen, ausreichend für 30 bis 40 Pferde. Selbst die Löcher, in denen man die Halfter befestigte, waren im Felsen noch wohl erhalten. Andere dieser Höhlen waren Zimmer mit kleinen Schlafstätten, wahrscheinlich, wie die Reisenden muthmassten, für Diener und Wärter. Solcher Zimmer gab es hier zwei Reihen übereinander. Vor der oberen lief eine Art vorspringenden Balkon's an der ganzen Vorderseite der Zimmer hin. Endlich fand man noch einen grossen Saal in schönen Verhältnissen, mit einer hebräischen Inschrift über dem Eingange desselben. Eine Art Hohlweg vermittelte den Zugang zu dem Ganzen.

Die einfache Gegenüberstellung der beiden Schilderungen genügt, die Überzeugung zu begründen, dass Bankes' Vermuthung das Richtige getroffen hat, so wie das genaue Zusammenstimmen in allen wesentlichen Stücken ein erwünschtes Zeugniss für Josephus' Sorgfalt, bezüglich auch für die Zulänglichkeit seiner Quellen, ablegt. Dennoch blieben auch nach Irby und Mangles noch mancherlei Dunkelheiten zurück. Verdienstlich daher, dass dem, was insonderheit Bankes bei seinem beharrlichen Schweigen über seine Forschungen im bei-

ligen Lande übrig gelassen, Graf Melchior de Vogüé, der vielfach geübte und bewährte Forscher auf dem Gebiete der Alterthumskunde, im J. 1862 zu entsprechen versucht hat. Derselbe begab sich nach ʾArâḳ al-Emîr, stellte das Terrain durch Aufnahme eines Grundrisses fest, zeichnete mit photographischer Hülfe die wesentlichen Stücke, im Einzelnen die Ornamente, und unternahm es, die Ergebnisse seiner Bemühungen in seinem erst jüngst vollendeten Prachtwerke »*le Temple de Jerusalem* (Paris 1864)« als Baustein für die Geschichte der Kunst im Alterthume zu verwerthen. Legen wir im Nachfolgenden seine Mittheilungen zum Grunde.

Von Jericho aus (S. 37 ff.) ging de Vogüé über den Jordan und durchwanderte in der Mitte des Juli das glühend heisse Ghôr hinüber nach dem Austritte des Wâdi as-Sîr, der am Saume des oberen Plateau unfern des Trümmerortes as-Sîr (vgl. Seetzen Bd. 2. S. 318 m. Bd. 1. S. 406. Burckhardt S. 622) seinen Anfang nimmt und seine rasch sich vertiefende, malerische Felsenschlucht westwärts durch den Kalkstein bricht. Auf der Thalsohle lässt ein nach Burckhardt unmittelbar unter dem Orte as-Sîr entspringender Bach in einem dicht von Oleandern überwachsenen Rinnsale seine noch in der Mitte des Sommers reichlichen Wasser nach dem Jordanthale hin abfliessen. Die Seiten des Wâdi fand der Reisende mit einem buschigen Kraute bedeckt und mit Eichen besetzt, über welche sich hoch die steilen Felswände des Thales gleich mächtigen Riesenburgen emporheben. Thalaufwärts dem Wâdi folgend erreichte man die Trümmerstätte, welcher die ganze Unternehmung galt.

Nach de Vogüé bildet eine Felswand den Hintergrund eines natürlichen Circus, mit welchem eine kleine, nach dem Wâdi as-Sîr verlaufende Thaleinsenkung ihren Anfang nimmt. Ein Stück dieser Felsmauer zwischen einer natürlichen Ravine und einem künstlichen Graben (Erstere bei de Vogüé auf seinem Grundrisse S. 38 mit *D*, Letzterer mit *C* bezeichnet) ist von den uns bereits bekannten zwei Etagen von Gemächern (οἶκοι bei Josephus) durchbrochen, welche, wie zuerst unser Reisende fand, durch einen bedeckten, durch die Felsen sich hindurch schlängelnden Weg unter sich in Verbindung stehen, ausserdem durch den horizontalen, in den Fels eingearbeiteten Gang, den Irby und Mangles S. 473 mit einem Balcon verglichen,

von de Vogüé durch Zeichnung auf Pl. XXXV veranschaulicht. Dieser Complex von Höhlen und Felskammern ist es, der eigentlich den Namen 'Arâḳ al-Emîr führt. Es entspricht dies der Sache. Denn das Wort 'arâḳ (عراق), welches in die edlere Schriftsprache nicht übergegangen ist, wird zufolge einer gefälligen Mittheilung des Herrn Consul D. Wetzstein im Munde des Volks nicht selten gebraucht, um eine senkrecht abfallende Felswand zu bezeichnen. Am Austritt des Wâdi Shu'êb fand der genannte Gewährsmann, als er diese Gegenden bereiste, den Namen 'Arâḳ Nimrîn (benannt nach dem alten בֵּית נִמְרָה Jos. 13, 27, Βηθενναβρίς Jos. B. J. 4, 7, 4), wofür die Beduinen Szafât Nimrin (صفاة نمرين) sagten, was dieselbe Bedeutung hat. Ausserdem bietet Robinson Bd. 2. S. 630. 657. Bd. 3. S. 301 noch einige mit 'Arâḳ zusammengesetzte Ortsnamen, deren örtliche Beschaffenheit jedoch anderweit nicht bekannt ist.

Die Höhlen liegen vornämlich in der oberen Reihe und sind theils in ihrem ursprünglichen Zustande belassene natürliche, theils durch Menschenhände in den Fels meist roh hineingearbeitete Aushöhlungen (de Vog. S. 42). Grabkammern sind dieselben nicht. Vielmehr erwiesen sich auch de Vogüé's geübtem Blicke die Einen, mit grösserer Sorgfalt ausgestattet und durch Fenster erleuchtet, als Wohnzimmer; die Anderen, durch ihre in Fels gehauenen Futterkrippen und Ringe gekennzeichnet, als Pferdeställe. In wieder Anderen, meist viel geräumigeren, durfte man Magazine für Vorräthe vermuthen; ein am Rande des bedeckten Weges gelegener Block, in welchem sich viele kleine Nischen eingehauen fanden, gab sich unzweifelhaft als ein Taubenhaus (περιστερεών) zu erkennen, dergleichen noch jetzt in Syrien von den Gemeinden gehalten werden*). Das Ganze trug den Charakter eines durch breite Tranchéen abgeschlossenen und durch den schmalen Weg, der dahin führt, sichergestellten Zufluchtsorts, geräumig genug, eine zahlreiche Haushaltung mit mindestens 50 Pferden zu fassen, und Vorräthe für eine lange Zeit zu bergen (de Vog. S. 38). In diesem unzweifelhaft ehemaligen Hapttheile des Ganzen fehlt die Kunst. Die Arbeit an den Aushöhlungen in der oberen Reihe ist grob,

*) Wetzstein Hauran u. die Trachonen, S. 78.

die Räume und Zimmer ohne regelmässigen Plan; überall herrscht allein die Rücksicht auf Nützlichkeit und Sicherheit. Nur zwei in der unteren Reihe zu ebener Erde gelegene Säle zeichnen sich durch grössere Sorgfalt aus, insonderheit jener, über dessen Eingange Irby und Mangles die hebräische Inschrift fanden. Die Vorderseite desselben, jetzt allerdings durch die Zerstörungswuth nach Schätzen suchender Beduinen im unteren Theile stark beschädigt*), ist glatt und lothrecht ausgearbeitet und dem Felsen dergestalt abgewonnen, dass Letzterer die ganze Fläche wie ein vorspringender Rahmen umschliesst. Hier befindet sich die Eingangsthür mit einem Fenster darüber. Der innere Raum ist rechtwinklig als Parallelogramm ausgeführt, die Wände behauen, die Decke in Form eines gedrückten Gewölbes (*voûte surbaissée*), welches sich auf eine ringsum laufende Hohlkehle stützt, ausgehauen (de Vog. S. 42). Unzweifelhaft waren diese besser ausgestatteten Räume einst für den Herrn des Felsencastells bestimmt und mit Sicherheit darf man in dem soeben beschriebenen Saale eines der *οἶκοι* erblicken, welche Hyrkan nach Josephus *εἰς συμπόσια* anlegte.

Ganz anders verhält es sich mit dem Palaste. Derselbe war ein Prachtbau und bei ihm herrschte die Kunst vor. Von den Höhlen aus in einiger Entfernung stiess de Vogüé S. 38 thalabwärts auf eine grosse Sperrmauer (*barrage*), die von einer Seite zur andern quer durch die kleine Thaleinsenkung geht, um ein mit Kunst angelegtes Wasserbassin zu bilden. Man erkennt darin leicht Josephus' *εὔριπον μέγαν καὶ βαθύν*, den Hyrkan um die *βάρις* herumführte, und den mit Wasser zu versehen wohl ein Hauptzweck des hineingeleiteten *ὑδάτων διαθεόντων πλῆθος* war. Mitten in diesem ehemaligen, jetzt trocken liegenden Teiche (— und daher sagt Josephus sachentsprechend *περιήγαγεν αὐτῇ* —) fand unser Reisende die Trümmer des Palastes, von den einheimischen Arabern aus nicht mehr aufzufindenden Gründen Kaszr al-'Abd, d. i. Schloss des Knechtes (Gottes), genannt, in Zeichnung bei de Vogüé Pl. XXXIV gegeben. Die Zerstörung ist bei diesem Werke ganz besonders thätig gewesen. Doch ist immer noch so viel übriggeblieben, dass es de Vogüé's Scharfsinne möglich geworden

*) S. die Abbildung bei de Vog. S. 42.

ist, den ursprünglichen Bauplan aufzufinden und daran wohlbegründete Vermuthungen über die ehemalige Form zu knüpfen (S. 39).

Nach den ringsum noch erhaltenen Grundlagen war der Palast als ein rechtwinkliges Oblongum von 37,5 Mètres Länge und 19,6 dergleichen Breite angelegt. Jede der beiden (ungefähr nach Nord und Süd gewandten) kürzeren Seiten war mit einem offenen Vestibulum versehen. Der innere Raum bildete einen unbedeckt gelassenen Hof, um welchen, wie mehrere hier liegende Säulenreste vermuthen lassen, ein Porticus herumlief. Von dieser Säulenhalle aus betrat man die an den langen Seiten gelegenen gewölbten Zimmer, welche durch Fenster, die sich nach der Aussenseite aufthaten, das erforderliche Licht erhielten. Eine Treppe in der Nordostecke führte ehedem hinauf, sei es zu Terrassen, sei es zu einer oberen Etage.

Beide Seiten, die Aussen- wie die Innenseite, lassen übrigens den nationaljüdischen Baustil überall erkennen. Dahin gehört an ihm zunächst die Verwendung cyclopischer Massen, wie wir sie auch noch an Herodes' Bauten bewundern. Schon Irby und Mangles heben die ausserordentliche Grösse der hier in die Mauer eingefügten Felsstücke hervor. de Vogüé mass die grössesten zu 5—6 Mètres Länge und 2,4 Mèt. Höhe. Dieselben waren rechtwinklig zugehauen und nach palästinensischer Weise an Stoss- und Lagerfuge gerändert, mit etwas hervorspringendem, rauh gelassenem Mittelfelde, eigenthümlich aber mit der darunter liegenden Steinlage durch Zapfen, welche in entsprechende Hülsen eingreifen, in Verbindung gesetzt. Zu dieser Massenverwendung lassen sich auch die mächtigen Gewölbe rechnen, welche sich über den Zimmerräumen erhoben. de Vogüé (S. 40), den dieselben lebhaft an die Südostecke des Haram in Jerusalem erinnerten, nennt sie durch *voussoirs énormes* gebildet und berechnet aus architektonischen Unterlagen einen Gewölbbogen zu 3,77 Mèt. im Halbmesser. Die das gewöhnliche Maass überschreitenden Thiergestalten endlich, welche die Aussenseite am meisten auszeichnen, gehören insofern in diesen Kreis, als sie die Haupttheile eines Frieses sind, der am oberen Ende um das Gebäude lief und auf einem gezähnten Sims ruhte. Das Motif dazu mag von Hyrkan selbst in Erinnerung an die Aufzüge auf ägyptischen Bildwerken gegeben sein. Gewiss, dass der Zeit nach vergleichbare, jüdische Bau-

reste dergleichen Thiergestalten nicht weiter, wohl aber derartige Friese mit Laubwerkverzierungen u. a. bieten. Dagegen ist die gesammte übrige Ornamentik entschieden griechisch, wie de Vogüé's in alle Einzelnheiten eingehende Forschung (S. 40 ff.) über allen Zweifel erhebt. Wir können der Letztern hier im Einzelnen nicht nachgehen, entlehnen ihr aber die Thatsache, dass der bei diesem Ḳaszr el-'Abd sich kundgebende griechische Baustil schon nicht mehr correkt, vielmehr der ist, der die verschiedenen Stilarten ineinander fliessen lässt, aber doch specifisch römischer Beimischungen noch entbehrt, wie solche besonders in Petra häufig vorkommen. Es ergiebt sich daraus als erste wichtige Folge, dass schon um das J. 180 v. Chr. griechische Kunst bis in diesen entlegenen Winkel des palästinensischen Landes eingedrungen war und durch Mischung mit dem älteren judäischen Baustile zu der Gestalt sich auszubilden angefangen hatte, welcher die Werke in Jerusalems Nähe folgen und in deren Kreise Hyrkan's Prachtbau das geschichtlich älteste Beispiel liefert.

Hierbei ist jedoch noch einem von de Vogüé (S. 38. 40) bemerkten Umstande Rechnung zu tragen, der zugleich für Bestimmung des Erbauungsjahrs von entscheidender Wichtigkeit ist. Das ganze Werk giebt sich unzweifelhaft nach Entwurf und Ausführung gleichsam als verkörperten Gedanken eines Baumeisters kund. Alles ist wie aus einem Gusse, Alles ist homogen, aber — fast nichts ist vollendet. Eine grössere Anzahl von Einzelheiten, wie Bänder, Flächen u. a. ist leer gelassen für Verzierungen, welche noch nachgetragen werden sollten; die Blätter an den Capitälen und die Laubgewinde, welche den Fuss der Säulen umschliessen, sind nur erst aus dem Groben gearbeitet und harren noch der Ausführung; sogar die äusseren Mauerseiten sind unfertig und die Thiergestalten am Fries mehr nur angelegt als vollendet. Es ist unverkennbar, dass der kunstvoll entworfene Bau aufgegeben worden ist, noch ehe er ganz fertig war. Hierneben lässt aber der Umstand, dass vollkommen vollendete Einzelnheiten, wenngleich in geringer Zahl, vorhanden und aufgefunden sind*), erkennen, dass man eben noch mit der Vollendung und Durcharbeitung des Angefangenen beschäftigt war, als ein entscheidendes Ereigniss den ganzen Bau

*) de Vogüé S. 40. Anm. 1.

einzustellen gebot. Unschwer lässt sich aus dem Verlaufe der geschichtlichen Thatsachen jener Tage errathen, dass dieses entscheidende Ereigniss Hyrkan's freiwillig gewählter Tod war, der mit seiner angemassten Herrschaft zugleich seinem Bauunternehmen ein Ziel setzen musste. Hiernach muss der Palastbau um mehrere Jahre jünger sein, als die Anlegung des Höhlencastells, jedenfalls näher an das Jahr 175—174 heranrücken, theilweise in dieses Jahr selbst fallen.

Dass übrigens der neue Palast mit dem Höhlencastell ein Ganzes auszumachen bestimmt war, zeigt eine Umfassungsmauer, welche eine Verbindung herstellt (de Vog. S. 38).

Ein weiterer Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die Inschrift an dem oben S. 30 beschriebenen Saale Hyrkan's. Dieselbe steht an der glatt gearbeiteten Vorderwand zur Seite des Fensters über der Eingangsthür und enthält folgende, 20 Centimètres hohe, Zeichen:

ערביה

deren leicht bestimmbaren Lautwerthe auch de Vogüé, der die Inschrift zuerst abschrieb (vgl. Rev. archéol. 1864. Pl. VII. Nr. 2), S. 42 richtig durch ערביה ausdrückt. Mit Ἀραβία als Landesname hat das Wort entschieden nichts gemein, wohl aber wird man dasselbe für einen Eigennamen halten müssen. de Vogüé fragt, ob es etwa Hyrkan's einheimischer hebräischer Name gewesen sei? Richtiger dürfte man an einen Namen denken, den derselbe angenommen haben mag, als er sich zum Herrn des Felsencastells aufwarf. In der That auch kann man einen Namen עֲרַבְיָה, d. i. der, dessen Bürge Jehova ist vgl. Hiob 17, 3. Jes. 38, 14), nicht unpassend finden für einen Mann, der von Allen verlassen sich nur auf Gott und sein Schwert zu stützen genöthigt war. Doch nicht darin, was die Inschrift aussagt, liegt ihre Wichtigkeit für uns, sondern allein im Schriftcharakter, in welchem sie abgefasst ist. Denn die Schrift ist die althebräische, wie sie ohne wesentliche Unterschiede um etwas später auf den hasmonäischen Münzen wieder erscheint, und die Anwendung derselben zu 'Arâḳ al-Emîr, wo an beabsichtigte Nachahmung des Alterthums zu denken nicht der mindeste Grund vorliegt, ist ein willkommener Beweis dafür, dass um 180 v. Chr., also nur kurze Zeit vor Abfassung

des Buches Daniel, die althebräische Schrift in Palästina noch gäng und gebe war, wie der Gebrauch derselben auf den genannten Münzen sie als allgemein verständlich voraussetzt. Überhaupt ist die Inschrift von 'Arâḳ al-Emîr das älteste von den uns erhaltenen Beispielen der althebräischen Schrift*). Dagegen zeigt die von de Vogüé Pl. XXXVII. und Rev. archéol. a. a. O. herausgegebene Inschrift über dem sogenannten Jacobus-Grabe**) bei Jerusalem, welches zufolge des Inhalts der Inschrift ein priesterliches Erbbegräbniss aus der Zeit vor dem J. 70 n. Chr. war, dass man sich zur Zeit der Herodianer schon allgemein der Quadratschrift***), selbst auf Denkmälern, bediente. Die alte Schrift auf den Simon (Bar-Cochba)-Münzen hebt diese Thatsache nicht auf.

Schlüsslich möge noch versucht werden, die Frage zu beantworten: war im Mittelalter 'Arâḳ al-Emîr bekannt? und wie nannte man dasselbe? Gewiss, dass ein Name wie 'Arâḳ al-Emîr bei mittelalterlichen Geographen und Historikern nicht vorkommt. Nur nach der örtlichen Lage und nach der Ortsbeschaffenheit lässt sich daher eine Vermuthung wagen, von der überhaupt nichts, als ein mehr oder minder wahrscheinliches Ergebniss in Aussicht zu nehmen ist. Nach beiden Gesichtspunkten hin wird man jedoch lebhaft an den Ort ar-Raḳîm (الرقيم) erinnert, den Abulfedâ Géogr. S. 227 im Zusammenhange mit Ḥasbân, dem Hauptorte von al-Belḳâ nennt und nach dem Vorgange Isztakhri's S. 35 so beschreibt: »ar-Raḳîm ist ein kleines Örtchen nahe bei al-Belḳâ. Die Häuser desselben sind allzumal aus dem Felsen ausgehauen, als wären sie ein einziger

---

*) Anders beurtheilt Nöldeke in der Zeitschr. d. D. M. G. Bd. 19. S. 640 die Frage, insofern er die Schrift für Quadratschrift hält und das Wort מוביה liest. Es würde dann Hyrkan nach Landessitte den Namen des Grossvaters erhalten haben. Dass Joseph's Nachkommen zu Jerusalem wirklich οἱ Τωβίου παῖδες genannt wurden, zeigt Josephus Ant. 14, 5, 1. Alles dies würde gut passen. Doch sind die paläographischen Schwierigkeiten zu erheblich, als dass man hier Quadratschrift finden könnte.

**) Tobler, Siloahquelle u. Ölberg S. 294 ff.

***) Der Schriftcharakter steht der Synagogeninschrift zu Bir'im in Galilaea noch nicht sehr fern, wie letztere von Seetzen Bd. 2. S. 126 und beispiellos schlecht von v. d. Velde gezeichnet ist. S. dazu Robinson Neuere biblische Forschungen S. 90.

Stein.« Die Nähe von al-Belkâ bestätigt auch Juynboll's Meràszid Bd. 2. S. 479. Man hat dabei an Petra im Wâdi Mûsa gedacht, zumal dies ehedem den Namen Ἄρκη, Ἀρεκέμη nach Josephus, Ant. 4, 4, 7. 7, 1, רקם nach den Targumisten*) führte. Doch dem widerstreitet nicht allein die nach den obigen Worten Abulfedâ's vorauszusetzende Nähe von Hasbân, sondern es wird die ganze Combination unmöglich durch die Nachricht bei Abulfedâ Annal. Bd. 4. S. 4, dass Nûr ed-dîn auf seinem Zuge von Damask nach dem moabitischen Kerak bis ar Raķîm gekommen sei und da erfahren habe, dass es des Weiterzugs nicht bedürfe, da Szalâḥ ed-dîn die Belagerung Kerak's aufgehoben habe und nach Ägypten zurückgegangen sei. Hier bezeichnet Abulfeda die Lage ar-Raķîm's weiter, als (bezüglich) »unfern von Kerak.« Hieraus folgt, wie schon Schultens zu Behâ ed-dîn (Ind. geogr. unt. d. W. Errakim) richtig gesehen hat, dass ar-Raķîm, weit entfernt davon, mit Petra zusammenfallen zu können, vielmehr nördlich von Kerak, und zwar auf einer der Heerstrassen müsse gelegen gewesen sein, welche von Nord her zum Arnon und nach dessen Überschreitung nach Moabitis führen. Stimmt alles dies buchstäblich mit Lage und Ortsbeschaffenheit von 'Arâķ al-Emîr überein, so kommt dazu, dass auch رقيم (raķîm) als Wort sehr wohl dem entspricht, was 'Arâķ al-Emîr bietet. Denn der Stamm رقم, dem die Bedeutung des Buntseins anhaftet, wird in seinen Derivaten auf Verschiedenes bezogen, insonderheit auf Stickerei, Buntwirkerei, auf Sculpturen, verzierte Bauten, selbst auf Schrift. Wenn nun Ibn 'Abbâs bei G'auhari über das räthselhafte koränische ar-Raķîm Sur. 18, 8 das Bekenntniss ablegt: »ich weiss nicht, was ar-Raķîm ist, ob eine Schrift, oder ein Bauwerk«, und wenn Andere dabei an eine Tafel denken, auf welcher man sich die Geschichte der Siebenschläfer verzeichnet gedacht hat: so leuchtet ein, dass die Beziehung des Derivats raķîm (رقيم), d. i. κατάστικτος, auf verzierte Bauwerke und auf Schrift dem arabischen Sprachbewusstsein nahe lag und im Sprachgebrauche begründet war. Nimmt man Alles zusammen, die geographische Lage an der Heerstrasse von asz-Szalt nach dem Arnon, die bezügliche

*) S. Zeitschr. d. D.M.G. Bd. 1. S. 179.

Entfernung von Ḥasbân und Kerak, die Felsenhöhlen, die Inschrift, die Palasttrümmer mit ihren Thiergestalten und sonstigen Ornamenten: so dürfte es sich empfehlen, das mittelalterliche und zur Zeit der Kreuzzüge noch bewohnte ar-Rakîm in dem jetzigen 'Arâḳ al-Emîr wiederzufinden. Gewiss, dass sich nichts Geeigneteres zur Vergleichung darbietet.

## SITZUNG AM 12. DECEMBER 1865.
## ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS.

Herr *Overbeck* legte *vier archäologische Miscellen* vor.

(Hierzu eine Tafel.)

### 1. Ruhls Restauration des Kypseloskastens.

Als ich meine Abhandlung über die Lade des Kypselos schrieb (Abhandlungen der k. sächs. Ges. d. Wissensch. Phil.-hist. Cl. Bd. 4. S. 591 ff.), hatte ich es zu beklagen, dass ich die vom Herrn Geh. Hofrath Ruhl in Cassel gemachte Restauration nur aus den Anführungen des Verfassers in seinen verschiedenen Aufsätzen über diesen Gegenstand und aus kurzen Notizen Schubarts kannte. Seitdem ist mir durch die besondere Freundlichkeit Ruhls, der mich persönlich besuchte und mir seine schöne und mühevolle Arbeit auf mehre Wochen überliess, eine genaue Einsicht in die Zeichnungen selbst ermöglicht worden, sowie ich auch den dieselben begleitenden Text habe studiren dürfen. Obgleich ich es nun, da, wie mir Hr. Geh.-Rath Ruhl schreibt, Zeichnungen und Text nicht mehr zur Herausgabe bestimmt sind, für eine arge Indiscretion halten würde, wollte ich dieselben zum Gegenstand einer öffentlichen Kritik machen, so wird es mir doch, wie ich glaube, ohne eine Indiscretion zu begehn, gestattet sein, in soweit über diese Arbeit zu berichten, wie es zur Beseitigung der über dieselbe in meiner genannten Abhandlung ausgesprochenen Zweifel dienlich sein wird.

Um nun mit der Hauptsache zu beginnen, bestätigen die Zeichnungen vollkommen was ich (a. a. O. S. 15) zweifelnd aus Ruhls schriftlichen Äusserungen entnahm, dass nämlich seine Restauration auf der Unterbringung dessen, was Pausanias als den Inhalt einer χώρα nennt auf je eine Seite des Kastens und zwar in zwei Reihen von Bildwerken über einander beruht, ähnlich wie Quatremère de Quincy die Bilder jeder χώρα auf je eine Seite in drei Reihen über einander

geordnet hat. So enthält von den Bildern der ersten χώρα bei Pausanias, bei Ruhl der untere Streifen der einen Langseite der Lade: Oinomaos und Pelops, Amphiaraos' Ausfahrt und von den Figuren des ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ diejenigen bis zum Polydeukes, und zwar der Hauptsache nach von links nach rechts geordnet, den Rest dagegen des ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ, sowie die folgenden Scenen (Hydrakampf und Harpyien) finden wir in der oberen Reihe, hauptsächlich in der Gegenbewegung von rechts nach links. Ähnlich sind die Bilder der übrigen χῶραι (bei Ruhl Seiten des Kastens) in zwei Reihen über einander getrennt. Das ist nun diejenige Anordnung, gegen welche, Quatremère de Quincy gegenüber, sich schon Welcker (s. a. a. O. 12.) aufs bestimmteste ausgesprochen hat, und welche ich für das πρῶτον ἁμάρτημα dieses ganzen Restaurationsprincips halten muss. Ich will die Gründe, welche ich (a. a. O. S. 32 ff.) in aller Ausführlichkeit gegen die Möglichkeit einer solchen Trennung der Bildwerke einer χώρα grade mit speciellem Anschluss an die erste, wo Pausanias die Folge durch ἑξῆς und μετὰ genauer als in den übrigen angiebt, geltend gemacht habe, hier nicht wiederholen; hier kann es mir nur darauf ankommen, zu constatiren, dass Ruhls Restauration auf diesem Princip beruht.

Daneben freilich noch auf einem Anderen, nämlich auf einer von der meinigen grundverschiedenen Vorstellung von dem Stil der Bildwerke der Kypseloslade. Ich habe bei der Herstellung meiner Tafel auf die ältesten Vasenmalereien als Vorbilder zurückgreifen zu müssen geglaubt, und durchgängig, wo solche der ältesten Art fehlten, mich wenigstens im Kreise derer mit schwarzen Figuren gehalten, ausgenommen wo ich entsprechende alte Reliefe benutzen konnte. Dass ich dies nicht aus Laune und nicht zum Scherz, und ebenso wenig mit der Einbildung gethan habe, von dem wirklichen Stil der Bildwerke der Kypseloslade eine Vorstellung zu geben, sondern deswegen, weil ich für dies hochaltertbümliche Kunstwerk nur den ältesten für uns nachweisbaren Stil als massgebend betrachten kann, dies habe ich S. 72 ff. meiner Abhandlung ausführlich begründet und namentlich hervorgehoben, dass wir uns an die älteste Stilart halten müssen, weil in ihr möglich und wahrscheinlich ist, was in einer entwickelten und freieren Stilgattung nicht möglich noch wahrscheinlich sein würde. Ich begreife nun vollkommen, dass es an einen Künstler eine von ihm unerfüllbare Forderung

stellen hiesse, wenn man von ihm verlangen wollte, eine ganze Folge grosser, aufs sauberste ausgeführter und durchgebildeter Blätter im Stil der Françoisvase und wo möglich noch älterer Stilvorlagen zu zeichnen; ich begreife deswegen eben so wohl, wie Hr. Ruhl sich von solchen Vorlagen gänzlich abgewandt und die seinigen im Kreise des schönsten Vasenstils gesucht und ausgewählt hat. Ferner gestehe ich bereitwillig zu, dass er, diese Vorlagen noch wesentlich verschönernd und sie von allen Nachlässigkeiten und Steifheiten befreiend, sehr schöne, zum Theil ganz kostbare Blätter geliefert hat, denen gegenüber meine arme Tafel einen sehr kümmerlichen Eindruck macht. Sollten diese Blätter als Illustrationen etwa zu den homerischen Gedichten oder zu denen des epischen Cyclus oder zum Hesiod dienen, so könnten sie sich getrost neben dem Besten sehn lassen, was unsere Kunst auf diesem Gebiete Erfreuliches geleistet hat; allein von dem Stil des Kypseloskastens geben sie nicht allein meiner festen Überzeugung nach nicht entfernt eine Vorstellung, sondern, und das ist Hauptsache, der Composition der Kypseloslade kann man mit Figuren dieses Stils unmöglich folgen, eine Restauration des hochalterthümlichen Kunstwerks in diesem Stil unmöglich herstellen.

An vielen Einzelheiten, in denen ich von Ruhl auch jetzt noch abweichen zu müssen glaube, muss ich, um mir geschenktes Vertrauen nicht zu missbrauchen, vorbeigehn, so an der Darstellung der Technik der Lade in einigen farbigen Blättern, in welcher ich die Darstellung der Gewänder mit aufgesetztem Weiss und Gold von rein malerischem Effect nicht begreife; ich will lieber zum Schluss einige Punkte hervorheben, in denen mit dem Künstler zusammengetroffen zu sein mir zur besonderen Freude gereicht. Das ist nächst der Anordnung der Inschriften (nur in Beziehung auf die vom Schilde des Agamemnon bin ich anderer Ansicht), ganz besonders die Anordnung und Behandlung der Zierleisten zwischen den einzelnen *χώραις* bei mir und den beiden Reihen jeder Seite bei Ruhl, der selbst ganz ähnliche Ornamentschemata in Anwendung gebracht hat, wie ich. Die von ihm gegebene Gesammtdarstellung des Kastens erklärte mir der verehrte Verfasser persönlich, jetzt selbst nicht mehr als haltbar zu betrachten.

Ich darf wohl hier noch erwähnen, dass neuerdings eine mir als ich meine Abhandlung schrieb unbekannt gewesene

Vase mit der Darstellung der Dike und Adikia zum Vorschein gekommen und von Brunn in den Nuove memorie dell' Instituto di corr. arch. tav. 4 publicirt worden ist. Wie ganz füglich ich diese Darstellung mit geringer Änderung in der Composition für das betreffende Feld meiner Tafel hätte als Vorbild benutzen können, wird Jedem ohne mein Zuthun einleuchten. Ruhls Composition kommt dieser Vase näher als diejenige, welche mein Zeichner für mich erfunden hat, in diesem Falle ist der Künstler ein besserer Prophet gewesen als der Archaeolog.

---

## 2. Die Athene Parthenos in der Villa Borghese noch ein Mal.

In meiner Publication der in der Überschrift genannten Statue in diesen Berichten von 1861 S. 1 ff. hatte ich in Betreff des rechten Armes derselben geschrieben: ,,ergänzt ist auch der ganze rechte Arm und zwar durchaus verkehrt, erstens mit einem viel kürzeren und nicht geknöpften Ärmel und zweitens erhoben und wie auf die Lanze gestützt, während er ohne jeglichen Zweifel nicht erhoben, sondern niketragend gesenkt und vorgestreckt war. Hiefür spricht erstens die ganze Gestalt und Haltung der Statue, welche einem gehobenen Arme widerspricht, und zweitens in entscheidender Weise eine grosse, abgebrochene schräge nach oben und etwas nach vorn gerichtete Marmorstütze in den Falten der Gewandung, welche für eine Lanze zu dick ist, und verlängert auf eine solche weder in der gegenwärtigen noch in irgend einer sonst denkbaren Haltung des Armes treffen würde. Sie galt sehr gewiss dem etwas nach rechts oder auswärts vorgestreckten, nikebeschwerten Arme.''

Diesen Sätzen widersprach im ,,Philologus'' XVII. 2. S. 367 f. Hr. Prof. Conze in den folgenden überaus bestimmt lautenden Worten: ,,Da aber die Statue einmal abgebildet ist, füge ich noch hinzu, d a s s d e r r e c h t e A r m d e r s e l b e n g e h o b e n w a r; die an der rechten Seite der Figur noch kenntliche Stütze g i n g o f f e n b a r z u d e m A r m e e m p o r, d e r, wie ich nicht bezweifle, d e n S p e e r a u f g e s t ü t z t h i e l t.'' Dem musste ich denn freilich meine Behauptungen aufrecht erhaltend eben so bestimmt entgegnen, und habe dies in N. Rhein. Mus. desselben Jahres S. 639 f. — nachdem mir H. Prof. v. Leutsch die Aufnahme meiner Antwort in den ,,Philologus'' verweigert hatte —

gethan. Jedoch, wie ich jetzt sehe, ohne meinen Gegner von seinem Irrthum zu überzeugen; denn im ersten Hefte der Archaeol. Zeitung von 1865 S. 39 f. Note 5 sagt Hr. Conze, er müsse in Bezug auf die Sache ganz bei seiner im Philologus a. a. O. geäusserten Behauptung bleiben. Trotz dem gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, ihm selbst, und wenn nicht ihm, so doch anderen Sachverständigen die Richtigkeit meiner Beobachtung und die Irrigkeit der seinen zu beweisen. Schon in meinem ursprünglichen Aufsatz S. 5 Note 11 hatte ich zu beklagen, dass mein Zeichner es versäumt hat, die Statue, wie ich es angeordnet hatte, auch von der rechten Seite und so zu zeichnen, dass die in Frage kommende Stütze in Grösse und Richtung sichtbar geworden wäre. Diesem Mangel, der wie ich glaube den Conze'schen Irrthum allein möglich gemacht hat, da seine Erinnerung in diesem Punkte minder genau gewesen zu sein scheint, als die meinige, der ich mich ganz speciell für die Statue interessirte, und meine Beobachtungen gleich vor derselben niederschrieb, diesem Mangel kann ich nun nachträglich abhelfen. Bei meinem neulichen abermaligen Aufenthalt in Rom war ich am 13. Mai mit vier Künstlern zwei Bildhauern, den Herren Drosis und Demetrios und zwei Malern, den Herren Fr. Preller (Sohn) und meinem Freunde Prof. Grosse in der Villa Borghese vor der Statue, und alle vier erklärten nach deren genauer Besichtigung und nach Prüfung aller Umstände, sich meiner Ansicht vollkommen zustimmig. Grosse aber hatte die Güte mir von der rechten Seite der Statue, und der in Frage stehenden Stütze die hier (Taf. 1. Nr. 1) beifolgende Skizze zu machen, der Drosis die kleinen Specialzeichnungen der Stütze beifügte.

Angesichts dieser Zeichnungen nehme ich nun die Verfechtung meiner Behauptungen wieder auf. Was zunächst die Dimensionen der Stütze angeht, von der ich gesagt habe, dass sie zu gross sei, um uns zu der Annahme zu berechtigen, sie habe als puntello des Lanzenschaftes gedient, so sind dieselben die folgenden: *a.* die aufsteigende Fläche = $6^1/_2$ cm., *b.* die Länge der Bruchfläche 8 cm., *c.* die Breite derselben $5^1/_4$ cm. Das spricht für sich. Aber Hr. Conze will ja auch, dass diese Stütze zu dem erhobenen Arme, nicht zu der Lanze emporgegangen sei. Darauf habe ich im Rhein. Museum a. a. O. geantwortet, eine Vergleichung der vielen Athenestatuen mit erhobenem und auf den Speer aufgestütztem Arme müsse leicht

zu der Einsicht führen, dass sich bei diesen eine ähnliche Stütze nie wiederhole, und dass eine solche dessbalb auch nicht angebracht zu werden brauche, weil der Arm bei solchen Statuen ja schon durch den Speer gestützt sei. In meinem ersten Aufsatz aber hatte ich, wie oben schon bemerkt, ausgesprochen, dass die in Frage kommende Stütze auf eine Lanze weder in der gegenwärtigen noch in irgend einer anderen denkbaren Stellung des (erhobenen) Armes treffen würde. Und auf den Arm selbst, füge ich hier hinzu, eben so wenig. Man vergleiche die Zeichnung, und sehe die Richtung, welche der Ergänzer dem erhobenen Arme gegeben hat; man gebe sich Rechenschaft, wie viel weiter zurück der Arm liegen müsste, um in die verlängerte Richtungsebene der Stütze zu fallen, und man frage sich dann, ob eine solche Stellung eines die Lanze aufstützenden Armes denkbar sei. Und wenn ich nun aus dem Rh. Mus. a. a. O. wiederhole: die Stütze an der in Rede stehenden Statue ist nach Grösse und Richtung ganz singulärer Art, und kann nur durch eine aussergewöhnliche Lage des von ihr zu unterstützenden Armes motivirt werden, nämlich dadurch, dass dieser nikebeschwert vorgestreckt war, so habe ich hier hauptsächlich nur ein Wort, eine Praecisirung eines gewählten Ausdrucks hinzuzufügen. „Vorgestreckt" ist nämlich nicht ganz genau, und das Wort „etwas rechts oder nach auswärts vorgestreckt", welches ich in meinem ersten Aufsatze gebrauchte ist es eben so wenig; vielmehr muss der Arm ziemlich stark nach rechts bewegt gewesen sein, um, wie Jeder aus der Zeichnung sieht, der Richtungsebene der Stütze zu begegnen, denn dass er gesenkt gewesen sein muss, um dies überhaupt zu thun, muss männiglich aus der Zeichnung klar werden, und dass für die Unterstützung dieses Armes überhaupt nur das eine Motiv denkbar sei, dass derselbe nicht seine eigene Last allein, sondern auch die einer auf seine Hand gestellten Nike zu tragen hatte, dies muss jedem unbefangen und sorgfältig Prüfenden und Erwägenden ebenfalls ohne weiteres Zuthun einleuchten. Die Lage des rechten Armes an der Athene Parthenos der Villa Borghese, welche durch die Richtungsebene der Stütze gefordert wird und welche ich behaupte, wiederholt sich fast genau, so viel man nach Zeichnungen urteilen kann, und vielleicht ganz genau bei der athenischen Marmorstatuette der Parthenos (Archaeol. Zeitung 1860. Taf. 135. Nr. 3), von der eine neue Profilzeichnung einem

höchst dankenswerthen und besonnenen Aufsatze des Hrn. Prof. Conze über das Schildrelief eben dieser Statuette und dasjenige eines Schildes im britischen Museum in dem schon citirten Hefte der Archaeol. Zeitung beigegeben ist. Möge Hr. Prof. Conze auch dies berücksichtigen und, sollte er auch jetzt noch bei seiner Ansicht beharren, ferner mit Gründen, nicht mit blossen Behauptungen wider mich streiten. Die Statue in Villa Borghese und auch der Punkt, über welchen wir bisher uneins waren, ist wichtig genug, um allenfalls noch eine Erörterung zu rechtfertigen. — Schliesslich bemerke ich noch, dass Fig. 2 in der begleitenden Tafel die von mir behauptete Restauration des Armes unter Bezeichnung des Antiken und des nur in der Zeichnung Zugefügten darstellt, Fig. 3 darunter die jetzige Restauration mit der nach Hrn. Conzes Behauptung bis zu dem erhobenen Arme emporgehenden Stütze, deren antikes Stück unterscheidbar bezeichnet ist. Was für einen überschwänglichen Tragapparat des in der Restauration sich selbst tragenden Armes hier die mit der Lanze combinirte Stütze abgiebt, wird, denke ich, einleuchten.

---

### 3. Herakles von Hedone bezwungen.

Eine kleine Folge bekannter geschnittener Steine (Mus. Florent. I. tab. 38. Nr. 2, 3, 4. Stosch'sche Sammlung 1785—87 Lippert, Daktyl. 1. Taus. Nr. 603—606, Tassie-Raspe Nr. 5999—6009, vgl. noch 5992—5998 und 6010—12.) stellt den von Eros überwundenen und gebändigten Herakles dar, und zwar am häufigsten so, dass der Held, welchem der kleine Sieger auf dem Nacken sitzt, mit dem einen Bein auf den Boden kniet und in vergeblicher Abwehr sei es die Faust, sei es die Keule gegen den Knaben erhebt. Abweichend davon zeigt eine Townley'sche Gemme (Tassie-Raspe Nr. 5993, vgl. Tafel 1. Nr. 4) den in diesem Falle jugendlichen Helden mit auf den Rücken gelegten und, wie wir hier nur vermuthen können, gebundenen Händen, die Keule, über welche das Löwenfell hangt, unter dem linken Arm dahinschreitend, während hinter seinem Nacken der kleine Eros schwebt und ihn vorwärts zu treiben scheint. Eine ganz ähnliche Composition zeigt ein Chalcedon des florentiner Cabinets (Mus. Florent. 1. tab. 38. Nr. 6), Lip-

pert a. a. O. Nr. 609 Taf. 1. Nr. 5.), von welchem eine Paste in der Stosch'schen Sammlung (Nr. 1784) ist. Nur ist hier Herakles bärtig, seine Hände sind deutlich sichtbar auf den Rücken gebunden, und das Wesen, welches ihn gefesselt hat, ist beträchtlich grösser, als der Erosknabe der Townley'schen Gemme. Nicht allein die älteren Erklärer dieses Steines, Augustinus, Gronov und Gori, stellten, wie Lippert bemerkt, denselben unbedenklich in die Reihe derer, welche Herakles von Eros überwunden (amori succumbens) zeigen, sondern dasselbe that noch Winkelmann im Verzeichniss der Stosch'schen Sammlung („Hercules gehend die Hände auf den Rücken gebunden und einen Amor mit grossen Flügeln auf der Schulter") und diese seine Erklärung ist auch in dem berliner Verzeichniss derselben Sammlung (1827) unbedenklich befolgt. Und doch hatte schon der alte Lippert geschrieben: „eine Erklärung, welche mir nicht einmal wahrscheinlich zu sein scheint. Die Figur welche Hercules auf dem Rücken trägt, . . . . gleichet am wenigsten dem Cupido: denn sie ist zum Cupido zu lang und hat allzu lange Flügel, auch der Haarputz ist weiblich. Auf den Steinen 603—606 ist der Cupido, wie er sein soll, und als ein Kind gebildet." Dass hier Lippert vollkommen richtig beobachtet hat, lehrt schon eine sorgsame Prüfung des von ihm beschriebenen Steines. Über allen Zweifel aber wird die Sache durch eine Duplik dieser Vorstellung auf einem Carneol der Pulszky'schen Sammlung in Florenz (Taf. 1. Nr. 6.) erhoben, welcher das Wesen auf Herakles' Rücken sehr bestimmt als ein geflügeltes Weib darstellt, bekleidet mit einem leichten Gewande, welches, den linken Busen bedeckend, den rechten enthüllend, hinter ihrem vom Knie abwärts nackten Beine in langen Falten nachflattert, während auch der Haarputz, und zwar wiederum noch unzweideutiger als bei dem Lippert'schen Steine, weiblich ist. So richtig wie nun aber Lippert die Thatsache beobachtet hat, dass in dem florentiner (und dem Pulszky'schen) Steine ein weibliches Wesen auf Herakles' Nacken sitze, eben so unrichtig, ja unmöglich ist die Erklärung, welche er für diese Thatsache aufgestellt hat. Er meint nämlich: „ich halte also dieses für die schönste und ungezwungenste Allegorie auf die grossen, durch so viel mühselige Arbeiten erworbenen Siege des Hercules, und auf das Ende seiner rühmlichen Thaten. Er legte endlich das Sterbliche ab, und trug den Sieg mit sich davon"

u. s. w. Es wird nicht vieler Worte bedürfen, um das gänzlich Verfehlte dieser Erklärung nachzuweisen, auch ganz abgesehen davon, dass Lippert die auch im Mus. Florentinum a. a. O. richtig erkannten*) gebundenen Hände des Herakles verkannt und gemeint hat, im Gegensatz zu jenen Gemmen, in welchen Herakles sich des Eros zu erwehren sucht, unterstütze er hier das Wesen auf seinem Rücken mit seinen Armen. Sollte der Gedanke ausgedrückt werden, dass Herakles den Sieg, also persönlich die Nike davon trage, so konnte das niemals so geschehn, dass der Held die Göttin auf den Rücken genommen, sondern einzig und allein so, dass er sie in seine Arme gefasst hat, denn nur so und nimmermehr auf dem Rücken trägt ein Mann ein schönes Weib davon, dessen er sich bemächtigt hat**). So wie das Weib, das jeden Augenblick davonfliegen könnte, hier auf des Helden Rücken sitzt, ist sie der active und der tragende Held der passive Theil, und zwar im eigentlichsten Sinne des Wortes. Und demgemäss beträgt er sich auch, indem er mit gebeugtem Nacken wie unter einer Last, indem er gebändigt und, was den Ausschlag giebt, obendrein gefesselt dahinschreitet.

Die richtige Erklärung dieser Vorstellung scheint mir nun überaus nahe zu liegen und besonders durch die ganz übereinstimmende Composition der Townley'schen Gemme zu einer unverfehlbaren zu werden, da in jener Eros fast genau die Stelle einnimmt, welche in unseren Gemmen das fragliche Weib inne hat. Herakles von der Liebe gebändigt, gefesselt, ist der gemeinsame Gedanke; da jedoch der Eros im Griechischen nur männlich ist und sein kann, so haben wir für die Frau nach einer, dem Eros entsprechenden weiblichen Wesenheit zu suchen. Den

---

*) . . . . in VI. captivum eum (Herculem) agit (Amor) *ligatis post tergum manibus.*

**) Auf dem Rücken trägt wohl Aeneas den Anchises in Vasenbildern wie denen in meiner Gall. her. Bildw. Taf. 27. Nr. 8 u. 11 und anderen das. S. 657 f. verzeichneten, aber das ist ja eben eine von der hier supponirten ganz verschiedene Situation. Über die von Welcker, alte Denkmäler III. S. 303 ff. Taf. 19. Nr. 1 und 2 behandelten Vasenbilder lässt sich bei der Unsicherheit ihrer Erklärung nicht absprechen; mit der Situation, welche für unsere Gemmen von Lippert supponirt wird, ist der Raub der Leukippiden durch die Dioskuren in bekannten Sarkophagreliefen zu vergleichen, und da ist sie so ausgedrückt wie ich es fordere, vgl. auch den etruskischen Spiegel mit Peleus und Thetis in m. Gall. Taf. 7 Nr. 7. und die Gemme mit Aias und Kassandra das. Taf. 26. Nr. 9.

Namen aber liefert uns die von Welcker (Alte Denkmäler 3. S. 310 ff., Taf. 20.) eben so geistreich und gründlich wie überzeugend auf Herakles am Scheidewege nach der Fabel des Prodikos gedeutete Vase bei Dubois-Maisonneuve, Introduction à l'étude des vases pl. 4. In den beiden hier dem jungen und auf der Wanderschaft begriffenen*) Herakles gegenüber befindlichen Frauen erkennt Welcker die *Ἀρετή* unter der Gestalt der Athene und ihren Gegensatz, welchen Prodikos selbst *Κακία* genannt hatte, während dafür spätere Schriftsteller seit Mnasalkes und Cicero *Ἡδονή*, Voluptas setzen. „Diese Benennung, sagt Welcker, dürfen wir der Figur der Vase auf jeden Fall geben, da sie auf Gelage und Freudenmädchen hindeutet", und nicht minder ist sie auf die Figur unserer Gemmen anwendbar, welche, ganz besonders in dem Pulszky'schen Exemplar, mit derjenigen der Vase die auffallendste Ähnlichkeit hat. Hier wie dort die grossen Flügel, die Welcker auf die auch von unserem Dichter betonten „geflügelten Freuden" deutet, hier wie dort das nur den einen Busen bedeckende Gewand, das hier leicht zurückflatternd den unteren Theil des Beines entblösst sehn lässt, während es in dem Vasenbilde in deutlichem Gegensatze zu der dichteren Bekleidung der Arete als ein durchsichtiges koisches oder amorginisches behandelt ist. Finden wir die in dem Vasenbilde gehandhabten, dort in der Composition speciell bedeutsamen Attribute, Kranz, Trinkschale und Taenie in der Gemme nicht wieder, so wird uns das nicht irren können, weil sie eben dort speciell bedeutsam sind, und zu dem von der Arete gehandhabten Helm im Gegensatze stehn. Sehn wir von ihnen ab, so muss Jeder zugestehn, dass wir die Figur der Vase fast Zug für Zug in unserer Gemme wiederfinden; und dass es endlich in der That nur ein doppelter Ausdruck für denselben Gedanken ist,

*) Dass Herakles auf der Wanderschaft ist, als ihm die beiden Weiber »in bivio« begegnen wird besonders durch den Gegenstand neben ihm angezeigt, den Welcker für ein Tempelchen versehn hat, und der in der That Nichts ist, als einer jener Sackkasten oder Koffer, welche jetzt wieder sehr modern sind, und über deren Vorkommen im Alterthum Stephani in den Comptes rendus de la comm. arch. de St. Pétersb. pour l'année 1860 p. 35—37, pour l'année 1862 p. 103 in weiterem Zusammenhange gehandelt hat. Derselbe kann hier offenbar nur die Stromata des Helden enthaltend gedacht werden, und giebt so eine vortreffliche Hinweisung auf dessen Situation.

den Herakles vom Eros oder von der Hedone bezwungen und gefesselt darzustellen, wird man eben so wohl schwerlich läugnen wollen.

---

**4. Einige Bemerkungen über die Epoche seit der bei Marmorköpfen Augensterne und Pupillen eingehauen worden sind.**

Bekanntlich sucht L. Stephani in seiner Abhandlung: Der ausruhende Herakles (in den Mémoires de l'Acad. des sciences de St. Pétersb. VI. série Tome VIII.) Petersb. 1854. S. 186 ff. (des Einzelabdrucks) nachzuweisen, dass der „farnesische Herakles" des Glykon von Athen in der Periode nach Hadrian und den Antoninen entstanden sei, worin ihm mit ausdrücklicher Zustimmung meines Wissens nur Bursian in dem Artikel „Griechische Kunst in Ersch und Grubers Allg. Encyclopaedie Sect. 1. Bd. 82. S. 501) gefolgt ist, während Brunn (Künstlergesch. 1. S. 549) den Meister dieser Statue zu den Mitgliedern der neuattischen Schule rechnet, deren Thätigkeit in Rom sich in den Beginn der Kaiserherrschaft erstreckt, und sein Werk das. S. 559 ff.) zu denen rechnet, auf welche wir unser Urteil über diese neuattische Schule zu gründen haben, eine Ansicht, welche ich jetzt nach wiederholter Autopsie des Originals des farnesischen Herakles nicht minder als früher (Gesch. d. griech. Plast. 2. S. 233 ff.) theile und für die allein richtige halten muss. Unter den vielen, auf gründlichen und feinen Beobachtungen beruhenden Argumenten für seine späte Datirung der Statue, welche Stephani vorträgt, und welche, wozu es mir augenblicklich an Zeit fehlt, allerdings in ihrem ganzen Zusammenhange nachgeprüft zu werden eben so sehr erheischen wie verdienen, findet sich auch eines, auf welches Bursian ein ganz besonderes Gewicht zu legen scheint, und zu dessen Beurteilung ich hier einen kleinen Beitrag glaube liefern zu können. Stephani hebt nämlich a. a. O. S. 188 die Bezeichnung des Augensternes durch einen vertieften Punkt und Ring bei der genannten Statue hervor und führt auf den folgenden Seiten den Satz weiter aus, dass eine solche Bezeichnung des Augensternes durch eine Vertiefung irgend einer Form an Marmorwerken nicht vor der Zeit der römischen Kaiser vorkomme, und dass dieselbe, möge sie auch schon im ersten christlichen Jahrhundert

in einzelnen Fällen vorgekommen sein, doch erst unter der Regierung des Antoninus Pius vorherrschende Sitte geworden sei. Diese letztere, von Stephani genauer belegte Thatsache kann Niemand bezweifeln; allein wenn der genannte Gelehrte selbst zugesteht, dass diese Methode der Bezeichnung der Augensterne „in einzelnen Fällen" schon im ersten christlichen Jahrhundert vorgekommen sei, dass also Ausnahmen von der Regel existiren, dass sie im Allgemeinen für nachhadrianisch zu gelten habe, so ist augenscheinlich, dass man Stephanis Hauptsatz anerkennen, und doch in Abrede stellen könne, es folge aus ihm, abgesehn von den anderen Argumenten, auf welche ich hier nicht eingehn kann, dass auch der farnesische Herakles aus der Reihe der Werke der neuattischen Schule zu lösen und in die Epoche des Antoninus Pius oder des Caracalla zu versetzen sei. Denn, giebt es einmal Ausnahmen von jener Regel, so kann ja die in Frage kommende Statue grade so gut zu diesen Ausnahmen wie zu den Monumenten gehören, welche die Regel begründen. Offenbar wird hier nun sehr Vieles darauf ankommen, sich über die Zahl und Beschaffenheit der Ausnahmen von der Regel klar zu werden, um danach den Grad der Wahrscheinlichkeit zu ermessen, dass der Herakles eben zu ihnen gehöre.

Stephani selbst bespricht die Ausnahmen in höchst methodischer und eingänglicher Weise. Er beginnt mit den Monumenten, an welche man sich bei einer solchen Frage natürlich am ersten verwiesen sieht, den Kaiserbüsten. In Betreff dieser bemerkt Stephani (S. 189) dass an den Kaiserbüsten bis Hadrian jene Vertiefung der Augensterne in der Regel, an denen von Antoninus Pius abwärts nur in äusserst seltenen Fällen fehle. Dass sie überhaupt auch an den Büsten der älteren Kaiser vorkommt, erkläre sich leicht dadurch, dass diese nach Hadrian verfertigte Copien älterer Werke seien, die sich hierin der Mode ihrer Zeit bequemt haben. Ohne Zweifel ist dies im Allgemeinen richtig beobachtet und geschlossen, und es wird nicht Viel im Wege stehn, wenn man z. B. die Livia in Paris bei Visconti Icon. Rom. pl. 19. Nr. 1 und 2, den Titus daselbst, bei Visconti a. a. O. pl. 33. 1 und 34. 1. 2, die Agrippina in der Mitte des Zimmers der römischen Porträtbüsten im capitolinischen Museum*), Statuen, deren Augen Iris und Pupillen (die Agrippina

*) Beschreibung Roms III. I. S. 198, Mus. Capit. III. 53. Visconti a. a. O. pl. 24*. Nr. 1 und 2.

nur die Iris) eingehauen haben, als Werke der hadrianischen und nachhadrianischen Zeit erklärt, obgleich die Livia ihrer Arbeit nach einer früheren Epoche würdig ist. Auch den sehr mittelmässigen Galba in der Gallerie der Uffizien in Florenz Nr. 72 und den zweifelhaften Otho das. Nr. 77, beide ebenfalls mit Iris und Pupillen, braucht man nicht als vorhadrianisch zu betrachten, und Gleiches gilt von der capitolinischen Büste des älteren Scipio mit der Inschrift P. CORN. SCIPIO. AFR *), dem s. g. Arminius in demselben Zimmer Nr. 59, dem Domitius Ahenobarbus das. Nr. 74 und dem bekannten Terenz Nr. 76 mit der Profilmaske auf der nackten rechten Schulter **), Büsten, welche alle, der Terenz in sehr ausgeprägter Weise eingehauene Iris und Pupillen haben.

Anders aber stellt sich die Sache bei Nero, dessen ganz vortreffliche pariser Büste mit der corona radiata (bei Nero bekanntlich kein Zeichen der Apotheose) bei Visconti a. a. O. pl. 30. Nr. 3 und 4 und dessen gute Büste von schwarzem Marmor in den Uffizien in Florenz Nr. 66 in ausgeprägter Weise eingehauene Augensterne der in Rede stehenden Art haben. Denn da bekanntlich (s. Mongez zu Visconti a. a. O. Text II. p. 241.) Neros Bildnisse in Folge des allgemeinen Hasses nach seinem Tode zerstört wurden, ist es ungleich wahrscheinlicher, dass die auf uns gekommenen Exemplare gleichzeitige, durch uns unbekannten Zufall erhaltene Bildnisse, als dass sie Copien aus nachhadrianischer Zeit sind. Dafür spricht auch ihr Stil, während es in der That nicht recht einzusehn ist, wer in der Zeit nach Hadrian Neros Porträt darzustellen Veranlassung gehabt hätte, und wer es mit der schlagenden Lebenswahrheit namentlich der pariser Büste zu thun im Stande gewesen wäre. Somit bilden diese Büsten sehr bemerkenswerthe Ausnahmen von der Stephani'schen Regel und dasselbe würde von der ebenfalls mit Iris und Pupillen versehenen Büste der angeblichen Poppaea Nr. 17***) im capitolinischen Museum der Fall sein, wenn sich

*) Visconti a. a. O. pl. 3. Nr. 1—4 und Text I. p. 49 ff., wo die Büste als „d'un travail médiocre" bezeichnet wird. Sie kann füglich der Periode der Gordiane angehören.

**) Ann. d. Inst. XII. tav. d'agg. G. Die Büste wird das. p. 97 als „scultura dei buoni tempi", aber p. 100 genauer als „dei tempi adrianei" bezeichnet.

***) Mus. Capit. III. tab. 18.

der dieser Büste gegebene Name rechtfertigen liesse. In der Beschreibung Roms III. I. p. 199. Nr. 15, wo dieselbe verzeichnet ist, wird keinerlei Zweifel an dem Namen ausgesprochen, allein die starke Berechtigung eines solchen ergiebt sich aus dem, was Mongez zu Visconti a. a. O. II. p. 248 hervorhebt. Allerdings wurden die wahrscheinlich mit denen Neros umgestürzten Statuen der Poppaea, wie Tacitus Histor. I. 78. berichtet, durch Otho, ihren früheren Gemahl wieder aufgerichtet, allein ein verbürgtes Porträt derselben ist nicht auf uns gekommen, und die Münzen mit ihrem Profil sind, wenigstens nach Mongez' Behauptung, als ausserhalb Roms geprägt, von zu roher Arbeit, um als Grundlage der Feststellung ihrer Züge dienen zu können. Auch ist mir nicht bekannt, ob die Nomenclatur der capitolinischen Büste auf sorgsamer Vergleichung mit den vorhandenen Münzen beruht, oder eine jener vielen auf's Gerathewohl hingeworfenen ist, denen man bekanntlich besonders in Italien nur zu oft begegnet.

Zwei andere sichere Beispiele von eingehauenen Augensternen bei Porträtstatuen vorhadrianischer Epoche bieten dagegen die Statuen der Livia und des angeblichen Drusus aus dem s. g. Pantheon zu Pompeji (abgeb. Mus. Borbon. vol. 3 tav. 37 und 38), von welchen Livia inschriftlich (Mommsen, Inscript. Regni Neap. Nr. 2214.) als solche gesichert, Drusus allerdings zweifelhaft benannt, aber durch den Fundort als Werk des ersten Jahrhunderts verbürgt ist. So liegen denn doch immerhin einige Beispiele von Ausnahmen von Stephanis Regel schon auf dem Gebiete der Porträtbildnerei vor, welche jedenfalls, so wenig sie an sich schon berechtigen, über den Werth der Regel abzusprechen, eine weitere Durchforschung der Kaiserbüsten dringend empfehlen, und doch auch an und für sich wenigstens einige Bedeutung in Anspruch nehmen. Die zuletzt angeführten pompejaner Statuen aber bahnen uns den Weg zu der zweiten von Stephani selbst in Betracht gezogenen Classe von Denkmälern.

Von den Kaiserbüsten nämlich geht derselbe zu den aus Pompeji und Herculaneum stammenden Kunstwerken über, die ja an und für sich, des bekannten Datums des Untergangs dieser Städte wegen, sicher aus keiner jüngeren Zeit sein können, als aus den ersten drei Vierteln des ersten christlichen Jahrhunderts. Unter den bekanntlich sehr zahlreichen plastischen Kunstwerken aus den 79 n. Chr. verschütteten Städten fand Stephani bei

einer Durchsicht im Jahre 1844 nur 7 Beispiele von eingehauenen Augensternen, welche er in einer Note S. 190 mittheilt, und von denen vielleicht noch eines (Nr. 5) das Gerhard (Neap. Ant. Bildwerke S. 140. Nr. 361) als farnesisch bezeichnet, in Abzug zu bringen ist, während Niemand der die frühere Wirthschaft im Museum von Neapel auch nur oberflächlich kennt, sich für die Richtigkeit in den an Ort und Stelle geltenden Angaben über die Herkunft der Monumente wird verbürgen wollen. Dagegen kann ich Stephanis Liste um ein absolut sicheres und ein zweites wenigstens besser als alle anderen verbürgtes Monument vermehren. Das erstere ist die kleine Silensstatue aus der Brunnennische der Casa del Granduca in Pompeji, gefunden 1833 und abgebildet im Mus. Borbon. Vol. 11. tav. 61; das Andere eine mit Nr. 101 bezeichnete (mit den bei Gerhard sowohl wie bei Finati unter von den jetzt giltigen ganz abweichenden Nummern aufgezählten Büsten nicht mit Sicherheit zu identificiren, wahrscheinlich aber b. Gerhard Nr. 85 oder 87) Hermenbüste der Athene, als deren Herkunft nicht allein im Museum (und bei Gerhard) Herculaneum angegeben, sondern welche als daher stammend auch im Inventar von 1820 bezeichnet ist, welches Fiorelli sehr genau und zuverlässig nannte, der auch versicherte, speciell an der herculanischen Herkunft der Athenehermenbüste sei nicht zu zweifeln. Diese aber hat Iris und Pupillen sehr scharf und bestimmt eingehauen. Zweifelhaft ist dagegen die Sache mit der angeblich aus Herculaneum stammenden, im Mus. Borbon. vol. 12. tav. 26. Nr. 2 abgebildeten und als Venus erklärten Büste, deren Original ich gesehn zu haben nicht erinnere, und bei der die in der Abbildung erscheinenden Pupillen vielleicht nur gemalt sind. Eingehauene Iris hat dagegen das bei Gerhard unter Nr. 101 verzeichnete, angeblich aus Herculaneum stammende Köpfchen einer Athene agoraea.

Zu diesen herculanensischen und pompejaner Beispielen (es sind ihrer, die beiden Porträtstatuen mitgezählt, mindestens zehn, vielleicht dreizehn) kommen aber wohl noch ein paar andere. Es ist freilich im Ganzen richtig, wenn Stephani S. 189 sagt, unter allen den hunderten und tausenden von Marmorköpfen, die der römischen Zeit vorausgehen, sei keiner, bei welchem der Augenstern vertieft angegeben sei. Es fragt sich aber dennoch, ob wir nicht auch hier einige, wenn auch vereinzelte Ausnahmen finden. So hat eingehauene Iris und Pupillen der Hip-

pokrates genannte Kopf im ersten Zimmer rechts vom Vorsaale der Villa Albani (dem Zimmer, wo das Relief mit angeblich Amphion, Antiope und Zethos ist), ein Kopf, der, mag seine Benennung richtig oder falsch sein, schwerlich römischem Meissel sein Dasein verdankt, und nicht minder wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei dem berühmten Aesop in derselben Villa, den doch wohl Niemand für römische Arbeit, vollends nachhadrianischer Epoche nehmen wird.

So wenig zahlreich nun die hier angeführten Ausnahmen von der Regel, dass die eingehauenen Augensterne bei Marmorköpfen auf ein Datum nach Hadrian hinweisen, auch sein mögen, und so bereitwillig ich anerkenne, dass es nöthig ist, abzuwarten, ob und in welchem Masse sie sich vermehren lassen, ehe wir uns berechtigt halten dürfen, concludente Schlüsse auf dieselben zu bauen, so darf man doch ihre Existenz nicht vergessen oder verläugnen und die von Stephani aufgestellte Regel, weniger vorsichtig als Stephani selbst, als eine schlechthin geltende behandeln und demgemäss als entscheidend für die Epoche auch auf den farnesischen Herakles anwenden.

Indem ich aber durch diese Zeilen, soviel an mir ist, einen kleinen Anstoss zu fortgesetzter Untersuchung denen geben möchte, welche dauernder als ich in der Lage sind, antike Originale zu betrachten, will ich noch ein Zweites anregen. Es ist bekannt und auch von Stephani S. 189 ausdrücklich hervorgehoben, dass der Augenstern an Bronze- Gold- und Silberarbeiten so gut wie an Münzen und Gemmen schon lange vor dem Beginne der christlichen Zeitrechnung nicht selten durch eine Vertiefung und speciell so dargestellt wurde, wie es hier bei Marmorköpfen besprochen worden ist. Sollte man nun dieser Thatsache gegenüber nicht etwa zu der Vermuthung berechtigt sein, dass die plastische Darstellung des Augensternes durch die Nachbildung von Bronzeoriginalen in die Marmorbildnerei allmählig eingedrungen ist, und dass aus diesem Grunde die bisher ganz principlos scheinende Thatsache sich ableiten lässt, um welche es sich hier handelt? Sollte diese Vermuthung nicht z. B. bei dem Aesop in Villa Albani zutreffen, er möge nun auf das Original des Lysippos oder auf dasjenige des gleichzeitigen Aristodemos (Brunn, KG. 1. S. 421) zurückgehn? Und sollte sie nicht eben so wohl für den Herakles des Glykon geltend gemacht werden dürfen, als dessen Vorbild ein Erzwerk des Lys-

ippos (L. arbeitete unsers Wissens nur in Erz) ziemlich allgemein betrachtet wird? (Vgl. Brunn, KG. 1. S. 363. Bursian N. Rhein. Mus. 16 S. 438 und Allg. Encycl. a. a. O. S. 463.) Hätte aber vielmehr Stephani Recht, welcher a. a. O. S. 192—195 das Original unter den Werken des Myron und speciell in einer zuerst sei es in Herakleia in Bithynien sei es in Unteritalien aufgestellt gewesenen, dann nach Rom versetzten Statue sucht, so würde das für unsere Frage Nichts ändern, da auch Myron fast ausschliesslich Erzgiesser und jene Statue von Metall war. —

Ich wiederhole, dass ich am wenigsten hier über irgend Etwas absprechen will; herzlich aber werde ich mich freuen, wenn diese Anregung nicht ganz folgenlos verläuft, sondern weitere Untersuchungen von Seiten derer hervorruft, welchen ein weiteres Material als mir zu Gebote steht.

Herr *Zarncke* legte vor: *Weitere Beiträge zur mittellateinischen Spruchpoesie.*

## I. Eine dritte gereimte Bearbeitung der s. g. Disticha Catonis.

### 3. CATO INTERPOLATUS.

Den unserer Gesellschaft am 1. Juli 1863 von mir vorgelegten und in unsern Berichten abgedruckten beiden lateinischen Umarbeitungen der Disticha Catonis vermag ich heute eine dritte hinzuzufügen. Dieselbe ist von Herrn Prof. Dr. Mussafia in der Hs. Suppl. No. 6 (Papier, 8°, XV. Jahrh.) der k. k. Hofbibliothek in Wien aufgefunden worden, in welcher sie sich Bl. $2^a$—$23^b$ findet, und eine vorläufige Notiz über sie ist bereits von demselben gegeben in Pfeiffers Germania X S. 101.*) Mit den beiden von mir mitgetheilten Bearbeitungen hat sie die populärere Form des Reims gemeinsam, weicht aber dadurch wesentlich von ihnen ab, dass die Originaldistichen selber unverändert geblieben sind, jedem Verse derselben nur ein im Ausgange mit ihm reimender Vers vorangeschoben ist. Aus diesem Grunde habe ich den Namen *Cato interpolatus* für unsere Bearbeitung in Vorschlag gebracht, obwohl derselbe handschriftliche Auctorität nicht für sich hat. Dist. I, 28; II, 3; II, 13; III, 15; IV, 7; IV, 19; IV, 28; IV, 30; IV, 33; IV, 34; IV, 36 beginnt der Vers des Originals, so dass die beiden hinzugedichteten von den beiden Originalversen in die Mitte genommen

*) Versehentlich ist dabei von der Annahme ausgegangen, die Catonischen Distichen beständen aus einem Hexameter und einem Pentameter, rend beide Verse Hexameter sind.

werden; im Anfange des dritten und vierten Buches geht acht Verse hindurch der Originalvers dem zugesetzten voran; im Anfange des zweiten, und bei Vers 9 u. 10 im Anfange des dritten Buches ist die Behandlung noch abweichender, indem dort nicht Verse zwischengedichtet, sondern die Originalverse selber so verändert sind, dass der folgende einen Reim zum voraufgehenden gewährt; dasselbe ist der Fall bei II, 19; II, 31. Jedem Tetrastichon ist ein kurzer Commentar hinzugefügt.

Ueber den Verfasser ist Nichts bekannt, auch findet sich keine Andeutung, die zu einer Vermuthung berechtigte; nur darf man wohl annehmen, dass Dichter und Commentator dieselbe Person sind. Ebensowenig ist die Zeit sicher zu bestimmen. Da jedoch die Lesarten der Distichen meistens übereinstimmen mit der Vulgata, wie die Drucke des 15. Jahrhunderts sie bieten (vgl. z. B. I, 4, 4; I, 5, 4; I, 13, 2 u. 4 u. v. a.), so wird, obwohl allerdings an einigen Stellen offenbar erst der Schreiber den Text der Vulgata genähert hat (vgl. z. B. IV, 44, 2), dennoch die Abfassung wohl nicht viel älter sein und wohl in das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrh. fallen.

Verstösse gegen die Prosodie sind nicht selten. Nicht bloss wird auf der Cäsursilbe die Kürze häufig verlängert (z. B. *lesivā* I, 6, 1; *aliā* I, 11, 3; *membrā* II, 22, 3; *gererē* I, 16, 1; *exhibitā munera* I, 20, 3; *paterē* I, 21, 1), es finden sich auch eine Menge grober Verstösse, z. B. *mŏtŭs* I, 4, 1; *succĕssŭs* II, 23, 2; *sĭs* I, 11, 1; *retinerē* I, 25,1; *bellā verba* I, 27, 1; *tĕmĕtî* IV, 24, 1; *fronĕsis* IV, 27, 1, u. s. w.

Auch die Reime — selbstverständlich alle zweisilbig — sind wenig kunstvoll. Dass die verschiedenen durch e ausgedrückten Laute auf einander reimen, theilt unser Gedicht mit allen Werken des 13. bis 15. Jahrh., z. B. *ortae: sorte* II, $12^a$; *rite: vitae* II, $3^b$; *praebet: debet* I, $6^b$; *praesto: esto* I, $2^a$; *ineptis: coeptis* I, $9^b$; dasselbe gilt von i und y, z. B. *cyclis: periclis* I, $33^a$; *myrtus: virtus* I, $38^b$. Sonst sind vocalisch unrein nur *iungo: longo* II, $17^b$; *preteritumque: utramque* II, $27^b$; *ut rex: aut res* II, $18^a$. Die consonantisch unreinen stelle ich nachstehend zusammen: *cingam: linguam* I, $3^a$: *iniquus: amicus* I, $11^a$; IV, $13^b$; $28^b$; $36^a$; *si quos: amicos* II, $1^b$; *omni: sompni* II, $3^a$; *empto: memento* II, $6^a$; IV, $44^b$; *banna: dampna* III, $18^b$; *bannis: dampnis* IV, $36^a$; *Johannes: dampnes* IV, $25^b$; *leto: memento* I, $20^b$; *si sit: quid sit* IV, $9^a$; *obsunt: prosunt* IV, praef.;

*aures: aut res* II, 5[b]; *lector: receptor* III, praef.[a]; *receptam: senectam* IV, 18[a]; *illud: istud* III, praef.[b]; *studere: poete* III, 19[b]; *arent: patent* II, 8[b]; *mecham: cecam* IV, 3[b]; zu vielen unreinen Reimen hat das Wort *ipse* Veranlassung gegeben, *ipse: domuisse* I, 4[b]; *tumuisse* II, 16[a]; *tulisse* I, 16[b]; *cecidisse* I, 30[a]; *ipsa: remissa* II, 5[a]; *ipsum: missum* I, 30[b]; *bissum* IV, 5[b]; *ipsi: remissi* IV, 32[a]; diesen Reimen vergleicht sich *noscis: possis* I, 37[b]; *noscit: possit* II, 23[b]; am auffallendsten ist *ut rex: aut res* II, 18[a].

Schon unter diesen unreinen Reimen ist eine Anzahl aufgeführt, wo der eine Reim aus zwei Worten besteht. Deren finden sich ausserdem noch folgende *id sit: quid sit* II, 2[a]; *animal ter: alter* III, 8[b]; *in quas: relinquas* III, 15[b]; *patrem per: semper* II, 20[a]; *note: pro te* IV, 14[a]; *sors est: mors est* I, 43[b]; *si nos: binos* IV, 49[b].

Rührende Reime sind überaus häufig, nicht bloss unanstössige wie *severum: verum* II, 4[b]; *micis: amicis* I, 40[a]; *secutum: locutum* I, 12[b]; *demur: videmur* II, 10[b]; *docere: tacere* III, 24[b]; *alimento: memento* IV, 5[a]; *certificere: nocere* IV, 9[b]; oder solche, wo das eine Reimwort eine Zusammensetzung ist, wie *refertur: fertur* II, 6[b]; *inimicus: amicus* I, 23[a]; *inimicum: amicum* IV, 41[a]; *optas: adoptas* II, 31; *recedit: cedit* IV, 19[a]; *abusum: usum* IV, 21[b]; *abusus: usus* IV, 44[a]; *inde: subinde* IV, 40[a]; *perdi: officiperdi* IV, 42[b]; sondern auch Wiederholung desselben Wortes und in derselben Bedeutung wie *ipsum: ipsum* I, 22[b]; *ipse: ipse* II, 12[b]; *auceps: auceps* I, 27[b]; *vincit: vincit* II, 14[b]; *pudorem: pudorem* III, 4[a]; *fertur: fertur* III, 6[a]; *corpus: corpus* III, 6[b]; *peior: peior* IV, 32[b]; *umbram: umbram* IV, 37[b]. Darnach würde von Seiten der Poetik unsers Versifex auch *multa: multa* IV, 48[a] ohne Anstoss sein.

Zu beachten ist noch der Reim *dederunt: deerunt* (zweisilbig) IV, 2[a].

Die Sprache bietet manche Eigenheiten. Besonders sind die vielen Bildungen auf *ivus* zu beachten: *nocitiuus* II, 30 comm.; *cesiuus* II, 15 comm.; *paritiuus* II, 15 comm.; *lesiuus* I, 6, 1; *collatiuus* IV, 7 comm.; *repensiuus* IV, 8 comm. Beispielsweise beachte man ferner *paro* II, 31 comm.; *lugestus* II, 28, 1; *intrinsecus* und *extrinsecus* als Adjectiva II, 13 comm.; *grauor* I, 5, 1; *juuat* mit Nominativ I, 16 comm.; *cessit* mit Accusativ I, 39, 3; *habenare* I, 9 comm. und II, 11 comm.; *sin-*

*copisses* I, 22 comm.; *ergastulare* II, 19 comm.; *allicidium* II, 19 comm. und *illicidium* IV, 1 comm.; *deasserere* IV, 25 comm.; *favones* IV, 46 comm.; *fervi* für *ferbui* III, 11ᵃ u. s. w. Auch an Incorrectheiten fehlt es nicht. Vergl. Adverbium statt Adjectivs *constanter* I, 9, 1 und umgekehrt Adjectiv statt Adverbs *celer* I, 6 comm. Der Styl im Commentar ist ungewöhnlich bilderreich und dadurch schwülstig, verräth aber einen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen; die Verse sind meist sehr elend vor- und angeflickt, so dass dies Elaborat ausserhalb des Zusammenhanges mit den übrigen Bearbeitungen der Distichen den Druck schwerlich verdient haben würde.

Die Ueberlieferung ist schlecht. Schon die Vorlage unsrer Handschrift enthielt Dittographien, die vom Schreiber mit *alias* an den Rand gesetzt sind, wie I, 22 comm.; IV, 24 comm.; von denen eine aber auch in den Text gerathen ist, I, 10 comm. Eine Reihe Stellen sind in dieser Ausgabe ungeheilt geblieben, an manchen ist die Besserung wohl sehr unsicher. Die Grundsätze beim Abdruck waren dieselben wie beim Cato novus und rhythmicus.

Um in der Hauptsache auch darüber zu orientiren, wie die Originaldisticha in unserem Texte sich zu der sonstigen Ueberlieferung derselben verhalten, habe ich die ältere Ueberlieferung derselben (*z* die Züricher Hs. mitgetheilt in meinem Deutschen Cato S. 174 fg., *a* die Ausgabe Arntzens; beide zusammengefasst als *C*) und die Vulgata des 15. Jahrh. (*v*) verglichen. Diesen Bezeichnungen gegenüber habe ich unsere Hs. *c* genannt und dies Zeichen auch da gesetzt, wo, wie im Commentar, eigentlich jede Bezeichnung überflüssig war.

Die Zählung ist auch hier, wie bei allen meinen Arbeiten über den Cato, die der Arntzenschen Ausgabe. Was ich über Scaligers Umstellung und Einschiebung im Beginn des dritten Buches gesagt habe, bestätigt zum Ueberfluss auch unser Text. Vgl. unsere Berichte 1863 S. 31 u. 51.

Die Zahl der Commentare wird durch den nachstehend mit zum Abdruck gebrachten um einen bisher unbekannten vermehrt.

Eine saubere und sorgfältige Abschrift verdanke ich Herrn W. Hartl, Amanuensis an der k. k. Hofbibliothek.

I, 1 Non vane cultus intrinseca pectoris icunt,
*Si deus est animus, nobis ut carmina dicunt;*
Est quia cunctorum finis deus ipse legendus,
*Hic tibi precipue sit pura mente colendus.*

Appetitus humani diuina bonitas solummodo vacuum replet antrum, deum ergo postpositis ceteris quisque colat et appetat eumque virtuosorum operum precio sollicite studeat adipisci.

I, 2. Fac, ne pigricies te polluat, omnia presto;
*Plus vigila semper, ne*[1]) *sompno deditus esto;*
Segniciem fugito, que carnem corque capistrat,
*Nam diuturna quies vicijs alimenta ministrat.*

Exercicium corporis membra consolidans superfluum digerit humidum, calorem naturalem mirabiliter refocillans vires anime reparat quamlibet amouendo rubiginem, ut prompte possit obiectum preter quemlibet erroris scrupulum speculari. Celer igitur quisque pigriciam abiciat, que contrarium in homine nimium turpiter blandicijs[2]) suis causat.

I, 3. Quam loquar iniuste vitta prius os michi cingam;
*Virtutem primam*[3]) *puto compescere ligwam.*
Abstineas verbis, que possunt wlnus habere;
*Proximus ille deo*[4]), *qui scit racione tacere.*

In lapsum efusius ligwe mobilitas est prompta, quam non est in virtutum genere minimum freno compescere racionis. Hanc igitur vnusquisque studeat silencij hamo connectere ipsamque sollicita prudencie dextra sobrie deducere, ne fortasse cespitans ducentis incuria pudibunda strage irreuocabili casu precipitet ipsum ducem.

I, 4 Est, motus ut animi sint in paritate, necesse:
*Sperne repugnando tibi tu contrarius esse.*
Vt tibi sis concors, sic debes te domuisse:
*Conueniet nulli qui secum dissidet*[5]) *ipse.*

Vt discipulus pedagogo, sic appetitus naturaliter subicitur racioni: ad pedagogum siquidem pertinet imperare et obtemperare discipulum; sic et ad racionem spectat appetitui leges

---

1) nec *C.* 2) bndicijs *c.* 3) pr. esse *C.* 4) deo est *C.*
5) desidet *cv.*

imponere et ad ipsum legum non transgredi iussiones, cuius contrarium si illius repenti regimine illiusque temerarijs ausibus emanaret, profecto [2b] vterque casum subuersionis incurreret. Quilibet igitur effrenis appetitus vesaniam sic lupato racionis habeat[1]), quod cognoscitiue virtutes in homine, non discrepantes aliquo, idem velle habeant et eciam idem nolle. Nam qui sibi secors extiterit, qualiter sperari potest quod alterius debeat esse concors?

I, 5. Qui carpunt alios, cumulant sibi quippe grauores,
*Si vitam inspicias hominum, si denique mores,*
Cerne: viros semen puros generare nequiuit.
*Cum culpas[2]) alios, nemo sine crimine viuit.*

Nullius[3]) adeo mentem virtus armigeri clipeo proteccionis defensat attente, quod eam in hac mundi bellicosi miseria sagitta crebro iacta non sauciet; propter quod licite et sine increpacione reciproca raros vite puritas conseruat incolumes, qui argucionis nota reprehendere quemquam possint.

I, 6. Respice lesiua sensus placencia quinque,
*Que nocitura tenes, quamuis sint cara, relinque.*
Hoc prefer carni quod menti gaudia prebet,
*Vtilitas opibus preponi tempore debet.*

Quamcumque[4]) moueat animum delectabiliter res quesita, si iacturam inferat uel spondeat se inferre, eandem conetur abicere quisque celer, vtile acredine quadam preferens detrimento.

I, 7. In melius more sapiens mutatur honesto:
*Constans et lenis, ut res expostulat, esto:*
Inmotus prorsus vir prouidus esse refutat;
*Temporibus mores sapiens sine crimine mutat.*

Propositum, quod vir sapiens plerumque sibi prestituit, preter debite reprehensionis stimulum alterat, et precipue, cum ex illo persecucionem signis euidentibus aspiciat seque onus lesionis dampnifere[5]) subiturum.

I, 8. Cum soleat facinus verbo simulare dolenti,
*Nil temere vxori de seruis crede querenti.*

---

1) habent c. 2) culpant C. 3) Nullus c 4) Quandocumque? 5) dampniferi c.

Non penitus credas, queritur dum, te quia prodit,
*Sepe etenim mulier, quem coniunx diligit, odit.*

[3[a]] Huius est vxoris ut plurimum abhominabilis et detestanda proprietas, vt, quos viro sincere dileccionis nodus annexuit, maliuolencie digitis nitatur abiungere. Si clientis igitur cari prorumpant verba coniugis in querelam, nec auris ianua sponsi facilem pandat accessum, nec admittat repente talem querimoniam curie mentis iudex.

I, 9. Esto quod impugnet, debes constanter haberi,
*Cumque mones aliquem, nec se velit ipse*[1]) *moneri,*
Cum castigando reuocas quemquam ab ineptis,
*Si tibi sit carus, noli desistere ceptis.*

Gaudet solutis passibus effrena lasciuire iuuentus, in vicium prona decurrere, pro quanto proterviens et resistens aspernatur et renuit subicere collum iugo. Quo non obstante propterea habet vnusquisque, desiderans canoni parere prudencie iuuenem sibi carum, quantumcumque[2]) lorum[3]) correccionis abiciat, prompciori manu verberum et verborum attencius ac sollicitius[4]) habenare.

I, 10. Cedere cum dictis fatuus te possit acerbis,
*Contra verbosos noli contendere verbis.*
Vita fundentes non[5]) verbis turpia raucis:
*Sermo datur multis*[6]), *animi sapiencia paucis.*

Quorum ligwas natura multiloquio fecundauit, a mencium[7]) sterilitate ars raro curat absoluere. Cum loquacibus igitur nullus sinat ad litigium se deduci, si curat aures proprias irsutorum et sermonum acerrimorum tinnitu non inuadi[8]).

I, 11. Non tantum zeles alios, tibi quod sis iniquus:
*Dilige sic alios, ut sis tibi carus amicus.*
Comoda post alia, tua primo semper agantur:
*Sic bonus esto bonis, ne te mala dampna sequantur.*

Quod vnusquisque bonorum hominum debeat intendere comodis alienis, racionis canones ammonent, conswetudo laudabilis

---

1) ille *C.* 2) quandocunque? 3) locum *c.* 4) sollicitiuus *c.* 5) iam? 6) cunctis *Cv.* 7) amencium *c.* 8) ac[9]rim timeo alias tinnito non iuuandi *c.*

approbat et concludunt satis probabiliter argumenta; sed non in tantum propterea debet quis eisdem sic fauere, quod neglectis proprijs sua forsan iacturam nimiam[1]) paciantur.

I, 12. Obsunt quapropter studeas noua stulta vereri. [3[b]]
*Rumores fuge, ne incipias nouus auctor haberi.*
Rumiger esse caue, nec eas tu[2]) verba secutum,
*Nam nulli tacuisse nocet, nocet esse locutum.*

Obseret taciturnitatis repagulo[3]) sic oris hostia quilibet, quod rumoribus minantibus scandalum non pandantur exitus inconsulte nec, auditoribus arguentibus rumigerum os finxisse, verberibus forte subiciat humeros, non de facili quocumque clipeo refellendis.

I, 13. Cum promissa deo pro certo sit dare soli,
*Rem*[4]) *tibi promissam certam promittere noli.*
Sub dubio sponde tibi que perhibenda feruntur:
*Rara*[5]) *fides ideo*[6]), *quia multi multa locuntur.*

Non quod quis se daturum spoponderit, omnino semper exequitur; propter quod reputans abhominari falsidicus sibi diligenti cautela prouideat, ne, quod alius fuerit sibi forte pollicitus, illud offerens, alterius idem idemptidem spondeat exemplum[7]) ammissim.

I, 14. Si laudis false nolis turgescere vento,
*Cum te aliquis laudat, iudex tuus esse memento.*
Te iactans dampni satagit tua subdere moli:
*Plus alijs de te, quam tu tibi credere noli.*

Latent[8]) virtutes et vicia mentis in cellula, que foras interdum licet exiliant ac intuencium sensibus aliquali demonstracione se reserent, nullo conspiciuntur oculo plenius quam discrecionis lumine possessoris. Si quis igitur te laudis titulo conetur extollere, ne simplicem forsan te adulacionibus suis alliciat, censor esse tue virtutis et potencie memor esto.

I, 15. In proprijs metu verborum corde retento
*Officium alterius multis narrare memento.*
Alterius merita promulgans ipsa doceto,
*Atque alijs cum tu*[9]) *benefeceris ipse sileto.*

1) iactura nimia *c.* 2) te *c.* 3) repagula *c.* 4) Spem *C.* 5) Raro *c.* 6) ideo est *C.* 7) exemp... *c.* 8) Lateant *c.* 9) te *c.*

Vt alentur auditores laudis ad opera, ut luceat virtus publice[1]), alterius quisque beneficium reseret et comendet preconio viue vocis, cauens ne gesta propria [4ª] referat, vnde gentes existiment ipsum iactancie vento tumescere, non adhibentes fidem credulam dictis suis.

I, 16. Cum iuuenis gerere fame laudabile penses,
*Multorum cum facta senex et dicta recenses,*
Cum recitas alios probitatum magna tulisse,
*Fac tibi succurrant, iuvenis que feceris ipse.*

Juuat senex gesta sue iuuentutis ipse laude digna precipue recensere[2]), vt, dum antiquaberis, animum tuum refoueat dilectio similis. Illud ergo agere studeant dies noui, quod nouissimus laudabilem det succursum.

I, 17. Pluribus ex causis narracio cum referatur,
*Ne cures, si quis tacito sermone loquatur.*
Non tibi secreto narrantes sint inimici;
*Conscius ipse sibi de se putat omnia dici.*

Infinitis accidentibus possunt homines sibi inuicem occultis conformari sermonibus, quos in se aciem struere suspiciose meticulosus excogitat; tue mentis igitur statum nec talia moueant nec a tranquillitate seducant, si suspiciosus ferri[3]) non appetis ut vir demens.

I, 18. Prospera non semper clauduntur fine quieto:
*Cum fueris felix, que sunt aduersa caueto.*
Aspice sublimis, ne prosternaris in ymis:
*Non eodem cursu respondent vltima primis.*

Fortune facies ab ortu subditos claris oculis letanter aspiciens conuerti gemebunda consweuit[4]) in turbinem ab occasu. Si te igitur forsan sublimi locauit in solio, arroganciam prodigosque sumptus a familiarium tuorum proscribe collegio, quibus ad infima suis ponderibus facilime traheris[5]).

I, 19. Alterius morte non est successio tuta,
*Cum dubia et fragilis sit nobis vita tributa.*

---

1) publico *c.* 2) *Ist hier eine Lücke?* 3) fieri? *aber, vgl.* I, 38, 1.
4) consweuerit *c.* 5) trahereris *c.*

Cum possint iuueni veteres succedere proli,
*In mortem alterius spem tu tibi ponere noli.*

Senis et iuuenis, locupletis et pauperis, nobilis et ignobilis indiferenter [4b] se habet mors ad vtrolibet. Nemo igitur spem salutis alterius figat in obitu, sed proprie nauicule remex calamitosi turbinis pellagus vigorose studeat transfretare[1].

I, 20. Poma licet gratis impendens uel cape ficus.
*Exiguum munus cum dat tibi pauper amicus,*
Pauperis exhibita[2]) wltu communera leto
*Accipito placite*[3]), *plene laudare memento.*

Dantis votiua tradicio est in muneribus consideranda, non quantitas. Si munusculum igitur amici pauperculi voluntaria manus impenderit[4]), eidem vberes assurgens ad gracias alacer facie et animo hilari sumas illud.

I, 21. Pauperiem[5]) patere, si sors te suppeditauit;
*Infantem nudum cum te natura creauit*[6]).
Huc per te nudo matris de corpore vento,
*Paupertatis onus pacienter ferre memento.*

Te progredientem in lucem matris ab vtero sociauit extrema pauperies, corporea scilicet nuditas, virtutum carencia et ignorancie cecitas. Hanc igitur cum, etsi non ad plenum, aliqualiter tamen expuleris, pacienti tolleres animo, quam stomachari et inuitis humeris supportare utcumque ferenti noceat [uel confert].

I, 22. Turbinis ut viuas pulsis de corde ruinis,
*Ne timeas illam, que vite est vltima finis,*
Mortis venture moueat ne te[7]) timor ipsum:
*Qui metuit mortem*[8]), *quod viuit, perdit id ipsum.*

Nil truculencius, nil terribilius nilque timidius deformi facie necis et lugubrī; non habeas[9]) igitur in hanc mentis intuitum, ne inter[10]) utrumque, mortis et vite, tenens medium sincopisses.

I, 23. Abstineas seuire, dei nec sis inimicus,
*Si tibi pro meritis nemo respondet amicus.*

---

1) transfetare c. 2) exhibito? 3) placide *Cv.* 4) impederit c. 5) pauperem c. 6) crearit *C.* 7) te *fehlt.* 8) mortem metuit *Cv.* 9) habitues, *am Rande* alias habeas c. 10) in uter c.

Premia si nolit pro sumpta quis dare merce,
*Incusare deum noli, sed te ipsum*[1]) *coherce.*

Si accepti muneris amicus immemor uel ingratitudine forsan tractus desistat a premio, ne voce querula mouearis in deum nec ira feruens animo propterea [5ᵃ] conthabescas, sed manus, que quondam letabatur extensa difundere, in pungnum contradiccione redacta tenendo discat de cetero consolari.

I, 24. Perdere posse tua vertens hoc mentis in arce,
*Ne tibi quid desit, quesitis vtere parce;*
Redditibus sumptus breuiores cautus amato,
*Vtque quod est serues, semper tibi deesse putato.*

Ab[2]) opulencie montibus in egestatis concaua eciam invia[3]) trahuntur infinitis quasi tramitibus. Cui ergo cumulum gazarum fortuna subiecit, caueat attente, ne corruat, advncis manibus gazas stringens, ante mentis oculos semper habens quod, nisi diuiciarum fluxum compescat sapiencie fiscus, promptissime sunt ad lapsum.

I, 25. Si nolis vanus retinere more citrulli,
*Quod prestare potes, ne bis promiseris ulli.*
Pluribus offerre bis vnum debes[4]) vereri,
*Ne sis ventosus, dum vis bonus ipse*[5]) *videri.*

Anuncciat loquela forinsecus pollicentis mentem fore circumvagam, qui, quod promisit hodie, futurat in crastinum. Ne arguaris igitur vacillantis et inconstantis propositi, attente caueas in longinquum producere, quod in breui spoponderis te facturum.

I, 26. Sis blanditori re non sermone pudicus,
*Qui simulat verbis, nec corde est fidus amicus.*
Pensat adulator te fraudis vincere Marte,
*Tu quoque fac simile*[6]): *sic ars deluditur arte.*

Qui adulacionibus suis verborumque picturis student in auditorum graciam deuenire, a sincere dileccionis iunctorum nexibus

1) ipse *C.* 2) Ad *c.* 3) in via *c.* 4) debes *fehlt c, ob daher für die prosodischen Fehler dieses Verses der Verf. verantwortlich zu machen ist, steht dahin.* 5) esse *C, v weicht hier ganz ab.* 6) simules *C.*

collegio secluduntur. Eorum igitur blanda et medullitus[1]) venenosa locucio te illis fida mente non obliget, sed pro verbis verba restituas, ut ex delusionis agro messem colligant quam seuerunt.

I, 27. Bella verba nimis sunt signum pestis amare.
*Noli homines nimium blando*[2]) *sermone probare;*
Excessus laudum caueas, hijs diceris auceps:
*Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps.*

[5b] Quid nisi fraudis falleras[3]) virusque letiferum in cordis viscere latitans nectarea verba nimiumque fucata discretorum auribus representant? Ne oblinias igitur superuacuo melle ligwam eamque colore loquendi nimio non pictures, ne huius verbi[4]) informati forsan suspicione sinistra auditores arguant te dolosum.

I, 28. *Cum tibi sint nati nec opes, tunc artibus illos*
Assignes, ut se possint augere, pusillos.
Fulcitus natis, re debilis, arte peritam
*Instrue, vt*[5]) *possint inopem defendere vitam.*

Si prosperata est tibi forsan in filiis fecunda sobolis, cui fortuna nouercetur in opibus, salubri coneris vti remedio, informacione siquidem artis eorum indigenciam reparare studendo poteris, cuius viribus sociati refragabuntur[6]) ictibus paupertatis.

I, 29. Vt viuas aliis necnon tibi nomine grato,
*Quod vile est, carum, quod carum, vile putato.*
Interdum cara sint tibi[7]) ouaque vilia pulli,
*Sic tibi nec cupidus nec auarus*[8]) *nosceris ulli.*

Quamuis sint aliqua consubstancialia et intrinseca viris prudentibus, ea tamen nichili pendentes, dum expedire viderint, in alios transferunt diffundendo. In se vero nociue translata per alios tempore, quo neccessitas exigit, quantumcumque sint abiecta et exclusa valoris a precio, cara sibi reputant et eleccionis brachijs amplexanda.

---

1) medulicus *c.* 2) blando nimium *Cv.* 3) fallacias? *aber vgl.* II, 8, *comm.* 4) verbis *c.* 5) quo *Cv.* 6) refagabuntur *c.* 7) tibi *fehlt C.* 8) auaris *c.*

I, 30. Ne contempnendus dici posses cecidisse,
*Que culpare soles, ea ne tu*[1]) *feceris ipse.*
Quod reprobas, vites in rem per te fore missum:
*Turpe est doctori, cum culpa redarguit ipsum.*

Loricam virtutis conetur induere, qui tendit arcum reprehensionis in alium, ne in se forsan sagitta missa reciprocet, inficiens eodem virus artiferum, quo sauciare illum, contra quem mittitur, est mollita.

I, 31. Ne deposcentem reprobet te ius manifestum,
*Quod iustum est, petito, uel quod videatur honestum.*
Justa petas tantum, fili, si queris amari: [6a]
*Nam stultum est petere quod possit iure negari.*

Caueat sibi attente peticio, ne per iniusticie deuia claudicans in exprimendo conceptum aduerticium auribus balbuciat absone — vacua siquidem retrocederet cum pudore —, sed, ut effectum merito sorciatur intentum, ab honestatis methodo non declinet.

I, 32. Proxima vota quidem cum sint pociora[2]) remotis,
*Ignotum tibi tu*[3]) *noli preponere notis.*
Ignotum notis nullo premittitur swasu,
*Cognita iudicio constant, incognita casu.*

Quid Katho doceat, swadeat racio, experiencia probet et insinuent argumenta, non didicit qui, notorum comodis honoribusque postpositis, eleccione quasi conatur intendere profectibus ignotorum.

I, 33. Quantumcumque potes, questus innectere cyclis,
*Cum dubia incertis versetur vita periclis*[4]),
Mille modis quoniam bona te tua perdere ploras,
*Pro lucro tibi pone diem quemcumque*[5]) *laboras.*

Non transeat ociosa minima temporis athomus, quin lucro studeas operam impendere sedulo, tunc imponens finem querendis opibus, cum negociandi tibi potencia deerit. Nam quantumcumque fonte diuiciarum exuberes, vena, qua scaturit, potest infinitis accidentibus desiccari.

---

1) tu ne *C*. 2) pocora *c*. 3) tu tibi *c*. 4) periculis *c*.
5) quicumque *a*, quocumque *in den übrigen Hss.*

I, 34. Moribus ut pulcris viuas, re fungere tali:
*Vincere cum possis, interdum cede sodali,*
Vincaris, socio poteris sic dicere »vici«,
*Obsequio quoniam dulces retinentur amici.*

Ne, quos vnica sindesis[1]) pure dileccionis glutinio maritarat, dieresis forsan repudij libello diffibulet, licet amico ampliori te potencia natura dotauerit et faueat tibi fortuna prosperius, amici quandoque nutibus pronus obsequere, quamuis in totum se conformem non prebeat votis tuis.

I, 35. Vt cererem multam dent, semina spargis in arua:
*Ne dubites, cum magna petis, impendere parua.* [6[b]]
Dum petitis, dacio vos non demonstret auaros,
*Hijs etenim rebus coniungit gracia caros.*

Vicissim munerum facta collacio datores vnanimi zona stringit. Cultoris igitur more, qui in agro cennia[2]) semina credidit, ut vberem legat messem, munusculis gratanter et ydonee traditis, ut adoptate rei in tantam conclusionem deuenias, quasi quibusdam vehiculis prefungaris.

I, 36. Non odium, sed amor conseruat dulcia cuncta:
*Litem inferre caue, cum quo tibi gracia iuncta*[3]).
Non turbes socium, cui sis laturus honorem;
*Ira odium generat, concordia nutrit amorem.*

Litigiosa contencio nexu pure dileccionis vnitos segregat animos, in procellarum furiam deducens eosdem tranquillitatis a portu, quos tandem compellit inuicem ictibus conferre letiferis. Igitur cum, sicut in genere bonorum sit quesitos amicos in beniuolencia sibi seruare, fit potissimum sic oppositum in malorum progenie pessimum, attencione diligentissima caueas ab incursu licium cum amico.

I, 37. Corde voluntatem conceptam reprime diram,
*Seruorum culpa*[4]) *cum te dolor vrgit in iram.*
In famulos ira dum te feruescere noscis,
*Ipse tibi moderare, tuis ut parcere possis.*

---

1) sinderesis c. 2) annua? *oder* aenea, *wie* frumentum aheneum, annonae aerariae *gesagt wird?* 3) iuncta est *C.* 4) culpis *C.*

Si clientum commissa facinora tue mentis vterum bacho feruoris inebrient, paciencie laticibus iram lympha, ut, quam concepit animus remissa molestia, ferre possis modestius sentenciam super eos.

I, 38. Si cupis vrbanum te ferri mente regendo,
*Quem superare potes, interdum vince ferendo.*
In cunctis paciens fies redolens quasi mirtus,
*Maxima etenim*[1]) *morum est*[2]) *semper paciencia virtus.*

Quem potes corporeis viribus tibi in arte subicere, arte deuincere interdum paciencie studeas, cuius clipeo missa iacula refellentes summi triumphi lauream promerentur.

I, 39. Ne perdens operas frustra turbere dolore,
*Conserua pocius, que iam sunt parta labore.* [7ª]
Res mage conserues, operis quas cessit honestas,
*Cum labor in dampno est, crescit mortalis egestas.*

Ne, quas tibi labor aggregauit iuste diuicias, incuria disgreget, argus esto, quoniam calamitose perdicionis affliccio prosequitur hominem, si diebus consumptis in irritum eundem frustratorius labor pressit.

I, 40. Caulibus et ceptis pulsis te diuite micis
*Dapsilis interdum notis et caris*[3]) *amicis,*
Dijs largire tuis, ne viuas more scelesto,
*Cum fueris felix, semper tibi proximus esto.*

Aspectu mutuo se leti respiciunt mutuisque funguntur eloquijs epulantes adinuicem, quoniam cuiuslibet assumente vigorem purifatur (sic!) amor in ipsis et nexu beniuolencie roboratur. Si diuicijs igitur affluas, notis et amicis esse studeas in dapibus liberalis.

II praef. *Telluris si forte velis cognoscere cultus,*
*Virgilium legito*, fuit hoc qui[4]) dogmate fultus;
*Herbarum vires quod si mage nosse laboras,*
Carmine per voces fert Macer namque sonoras.
5 *Si romana cupis et punica noscere bella,*
*Lucanum queras*, retulit qui tanta duella,

---

1) enim C. 2) est *fehlt Cv.* 3) carus C. 4) hic quia? *aber vgl.* V. 8 *und* 15.

*Si quid amare libet uel amari disce*[1]) *legendo,*
*Nasonem petito,* docet hoc qui metra ferendo.
Hec tibi si non sit, fili mi[2]), discere cura,
10 Inferius cernens, cognoscens comoda plura,
Viribus insistens totis et carnis et ossis,
*Vt sapiens viuas, audi, que discere possis.*
Discere non animum querit sapiencia leuum,
*Per que semotum vicijs deducitur ewm.*
15 Docmatis auditor poteris bonus esse studendo,
*Ergo ades*[3]) *et que sit sapiencia disce legendo.*

Encium diuersa varietas diuersis gaudet affectibus operum; non igitur quemcumque [7b] finem intentum re prosequi possumus in quacumque; colores enim non aure percipimus nec sonos oculis intuemur; si quem delectat itaque agriculture noticia, non studio librorum quorumlibet applicet animum, sed libri Virgilij, in quo prelibate rei plene dantur et congrue documenta. Si cui est forsan herbarum vires cure cognoscere Macrum legat; si bellica gesta, Lucani libros inspiciat; si Veneris vacare milicie, Ouidium non postponat; si autem coruscare sapiencie radijs et prudencie fructibus redolere, Aristotilem legat et alios, qui huiusmodi talium dant doctrinam.

II, 1. Nauiget ut grandis lucri tua cymba fluento,
*Si potes, ignotis eciam prodesse memento,*
Videris auxilium, des hoc, exposcere si quos:
*Vtilius regno est meritis acquirere amicos.*

Quid emolimenti consequitur quis amicorum beniuola dileccione quesita, quid amicorum potencia minanti refragatur iniurie! amicorum presidio defectum virium reparat, amicorum locuplete marsupio aggredienti resistit inopie; dum abest, adest, dum cadit, erigitur, dum moritur, reminiscitur[4]). Quid plura? quodlibet malum vitans, consors[5]) efficitur omnis boni. Amicos igitur aduenas impenso debito fauore nancisci non tepeas, nil enim mercari possumus profecto comodius bonorum et sapientum amicabili caritate.

---

1) discere amare *C, das ursprüngliche wird sein:* discere amari. 2) si non fili si non sit fili mi *c.* 3) addes *c.* 4) reminiscit *c.* 5) concors *c.*

II, 2. Errat scire volens celum, solus deus id scit:
*Mitte archana dei celum*[1]) *inquirere quid sit.*
Noscere non hominem[2]) contingit celica iura:
*Cum sis mortalis, que sunt mortalia, cura.*

Est inexhausti vigoris adeo essencie diuine lumen preclarissimum, quod in eiusdem intuitu quantumcumque acuta hominis intellectus obtunditur acies in secretorum eius inuestigacione profunda frustratorio scrutinio laborantis. Celestium itaque rimatoria et studiosa cura postposita omine se exominet et curas suas implicet in humanis.

II, 3. *Linque metum leti, nam stultum est tempore in omni*
Gaudia letiferi vicio deperdere sompni. [8ᵃ]
Non obitum timeas, mors est per tempora rite:
*Cum*[3]) *mortem metuis, amittis*[4]) *gaudia vite.*

Vt quid[5]) ineffabili videndi potencia, audiendi mirandissima gracia, tactus officio, beneficio gustus olfactusque presidio, intellectus luce perspicua, quesitarum rerum conseruatrice memoria ceterisque virtutibus anime organisque corporeis humanam speciem natura beauit, nisi ut horum actibus moderata leticia et delectacione sobria fungerentur? Ne igitur intencione sua frustraretur natura in homine, assiduum Lethi metum propulset, a pria[6]) cuiuslibet presentis vite leticie priuaturum.

II, 4. Vt non subiaceas dampnorum turbine moli,
*Iratus de re incerta contendere noli;*
Tunc non contendas, cum scis te mente seuerum:
*Impedit ira animum, ne possit cernere verum.*

Sic ignitis spiritibus mentis oculos effumans ira prestigiat, quod rectum curuum curuumque iudicat esse rectum. In te igitur dum ire feruor inestuat[7]), sermonem cuiuslibet collonit' exclude, ferenda verba tam diu digerens mentis in vtero, donec ire fulminosa procella flatu paciencie sit sedata.

II, 5. Fundere cum debet, non sit tua bursa remissa,
*Fac sumptum propere, dum*[8]) *res desiderat ipsa.*

---

1) celumque *C.* 2) hominum *c.* 3) Dum *C.* 4) amittere *C.* 5) *Ist zu ergänzen* fieret? *und zu übersetzen: zu welchem Zwecke?* 6) praesentia? praestantia? 7) mestuat *c.* 8) cum *C.*

Da iusti celeres querentis nutibus aures;
*Dandum etenim est aliquid, dum tempus postulat aut res.*

Vt receptoris animum demulceant blande collata seruicia, dum tempus exigit, cogit necessitas, racio perswadet, serena facie clarisque oculis[1]) manus leta propere marsupium reserans se publice reseret appetitu faciendorum sumptuum[2]) rapi totam.

II, 6. Diuite quam sepe gladij liuore perempto,
*Quod nimium est, fugito, paruo gaudere memento.*
Grandia deuites, audi, quod sepe refertur:
*Tuta mage puppis*[3]), *modico que flumine fertur.*

Diuiciarum natantes in pelago perdendi metibus tenendique curis [8b] afflicti circumflantibus vndique procellis inuidie dimerguntur. Earum igitur studio sic te dedites[4]), quod arrescente siti te non compellat inopia nec copia naufragari.

II, 7. Ne diffamentur multi verbo truculento[5]),
*Quod pudeat, socius prudens celare memento.*
Clam socij vicium mentis connectito funi,
*Ne plures culpent id quod tibi displicet vni.*

Si quid horrendum clamdestine socius fortasse commiserit uel si latenti vicio sit[6]) infectus, quod eundem aduocet in pudorem, in patulum caue deducere, ne, quod solus intueri fastidis ad nauseam, prouocati plures inspicere ipsius faciem rubore confundant et afficiant tedijs vitam eius.

II, 8. Cum celent tandem nulli uel crimina rari,
*Nolo putes prauos homines peccata lucrari.*
Quantumcumque latens pecces, non protinus arent,
*Temporibus peccata latent et tempore patent.*

Nulla nubes, nulle fallere[7]), nullum velamen diuine claritatis oculo possunt palliare facinora, que dum stomachatur tandem inspicere, ut habeat in abhominacione consocios, ea tamen tandem reuelat in publicum. Sceleris igitur nullus[8]) opacis implicet actibus, quia nequit caligo nubis oculere, quod intendit sue prospicuitatis fallacibus reserare.

---

1) oculisque *c.* 2) sumptum *c.* 3) puppis est *C.* 4) dedices? *vgl.* II, 7, 1. 5) trutulento *c.* 6) fit *c.* 7) *Vgl.* I, 27, *comm.* 8) nullis *c.*

II, 9. In fragiles cessum est frenesi fulgescere soli:
*Corporis exigui vires contempnere noli.*
Non spernas genitrix quem paruum membra creauit:
*Consilio pollet cui vim natura negauit.*

Non ex eo quemquam abicias, quod non sit corpore gigantis[1]), cum excensionis defectum gnaui soleant pluralitate[2]) virium reparare.

II, 10. Interdum posset paruus te vincere crede:
*Quem*[3]) *scieris non esse parem tibi*[4]) *tempore cede.*
Paruis maiores pungne loca tempore[5]) demus:
*Victorem a victo superari sepe videmus.*

[9a] Remissum viribus, amicis inopem pauperemque diuicijs quandoque preposse hijs vberi non est inconueniens neque nouum, cum[6]) rustici nemore venantem militem sibi rusticus sepe subiceret, meantemque regem per castrum militis deuinceret miles ipse. Propter quod non, quocienscumque a minore litigiosis verbis lacesseris, semper furibunda responsio labiorum reseret hostia nec ad pugnam dissoluat semper dextra potenciam, sed clausis auribus dissimulacione preteriens[7]), letus[8]) inter vitanda pericula[9]) te prudencie monitibus paruisse.

II, 11. Sepe venenantur homines verbo velud herbis:
*Aduersus notum noli contendere verbis.*
Vt sapiens facias qui verbis non puerescit,
*Lis minimis verbis interdum maxima crescit.*

Intrant per aures pungencia verba, licet sint modica, quasi satellites auditoris animum missi lacessire, propter quod repente faretra non indignata succingitur allocutorijs spiculis, arcum tendens contra temerarium insultorem. Vnde vltro citroque conflictanti nata palestra discordie proch dolor personales decurrunt ad impetus, et tandem ad inextingwibilem litis flammam. Effrenem igitur ligwam sic loro taciturnitatis habenes[10]), quod in neminem blateret[11]), et in eum maxime, quem vinculauit amicicia longa tibi.

---

1) giganteo? 2) pluralitatem *c.* 3) Cui *C.* 4) te *C.* 5) tempora *c.* 6) nam *c.* 7) praetereas? 8) letis *c.* 9) periculum *c.* 10) habenas *c.* 11) *am Rande* alias elateret.

II, 12. Res non peruertit per quem sunt quelibet orte:
*Quid deus intendat, noli perquirere sorte.*
Sortilegus ne sis; fines nouit deus ipse:
*Quod statuit*[1]) *de te, sine te deliberat ipse.*

Diuine celsitudinis summa potencia in presciencia futurorum nullum voluit habere participem; tonantis igitur nutibus temere presumit obsistere, qui reserare molitur auspicio, que sue voluntatis repagulo proprio retrusit in pectore. Absit itaque, quod, que tibi in futurum contingere debeant, aliquibus presagijs inuestiges; nam prouidencia summi consilij preter tui requisicionem omnino, quidquid de te stabiliuerit, exequetur.

II, 13. *Invidiam nimio cultu vitare memento,*
Wlnerat interius quoniam te corde cruento. [9b]
Inuidiam celare tibi non prorsus honestum,
*Que si non ledit, tamen hanc sufferre*[2]) *molestum*[3]).

Summo studio summisque vigilijs thoracem cordis susurre[4]) congratulacionis et oleo liuoris purges[5]) rubiginem, que, licet ferentis extrinseca bona non dissipet, mentis tamen intima lacerat et consummit.

II, 14. Non regnant tandem diu falsique malique;
*Esto animo*[6]) *forti, cum sis dampnatus inique.*
Stat constans lesus vir, quem paciencia vincit,
*Nemo diu gaudens sub iniquo iudice vincit*[7]).

Si aduersarij tui subdola fortassis astucia per nequicie iudicem contra te sit iniuste lata sentencia, nec serenam faciem tuam tristicie nubes obumbret, nec in procellas fulminosi turbinis animi tranquillitas intumescat[8]), nec, te duplici stimulante[9]) doloris aculeo, hostem tuum geminata leticia consoletur; habeatur[10]) hoc siquidem pro constanti, quod, qui conscendunt fraudis gradibus victorie solium, iusticie manibus pudorosa strage trahuntur finaliter precipites in abissum.

---

1) Quid statuat *C.* 2) ferre *c.* 3) m. est *C.* 4) *etwa* furfure? *ward Kleie zum Putzen gebraucht? oder fehlt ein Wort neben* et? 5) purgare *mit doppeltem Accusativ? vgl.* mutuari II, 20, *comm.* 6) animi *c.* 7) gaudet quia judice vincit iniquo *cv.* 8) intumescit *c.* 9) stimulantemque *c.* 10) habentes *c.*

II, 15. Offensas memorare facit discrimina gwerre:
*Litis preterite*[1]) *noli maledicta referre.*
Qui se leserunt, referas ne wlnus eorum:
*Post inimicicias iram meminisse malorum*[2]).

Quis mucro ferreus occidere prompcior, que iehenne fulminis flamma voracior, quod anguis virus ad lethum properius precipiti ligua, contumeliose passo iam wlnere[3]) sedate discordie relatrice? Nonne cicatricem, que dudum occaluit, denuo saniem manare compellit, lites confractas reintegrat, dissolutas renodat, sopitas excitat et postergatas mentis reducit ad oculos? quod quantum sit iacture quantumque ruine quantumve scandali paritiuum, cum nec lippos lateat nec ydotarum eciam subterfugiat intellectum, pretereo. Ne acutam igitur et indomitam[4]) liguam Thesifones[5]) spiritus agitent, eiusdem aciem sic maleo racionis obtundas et alliges iugo prudencie, quod nullum presumat enormiter sic perniciosis ictibus, sic cesiuis et sic atrocibus, sauciare. [10ᵃ]

II, 16. In pompam verbis ne dicant te tumuisse,
*Nec te collaudes*[6]) *nec te culpaueris ipse.*
Laudis nec culpe de te ne[7]) fungere vanis:
*Hoc faciunt stulti quos gloria vexat inanis.*

Qui laudis proprie titulos preconio sue vocis extollit, inanis glorie flatibus intumescit; nec minus manifestas vires verbotenus occulens, qui de se ipso yronice loquitur, se ipsum nimium floccipendens. Hec igitur a ligue proscribas officio, que illud ornant, fatue credita idem turpiter dedecorant et oblutant.

II, 17. Longe quesitum paruo ceu riuus invndat,
*Vtere quesitis modice, cum sumptus habundat.*
Sumptibus intensis te parcum plus fore iungo:
*Labitur exiguo quod partum est tempore longo.*

Summo studio, summis angustijs summisque laboribus gazas nanciscuntur, quas adductas per longum tempus in cumulum consweuit breuis hora dispergere, nisi manibus prudencie constringantur. Si igitur, aditamento non facto prouentibus,

---

1) preteriti *c.* 2) malorum est *C.* 3) wlnera. 4) domitam *c.*
5) *d. i.* Tisiphones. 6) collaudas *c.* 7) nec *c.*

expensarum onus amplius solito eructuare bursam necessitet, tenui magis arundine de gazophilacio nummos hauri[1].

II, 18. Ne[2]) bene comperies, stolidum simulans eris ut rex;
*Insipiens esto, dum*[3]) *tempus postulat aut res.*
Inscius interdum lubrices ut ab arbore gumma:
*Stulticiam simulare loco prudencia summa*[4]).

Fac ut interdum verbis et gestibus sapias in cortice fatuum, ne te post arguas in medulla desipere, nam dudum locus exigit; induere laruam puerilis insanie nichil est aliud quam occulta lorica semel prudencie se munire.

II, 19. *Luxuriam fugito, simul et vitare memento*
*Crimen auaricie* seu vincere cum temulento.

So[5]) daturam spondet libido mirifica, ut, quos allicidio sue promissionis attraxerit, perdicionis laborintus[6]) ergastulet. Que si quid forte dulcedinis afferat, amaritudinis eam tandem virus aspergit, quod more ingluuiosi [10ᵇ] piscis et stolidi, quem, eidem esca forinsecus alludente, deluserit, eo (et?) ad vncum se fraudis preditam[7]) incurrisse deplorant. Hec enim appetitu fruendi perdendique metu continuo animum qualibet suspendit a requie, vires anichilat, opes exterminat, ingressat[8]) animam et seducit finaliter in ihebennam. Auaricia vero, gentibus odiosa quibuslibet, nemini collatam extinguere sitim se debere pollicitans, tanto[9]) bibendi incendit ydropisim, quanto diuicias plures absorbserit. Que vsibus hominis accomodatam pecuniam quodam ordine rerum prepostero in kathedra residere facit ut principem, cuius mandatis miser auarus compulsus obsequitur[10]) adeo, quod innumeris periculis se mortis exponens remotissimas[11]) regiones oblustrat, ut, qualitercumque possit, adaugeat cumulum, totis luminibus, ne dispergatur, intentus, dispersionis modis omnibus adductis in mentem, afflictus metibus infinitis. Quos cum oculus[12]) diuinus inspicere abhorreat et intueri merito racionalis animus stomachetur, eisdem sic

1) *Es fehlt etwa* necesse est. 2) Nae? 3) cum *C.* 4) summa est *Cv.* 5) Si *c.* 6) *mit* labor *in Zusammenhang gebracht?* 7) perditam? *oder* perdite? *oder* fraude preditum? 8) ingrossat? 9) *Es fehlt wohl* maiorem. 10) obsequio. 11) remitissimas *c.* 12) oculi *c.*

festinus, sic sedulus des repulsam, quod vsurpatam sedem tue mentis in fundo proscripcione[1] temporis iure sibi non gaudeat vendicasse.

II, 20. Juramus falsum quandoque Jhesumque patrem per:
*Noli tu quedam referenti credere semper.*
Ne credas quecumque tibi, fili, referuntur:
*Exigua est tribuenda fides, quia multi multa*[2]) *locuntur.*

Proferentis hec est naturalis intencio, sic mentis nunccias transmittere, quod auditoris animum sic moueant, ut eisdem credula fide pronus assenciat. Quod ut cum efficacia possit attingere ex toto, veritatis eas clamidem feneracione mutuatur[3]); propter quod si fores aurium pulsare contingat has nunccias, que aliquid referant difficultatis uel ponderis, antequam pertranseant cordis ad thalamum, eas non solum sis desuper contentus aspicere, sed attente suspicere, vtrum sint veritatis albedine uel falsitatis nigredine[4]) subuestite. Nonnulli siquidem latrices huiusmodi transferunt, vt inter vnanimes serant zyzaniam uel subdole pernecent fatuos auditores. [11a]

II, 21. Tu reprobandus ades ut fusum gutture coli;
*Que potu peccas ignoscere tu tibi noli.*
Te dampnes, lapsus potu, culpe vehementis:
*Nam nullum crimen*[5]) *vini est, sed culpa bibentis.*

Si blandicijs suis sic yzophago[6]) potoris Bachus alluserit, quod equo lacius cum multitudine sit admissus ventris in cacabo, cum ipsius naturalis proprietas exigat epicaustorium[7]) cerebri euaporacione impetuosa conscendere, ut oculos discrecionis ibidem residentis obvmbrent, ne videant, nonne, si in aliquod ex hoc scelus decurrerint, iuste prestolantur eundem penitencie verbera, ymmo iustissime? Non enim excusat eum carentis sensu Bachi prodicio, sed accusat et increpat pocius ingurgitantis[8]) ebria sumpcio dicti Bachi.

---

1) proscriptionis? 2) multi *fehlt C* (*d. i. za*), qui *z* quia *av*, *v liest ganz wie unser Text, trotzdem, dass der Vers einen Fuss zu viel hat.* 3) *mit doppeltem Accusativ? s. oben zu* II, 13, *comm.* 4) ingredine. 5) crimen nullum *C*. 6) *d. i.* oesophago. 7) epicastorium *c*. 8) iurgurgitentis *c*.

II, 22. Vt leuius fine concludas vis tua quali,
*Consilium archanum tacito comitte sodali,*
Dum pateris membra robertus[1]) more cameli,
*Corporis auxilium medico committe fideli.*

Si quid tibi ponderis fortasse emerserit, quo titubet animus, socium consule, quem experiencia longa didiceris nec dissolutum ligua nec insciencie defectibus alligatum. Si vero corpus langwor irrepserit, prudentis medici suffragium postula, cuius refragari mandatis nullatenus sis presumptor.

II, 23. Rerum non anime veniant licet hij tibi peste,
*Successus indignos*[2]) *noli sufferre moleste.*
Ploret qui sortis se nudum verbere noscit:
*Indulget fortuna malis, ut ledere possit.*

Oculi prouidencie mira nos instruunt in genere bonorum, scilicet vtiliora pertingere et in malis effugere quod est peyus; hijs itaque fungere, futura conspiciens, hec apprehendens meditacioni tue mentis indubie, quod [ad] attrahenda commoda nullus nutus est apcior nec clipeus tucior ad incomoda refellenda. [11b]

Hier fehlt II, 24.

II, 25. Sperans[3]) non credens semper subsistere moli,
*Rebus in aduersis animum submittere noli.*
'Aduersis' Katho 'ne sternere' noster ut inquit,
*Spem retine, spes vna hominem nec morte relinquit.*

Si furibunda Rammisia[4]) in miserie foueam impetuose te strauerit, nec exutos lacrimis corporeos oculos nec confundant mentem merore suspiria, sed levatis brachijs humili voce misericordis spei auxilium inuoces, que tandem consciencie fortuna infortunio tuo compaciens ereccionis tibi dexteram porriget et felicitatis pristine restituet libertati.

II, 26. Cum possit multis preberi, non tibi soli,
*Rem tibi quam noscis aptam dimittere noli.*

---

1) refertus? retortus? 2) dignos *C, aber* indignos *ist die Vulgata des 15. Jahrhunderts, und der Sinn verlangt es auch hier.* 3) sperens *c.* 4) *d. i.* Rhamnusia.

Rem cape, quam gliscis, dum pandit se tibi valua:
*Fronte capillata post hec occasio calua.*

Dum liberalem tibi fortuna se perhibet, cur id amplecti tardas in crastinum, quod mens adoptat? Nonne tua sitis habet in prompto discrecionem, quod in se nichil habet constancie? Nam nunc albo vestita, cras[1]) letatur induere, nunc clara faciem, cras obscura, nunc prodiga, cras auara, nunc mater diligens, nunc nouerca.

II, 27. Vt pater vtrumque pre sidere[2]) mentis habeto:
*Quod sequitur specta, quod*[3]) *imminet*[4]) *ante videto.*
Respice prudenter fiendum preteritumque:
*Illum imitare deum, partem qui spectat vtramque*[5]).

Oculorum triceus[6]) alter in preteritorum discessum reflectitur, alter in accessum protenditur futurorum, in quorum sedula visione sic iuges celebrant insompnes[7]) excubias, quod nulla futuriunt et nulla pretereunt, que non cernant. Tu igitur summi doctoris tamquam legittimus discipulus imitando vestigia vtriusque racionis oculos aperi, memoriam scilicet, per quam preterita recolas, et prouidenciam, per quam contingencium spectes eueptum in vtrumque, duorum si intuitum vigili cura defixeris[8]) tuis quibuslibet dirigeris in actibus qualiquali cespite non casurus. [12ᵃ]

II, 28. Lugesto Veneris epulo necnon inhonesto
*Forcius ut valeas, interdum parcior esto.*
Delicijs cum non simus sed robore tuti,
*Pauca voluptati debentur, plura saluti.*

In sentiuis[9]) superuacua delectacionis assumpcio humane saluti penitus obuiat; que, cum sit cuiuslibet leticie fundamentum, abstinencia laboribus auarisque rebus est querenda summopere, voluptatibus autem, licet prima facie corpori nostro videantur magis applaudere, remissius est fauendum.

II, 29. Omnibus instando posses incurrere funus:
*Iudicium populi nunquam contempseris vnus.*

---

1) *es wird* nigrum *fehlen.* 2) presidere *c.* 3) quodque *C.* 4) eminet *c.* 5) utrumque *c.* 6) trichrus? tuorum? 7) sompnes *c.* 8) defixuerit *c.* 9) sentinis?

In populos solus non surgas in quasi stultos,
*Ne nulli placeas, dum vis contempnere multos.*

Est verisimile satis et ab opinione non exterum, quod, que plebs tota decreuerit, diligenti examine sint discussa, propter quod, esto quod contrarium sencias, attente caueas vnicus effronter illa desipere, ne tamquam secors et anormalus reddaris omnibus odiosus.

II, 30. Sano[1]) nil melius, oculis si cernis acutis:
*Sit tibi precipue quod primum est cura salutis.*
Esse stude sanus, fili, celer omnibus horis,
*Tempora ne*[2]) *culpes, cum sis tibi causa doloris.*

Si carnem coniugem vir senciat animus morbi stimulis[3]) impeditam, ira nocitiua non ferueat nec querela sterili moueatur in tempora, sed[4]) salutis spem integram, confortacionis vigorem et obseruanciam diete iusse per medicum ipsius humiliter aduocet in succursum.

II, 31. *Sompnia ne cures, nam mens humana quod optat*
*Dum vigilat*, sompno decepta frequenter adoptat.

Olim rerum quesita simulachra quadam noua[5]) conposicione in sompno actuali consideracione se offerunt, que cum replecione nimia cerebri[6]) [12b] uel ipsius euacuacione non modica uel intenso affectu diurne meditacionis ipsius ab aliqua uel aliis multis modis prouenire sit solita, nec animum tuum sompnia blanda demulceant nec aspera terreant, cum raro uel nunquam res eo tenore proueniant, quo in sompno se rerum similes anime representant.

III praef. a. *Hoc quicumque cupis*[7]) *carmen congnoscere lector*,
Vtilis eiusdem quod possis esse receptor,
*Cum precepta feras*[8]), *que sunt gratissima vite*,
In mundo per que viuas tutus sine lite,
III, 1. *Instrue preceptis animum, ne discere cesses,*
Esto quod annorum bis centum vir vetus esses:

---

1) Vano c. 2) nec C. 3) stintulis c. 4) si c. 5) nouo c. 6) celebri c. 7) velis C. 8) ferat C.

*Nam sine doctrina vita est quasi mortis ymago,*
Materie prime sine formis eris imitago.

III, praef. b. *Comoda multa feres sin autem spreueris illud,*
*Non me scriptorem, sed te,* si negligas istud.

Quemadmodum rude ferrum awlsum nouiter e minera, nondum adeptum alicuius instrumenti fabrilis effigiem, seruiendi nobis caret officio et beneficio iuuamenti, sic homo, cuius mentis agrum nullus sciencie vomer excoluit, utcumque nocitiuos frutices pariat, non producit collatiue Cereris cauas messes. Ne creatorem igitur increpes, qui capacissimam virtutem cuiusque noticie humane carni benignus inseruit, neque arguas defectum traditorum sciencie, qui viuendi nobis claram et vberem dant doctrinam. Actiuare disce studendi potenciam prudencie datis monitibus instruendus, quibus et tibi plurimum conferre poteris et alijs non obesse; quod si forte negligencie vicio uel pigricie detentus gelu destiteris exequi, viues ut bestius et plus quam bestius, aspere demorsuis[1]) aculeum meritorie subiturus.

Hiernach fehlt III, 2.

III, 3. Turpibus est proprium famam nigrare bonorum:
*Cum recte viuas, ne cures verba malorum.*
Dum viuas purus, ne cures quid referatur:
*Arbitrij nostri non est quid*[2]) *quisque loquatur.*

Dumtaxat prauitatis macula vitam non inquines[3]), non maligneris in aliquo, si, quod suum est, de te referant mala mali. Quomodo sperari potest, quod verba dulcedinis expuat os amarum?

III, 4. Celet amicorum tua vis pro posse pudorem,
*Productus testis salua tamen ante pudorem*[4]).
Dum tibi sermones testis non sint inimici,
*Quantumcumque potes, celato crimen amici.*

Vocatus in testem super amici facinore illud quantumcumque potes defensionis et excusacionis clamide vestias, sed non in tantum propterea quod pudoris trabea te denudes.

---

1) demorsure? 2) quod *c.* 3) inquiens *c.* 4) salvo . . pudore *Cv.*

III, 5. Cum sint fraudigeri, fili, tibi sepe retento,
*Sermones blandos blesosque vitare*[1]) *memento.*
Sit tibi non ficti sed pure norma ferendi.
*Simplicitas veri fama est, fraus ficta loquendi.*

Fictoris verba dolos anuncciant, fidem vero prolata simpliciter. Que loqueris igitur, caueas nimia dulcedine mellis invngere et composicionis apparatibus pollitissimis[2]) exornare, sed absoluta voce rem intuas, quam veritatis puritas exigit et adhibenda credulitas non postponit.

III, 6. In morbum nimia requie mens et caro fertur:
*Segniciem fugias, qua*[3]) *vite ignauia fertur.*
Torporem fugias, viciatur quo tibi corpus:
*Nam cum animus lagwet, consummit inhercia corpus.*

Nature cura procax et prouida humanum corpus non frustra diuersa distinxit in organa, animam racionabilem vniuersam corpori non inofficiose potencias secreuit in varias, sed ut eorum quelibet proprijs officijs deputata racionis imperio tamquam domine moueatur in opera eidem promptis affectibus obsequendo. Ne efficiaris de sano lagwidus, de veloci tardus, de prompto lentus, de forti debilis et de incolumi mente captus, [13b] attemptanti disidie[4]) racionis subuertere monarchiam tocius pectoris impetu manibusque celeribus solercia det repulsam.

III, 7. Tedia ne sternant animum tibi pondere, duris
*Interpone tuis interdum gaudia curis:*
Vt[5]) modice studio pause decet esse datorem,
*Vt possis animo quemuis sufferre laborem.*

Vt tantas curas[6]) lassitudines auferas et quesita studio purges mellita[7]) tedia, in vnccione subscripta fungaris et farinato, interdum scilicet liram plectro conciliante dulcissono uel mellifluis cantibus cibes aures uel prorumpes in iocosa verba cum socijs, applausiuis confabulacionibus mentem pascas uel itinerantibus pedibus ad loca solacij sitibundos oculos potare studeas rerum delectabilium visione, uel mentem tuam iocis alijs

1) cavere *C.* 2) pollicitissimis *c.* 3) fugito quae *Cv.* 4) attemptanti desidiae? 5) Et? 6) *fehlt* et? *oder ist etwa* curarum *zu lesen?* 7) mellite?

pluribus ab honestate non deuijs recreare non paucas. Tunc equidem resumptis viribus subire poteris humeris forcioribus et prompcioribus opera, ad salutis statum translatus quidem laguido appetitu, libenciori[1]) laboris epulis animam post cibandus.

III, 8. Cum reprehendendus viuas sine crimine nunquam,
*Alterius dictum uel*[2]) *factum ne carpseris vnquam:*
Perpenses, nullum reprobes[3]) ut animal, ter,
*Exemplo simili ne te derideat alter.*

Quedam naturalis proprietas miseris est inserta mortalibus, ut a memorie libro non delentes[4]) iniurias, eas non aliter sint sanare contenti, donec iniuriantibus satisfecerint mutua recompensacione similis talionis. Itaque cum ut plurimum, cuius verba demorderis uel attemptaueris gesta deludere, offensum se reputet, attentissimus ab hijs caue.

III, 9. Imputet ut nulla tibi gens deperdita nato,
*Quod tibi sors dederit tabulis suprema notato.*
Fac serues quidquid patris tibi[5]) pro te paratur,
*Augendo serua, ne sis quem*[6]) *fama loquatur.*

Que tibi prosperante fortuna quesiueris, sic archa recondas in solita, [14a] quod appetitus fatui molientibus tineis non pandatur illic[7]) clamdestinus prodicionis egressus, hec nequaquam preteriens dissimulantibus oculis, quod parata est semper cornu luctissono imfamia improuidencie tue sompnum in conspectu gencium suis blasphemijs excitare.

III, 10. Largifluus caris sis, si vis viuere recte,
*Cum tibi diuicie superant in fine senecte;*
»Ad dominum seruo« locuples dum iam quasi dicis,
*Munificus facito viuas, non parcus amicis*[8]).

Si feraces tibi diuicie suppetunt, dum canescentibus pilis videtur occasum naturalis calor expetere, liberalitatis vigore ortum tua petens (in) dextera usque ad meridiem claritatis pertranseat diffundens amicis potencie sue vires. Nam etsi quolibet tempore dilectis sint communicande diuicie, tunc in participium maxime sunt trahende, dum fertili vena statuentes nostram iu-

---

1) *wohl* libencioris. 2) aut *C.* 3) reprosis *c.* 4) dolentes *c.* 5) tui? 6) quod quem *c.* 7) illis *c.* 8) amicus *c.*

risdiccionem parant aufugere[1]); heu quod immisericors omnino facit nemini Parca parcens.

III, 11. A quocumque libens ego Katho discere ferui,
*Vtile consilium dominus ne despice serui:*
Vtile consilium serui vis spernere[2]) nunquam,
*Nullius sermonem[3]) si prodest contempseris[4]) vmquam.*

Salubris et eligendi consilij fetum non parturit quelibet virtus, sed mentis solummodo prudentis et provide. Si quis igitur prudencie dextera in contingencium et agibilium campo nouit a tritico secernere lolium, quantumcumque eum clientatus gradu[5]) tibi subicias infimo, ipsius non dedigneris acquiescere sermonibus, cum non sit in consilijs attendenda personalis proprietas sed efficax sentencia consulentis.

III, 12. Contentus viuas paucis, eo[6]) tempore dante,
*Rebus et in censu si non est quod fuit ante;*
Si tua respondent forsan non ut tibi debent,
*Fac viuas contentus eo quod tempora prebent.*

[14[b]] Si tibi stipendium remissius solito fortuna tradiderit, remissioribus solito sumptibus vtere, ipsius lentitudinem animi latitudine reparans, expensarum appetitus excessum contentacionis forcipibus[7]) circumcidens.

III, 13. Cum sponsi studeat locuples resistere votis,
*Vxorem fuge ne ducas sub nomine dotis:*
Non dos vxori te iungat, vis sed honesta,
*Nec retinere velis, si ceperit esse molesta.*

Ex quodam instinctu nature videtur quasi mulieribus insitum, ut coniugibus obuie vix vel nunquam ipsorum nutibus sponse consenciant. Quid igitur, si diuicias proprias sibi subiugas habeant? Certe nil importabilius ipsarum[8]) effreni superbia nilque tediosius suis mordacibus inuectiuis. Si desideres itaque tibi consociam, suarum vinculo docium tuam non obliges libertatem, ut si contingat in posterum equo lacius[9]) ipsam a mandatorum tuorum iugo collum subtrahere, eidem libellum repudij licite dare possis.

---

1) eufugere *c.* 2) sternere *c.* 3) sensum *Cv.* 4) tempseris *C.* 5) grati *c.* 6) ea? 7) forpicibus *c.* 8) ipsorum *c.* 9) ecolacius *c.*

III, 14. Vt merito prudens in agendis vir tenearis,
*Multorum disce exempla*[1]*, que facta sequaris:*
Tu nisi viuendi reliquis exempla ministra,
*Que fugias, vita est nobis aliena magistra.*

Ne agendorum compendiosa declines a methodo, respice, qua semita pedes itinerantes non cespitent, ut ipsorum vestigijs preuijs incessurus; aliorum etenim gesta nobis perhibent exemplar efficax gerendorum.

III, 15. *Quod potes id tempta, operis ne pondere pressus*
Inperfecta sinas presumpta, grauedine fessus.
Fac ne deficiens[2]) rebus disponere in quas
*Succumbat labor et frustra temptata*[3]) *relinquas.*

Potencie tue vires attenta consideracionis mensura premeciens, eius, quod proponis in actum deducere, ingressum metire, progressum, pariter regressum examine diligenti respiciens, an se vires agende rei proporcionabiliter coextendant; nam si saltem ab equali dilacione deficeret[4]) [15ᵃ] presumpcionis opus, egressum cogeris eidem mutilatum relinquere turpiter et dampnose.

III, 16. Consensor prauis qui ne videare fauere,
*Quod nosti factum non recte, nolito*[5]) *silere:*
Iniuste factum promulges verba ferendo,
*Ne videare malos imitari velle tacendo.*

Si quis consciencia tua teste presumpserit iusticiam ledere, arma fortitudinis induens verbis verbo et operibus operi contradicas, ne pusillanimitatis et inhercie vicio subiacens arguaris nequicie fautor esse.

III, 17. Non cupiunt leges flecti cuiusque reato:
*Iudicis auxilium sub iniquo teste*[6]) *rogato.*
Consule iuridicum, si qui male testificantur;
*Ipse etenim*[7]) *leges cupiunt ut iure regantur*[8]).

Innatum[9]) est legibus sitire iusticiam et iniusticie surdium violencia stomachari[10]); ad legum igitur possessorem festinus habe refugium, si tractus in iudicium falsis testibus seducaris.

---

1) exemplo *C.* 2) deficias? 3) frustrata *c.* 4) deficerent *c.* 5) nolite *c.* 6) iniqua lege *Cv.* 7) etiam *C.* 8) rogentur *c.* 9) tuuatum *c.* 10) stomachali *c.*

III, 18. Si quid in obliquum forsan veniet tibi lento,
*Quod merito pateris pacienter ferre memento.*
Equanimis meritus celeres[1]) incurrere banna,
*Cumque reus tibi sis, ipsum te iudice dampna.*

Non indignanter[2]) aduersitatis onera tui cordis humeri subeant, que suis meritis licet clamdestine forisfacta propria quesiuerunt. In quo tue mentis racio, speciem iudicis induens, appetitum corrigat lata sentencia transgressorem.

III, 19. Vt sit scibilibus tua mens virtuteque fulta,
*Multa legas facito, perlectis perlege multa.*
Dimissis nugis in verba lege studere:
*Nam miranda canunt sed non credenda poete.*

[15b] Etsi poetice ficciones oblectentur, tamen inanes credendi fide a felicitatis adepcione nos reuocent, earum studio non nimis dedites animum, sed ut intellectum, virtutem nobilissimam, in qua cum substancijs separatis participas, vera cognicione perficias et inestimabili delectacione reficias, philozophica scripta legas et relegas, ipsorum spiculacioni tunc finem constituens, cum vite tue viserint[3]) fata gades.

III, 20. Vt te non reprobent, fili, turpidine gestus,
*Inter conuiuas fac sis sermone modestus.*
Multa tibi debent in mensa verba caueri,
*Ne dicare loquax, dum[4]) vis vrbanus haberi.*

Non lasset in conuiuio lingwam verbi loquacitas, quam accio fatigat edendi, ne conuiuis importunum te prebeas et ostendas penitus inciuilem.

III, 21. Cum studeat ficte mulier falsaria flere,
*Coniugis irate tu[5]) noli verba timere,*
Non cures oculis, coniunx si murmure rorat:
*Instruit insidias lacrimis[6]), dum femina plorat.*

Vxoris ab oculis manant facie lacrime et ab ymo pectoris erumpunt querulosa suspiria, vt a viro simplici sagittam hijs impetret, qua pungatur; talibus igitur nec aures cordis exhibeas,

1) coleres *c*. 2) indignantur *c*. 3) vixerint *c*. 4) cum *C*. 5) noli tu *Cv*. 6) Nam lacrimis struit insidias *xv*, Nam struit insidias lacrimis *a*.

nec pronus assencias, nec ad iracundie curuitatem mentis rectitudine[1]) nullatenus ideo detorquendus.

III, 22. Qui consumpserunt sua, sunt aliena secuti:
*Vtere quesitis, sed ne videaris abuti,*
Non ut abutaris rebus, tibi multa leguntur:
*Qui sua consummunt, dum*[2]) *deest, aliena secuntur.*

Pudorose compellitur aliena deposcere, cui, preambulis sumptibus factis prodige, sua deficiunt. In quesitis igitur abusum fugiens sobrie serues vsum. [16a]

III, 23. Incurras finem, fili, ne forte verendam,
*Fac tibi proponas mortem non esse timendam.*
Fac tormentorum paueas ne morte tuorum,
*Que bona si non est, finis tamen ipsa malorum*[3]).

Non incucient[4]) tibi metum necis patibula, que, licet iniquis hominibus nil videantur comoditatis afferre, habent tamen vlteriorem malefaciendi potenciam hijs aufferre.

III, 24. Inpaciens eius non sis quod dicere tento:
*Vxoris ligwam, si frugi est, ferre memento.*
Non spernas, coniunx si scit te cara docere,
*Namque malum est non velle pati nec posse tacere.*

Acutis oculis mulieres plerumque gesta respiciunt et gerenda, quarum non est prorsus abicienda monicio; si coniunx itaque preuia racione tuis sensibus obuiat uel aliud quam sencias vtiliter consulat uel enormia per te facta remordeat, ne sis verborum eius impaciens, sed attendas animo plano que dixerit, eiusdem nutibus acquiescere tibi dedecus non ascribens.

III, 25. Cum te nutrire fuerunt[5]) omnino libentes,
*Dilige non egra*[6]) *caros pietate parentes.*
Dilige gingnentes animo semper reuerenti,
*Nec matrem offendas, dum vis bonus esse parenti.*

Parentum zelus radicatus in filio qualibet erugine careat, quorum alteri se non presumat opponere, dum alteri desiderat idem esse.

---

1) *fehlt* a? 2) cum *C.* 3) illa malorum est *C.* 4) incuciet *c.* 5) fuerint? 6) aequa *a*, caros egra *x.*

IV praef. *Securam quicumque cupis deducere vitam,*
Atque vitam dubijs pulsis decurrere tritam,
*Neċ vicijs inherere*[1]) *animum*[2]) *que*[3]) *moribus obsunt*[4]),
Viribus et ossis [mentis][5]) tibi que super omnia prosunt,
*Hec precepta tibi semper relegenda memento;* [16[b]]
Ipsorum monitu metra nam mente retento.
*Inuenies aliquid quod te vitare*[6]) *magistro,*
Hec ergo faciens in cordis fige registro.

Si vitam desideras inexpungnabilis fortitudinis vallo circumdare, quam viciorum sordes nulla coinquinet, subscriptos monitus creber inspicias inspectosque considera, consideratos in actum sollicite translaturus. Ibi namque fugienda doceberis pariter et sequenda.

IV, 1. Redditur ex opibus aliquis nunquam saciatus:
*Despice diuicias, si vis animo*[7]) *esse beatus.*
Despice diuicias, si vis vel mente beari,
*Quas si*[8]) *suscipiunt mendicant semper auari.*

Continuis rapine furtique metibus saciare[9]) ydropisim generant locuplete[10]) diuicie, nequaquam fonte aureo, quantumcumque fertiliter scateat, repungnando[11]) pluribus circueuntibus circueunte. Igitur cum he[12]), facietenus inspecte sufficientes[13]) pollicentes[14]), insufficienciam pocius inferant, nos ab acquisicione vere beatitudinis suis illicidijs retrahentes, qui felici desiderat viuere animo, posterget huiusmodi temporales diuicias, in quibus nullatenus prestituat sibi finem.

IV, 2. Contentus viuas hijs que tibi fata dederunt:
*Comoda nature nullo tibi tempore deerunt.*
Deficies nunquam nature munere lusus,
*Si contentus eo fueris*[15]) *quod postulat usus.*

Linea vestis ab estu, et a frigore grisea, a ventis et a pluuijs vile tugurium humanum corpus defensare sufficiunt; vilis potus

---

1) haerere *C.* 2) animos *C.* 3) qui *a.* 4) obsint *C.* 5) mentis *ist wohl ein Glossem; freilich das von der Vulgata des 15. Jahrh. getheilte* inherere *des voraufgehenden Verses giebt auch keinen correcten Vers.* 6) quo te nitare *a.* 7) animo *fehlt c.* 8) qui *Cv.* 9) saciato? sauciato? 10) locupleti? 11) repugnand *c.* 12) hec *c.* 13) sufficienter? 14) pollicientes *c.* 15) fuerit *c.*

uel aqueus, rudis cibus, quantum ad eius corporis nutrimentum, indigenciam reparare satis sunt, que prouidencia dispensatricis nature nullis deficiunt. Te non igitur terreat rerum pauperies, qua securus a furibus modestie vitam ducis. Nam nisi appetitus inuidenti tibi dominetur ambicio, quem non est replere possibile, eorum, que vite necessitas exigit, defectum nullatenus pacieris. [17ᵃ]

IV, 3. Te[1]), non fortunam, priuatum lumine cernes,
*Cum sis incautus nec rem racione gubernes.*
Si tu consumens zelasti corpore mecham,
*Noli fortunam, que non est, dicere cecam.*

In tui rerum custodia forte lumina dormisse ne referas, in quarum violenta subtraccione proprie culpe manus vigiles extiterunt.

IV, 4. Si vis sanctorum, fili, non flectere normam,
*Dilige denarium*[2]), *sed parce dilige formam.*
Nummum non formam cures, quam scis retinere,
*Quam*[3]) *nemo sanctus nec honestus captat habere*[4]).

In denarium tali tenore tuus extendatur affectus, quatenus inde percipias que neccessaria sunt ad vitam. Non autem hunc, quasi quod delectabile visu, respiciens, ipsum colas tamquam a fide deuius et anormalus ydolatra.

IV, 5. Fertilis in nummis ne pauper sis alimento,
*Dum*[5]) *fueris locuples, corpus curare memento.*
Corpus habe fultum vir diues et indue bissum:
*Eger diues habet nummum sed*[6]) *non habet ipsum.*

Idoneis vestibus et competentibus apparatibus more patrie locuples vtere, cibis et potibus alijsque necessarijs culte fungens, ne, diuiciarum possessor invtilis, eorum seruus non dominus dici possis.

IV, 6. Ferre patrem verum te scribunt verba registri,
*Verbera cum tuleris discens aliquando magistri:*
Ex quo doctoris penam fers verbere diram,
*Fer patris imperium*[7]) *cum verbis exit in iram.*

---

1) Me te *c.* 2) denarii *a.* 3) Quem *C.* 4) ab aere *a.* 5) Cum *Cv.* 6) nummos se *C.* 7) ingenium *a.*

Turbati patris scutica te verba non verberent, qui doctoris verbera ferule paciens verba subdis.

IV, 7. *Res age que prosunt, rursus vitare memento,*
Quarum perpendis operam vm̂ [1]) dare vento. [17b]
Fac bona permittas [2]) pauci precianda valoris,
*In quibus* [3]) *error inest nec spes est certa laboris.*

In hijs, que sunt maxima [4]) collatiua iuuaminis, audacter opus assummas [5]) assumptumque prosequere, eorum, que nil certi comodi spondeant [6]), celerrimus euitator.

IV, 8. Fertile cum placidis crescat lucrum sua danti,
*Quod donare potes gratis concede roganti;*
Si potes, hijs dones, qui sunt de gente bonorum,
*Nam recte fecisse bonis in parte lucrorum* [7]).

Rogaminum precibus, quos necessitas oneret et ab onere puritatis virtus exoneret, tuarum virium liberalem se fauor exhibeat amminiculo; siquidem bonis intendere nil est aliud quam spargere semen fertilitatis in agro messis fructigere multiplicato fenore repensiuum.

IV, 9. Cum soleat dubium neglectum ledere si sit,
*Quod tibi suspectum* [8]), *confestim discute, quid sit;*
Quam cicius dubia de re fac certificere:
*Namque solent primo que sunt neglecta nocere.*

Si qua suspicione concussus vacillanti titubes animo, scrutinio celeri cunctari non deseras, donec de dubio translatus ad certum noueris quid agendum. In huiusmodi siquidem minatur sepissime mora mori.

IV, 10. Parce cibis necnon vino submittere nuptas,
*Cum te detineat Veneris dampnosa voluptas;*
Contra luxuriam forti vestire lorica.
*Indulgere gule noli, que ventris amica* [9]).

Quasi sulphur ignem citat et excitat crapula Venerem, cuius in antro stimulo forte [10]) penitus gule subtrahas blandimenta.

---

1) verrens? vomens? veris? 2) permittens *c.* 3) in queis *a.* 4) maxime? 5) assummens *c.* 6) spondeat *c.* 7) lucrorum est *c*; *in allen sonstigen Fällen ist das* est *fortgelassen*, *vgl.* III, 23, 4; IV, 9, 2; 10, 4; 29, 4 *und öfter*. 8) suspectum est *C.* 9) amica est *Cv.* 10) forti?

IV, 11. **Plus hominem solum, quia cauoior ipse, verere,**
*Cum tibi preponas*[1]) *animalia cuncta timere.* [18c]
Cum tibi preponas animal quodcumque verendum,
*Vnum precipio, hominem plus esse*[2]) *timendum.*

Frendentis apri dentis acucies, vllulantis wlpis vorax mandibula, sibilantis colubri venenosa demorsio, rugientisque leonis atrocitas vngwium nos satis habent concutere metibus; laciorihus attamen manus astucies hominis, quibus est[3]) omnia perniciosius fabricat et irrefragabilius hostem ferit.

IV, 12. Vt fortis vir sis et mentis dogmata gires,
*Cum tibi preualide fuerint in corpore vires,*
Robore si videas neruorum te refoueri,
*Fac sapias animo*[4]), *poteris vir fortis haberi.*

Fortitudo est virtus repressiua timorum, audacium[5]) motuum temperatrix, quam sola dirigit prudencie manus et opera. Quantumcumque igitur suffragentur corporea robora, hijs propterea mentem non quietans, munire stude sapiencie viribus animam, ut extreme fortitudinis aggere sis vallatus.

IV, 13. Vtere consilio, fili, quid verbere ploras?
*Auxilium a notis petito, si forte laboras.*
Consule dilectos, si sit tibi casus iniquus,
*Nec quisquam melior medicus quam fidus amicus.*

Si mentis fibras accionis ambigue morsus irrepserit, amicum, quem experiencia docente prudentem didiceris, consule, cuius imitens diete[6]) consilij, fungi nequis salubriori antidoto purgatiuo[7]).

IV, 14. Alterius morte non viuas, hoc scio note;
*Cum sis ipse nocens, moritur cur victima pro te?*
Victima non obeat pro te, ni queque refutem:
*Stulticia est morte alterius sperare salutem.*

Animi denudata sordicie mortalium corda deitatis affeccio [18b] pre ceteris holocaustis exposcit, immundorum libamina quelibet stomachantis; infectus igitur macula criminum, cum victima

---

1) proponas *C.* 2) tibi plus hominem esse *C.* 3) qui ubi est? *oder* manus et *und* quibus et? 4) sic tu *statt* animo *C,* sic *neben* animo *v.* 5) audaciam *c.* 6) imitans (imiteris?) dietam? 7) purgatim *c.*

vitam[1]) priuas. Sterili siquidem serit in littore[2]), qui racionalis anime salutem desiderat morte[3]) bruti.

IV, 15. Non fortunatum curas[4]), sed corde pudicum,
*Cum tibi uel socium uel fidum queris amicum.*
Si queris socium, cum quo viuas sine menda,
*Non tibi fortuna est hominis sed vita petenda.*

Sophistica est fortune prosperitas, utcumque vicia vicijs aggregat[5]), raro virtutes accomodat. Si socium igitur carum uel amicum fidum desideras, cum similitudinem mores ab adiuncto recipiant[6]), non quem fortuna subleuat expetas, sed quem vite laudabilis opera comprobant et commendant.

IV, 16. Diues auaricia soleat cum quippe grauari,
*Vtere quesitis opibus, fuge nomen auari.*
Fungaris rebus hijs, quas tu sorte[7]) fecundas:
*Quid tibi diuicie prosunt, si[8]) pauper habundas?*

Sudore frustratorio quesitis diuicijs infamiam turpis auaricie subies, nisi earum vsus tuas indigencias repararet[9]). Ne hoc igitur duplex te ledat incomodum, quesitis opibus largus viue.

IV, 17. Fac fugias vitam, gratam licet, ipse scelestam,
*Si famam seruare cupis, dum viuis, honestam.*
Viuere vis gratus mundo, fili, sine lite,
*Fac fugias animo, que sunt mala gaudia vite.*

Contempnunt hominem homines, qui corporeas voluptates nimis importune frequentat, et odiunt. Volens[10]) igitur honeste ac tute fama candescere, prelibatis animam non denigres.

IV, 18. Quisque senex puerum sapit, hanc tibi scribe receptam.
*Cum sapias animo, noli irridere[11]) senectam.* [19*]
Ne ludas veterem, quem[12]) vix calor ipse focillo,
*Nam quocumque sene[13]) sensus puerilis in illo[14]).*

In senum cerebro naturali deficiente calore superhabundat humiditas, que quesitas olim rerum species oblinit, habituata deficiente sciencia, eosdem puerilem sapere sensum cogens.

———

1) cur victimam vita? 2) lictore *c.* 3) morti *c.* 4) cures *oder* cura? 5) aggreget *c.* 6) recipiat *c.* 7) sortire? sortisti? 8) divicias *a*, si semper *C.* 9) reparet? 10) Vos *c.* 11) ridere *C.* 12) quia? 13) quicumque senet *a.* 14) in illo est *C.*

Preteritorum igitur bonorum operum suorum non inmemor annosos reuerere; non rideas, quantumcumque, hijs agentibus puerilia, succendat[1]) copia tibi sensus.

IV, 19. *Disce aliquid, nam cum subito fortuna recedit*[2]),
Discessura tibi nunquam discencia cedit.
Discas, nam, cum sors uix stet uel pessima nunquam,
*Ars remanet vitamque hominis non deserit vnquam.*

Fortune volubilis manus circumuaga nunc bona surripere letatur hominibus, nunc largiri, nullius constancie nexibus alligata; ars vero, quam quis sibi mentis deduxit in habitum, tunc hominem deserit, cum desinit homo esse. Non confidens igitur non posse tibi diuicias eripi, artis informare monitibus[3]) animam, qua semper et ubilibet sufficienter viuere poteris, non sis deses.

IV, 20. Cum verbis pateat, intus quis qualis agatur,
*Prospicito cuncta*[4]) *tacitus, quod*[5]) *quisque loquatur.*
Quid referas, cautus, fili[6]), tu respice pridem:
*Sermo hominum mores celat et indicat idem.*

Mores et habitus mentis latentes in cellula interioris hominis ligua clauigera verbis quasi quibusdam clauibus reserat; vigilibus auribus itaque referenda[7]) dicta percipiens affatibus[8]) sopitis obmittas; quorum significaciones debite meditacionis appendens examini, occulte qualitatis mentis interpres poteris clarus esse.

IV, 21. Vsus cum prosit in opus, nam[9]) condere Martem,
*Exerce studium, quamuis perceperis artem.*
Arte stude, datus redeat nisi vis in abusum:
*Vt cura ingenium, sic et*[10]) *manus adiuuat vsum.*

[19b] Insinuacione doctoris artis quesite theorica in practicam ordinata finaliter preter practicam moritur et per practicam reuiuiscit, que tanto robustius[11]) mansionem sibi gingnit in ede memorie, quanto frequencius in operis usum deducitur. Nactus igitur artis theoricam continuacionem practice non verere.

---

1) succedat *c.* 2) recessit *C.* 3) monilibus *c.* 4) tecum *a.* 5) quid *C,* quae *v.* 6) fili mi *c.* 7) reseranda? 8) affectibus? 9) iam? 10) et *fehlt* *c.* 11) robiustius *c.*

IV, 22. Aduersis frangi cum non sit mente beati,
*Multum venturi nec*[1]) *cures tempora fati;*
Ne cures, si sors non dat tibi se redimitam;
*Non metuit mortem, qui scit contempnere vitam.*

Prudencie mandatis obtemperans affectu nimio presentis vite non rapitur, que certum manendi terminum nullo sibi figit in tempore, nec superuacuo necis[2]) concutitur, quam non eos[3]) diebus aliquibus tutus effuge[4]), vtcumque res se habeant, tamquam bonus thetragonus rectus cadens; huius igitur emulus, quid futurum fata predestinent non curabis.

IV, 23. Vt tibi proficias, alijs quoque munere leto,
*Disce, sed a doctis, indoctos ipse doceto.*
Indoctos doceas, et sit tibi discere carum:
*Propaganda etenim est rerum doctrina bonarum.*

Vt quoque, fili, studeas esse sollicitus, discipulus scilicet et magister, discipulus eorum, quos usu pollere vides, operibus et sapiencie lumine refulgere, magister vero illorum, qui errore proprijs geruntur in actibus et sciencie monitibus sunt informes, quorum doctrine tanto est sollicicius insistendum, quanto bonum quodlibet magis in comune deductum clarius elucescit.

IV, 24. Cum pareat themeti nimio oblectamine vanus,
*Hoc bibe, quod possis, si tu vis viuere sanus.*
Abstineas vino, caueas et tangere nuptas:
*Morbi namque mali causa*[5]) *est quecumque voluptas.*

Non ut oblectet, sed conferat, ventrem sobrie vino reficias, cuius applaudendo[6]) gustui si vltra debitum terminos pocionis extenderis, marcescet corpus, lagwebit anima, infinitos morbos incurret totum compositum, quod de qualibet sensitiua voluptate licet concludere, si eiusdem fiat assiduus et nimium creber usus. [20c]

IV, 25. Aspice, ne reprobes, dum commendabile faris,
*Laudaris quodcumque*[7]) *palam, quodcumque*[8]) *probaris;*
Quod commendaris publice, mi nate Johannes,
*Hoc vide ne rursus leuitatis crimine dampnes.*

---

1) ne *C.* 2) *fehlt* metu? 3) eris? es? 4) effugere? 5) m. causa mali nimia *C.* 6) appellando *c*, *dazu am Rande* alias applaudendo. 7) quicumque *v.* 8) dictuque *z.*

Inconstancie virum se signis euidentibus innuit et appetitus corrupti pocius quam integre racionis sanccionibus annuit, qui, quem conatus est titulo publice commendacionis extollere, detollere publice non veretur. Ne videaris igitur vagi scurre speciem sapere, liguam sic edomuisse nitaris, quod, quem laude dignum viue vocis testimonio asseruit, qualicumque motu deasserere non presumat.

IV, 26. Cum soleat casus tristis succedere leto,
*Tranquillis rebus semper aduersa caueto:*
Ambigue visu te cernit sors luculento.
*Rursus in aduersis melius sperare memento.*

Ascriptus in familiarium fortune collegio, quodammodo moribus siluestris hominis vtere, qui, super terram clare solis radio lucescente, nymbosi fulminis euentum futurum premeciens conturbatur, nubibus autem obtenebrantibus [1]) aerem et terram, pluuia reddentibus luculenta [2]), serenam faciem reddituri temporis spe non vacuus gratulatur. Sic [3]) et tu, dum fortuna blanditur, expaueas, suis blandicijs non confidens; dum vero minarum impetu fulminat, spe bona reficere, ipsius seuicia non diffidens; nam prostratos nunc manu misericordie subleuat, nunc erectos seueritatis impulsu sternit, que predictarum proprietatum alterius legibus astringi non patitur [4]), fungi letissima priuilegio libertatis.

IV, 27. Non nisi per longum fronesis quis luce nitescit.
*Discere ne cesses; cura sapiencia crescit.*
Continue studeas, ne perdas [5]) tempora lusu:
Raro [6]) *datur longo prudencia temporis usu.*

Habitu duplici mens humana perficitur, sciencia scilicet, per quam [7]) rerum contemplamur essencias, proprietates et causas et virtutes, prudencia, cuius monicione [8]) actibus refragantes illicitis, cum efficacia licitis suffragamur; que licet difficilia sint non parum, sed ardua, sint [9]) tamen appetenda pre ceteris; propter quod, cum [20b] preter frigus et estum ne [10]) possit grandia dona pertingere, prelibata vero eleccionis sibi vendi-

---

1) obtemperantibus. 2) luculentam *c.* 3) Si *c.* 4) partitur *c.* 5) perdens *c.* 6) Rara *C.* 7) quarum *c.* 8) monicionis *c.* 9) sunt? 10) nemo? *fehlt etwas?*

cent summum gradum, in horum decepcione [1]) continua, quo adiunxeris animi tui feruens desiderium, non tepescat.

IV, 28. *Parce laudato, nam quem* [2]) *tu sepe probaris,*
Qualiter vna dies ab eo monstrabit amaris.
Nullum translaudes, cum forsan clam fit iniquus:
*Vna dies qualis fuerit ostendet amicus.*

Quem tibi coniunctum vinculo strictissime dileccionis extimes, attente caue supervacuis extollere laudibus, neque non ex eo, quod grata tibi plura contulerit, in eo perfecte caritatis culmen attigisse te reputes; vnus equidem dies, quo gravem casum fortasse incurreris, quem indissolubili tibi vinciatur amicicie nodo, probabili satis experiencia reserabit.

IV, 29. Ignorans merito cum possit stultus haberi,
*Ne pudeas* [3]) *que nescieris te velle doceri.*
Impediat si quid [4]) discere te cito, pelle:
*Scire aliquid laus est, culpa* [5]) *nil discere velle.*

Prouectos [6]) in tempore, progenie claros et honorum fortune prediuites quoddam elacionis fastigium, ymmo fastidium, ab acquisicione sciencie reuocat, dictante forsan arbitratu vacuo [7]) impericia sua, sibi puderosum fore more rudium docencium regulis subiacere, quo quid stulcius, quid insanius, quid reprehensione aspera dignius? nonne si homo est animal racionale, tantum quis meretur esse homo, quantum racionabilitatis percipiat, cuius est tantum solummodo particeps, quantum racionis mandatis obsequitur; cui siquidem in tantum obtemperat, in quantum, fugans ignorancie nubem, sciencie lumine mentem lustrans, obuiando vicijs virtutibus inherescit. In qualicumque igitur statu te fortuna statuerit, ascribas in erubescenciam tibi sapiencie luce [8]) deficere; qua priuatus [9]), mentis affeccio ne te rapiat, pro tanti beneficij participacione festina, operibus aliquibus non indulgens.

IV, 30. *Cum Venere et Bacho lis est, sed iuncta voluptas:*
Ipse voluptates sanas age, sed fuge nuptas. [21a]

---

1) recepcione? 2) que *c*. 3) Non pudeat *C*. 4) quidquam? 5) culpa est *C*, pudor est *v*. 6) prouectus *c*. 7) vano? 8) *schwerlich* lucem. 9) privatos *c*.

Dant Venus et Bachus litem, qūe dulcia vites:
*Quod lautum*[1]) *est, animo complectere, sed fuge lites.*

In delectacionis amplexu sic se tuus habeat animus, quod, nisi preuiderit, an illi sit insequestrabiliter lis adiuncta, in eius aggressum brachijs celeribus non prorumpat; si lite siquidem careat, illius pace fruaris et osculo, si uero sit eidem copulata iugaliter, strabonis oculo dulce respicias[2]), amarum vero linceo et argeo tamquam virus; hanc fugiens libidinis igitur ac liey[3]) dulcedinem, quam ut plurimum quedam austeritas litigiosa consequitur, aspernaris.

IV, 31. Sublatet in placido puteus plerumque fluento:
*Dimissos*[4]) *animo tacitosque*[5]) *vitare memento.*
Vt tacitos fugias, in mentis pectore funda:
*Quod flumen est placidum*[6]), *forsan latet forcius*[7]) *vnda.*

Quos indignantis animi cordisque superbi propter inobedienciam materie inuite forsan fabricauit ars gennij, ut reparare[8]) defectum eorum aliqualiter videretur, eos finxit forinsecus humiles verbis et gestibus, quos eo perniciosius aliquibus est contumelijs aggredi, quo latenter letalius iaculum secum ferunt; huiusmodi tales igitur iniurias, quamuis temptare, pertineas[9]), non delens a tue libro memorie, quod letus et planus in superficie fluuius clamdestina rabie plerumque labitur in profundo.

IV, 32. Aspice qua multi sint paupertate remissi,
*Cum fortuna tua*[10]) *rerum tibi displicet ipsi.*
Si reputas tua sit mala sors seu pessima peior,
*Alterius specta, quo*[11]) *sis*[12]) *discrimine peior.*

Cecos, surdos, eligues, contractos et leprosos, decrepitos, arteticos ac alios, quos[13]) inficit morbus infinitus, aspiciat; falsidicos, gulosos, superbos, libidinosos, auaros, nudos, fures, predones, homicidas ac alios, quorum animas innumerabilis facinoris dampnat infirmitas, luminibus intueatur acutis; mercenarios, quorum alij lacrimas euacuant, [21[b]] alij asinorum

---

1) latum *c*, blandum *a*. 2) respiciens *c*. 3) d. i. Lyaei. 4) Demissos *a*. 5) et tacitos *z*, ac tacitos *a*. 6) placidum est *C*. 7) altius *Cv*. 8) repararet *c*. 9) retineas? *ist die Interpunction richtig?* 10) *so auch z, av stimmen in der Lesart:* Cum tibi displiceat rerum fortuna tuarum. 11) cui *z*. 12) sit *a*. 13) quo *c*.

more vini sarcinam ferentes in humeris aquam bibunt, gerentes triticum vix milio famam pellunt, alij qualibet exclusa quiete remos ducunt, vias itinerant, agros fodiunt, arma fabricant et ceteras vilissimas artes mechanicas inextimabili pauperie inextimabilique labore iugiter exercent, in mentis commemoracione reducat attente, quem forte grauat fortune sue condicio [1]. Nam quantumcumque in amicorum collegio fortune obtinere locum se cogitet infimum, si hoc diligenter ad memoriam sibi curauerit reuocare, se fortune filium asseret, non priuignum.

IV, 33. *Quod potes id tempta, nam littus carpere remis* [2])
Prestat quam medium quo mare si sepe fremis;
Littora namque tene remis, nam mittere saltum
*Tucius est multum* [3]) *quam velum tendere in altum.*

In appetitu vestium, epularum cultu, suppellectile varia, construccione domorum, parentele comercio, traduccione mercium, conuiuancium cetu et huiusmodi talibus citra posse subsistens, vltra vires dilatare presumere non sis preceps. Navis [4]) equidem remis iuxta ponti littora tucius ducitur, quam extenso velo per maris medium traheretur.

IV, 34. *Contra hominem iustum praue contendere noli,*
Vindictas quoniam rex ipse facit poli.
Iniustas rixas caueas committere diras,
*Sepe etenim* [5]) *deus iniustas vlciscitur iras.*

Iniusticie dolo sophistico iustos in homines litigantis [6]) quem sua fructum consequitur de lite periclitanti? Morbum [7]) ruentis grauedine ingenij, consciencie lese morsum, maliuolenciam cuiuslibet gentis et odium et terribilem eterni regis sentenciam, quam nullus effugere tandem potest. Contra iustum igitur peruerse contendere non presumas.

IV, 35. Cum non restauret dolor vlli deperdita flendo,
*Ereptis opibus noli merere dolendo.*
Amissis opibus noli merendo dolere, [22c)
*Sed gaude pocius, si te* [8]) *contingat habere.*

---

1) condicione *c.* 2) ramis *c, den folgenden Vers vermag ich nicht herzustellen; ist etwa für* quo *zu schreiben* velo? 3) multo *C.* 4) Raris *c.* 5) semper cum *Cv.* 6) litigans? 7) morbo *c.* 8) tibi si *C.*

In deperditas opes consideracionis oculum nolis extendere, quas nec mesticia reparat, nec luctus reuocat, nec habent suspiria restaurare, sed in relictas tibi diuicias ipsius aciem recto conuerteris intuitu, non ingratus eorum que[1]) possides, sobria[2]) leticia mentem foue.

IV, 36. *Est iactura grauis que sunt amittere dampnis,*
Attamen equanimis tolleres deperdita bannis.
Perdere quesita per vim quamquam[3]) sit iniquum,
*Sunt quedam que ferre decet pacienter amicum.*

Patre uel matre, sorore uel fratre, nato uel filia, uel huiusmodi, pede uel manu priuari uel oculo licet tibi detrimentum redundet in nimium, cum vtrumque dampnum dolor adaugeat, non idem remittere, hunc celeriter aromate paciencie liniens pacis antidoto mentem foue.

IV, 37. Vndique mors claudit; vis ergo viuere rite,
*Tempora longa tibi noli promittere vite,*
Nec credas vitare necem medicantis[4]) ob vmbram:
*Quocumque ingrederis, sequitur mors corporis vmbram*[5]).

Non iure proprio sed emphictetico[6]) natura mansionem vite dedit in corpore, cui mors invidens vbilibet et in quolibet adiuncta contigue, ipsius continue molitur impulsibus, si eandem cespitare contigerit, ipsam celeribus attentans[7]) manibus, prosternere eam donec ad interitum duxerit non desistens, ut a possessione repulsa in toto corporis ambitu sibi dominium vendicet tamquam victrix. Nulla igitur prouisione, nulla causa nullaque custodia longis temporibus asseras te victurum.

IV, 38. Non gaudet dominus ymmolatus cede theatro;
*Thure deum placa, vitulum sine crescat aratro.*
Non vitulus Christo, sed mens humilis tribuatur:
*Ne*[8]) *credas placare deum, dum cede litatur.*

Si cui honeste persone honorem debitum velles impendere, non subtiliares a pedibus sed a ceruice capucium amoueres, non de erecto sedentem, [22b] sed de sedente faceres te erectum. Si

---

1) eorumque, *etwa* eorumque que? *wo dann* ingratus *zum voraufgehenden Satze zu ziehen wäre.* 2) sobrie *c.* 3) quamque *c.* 4) mendicantis *c.* 5) umbra *a.* 6) *d. i.* emphyteutico. 7) attenta *c.* 8) Nec *C,* non *v.*

deo deorum igitur reuerenciam debitam et acceptabile[1]) sacrificium exhibere desideras, eundem non mactato boue, flamma comburente suffumiges, sed incensi et thuris odore cereque luminibus in signum mentis odorifere et inflammate sincere caritatis ardore eidem deuotissime facias holocaustum.

IV, 39. Post planctum deflens dat risum sepe gementi,
*Cede loco*[2]) *lesus fortune, cede potenti.*
Cedas dum seuit fortuna in te minando:
*Ledere qui potuit, poterit prodesse aliquando*[3]).

Si violentis manibus te fortuna furens impegerit, ne presumas fixus eidem latus obicere[4]) quasi comferendo cum ea duellum deposcere videaris, sed in plicam ferens eiusdem furori memento cedere, ne frangaris. Nam quos nunc sternit, alias erigit, eadem manu medens wlneribus, qua hec facit.

IV, 40. Vt wlnus cures, tibi sit dolor est opus inde:
*Cum quid peccaris, castiga te ipsum*[5]) *subinde.*
A te dulce fuget crimen vis arta pudoris:
*Wlnera dum sanas, dolor est medicina doloris.*

Sophistica peccati dulcedine morbus dubius causatus in anima, nisi celeri suffragio reparetur, celerem minatur interitum. Amare contricionis igitur et abstinencie farmaco[6]) quidquid egritudinis delicti mel tuam generauit in animam, induens solliciti medici speciem celer purges.

IV, 41. Qui fauit cessans non dicas hunc inimicum:
*Dampnaris nunquam post longum tempus amicum.*
Olym consocium reprobe[7]) non vis dare vento:
*Mutauit mores, sed pignora prima memento.*

Quem tibi pure dileccionis amicum sue probitatis merita federent, non ex eo, quod imposterum ab exhibicione solliciti fauoris abstineat, liguam debes in eius increpaciones acuere, sed, impensi beneficij memor, donec eidem plene satisfeceris, estimare suis beneplacitis et obsequijs te ligatum.

IV, 42. Est studium, fili, te nomine laudet honesto,
*Gracior officijs, quo sis mage*[8]) *carior, esto.* [23c]

---

1) acceptabilem *c.* 2) locum *C.* 3) prodesse aliquando valebit *C.* 4) abicere *c.* 5) ipse *C.* 6) farmato *c.* 7) reprobum? 8) maior *c.*

Promptus in officijs caueas tua tempora perdi,
*Ne nomen subeas, quod dicitur officiperdi.*

Cuicumque sis deputatus officio, iugiter illud et gratanter exerceas, ne in eius operacione lentus pariter et inuitus illud abhominans ut multiuagus et pomposus ac frustratorius opifex contempnaris.

IV, 43. Cum timidis merito sit mors et causa doloris,
*Suspectos*[1] *caueas, ne sis miser omnibus horis.*
Vita suspectos, quibus uti pessima sors est,
*Nam timidis et suspectis aptissima mors est.*

Formidulosa nimis et continuata[2]) suspeccio in miserie salo suspicantis vitam procellosis fluctibus agitat; cuius ymaginacioni cum tandem periclitacionis casus soleat obsequi, inutilibus suspectis des repulsam.

IV, 44. Sunt quia moniles[3]), super hijs tibi non sit abusus,
*Cum fueris seruos proprios*[4]) *mercatus in usus*[5]):
Si tibi sint serui, fili[6]), fortassis ab empto
*Et famulos dicas, homines tamen esse memento.*

Non homines ideo racione deficiunt nec est in eis intelligencie lux extincta, quod emptico iure eosdem seruos et asseclas tibi subieceris. Recolens igitur hos humanis virtutibus preditos esse posse, ipsos tractare more bestie non sis effrons.

IV, 45. Ne tua corrodat culpe precordia lima,
*Quam primum rapienda tibi est occasio prima,*
Sume citus, placidam fortuna se tibi dante,
*Ne rursus queras, quod*[7]) *iam neglexeris ante.*

Dum votis tuis perhibet se fortuna spontaneam, quam nimis est in eodem statu reperire difficile, aperto gremio munera recipe, ne quod negligencia forte dimiseris, laborioso[8]) et pudibundo questu conpellaris postmodum mendicare.

---

1) suspectus *Cv.* 2) contumata *c.* 3) *sonst* monilius, mundilis, mundiculus. 4) *In der Wortstellung schwanken die Hss.* 5) usum *c*, *so allerdings auch v. Dies Beispiel lässt schliessen, dass vielleicht auch noch in andern Fällen unser Text erst durch die Abschreiber der Vulgata des 15. Jahrhunderts genähert ist.* 6) fili mi *c.* 7) quae *Cv.* 8) laboriosa *c.*

IV, 46. Cum sit comunis obitus cuiusque virorum,
*Morte repetina noli gaudere malorum:*
Mors cita prauorum refouet non corda [1]) perita, [$23^b$]
*Felices obeunt, quorum sine crimine vita* [2]).

Bonis et malis, paruis et magnis, iuuenibus et senibus, et indifferenter omnibus repentinus obitus est comunis. Non igitur super iniquorum subita morte referas leticie fauones in patulum, quasi putans et asserens hos diuini iudicis lata sentencia suis meritis sic puniri [3]).

IV, 47. Sermo uel gestus te sponsum non inhonoret,
*Cum coniunx tibi sit* [4]), *nec* [5]) *res nec* [6]) *fama laboret.*
Ne sponsam reprobet merito gens callida vici,
*Vitandum ducas inimicum nomen amici.*

Incestuosa mulier opes anichilat, fatigat infamiam, et vicinis contemptibilem virum reddit. Amici fugias igitur familiarem noticiam, qui solitus intendere libidinis actibus coniunctam tibi coniugem temptare forsitan, licet secreto, presumeret, ne simulate dileccionis causa in domum tuam sine reprehensione pateat eidem liber introitus, quo quod [7]) intendit efficere te absente liberius sit acturus.

IV, 48. Vita [8]) nescire; sit mens tua dogmate culta [9]),
*Cum tibi contigerit studio cognoscere multa;*
Si nosti plura, sapiens qui gliscis haberi,
*Fac discas multa vita nil velle doceri* [10]).

Est inestimabilis quasi incrementi sciencia, cuius vnaquaque particula [11]) longe plus intellectum sua dulcedine reficit, quam nectareus sapor gustum; quantumcumque igitur sapiencie fructu mentem refoueris, tam dulcibus epulis iterum refouere non desinas, easdem libenter a quocumque doctore manibus auidis recepturus.

IV, 49. Hoc sensus facilis iunxit sub pectore mersus:
*Miraris verbis nudis me scribere uersus,*

---

1) corde *c.* 2) vita est *Cv.* 3) punia *c.* 4) tibi sit coniux *ca.* 5) ne *a.* 6) et *C.* 7) quid *c.* 8) Vitas *c.* 9) multa *c.* 10) nescire docere *C*, doceri *unsers Textes wird richtig sein.* 11) peticula *c.*

Egimus ut nudos versus mirabere si nos,
*Hoc*[1]) *breuitas fecit sensus coniungere binos.*

Si rudi tunica verborum bine iunctos versus indui, ne mireris; penuria facundie siquidem in ornatu eorum me sic esse compulit infacundum.

---

## II. Nachträge zum Cato novus und Cato rhythmicus.

1. Vom Cato novus sind mir seit seiner Herausgabe zwei fernere Handschriften bekannt geworden.

*G*, in St. Gallen auf der Stadtbibliothek B 5 fol. Papier, XV. Jahrhundert (Vadianische Hs.). Einer Abschrift der Originaldistichen und der ältesten deutschen Gesammtübersetzung sind am Rande die entsprechenden Verse des *Novus Cato,* wie die Bearbeitung auch in dieser Hs. heisst, beigefügt. Schluss:

*Nullus admiretur si nudum carmen habetur*
*Mens paupertina conjunxit carmina bina.*

Die Nennung des Verfassers fehlt also. Nach den von G. Scherer in seinem Buche »St. Gallische Handschriften« (St. Gallen 1859) S. 31 mitgetheilten Stellen zu urtheilen gehört die Hs. zu den besseren.

*H*, in Wien auf der k. k. Hofbibliothek Nr. 901 Bl. 136ª—140ᵇ. Vgl. A. Mussafia's Mittheilung in Pfeiffer's Germania X, S. 801. Auch dieser Handschrift fehlt die Schlussnotiz über den Verfasser.

2. Eine von Hrn. Prof. A. Mussafia in Wien vorgenommene Collation meiner Ausgabe des Cato rhythmicus mit der Handschrift hat folgende Berichtigungen ergeben, die zum Theil meine Vermuthungen bestätigen, aber auch noch manche (an 20) werthvolle Besserungen bieten. Im erstern Falle habe ich ausdrücklich »Hs.« hinzugefügt, im letzteren gesperrt drucken lassen. Wo mein Besserungsvorschlag nur unter dem Texte angegeben war, steht neben gesperrtem Drucke ein »Hs.«

4, 2 *wltu* und so auch ferner, also *vultu*, *vult* etc., nicht *voltu*, *volt* etc. 5, 2 *consilium.* 5, 4 *nisi*, etwa *non*

---

1) Hos *a*.

*nisi?* 7, 4 *pronus.* 11, 1 *plura* am Rande. 12, 2 die Bemerkung zu *redit* wird hinfällig durch das zu 33, 2 Bemerkte. 14, 3 *vixeris.* 16, 4 *patrie.* 19, 3 *cras quoque sic*] *crasque sicut.* 33, 2 *reddiderit.* 33, 3 *tuum*] *tu non.* 36, 1 *simulat* Hs. 40, 3 *Quod.* 60 *tamen* Hs. 65, 2 *intendat* Hs. 66, 2 *feruenti* Hs. 67, 1 *iudicium* Hs. 68, 1 *Tu* Hs. 71, 3 *seculare*] *simulare.* 76, 2 *perpessus.* 76, 4 *hinc* (wahrscheinlich). 80, 4 *Vtramque* Hs. 86, 1 *animum.* 87, 4 *proveniunt.* 88, 3 *frenum* (*frenam* ist nur Druckfehler). 94, 1 *ultima* Hs. 97, 3 *te pr.*] *deprecor.* 104, 4 *firmiter.* 109, 2 *adsensum* Hs. 119, 4 *lucrosum* Hs. 122, 1 *esse.* 128, 2 *mundi*, etwa *mundi tu?* 128, 3 *hee.* 132, 3 *usui.* 138, 4 *Sapiens* Hs. *doctrinam* Hs. 141, 1 *tamen* Hs. 141, 4 *furore* Hs. 147, 1 *incurrere.* 150, 2 *cedere* (*credere* ist nur Druckfehler). 154, 4 *tamen* Hs. 156, 1 *sors.* 158, 4 *precor* Hs. 159, 2 *doctior* Hs.

---

*Derselbe* sprach *über die Praefatio ad librum antiquum lingua saxonica conscriptum und die Versus de poeta etc.*

I.

Auf die Widersprüche, welche in dieser, bekanntlich mit dem altsächsischen Heliand in Verbindung gesetzten [1]) Praefatio enthalten sind, ist bereits wiederholt aufmerksam gemacht worden. [2]) In der That sind sie augenfällig genug. Während auf der einen Seite mitgetheilt wird, der Kaiser Ludwig, also Ludwig der Fromme, habe einem bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen stehenden sächsischen Dichter den Auftrag ertheilt, das alte und neue Testament in deutsche Verse zu übertragen — ein für die Lage der Verhältnisse sehr angemessener und somit sehr wahrscheinlicher Auftrag —, wird zugleich erzählt, dieser Dichter sei dazu durch ein Traumgesicht aufgefordert worden, als er noch der Gesangeskunst ganz unkundig gewesen sei. Die hinter der Praefatio stehenden Versus de poeta et interprete hujus codicis erzählen dies noch ausführlicher: der Bauer begiebt sich sofort an das Werk. Sagt die

---

1) Zuerst bereits von Jacob Grimm in der ersten Ausgabe der Grammatik S. LXV, dem Lachmann zustimmte, Ueber das Hildebrandslied S. 5 Anm. Schmeller war geneigt, die Zusammengehörigkeit zu leugnen, Glossarium Saxonicum S. XIV[b]. Ganz bestimmt haben neuerdings diese Ansicht verfochten Püning in einem Recklinghauser Gymnasialprogramm 1851 (und ihm folgend Köne in seiner Ausgabe des Heliand) und F. E. Ensfelder in einer Strassburger Doctordissertation 1853. — Dr. H. Middendorf, Ueber die Zeit der Abfassung des Heliand, Münster 1862, sucht dagegen wieder die Zusammengehörigkeit nachzuweisen.

2) Sehr gut z. B. von Dr. Colmar Grünhagen in einem Breslauer Gymnasialprogramm (des k. Friedrichs-Gymnasiums) vom Jahre 1855 »Otfried und Heliand, eine historische Parallele«, S. 6.

Praefatio dies auch nicht ausdrücklich, so liegt ihren Worten doch dieselbe Annahme unleugbar unter. Es wäre abgeschmackt, zu behaupten, der Vorgang sei nach Ansicht des Schreibers so zu denken, dass auf die Aufforderung zur Bearbeitung der heiligen Bücher der Bauer (im Gegensatze zu den Versus) nun erst ein weltlicher Sänger geworden sei, und als er als solcher berühmt geworden war, habe er die zweite Aufforderung durch Ludwig den Frommen erhalten und nun erst die frühere göttliche Mahnung erfüllt. Hätte der Schreiber einen so eigenthümlichen, und gegen den Respect vor einer göttlichen Mahnung gar sehr verstossenden Verlauf angenommen, so hätte er von vorneherein die ganze Erzählung demgemäss vorgetragen. Jetzt aber ist anfangs nur von der Aufforderung Ludwigs die Rede, und, zwei vorgängige Andeutungen, über die sofort, abgerechnet, tritt erst am Ende die, an sich doch viel bedeutungsvollere, göttliche Aufforderung als Appendix hinzu. Wir haben somit zwei verschiedene und unvereinbare Darstellungen, wie sie demselben Verfasser so neben einander unmöglich aus der Feder kommen konnten.

Man hat auf diese Widersprüche bisher nur hingewiesen, um, indem man zugleich die Uebereinstimmung der zweiten Erzählung mit dem Berichte über Caedmon bei Beda Hist. eccles. IV, 24 hervorhob, die Glaubwürdigkeit der ganzen Praefatio anzuzweifeln. Aber was sie von Ludwig erzählt, ist an sich so wahrscheinlich und dabei so klar und fliessend vorgetragen, dass diesen Bericht für erfunden zu erklären, kaum glaublich erscheint. Auch wird durch die Annahme einer Fälschung die Unvereinbarkeit jener beiden Erzählungen nicht gehoben; auch ein Fälscher konnte sie nicht so, wie es geschehen ist, neben einander vortragen. Die Annahme einer Interpolation ist unabweislich.

Und bei genauerer Aufmerksamkeit zeigt sich überraschend, wie offenbar die Näthe derselben noch jetzt zu Tage liegen.

So gleich bei der ersten Stelle, wo es, nachdem Ludwigs Eifer für die Religion gerühmt ist, heisst: *Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, ejus studio atque imperii tempore, sed Dei omnipotentia atque inchoantia mirabiliter actum est nuper ut cunctus populus suae ditioni subditus Theudisca loquens lingua ejusdem divinae lectionis nihilominus notionem acceperit.* Die Worte *ejus studio atque imperii*

*tempore* erregen stylistisch und sachlich mehrfaches Bedenken. Zunächst schon die Verbindung eines Ablativs des Mittels und eines der Zeit mit demselben Genitiv, sodann die Nachstellung des letzteren Ablativs, wodurch jene Verbindung noch ungelenker und unnatürlicher wird; endlich wer wird sagen *ejus imperii tempore . . . actum est*, so lange der Betreffende noch lebt? Diese Worte können erst nach Ludwigs Tode geschrieben sein, während die Praefatio ihn sonst als einen Lebenden behandelt (*contendat, devotus esse comprobatur, versatur, commendatur*). Kaum weniger ungelenk schliessen sich die folgenden Worte an, deren Styl dem der übrigen Praefatio nicht entspricht und in denen die harte und seltene Bildung *inchoantia* deutlich verräth, dass der Verfasser nur möglichst leicht und ohne an dem vorliegenden Texte ändern zu müssen, vielleicht mittelst einer Randnotiz, den seit der Anschiebung der legendenhaften Erzählung nothwendig erscheinenden Zusatz einschieben wollte. Man entferne die Worte *atque imperii* bis *mirabiliter* und man hat einen mit dem übrigen Zusammenhange völlig harmonirenden Satz *ejus studio actum est nuper ut* u. s. w.

Nicht so ungelenk ausgefallen, aber ebenfalls schon durch die Leichtigkeit der Entfernung die Interpolation verrathend ist die zweite Stelle: *Qui jussis imperialibus libenter obtemperans, nimirum eo facilius, quo desuper admonitus est prius, ad tam difficile tamque arduum se statim contulit opus*. Man entferne *nimirum* bis *prius* und der Zusammenhang ist wieder völlig hergestellt: *Qui jussis imperialibus libenter obtemperans, ad tam difficile* u. s. w.

Endlich die dritte Stelle, die einen eigenen Absatz bildet, in der nun die Erzählung selber gegeben wird. Sie hinkt so lahm hinterher, nachdem die Praefatio sogar bereits von der äusseren Eintheilung des Werkes gesprochen hat, dass schon dies die Anschiebung verräth. Schwanken aber könnte man, bis wie weit die Interpolation anzunehmen sei. Kein Zweifel ist gestattet bei den beiden ersten Sätzen: *Ferunt eundem vatem, dum adhuc artis hujus penitus esset ignarus, in somnis esse admonitum, ut sacrae legis praecepta ad cantilenam propriae linguae congrua modulatione coaptaret. Quam admonitionem nemo veram esse ambigit, qui hujus carminis notitiam studiumque ejus compositoris atque desiderii anhelationem habuerit.* Der Inhalt verräth die Interpolation und der Styl mit seinen ungelenken, geschraubten

Substantivconstructionen erinnert charakteristisch an den Verfasser des ersten oben besprochenen Einschubes.

Unsicherer erscheint die Entscheidung bei dem folgenden Satze: *Tanta namque copia verborum tantaque excellentia sensuum resplendet, ut cuncta Theudisca poemata suo vincat decore. Clare quidem pronunciatione, sed clarius intellectu lucet. Sic nimirum omnis divina agit scriptura, ut quanto quis eam ardentius appetat, tanto magis cor inquirentis quadam dulcedinis suavitate demulceat.* Diese Worte können sich allerdings nicht an die zuletzt voraufgehenden Worte der Praefatio anschliessen, wo bereits von der äusseren Eintheilung des Werkes geredet wird, man müsste, wollte man sie für echt halten, annehmen, sie hätten ursprünglich die Fortsetzung des vorletzten Schlusssatzes gebildet. An den Satz: *Quod opus tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae composuit, ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet* konnten sich dieselben stylistisch leidlich anfügen. Aber ich halte doch auch jene Sätze für zugesetzt. Abgesehen davon, dass der Interpolator, wie wir oben sahen, sich sein Geschäft offenbar sehr leicht machte, so dass ihm kaum Umstellung von Sätzen zuzutrauen ist, will ich auch nur vorübergehend auf die auch hier erscheinende Vorliebe für Substantivconstructionen aufmerksam machen: Beides ist nicht entscheidend. Aber der magere Sinn scheint mir gegen die Autorschaft des Verfassers der Praefatio deutlich zu sprechen. Wie elegant und hübsch hatte derselbe im Voraufgehenden bereits die Vorzüge des Werkes geschildert, wie armselig erscheint dagegen hier die an sich schon ziemlich störende Wiederholung, der in zweimaligen Antithesen ausgesprochene Ruhm der *copia verborum* und der *excellentia sensuum*, der *pronunciatio* und des *intellectus?* Und wie wenig stramm ist der logische Zusammenhang mit dem Folgenden, wo nicht, wie man erwarten müsste, eine Erklärung der poetischen Vollendung des Werkes gegeben wird, sondern von der Einwirkung der heiligen Schrift auf die Veredelung des Herzens die Rede ist.

Es bleibt der letzte Satz übrig. Derselbe schliesst sich an den letzten Satz der Praefatio, der dem Absatze *Ferunt quidem* vorangeht, ganz wohl an. Dieser sagt, das Werk sei in *vitteas* getheilt, die man *lectiones* oder *sententias* nennen könne; der Schlusssatz sagt, dass diese *sententiae* der Deutlichkeit wegen als *capitula* angemerkt seien: *Ut vero studiosi lectoris intentio*

*facilius quaeque, ut gesta sunt, possit invenire, singulis sententiis, juxta quod ratio hujus operis postularat, capitula annotata sunt,* wie das im Cottonianus ja wirklich geschehen ist. Aber stylistisch stört, dass nun zwei Sätze nach einander mit *vero* anknüpfen würden: *Juxta morem vero...* und: *Ut vero studiosi lectoris,* und dazu tritt noch ein weiterer Einwand. Der Verfasser der Praefatio kannte offenbar das Werk nur in *vitteas* getheilt, und er sah sich daher veranlasst, diesen unlateinischen Ausdruck zu definiren. Es muss später das Bedürfniss sich geltend gemacht haben, jene den Geistlichen fremd klingende Bezeichnung ganz zu entfernen und die gewöhnliche Capiteleintheilung an ihre Stelle zu setzen. Von dieser Aenderung legen die Worte des Schlusssatzes Zeugniss ab. Wäre das Werk von allem Anfange an so eingerichtet gewesen, so würde der Verfasser der Praefatio dies schwerlich so weitschweifig in zwei so ungelenk aneinander gefügten Sätzen ausgesprochen haben. Ich werfe also auch diesen Schlusssatz zur Interpolation.

Nun mag es gestattet sein, die Praefatio in ihrer ursprünglichen, von der Interpolation gereinigten Gestalt vollständig mitzutheilen, zumal um in zusammenhängender Lectüre sich des Unterschieds im Styl und Gedankengehalte beider Verfasser bewusst zu werden.

*Cum plurimas Reipublicae utilitates Ludovicus, piissimus Augustus, summo atque praeclaro ingenio prudenter statuere atque ordinare contendat, maxime tamen quod ad sacrosanctam religionem aeternamque animarum salubritatem attinet studiosus atque devotus esse comprobatur, hoc quotidie solicite tractans, ut populum sibi a Deo subjectum sapienter instruendo ad potiora atque excellentiora semper accendat et nociva quaeque atque superstitiosa comprimendo compescat. In talibus ergo studiis suus jugiter benevolus versatur animus, talibus delectamentis pascitur, ut meliora semper augendo multiplicet et deteriora vetando extinguat. Verum sicut in aliis innumerabilibus infirmioribusque rebus ejus comprobari potest affectus: ita quoque in hoc magno opusculo sua non mediocriter commendatur benevolentia. Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, ejus studio actum est nuper, ut cunctus populus suae ditioni subditus Theudisca loquens lingua ejusdem divinae lectionis nihilominus notionem acceperit. Praecepit namque cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut vetus ac novum Testa-*

*mentum in germanicam linguam poetice transferre studeret, quatenus non solum literatis verum etiam illiteratis sacra divinorum praeceptorum lectio ponderetur. Qui jussis imperialibus libenter obtemperans ad tam difficile tamque arduum se statim contulit opus: potius tamen confidens de adjutorio oblemperantiae quam de suae ingenio parvitatis. Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiae veritatem quaeque excellentiora summatim decerpens et interdum quaedam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens ad finem totius veteris ac novi testamenti interpretando more poetico satis faceta eloquentia perduxit. Quod opus tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae composuit, ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet. Juxta morem vero illius poematis omne opus per vitteas distinxit, quas nos lectiones vel sententias possumus appellare.*

Man sieht, das ist eine durchaus genügende, in klarem und fliessendem Latein geschriebene Einführung des in Rede stehenden Werkes, die zugleich eine Bestätigung ihres Inhaltes gewährt, dass nämlich der Verfasser ein deutscher Sänger und der gelehrten Sprache unkundig war, so dass ein Anderer sein Werk einführen musste. Auf welche Weise er dessenungeachtet zur Kenntniss des Stoffes und selbst einiger theologischen Gelehrsamkeit gelangen konnte, schildert Beda in seiner Erzählung von Caedmon anschaulich genug.[1])

Der Zweck des Interpolators, der erst nach Ludwigs Tode schrieb (s. o.), war, die Darstellung der Vorrede in Uebereinstimmung zu bringen mit der Erzählung, die er in dem lateinischen Gedichte Versus de poeta et interprete hujus codicis — einer offenbaren Nachahmung der bei Beda in der Hist. eccles. IV, 24 gegebenen Erzählung von Caedmon — entweder

---

1) Beda, Hist. eccles. IV, 24: *Exponebant illi quendam sacrae historiae sive doctrinae sermonem, praecipientes ei, si posset, hunc in modulationem carminis transferre. At ille suscepto negotio abiit, et mane rediens optimo carmine quod jubebatur compositum reddidit. Unde mox abbatissa amplexata gratiam Dei in viro, saecularem illum habitum relinquere et monachicum suscipere propositum docuit, susceptumque in monasterium cum omnibus suis fratrum cohorti adsociavit, jussitque illum seriem sacrae historiae doceri. At ipse cuncta quae audiendo discere poterat, rememorando secum et quasi mundum animal ruminando, in carmen dulcissimum convertebat, suaviusque resonando doctores suos vicissim auditores sui faciebat.* Durch diese Erzählung wird widerlegt, was Ensfelder a a O. S. 30 behauptet.

schon vorfand oder selber gedichtet hatte. Unmöglich ist die letztere Annahme nicht, doch mir wenig wahrscheinlich. Der Verfasser der Versus hatte, wie mir scheint, seine Sprache besser in seiner Gewalt als der Interpolator der Praefatio.

## II.

Unter den Gründen, die gegen die Zusammengehörigkeit unserer Praefatio und der Versus mit dem Heliand angeführt worden sind, ist ausser dem Umstande, dass auf das deutsche Gedicht die Worte *mystico sensu depingens* nicht passen, den ich nicht hoch anschlagen kann, da die Darstellung im alten Testamente gar leicht eine andere sein mochte als im neuen, ganz besonders auch darauf aufmerksam gemacht, dass die auf uns gekommenen beiden Handschriften offenbar nur das neue Testament enthalten haben, also auch das Werk selbst wohl von allem Anfange an nur aus diesem bestanden habe.[1]) Ist nun auch schon von vornherein dieser Grund nicht schlagend, da man, auch ohne den Beweis führen zu können, annehmen darf, die beiden Testamente seien für sich in besonderen Handschriften abgeschrieben worden, es hätten also beide Hälften auch gesonderte Schicksale — der Erhaltung wie des Verlustes — erleben können, so ist es doch willkommen, einen solchen Beweis führen zu können, und ihn liefern uns die Versus de poeta.

Diese schildern den Inhalt des Werkes bekanntlich folgendermassen:

*Coeperat a prima nascentis origine mundi,*
*Quinque relabentis percurrens tempora secli;*
*Venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum*
*Faucibus eripuit tetri miseratus Averni.*

Die Ausdrücke *Quinque percurrens tempora* und *Venit ad adventum Christi* können verständiger Weise nur von einem Werke gebraucht werden, das wirklich auch nur die fünf ersten Zeitalter umfasste und nur bis zu Christi Ankunft gelangte. Diese Annahme wird doppelt nothwendig durch den Anfang des Heliand »Ein Weltalter stand noch bevor, fünf waren vergangen.« Was Lachmann für die gegentheilige Annahme vorbringt, entnimmt er aus der Praefatio, die, wie wir gesehen haben, in gar

(1 Z. B. Ensfelder a. a. O. S. 23.

keinem solidarischen Verhältnisse zu den Versus steht.[1]) Der Verfasser der letzteren hatte also eine Handschrift vor sich, die nur das alte Testament umfasste. Gründe, warum man die beiden Hälften in der Abschrift trennte, und warum man das neue Testament häufiger abschrieb, so dass bei diesem ein vollständiger Verlust verhütet ward, liegen auf der Hand. So mehren sich die Beweise, die die Praefatio und die Versus strenge auseinander zu halten zwingen.

## III.

Lachmann hat die Vermuthung aufgestellt, dass die Praefatio sammt den Versus entnommen sei aus einer Handschrift der Werke des Hinkmar von Rheims.[2]) Bestätigte sich dieselbe, so würde sich der Untersuchung eine neue Perspective eröffnen, da Hinkmar bekanntlich seinen Lehrer Hilduin in die Verbannung nach Sachsen begleitete und sich hier längere Zeit aufhielt. Aber bis jetzt hat keine Handschrift der Werke Hinkmar's eine Bestätigung gebracht und der Grund, der Lachmann auf jene Vermuthung führte, ist hinfällig. Bekanntlich war es der Umstand, dass die betreffenden Stücke sich auch in den Opuscula et Epistolae Hincmari Remensis archiepiscopi hsgg. von J. Cordesius, Paris 1615 S. 634 fg. [3]) finden. Schmeller scheint Lachmann's Annahme nicht gekannt zu haben, da er in der zweiten Lieferung des Heliand auf sie keine Rücksicht nimmt. Aber mit Recht deutet er an, dass Cordesius wahrscheinlich keine andere Quelle gehabt habe, als Flacius Abdruck im Catalogus testium veritatis. Ein Einblick in die genannte Ausgabe des Hinkmar bringt dies zur Evidenz. Die Praefatio steht im Anhange, der den Titel führt: *Hincmari Remensis archiepiscopi Epistolae quaedam cum aliis eiusdem aevi scriptis.* Diesem Titel entsprechend folgen denn auch anfangs von S. 507—615 Briefe Hinkmar's, Actenstücke, an deren Ausfertigung er betheiligt

1) Lachmann, Ueber das Hildebrandslied S. 5 Anm. »In den letzten Versen ist nicht gemeint, der Dichter habe das Werk nur bis an die Geburt Christi geführt; denn die Praefatio sagt *ad finem totius veteris ac novi testamenti* u. s. w. *perduxit* «

2) Ueber das Hildebrandslied S. 5 Anm.

3) Nicht S. 613, wie Lachmann a. a. O. und seitdem Jedermann angiebt.

war u. ä. Dann heisst es: *Ne quid ad cognoscendum totum ordinem promotionis Episcoporum deesset, haec sequentia hisce Hincmari monumentis adiecimus.* Hiemit ist schon genug angedeutet, dass die speciell auf Hinkmar sich beziehenden Schriftstücke zu Ende seien. Derartige kommen denn auch nicht weiter vor. Es folgen zunächst Actenstücke, die Bezug haben auf die Wahl und Einführung der Bischöfe (S. 615—628), und fortan sieht man ganz deutlich, welcher Ideengang die einzelnen Stücke aneinanderreiht. Zunächst findet sich *Epistola Luidberti Archiepiscopi Moguntinensis ad Hludovicum Regem*, darnach, wohl durch den Namen des voraufgehenden Briefstellers veranlasst, *Epistola Otfridi Monachi ad Luidbertum Archiepiscopum Moguntinensem*, der bekannte Brief aus Otfried's Krist, in welchem er sich über die Abfassung und den Zweck seines Gedichtes ausspricht; und da die Praefatio ein ganz gleiches Thema behandelt, so schliesst sich nunmehr diese an sammt den Versus u. s. w. Man sieht, so wenig wie man zu der Annahme berechtigt sein würde, Otfried's Brief anzusehen als entnommen aus einer Handschrift der Werke Hinkmar's, ebensowenig hat man Grund dazu bei der Praefatio und den Versus.

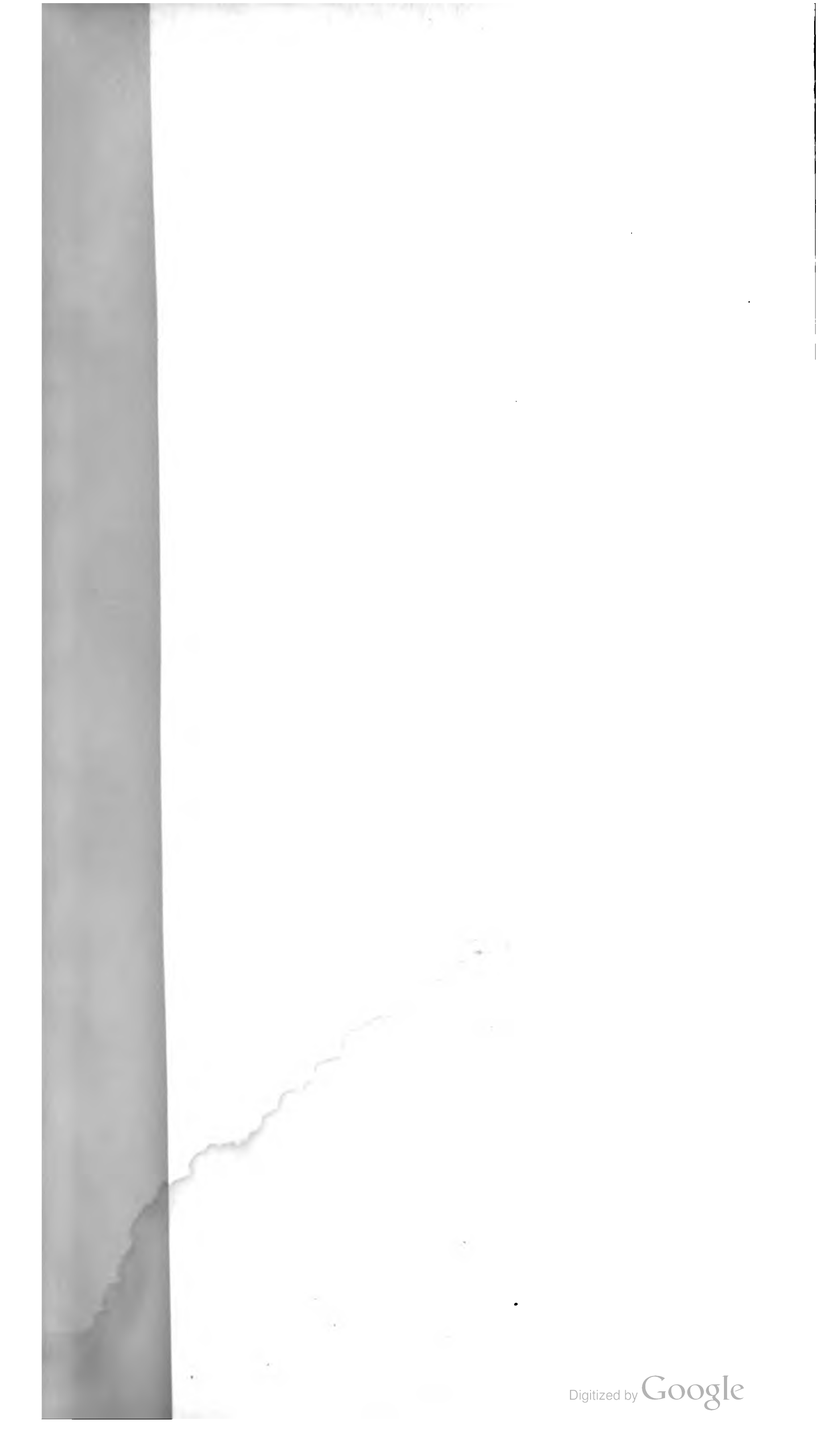
Die Uebereinstimmung mit dem Abdruck bei Flacius ist wörtlich, besonders auffallend auch die meist ganz gleiche Interpunctionsweise, und schon dies legt die Annahme einer Entlehnung von da sehr nahe.[1]) Ueberdies deutet Cordesius ausdrücklich an, dass er einen früheren Abdruck der Praefatio und der Versus gekannt habe, denn der letzte Abschnitt des Buches (S. 711 fg.) ist betitelt *Nicolai* etc. *et aliorum epistolae n o n d u m e d i t a e.*

Man wird also Lachmann's Hinweisung auf eine Handschrift der Werke des Hinkmar nicht weiter zu beachten haben.

---

1) In der Praefatio finden sich bei Cordesius zwei Druckfehler: *mirabiliter auctum* (statt *actum*) und *Qui iussiis* (statt *iussis*). Die Versus dagegen enthalten (ausser einem Druckfehler *acta palatia* statt *alta*) zwei Abweichungen von dem Abdruck bei Schmeller — leider stehen mir die älteren Ausgaben des Catalogus nicht zu Gebote, — die Besserungen sind, V. 1: *laetosque labores* (für *latos*) und V. 15: *Spemque suam in modico* etc. (bei Schmeller fehlt *in*). Eine Collation der älteren Ausgaben des Catalogus ermöglicht vielleicht eine noch genauere Angabe der Quelle, aus der Cordesius die Stücke für sein Buch entnahm.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.





# BERICHTE




ÜBER DIE

# VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

# GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG.

## PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

ACHTZEHNTER BAND.

1866.

MIT EINER TAFEL.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

---

## Ehrenmitglied

Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Cultus und öffentlichen Unterrichts *Johann Paul von Falkenstein*.

---

## Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Herr Professor *Heinrich Leberecht Fleischer* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe.
- Professor *Hermann Brockhaus* in Leipzig, stellvertretender Secretär der philol.-histor. Classe.
- Geheimer Hofrath *Eduard Albrecht* in Leipzig.
- Professor *Georg Curtius* in Leipzig.
- —— *Gustav Flügel* in Dresden.
- —— *Friedrich Franke* in Meissen.

Se. Exc. Herr Geheimer Rath *Hans Conon von der Gabelentz* in Altenburg.

Herr Hofrath und Universitäts-Oberbibliothekar *Ernst Gotthelf Gersdorf* in Leipzig.
- Geheimer Hofrath *Karl Göttling* in Jena.
- Prälat *Gustav Hänel* in Leipzig.

Herr Professor *Gustav Hartenstein* in Jena.
- Hofrath *Karl Nipperdey* in Jena.
- Professor *Johannes Adolph Overbeck* in Leipzig.
- Geheimer Regierungsrath *Friedr. Ritschl* in Leipzig.
- Gehèimer Hofrath *Wilhelm Roscher* in Leipzig.
- Hofrath *August Schleicher* in Jena.
- Kirchenrath *Friedrich Tuch* in Leipzig.
- Geheimer Rath *Karl Georg von Wächter* in Leipzig.
- Professor *Anton Westermann* in Leipzig.
- —— *Friedrich Zarncke* in Leipzig.

---

## Ordentliche auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Herr Professor *Conrad Bursian* in Zürich.
- —— *Johann Gustav Droysen* in Berlin.
- —— *Hermann Alfred von Gutschmid* in Kiel.
- —— *Moritz Haupt* in Berlin.
- —— *Otto Jahn* in Bonn.
- Geheimer Justiz- und Oberappellationsgerichtsrath *Andreas Ludwig Jacob Michelsen* in Kiel.
- Professor *Theodor Mommsen* in Berlin.
- Hofrath *Hermann Sauppe* in Göttingen.
- Professor *Gustav Seyffarth* in New-York.
- —— *Karl Bernhard Stark* in Heidelberg.

---

## Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Herr Geheimer Medicinalrath *Ernst Heinrich Weber* in Leipzig, Secretär der mathem.-phys. Classe.
- Professor *Wilhelm Gottlieb Hankel* in Leipzig, stellvertretender Secretär der mathem.-phys. Classe.
- —— *Heinrich Richard Baltzer* in Dresden.
- Geheimer Medicinalrath *Carl Gustav Carus* in Dresden.
- Geheimer Hofrath *Moritz Wilhelm Drobisch* in Leipzig.
- Professor *Otto Linné Erdmann* in Leipzig.
- —— *Gustav Theodor Fechner* in Leipzig.

Herr Hofrath *Carl Gegenbauer* in Jena.
- Geheimer Regierungsrath *Peter Andreas Hansen* in Gotha.
- Professor *Johann August Ludwig Wilhelm Knop* in Leipzig.
- —— *Hermann Kolbe* in Leipzig.
- —— *Carl Friedrich Wilhelm Ludwig* in Leipzig.
- —— *August Ferdinand Möbius* in Leipzig.
- Geheimer Bergrath *Karl Friedrich Naumann* in Leipzig.
- Professor *Eduard Pöppig* in Leipzig.
- Oberbergrath *Ferdinand Reich* in Freiberg.
- Bergrath *Theodor Scheerer* in Freiberg.
- Professor *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.
- Hofrath *Oskar Schlömilch* in Dresden.
- Professor *Eduard Friedrich Weber* in Leipzig.

---

## Ordentliche auswärtige Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Herr Professor *Heinrich d'Arrest* in Kopenhagen.
- —— *Ludwig Albert Wilhelm von Bezold* in Würzburg.
- —— *Otto Funke* in Freiburg.
- —— *Wilhelm Hofmeister* in Heidelberg.
- Hofrath *Mathias Jacob Schleiden* in Dorpat.
- Professor *Samuel Friedrich Nathanael Stein* in Prag.
- —— *Alfred Wilhelm Volkmann* in Halle.
- —— *Wilhelm Weber* in Göttingen.

# Verzeichniss

## der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1866 eingegangenen Schriften.

---

### Von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden herausgegebene und periodische Schriften.

Abhandlungen der Königl. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin aus d. J. 1864. Berlin 1865.

Monatsbericht d. Königl. Preuss. Akad. d. Wiss. 1865. Januar—December. 1866. Januar—August.

Denkschriften der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Philos.-histor. Classe. 14. Bd. Wien 1865.

Register zu den Bdn. I—XIV der Denkschriften d. philos.-histor. Classe d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. I. Wien 1866.

Denkschriften d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Mathem.-naturwissensch. Classe. 24. Bd. Mit 35 Tafeln. Wien 1865. 25. Bd. Mit 69 Tafeln. Wien 1866.

Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Classe. LI. Bd. Heft 1—3. Wien 1865. LII. Bd. Heft 1—4. 1866. Wien 1866. — Register zu den Bdn. 41 bis 50 der Sitzungsberichte d. philos.-histor. Cl. d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Wien 1866.

Sitzungsberichte d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Mathem.-naturwissensch. Classe I. Abth. LI. Bd. Heft 3. 4 u. 5. LII. Bd. Heft 1—5. Wien 1865. LIII. Bd. Heft 1—5. Wien 1866. — II. Abth. LI. Bd. Heft 3. 4 u. 5. LII. Bd. Heft 1—5. Wien 1865. LIII. Bd. Heft 1—4. Wien 1866. — Register zu den Bdn. 43 bis 50 der Sitzungsberichte der mathem.-naturwissensch. Cl. d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. V. Wien 1865.

Anzeiger d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Mathem.-naturwissensch. Classe. III. Jahrgang 1866. No. 1—28.

Almanach der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. 15. Jahrg. 1865. Wien.

Fontes rerum Austriacarum. Erste Abth. Scriptores. VII. Bd. Theil III. Wien 1866. — Zweite Abth. Diplomataria et Acta. XXIV. Bd. Wien 1865.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen. 33. Bd. 1. u. 2. Hälfte. 34. Bd. 1. u. 2. Hälfte. Wien 1864. 1865. — Dazu Register. — Archiv für österreichische Geschichte. 35. Bd. 1. Hälfte. Wien 1865. 2. Hälfte. Wien 1866. 36. Bd. 1. Hälfte. Wien 1866.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1865. Bd. XV. No. 4. — 1866. Bd. XVI, No. 1—3.

Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien. VIII. Jahrg. 1864. Heft 2. — IX. Jahrg. 1865.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. XV. Wien 1865.

Medicinische Jahrbücher. Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. 22. Jahrg. Bd. XI. Heft 2. 3. Bd. XII. Heft 4—5. 6. Wien 1866.

Beiträge zur Geschichte Böhmens. Herausg. von dem Vereine f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. Abth. I. Anhang zum II. Bde. Prag 1865. Abth. III. Bd. I. Prag 1866.

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. IV. Jahrg. No. I—VII. Prag. 1866. — V. Jahrg. No. I. Prag 1866.

Dritter Jahresbericht des Vereines f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Vom 16. Mai 1864 bis 15. Mai 1865. Prag 1865. — Vierter Jahresbericht. Vom 16. Mai 1865 bis 15. Mai 1866. Prag 1866.

Abhandlungen d. philos.-philol. Classe d. kön. bayer. Akad. d. Wissensch. 10. Bds. 2. 3. Abth. (in d. Reihe der Denkschriften d. XXXIX. Bd.) München 1865. 11. Bds. 1. Abth. (in der Reihe der Denkschriften d. XLII Bd.) München 1866.

Abhandlungen d. histor. Classe d. kön. bayer. Akad. d. Wissensch. 9. Bds. 2. Abth. (in d. Reihe der Denkschriften d. XXXV. Bd.) München 1865. — 10. Bds. 1. Abth. (in der Reihe d. Denkschriften d. XXXVIII. Bd.) München 1865.

Sitzungsberichte d. kön. bayer. Akad. d. Wissensch. zu München. 1865. II. Heft 1—4. München 1865. 1866. I. Heft 1—3. München 1866.

Chinesische Texte zu Dr. J. H. Plath's Abhandlung. Abth. II. Der Cultus der alten Chinesen. Bd. IX. Abth. III. der philos.-philol. Cl. d. kön. Akad. d. Wissensch. München 1864. (2 Exx.)

Die Gottesurtheile der Indier. Rede, gehalten in d. öffentl. Sitz. d. k. Akad. d. Wiss. am 28. März 1866 von Emil Schlagintweit. München 1866.

Jahresbericht der historischen Commission bei d. kön. bayer. Akad. d. Wissensch. München, im Nov. 1866. (1/2 Bogen.)

Annalen der königl. Sternwarte bei München, herausg. von J. Lamont. XIV. Bd. München 1865.

Abhandlungen d. königl. Gesellschaft der Wissensch. zu Göttingen. 12. Bd. von den Jahren 1864 bis 1866. Göttingen 1866.

Nachrichten von d. königl. Gesellschaft d. Wissensch. aus d. J. 1865. Göttingen 1865.

Jahresbericht über d. 38. Cursus d. Königl. polytechnischen Schule und über den 29. Cursus d. Königl. Baugewerkenschule zu Dresden. 1865—66. (2 Exx.)

Verhandlungen der Kais. Leopoldino-Carolinischen Deutschen Akadem. d. Naturforscher Bd. XXXII, 1. Abth. Dresden 1865.

Leopoldina. Amtliches Organ der Kais. Leop.-Carol. Deutschen Akadem. d. Naturforscher. Heft V. Nr. 7. 8. 1865.

Neues Lausitzisches Magazin. 42. Bd. 1. H. 2. H. Görlitz 1865. — 43. Bd. 1. H. Görlitz 1866.

Metrische Uebersetzung einiger Psalmen. Görlitz 1865. (Gratulationsschrift der Oberlausitzischen Gesellschaft d. Wissensch. zu einer Amts-Jubelfeier.)

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften, herausg. von dem naturwissenschaftl. Verein für Sachsen und Thüringen in Halle u. s. w. Jahrg. 1865. Nr. 11. 12. Jahrg. 1866. Nr. 1—7.

Lotos, Zeitschrift für Naturwissenschaften. Herausg. vom naturhistorischen Vereine Lotos in Prag. 15. Jahrg. Prag 1865.

Die Fortschritte der Physik im J. 1865. Jahrg. XIX. 1. u. 2. Abth. Berlin 1865.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. IX, Heft 2. Halle 1866.

Abhandlungen der k. Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Abth. für Naturwissenschaften u. Medicin. 1865/66. Breslau 1866. — Philos.-histor. Abth. 1866. Breslau 1866.

Dreiundzwanzigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Enthält die Generalberichte über die Arbeiten u. Veränderungen der Gesellschaft im J. 1865. Breslau 1866.

Würzburger naturwissenschaftl. Zeitschrift, herausg. von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft. Bd. VI. Heft 2.

Würzburger medicinische Zeitschrift, herausg. von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft. Bd. VII. Heft 1. 2.

Sitzungsberichte der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. 1864—1865.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg. Bd. IV. Heft 2. 3.

Jahresbericht des physikal. Vereins zu Frankfurt a. M. 1864—1865.

Sechster Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde vom 8. Mai 1864—14. Mai 1865.

Jahresbericht des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. 17/18. Heft. Wiesbaden 1862/1863.

Erster Jahresbericht des naturwissenschaftl. Vereines zu Bremen. Für d. Gesellschaftsjahr vom Nov. 1864. bis Ende März 1866. Bremen 1866.

Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg. Heft 9. Regensburg 1864.

Correspondenz-Blatt des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg. Jahrg. XIX. Regensburg 1865.

Verhandlungen des naturwissenschaftl. Vereins in Carlsruhe.

Amtlicher Bericht über die 39ste Versammlung deutscher Naturforscher u. Aerzte in Giessen u. s. w. Giessen 1865.

Schriften der Universität zu Kiel aus d. J. 1865. Bd. XII. Kiel 1866.

Arbeiten des Naturforschervereins zu Riga. Neue Folge. Heft 1.

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga, redigirt vom Apotheker E. L. Seesen. 15ter Jahrg. Riga 1866.

Zweiter Jahresbericht des Vereines der Aerzte in Steiermark (1864—1865). Graz 1866.

Neue Denkschriften der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Zürich 1865.

Geschichte der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Zürich 1865.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern aus d. J. 1865. No. 580—602. Bern 1866.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Th. IV. Heft 2. Basel 1866.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge. XI. Jahrg. 1864—1865. Chur 1866.

Mémoires de la Société de physique et d'histoire naturelle de Genève. Tome XVIII, seconde Partie. Genève 1866.

Actes de la Société Helvétique des sciences naturelles réunie à Genève. 49ème Session. Compte rendu 1865. Genève.

Verslagen en Mededeelingen der Koningl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde. IX. Deel. Amsterdam 1865.

Verslagen en Mededeelingen der Koningl. Akademie von Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Natuurkunde. Tweede Reeks 1. Deel. Amsterdam 1866.

Jaarboek van de Koningl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam voor 1865.

Processen-verbaal der Koningl. Akademie van Wetenschappen. Afd. Natuurkunde. Van Jan. 1865 tot en met April 1866.

Catalogus van de Boekerij der Koningl. Akad. v. Wetensch. te Amsterdam. Deel 2. St. 1.

Simplicii Commentarius in IV libros Aristotelis de caelo ex rec. Sim. Karstenii mandato Reg. Academiae disciplinarum Nederlandicae editus. Traj. ad Rhenum 1865.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. 2. Verzameling. XXI. Deel. 2. Stuk. XXII. Deel. 1. Stuk. 2. Stuk. XXIII. Deel.

Archives Néerlandaises des sciences exactes naturelles publiées par la Société Hollandaise des sciences à Harlem et rédigées par E. H. von Baumhauer. Tome I. Livr. 1—4. La Haye 1866.

Nederlandsch Archief voor Genes- en Natuurkunde, uitgegeven door Donders en Koster. Deel II. Aflev. 2. Utrecht 1866.

Mémoires de l'Académie Royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Tome XXXV. Bruxelles 1865.

Bulletins de l'Académie Royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. 34ème Année. 2. Sér. Tome XX. 1865. Bruxelles 1865. 35ème Année. Tome XXI. 1866. Bruxelles 1866.

Annuaire de l'Académie Royale &c. de Belgique. 1866. 32ème Année. Bruxelles 1866.

Académie Royale &c. de Belgique. Cinquantième Anniversaire de la réconstitution de l'Académie &c. Bruxelles 1866.

Mémoires couronnés et autres mémoires publiés par l'Académie Royale &c. de Belgique. Collection in 8°. Tome XVIII. Bruxelles 1866.

Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1866. Nr. I—XII. Genn.-Dic.

Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere et arti. Vol XII. Parte II. Pag. 211—240. Venezia 1864—65.

Atti dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere et arti. Tomo X, Ser. III, Disp. IX. X. Venezia 1864—65. Tomo XI, Ser. III, Disp. I—IV. Venezia 1865—66.

Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino. Serie Seconda. Tomo XXI. Torino 1864.

Atti della R. Accademia delle scienze di Torino pubblicati dagli Accademici Segretari delle due Classi. Vol. I. Disp. 1a. (Novembre 1865.) Disp. 2a. (Dicembre 1865.) Torino 1866.

Giornale di scienze naturali ed economiche pubblicato per cura del Consiglio di perfezionamento annesso al R. Istituto tecnico di Palermo. Vol. I. Fasc. III e IV. Vol. II. Fasc. I. Palermo 1866.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the year 1865. Vol. 155. P. II. London 1865. — for the year 1866. Vol. 156. P. I. London 1866.

Proceedings of the Royal Society. Vol. XIV. No. 78. 79. London 1865. (Mit Titel). — Vol. XV. 80—86. London 1866.

The Royal Society (List of members) 30th Nov. 1865.

Proceedings of the Roy. Institution of Great Britain. Vol. IV. Part. IV. No. 41. 42.

Memoirs of the Roy. Astronomical Society. Vol. XXXIII. London 1865.

Memoirs of the literary and philosophical Society of Manchester. Third Series. Vol. II. London 1865.

Proceedings of the literary and philosophical Society of Manchester. Vol. III. Manchester 1863—1864. Vol. IV. 1864—1865.

Transactions of the Roy. Society of Edinburgh. Vol. XXIV. Part. I. Session 1864—65.

Proceedings of the Roy. Society of Edinburgh. Session 1864—65.

The Transactions of the Roy. Irish Academy. Antiquities. Vol. XXIV. Part II—VII. Dublin 1864. 1865. — Polite Literature. Vol. XXIV. Part. II. III. Dublin 1865. 1866. — Science. Vol. XXIV. Part IV —VI. Dublin 1865.

Proceedings of the Roy. Irish Academy. Vol. VII. 1857—1861. Vol. VIII. 1861—1864. Vol. IX. Part. I. Dublin 1865.

The Journal of the Royal Dublin Society. No. XXXIV. Dec. 1865.

Journal of the Roy. Geological Society of Ireland. Vol. I. Part I. 1864—65. Dublin 1865. Part II. 1865—66. Dublin 1866.

Transactions and Proceedings of the Roy. Society of Victoria. Vol. VI. 1861 —1864. Melbourne 1865.

Bulletin des séances de l'Académie Impériale des siences, belles-lettres et arts de Lyon 1865.

Det Kongel. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter 5te Række. Historisk og philosophisk Afdeling. Tredie Binds forste Hefte. Kjöbenhavn 1866.

Oversigt over det Kongel. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger i Aaret 1865. Nr. 1—3, af Forchhammer. — Oversigt &c. i Aaret 1866 af J. S. Steenstrup. Kjöbenhavn.

Norske Universitets og Skole-Annaler. 3e Række. VI. VII. Bind. Christiania 1866.

Det Kongel. Norske Frederiks Universitets Aarsberetning for Aaret 1864. Christiania 1865. — For Aaret 1865. Christiania 1866.

Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania. Aar 1864. Christiania 1865.

Nyt Magazin for Naturvidenskaberne udgivet af den physiographiske Forening i Christiania, ved M. Sars og Th. Kjerulf. 14. Binds 2—4 Hefte. Christiania 1866.

Norges officielle Statistik udgiven i Aaret 1862 C. No. 2. — 1865 B. No. 1. C. No. 4. No. 5. No. 7. D. No. 1. I. No. 1. — 1866 A. No. 1. B. No. 1. D. No. 1. F. No. 1. (Zusammen 11 Stück.)

Oversigt over Litteratur &c. vedrorende de norske Fiskerier &c. udgiven af Thorvald Boeck. Christiania 1866.

Om Lofotfiskeriet. Aar 1866.

Om Skovforholdene i Finnmarken &c. af Barth. Christiania 1858.

Ethnographic map of Finnmark hitherto published. 1860. (10 einzelne Karten nebst Uebersichtstafel.)

Beretning om Bodsfængslets Virksomhed. Aaret 1865. Christiania 1866.

Forste Driftsberetning for Rongsvinger — Lilleström — Fernbane fra 1ste Jan. till 31te Dec. 1862. Christiania 1864. — Anden Driftsberetning &c. 1864. Tredie — 1865. Niende — 1863. Tiende 1864. Ellvete 1865.

Bidrag till Hygningsskikkens. 1 Hefte. Christiania 1865.

Märker efter en Jistid i omegnen af Hardangerfjorden, af S. A. Sexe. Christiania 1866.

Meteorologiska Iakttagelser i Sverige utgifna af Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademien, anställda af Er. Edlund. Bd. V. Stockholm 1865.

Sveriges geologiska Undersökning på offentlig Bekostnad utförd under Ledning af A. Erdmann några ord till uppysning. (5 Hefte von E. Erdmann, David Hummel, C. W. Paykull, A. E. Törnebohm, V. Karlsson und J. O. Fries. Nebst 18 Karten.)

Acta Universitatis Lundensis 1864. Philosophi, Språkvetenskap och Historia. Lund 1864—1865. — Mathematik och Naturvetenskap. Lund 1864—1865.

Förtekning öfver Finska Vetenskaps-Societetens Boksamling. År 1862. Helsingfors.

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Sér. VII. T. IX. No. 1—7. St.-Pétersbourg 1865. T. X. No. 1. 2.

Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. T. IX. No. 1—4. St.-Pétersbourg 1866.

Mélanges physiques et chimiques tirés du Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. T. VI.

Uebersicht der Thätigkeit der Nikolai-Hauptsternwarte während der ersten 25 Jahre ihres Bestehens, zusammengestellt von O. Struve. St. Petersburg 1865.

Compte-rendu de la Commission Impériale archéologique pour l'année 1864. Avec un Atlas. St.-Pétersbourg 1865. (Mit dem Atlas dazu.)

Recueil d'Antiquités de la Scythie. Avec un Atlas. Publié par la Commission Impériale Archéologique. Livraison 1ère. St.-Pétersbourg 1866. (Mit dem Atlas dazu.)

Učenyja Zapiski Kazanskago Universiteta po otdjeleniju istoriko-filologičeskich i politiko-juridičeskich nauk. 1863. Wypusk I. II. Kazan. 1865. — Dieselben für die physisch-mathem. u. medicin. Wissensch. 1863. Wypusk I. II. Kazan 1865. — 1864. Wypusk I. II. Kazan 1865. (Russisch.)

Izwiestija i učenyja Zapiski Kazanskajo Universiteta. 1865. Wypusk I—V. Kazan 1865. (Russisch.)

Az Erdélyi Muzeum-Egylet Évkönyvei. Harmadik Kötet. Második Füzet. Szerkesztette Brassai Sámuel. Kolozsvárt, 1866.

Annals of the Lyceum of natural history of New York. Vol. VIII. No. 4—10 (2 Stück). 1865. 1866.

Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia 1865. No. 1—5. Philadelphia 1865.

Transactions of the American philosophical Society, held at Philadelphia.

Proceedings of the American philosophical Society, held at Philadelphia. Vol. X. No. 73. 74. 1865.

Proceedings of the American Academy of arts and sciences. Boston. Vol. VI, pag. 365—567 (nebst Titel). Vol. VII, pag. 1—96.

Proceedings of the Boston Society of natural history. Jan. 1864, p. 1—288.

Condition and Doings of the Boston Society of natural history. May 1865.

Annual of the national Academy of sciences for 1865. Cambridge 1866.

Bulletin of the Museum of comparative Zoology, Cambridge Massachusetts U. S. A. 1865, pag. 1—70.

Annual Report of the Trustees of the Museum of comparative Zoology at Harvard College in Cambridge. 1864. 1865.

Illustrated Catalogue of the Museum of comparative Zoology at Harvard College. No. I. II. Cambridge 1865.

The Transactions of the Academy of sciences of St. Louis. Vol. II. No. 2. St. Louis 1866.

Proceedings of the Chicago Academy of sciences, Vol. I.

Documents of the U. S. Sanitary Commission. Vol. I. Nr. 1—60. Vol. II. Nr. 61—95. New York 1866. United States Sanitary Commission Bulletin. (1863—1865. 3 Volumes in one.) New York 1866.

Circular No. 6. War Department, Surgeon General's Office. Washington Nov. 1. 1865. Reports on the extent and nature of the materials available for the preparation of a medical and surgical history of the rebellion. Philadelphia 1865. By the order of the Surgeon General Crave, Surgeon U. S. Army, Washington.

Neunzehnter Jahresbericht der Staats-Ackerbau-Behörde von Ohio u. s. w. für das Jahr 1864. Columbus, Ohio 1865.

Journal of the American Oriental Society. Vol. III. No. 2. New Haven 1866.

Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for the year 1865. Washington. 1865.

The Canadian Naturalist and Geologist, with the Proceedings of the Natural History Society of Montreal. Vol. VIII, No. 1—3. 1863.

## Schriften von Einzelnen.

Xylographische und typographische Incunabeln der Königl. öffentl. Bibliothek zu Hannover. Beschrieben von Ed. Bodemann. Mit 41 Platten typograph. Nachbildungen der Holzschnitte und Typenarten und 16 Platten mit den Wasserzeichen des Papiers. Hannover 1866.

Christian Donaleitis Litauische Dichtungen. Erste vollständige Ausgabe mit Glossar. Von Aug. Schleicher. St. Petersburg 1865.

Observations of the functions of the liver, by Rob. M'Donel. Dublin 1865.

Antiche Monete Siciliane inedite o per qualsiesi particolarità nuove del Real Museo di Palermo. Breve Rassegna del Cav. Giov. Fraccia. (1 Bogen ohne Jahrzahl.)

Erklärung der Nordendorfer Runeninschrift. München, 14. Jan. 1866. (1 Octavblatt.)

Meteorologische Beobachtungen, angestellt auf der Leipziger Universitäts-Sternwarte von 1860—1863, herausgegeben von C. Bruhns, Director der Sternwarte, mit drei graphischen Darstellungen der Beobachtungen von G. Schreiber. Separatabdruck aus dem 4. Jahresbericht des Vereins der Freunde der Erdkunde zu Leipzig. Leipzig 1865.

Meteorologische Beobachtungen, angestellt auf der Leipziger Universitäts-Sternwarte in d. Jahren 1864 u. 1865, herausg. von C. Bruhns. Leipzig 1866.

Resultate aus den meteorologischen Beobachtungen, angestellt an mehreren Orten im Königreiche Sachsen u. s. w. Bearbeitet von C. Bruhns. Leipzig 1866.

Musée Teyler. Catalogue systématique de la collection paléontologique par T. C. Winkler. 4ème livraison. Harlem 1865.

Archives du Musée Teyler. Vol. I. Fasc. 1. Harlem 1866.

Induction und Deduction. Von J. v. Liebig. München 1865.

Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art, von Dr. C. Nägeli. 2. Aufl. München 1865.

Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. Von Dr. C. E. von Malortie. Hannover 1866.

Antropologia e Cosmologia di Cesare Claudio Orlandi. Bologna 1865.

Lambert von West, Eine dringende Mahnung an Freunde der Physik, Mechanik und Astronomie, zur Abwehr einer für jene Wissenschaften gemeinsamen Gefahr. Wien 1866.

The distribution and migrations of North American birds. By Spencer F. Baird. (Abstract of a Memoir presented to the National Academy of Sciences, Jan. 1865.) From the American Journal of Sciences and Arts, Vol. XLI, Jan. 1866.

Sur l'état de l'atmosphère à Bruxelles pendant l'année 1865, par E. Quetelet. Extrait des Bulletins de l'Acad. Roy. de Belgique.

Phénomènes périodiques en général, par Ad. Quetelet. Extrait des Bulletins &c.

Faut-il terminer les paratonnerres par des pointes ou par des boules? Lettre adressée par M. Peltier à M. Ad. Quetelet. Extrait des Bulletins &c.

Physique du globe. Étoiles filantes, aérolithe et ouragan en Décembre 1865, par Ad. Quetelet. Extr. des Bulletins &c.

Sur les étoiles filantes et leurs lieux d'apparition, par MM. Quetelet, Le Verrier, Haidinger et Poey. Extr. des Bulletins &c.

Sciences mathématiques et physiques chez les Belges au commencement du XIX siècle, par Ad. Quetelet. Bruxelles 1866.

Kartographische Darstellung der Bevölkerungsdichtigkeit von Westdeutschland, von O. Delitsch, nebst 4 Karten in Buntdruck. Leipzig 1866.

Ezechiels Syner og Chaldaeerens Astrolab, af Holmboe. Christiania 1866.

Ungedruckte, unbeachtete und wenig beachtete Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel, herausg. v. C. P. Caspari. I. Christiania 1866.

Traité élémentaire des fonctions elliptiques par O. J. Broch. Fasc. I. Christiania 1866.

Verschiedene kleine norwegische Schriften statistischen und ökonomischen Inhalts, 18 Stück.

Fliegende Blätter. Kulturgeschichtliche Zeichnungen. Von Dr. Back in Altenburg. XX—XXVII.

Beiträge zur Geschichte der westlichen Araber, herausg. von M. J. Müller. I. Heft. München 1866.

Gewerbstatistische Mittheilungen zur Berathung der Ministerial-Vorlage über das Gewerbegesetz. Der Handels- und Gewerbekammer zu Dresden überreicht von ihrem Secretär Dr. H. Rentzsch. Dresden 1866.

De Sarcine (Sarcina ventriculi Goodsir). Onderzoek naar de plantaardige natuur, den ligchaamsbouw en de ontwikkelingswetten van dit organisme, door Dr. W. F. R. Suringar. Leeuwarden 1865.

La Sarcine de l'estomac; recherches sur la nature végétale, la structure anatomique et les lois qui président au développement de cet organisme, par W. F. R. Suringar. (Extrait des Archives Néerlandaises, T. I. 1866.)

Ein Wort über den Zellenbau der Sarcina. Von W. F. R. Suringar. (Besonderer Abdruck aus der Botanischen Zeitung: Jahrg. 24. No. 35 u. 36.)

Bericht über die im J. 1865 den Herzogl. Sammlungen des Schlosses Friedenstein zugegangenen Geschenke.

Libro duodecimo della Politica del Commendatore Salvatore Fenicia. Napoli. 1866.

# INHALT.

## SITZUNG AM 4. APRIL 1866.

Herr *Roscher* las über *die volkswirthschaftlichen Ansichten Friedrichs des Grossen.*

Wenn Homer die Könige Volkshirten nennt, so können sie im Zeitalter der vorzugsweise sog. absoluten Monarchie mit noch grösserem Recht Volkswirthe heissen. Diese absolute Monarchie beruhet positiv auf einer grossartigen Befriedigung neuer Volksbedürfnisse durch den Herrscher, zugleich aber negativ auf einem Zusammentreffen von mancherlei Nichtmehr und Nochnicht. Es ist die Zeit, wo das Mittelalter mit seinem losen Zusammenhange der Privatwirthschaften nicht mehr, und doch die neuere Volkswirthschaft mit ihrer freien Concurrenz aller Einzelnen noch nicht existirt; wo die Gesetzgebung nicht mehr eine blosse Aufzeichnung des Herkommens sein will, sondern eine systematische Regelung des gesammten Volkslebens, an der aber die Regierten noch in keiner Weise selbstthätig Antheil nehmen; wo endlich der Staatshaushalt, der Naturalwirthschaft entwachsen, nicht mehr genug hat am Ertrage des Domaniums, aber doch seine systematische Beschatzung des gesammten Volkseinkommens durch Regalien und Steuern noch an keiner Volksvertretung Mass und Controle findet. Zur wirthschaftlichen Charakteristik dieser Staatsform, die keine mittelalterlichen Freiheiten mehr, aber auch noch keine moderne Freiheit zugiebt, mag es dienen, wenn Heinrich III. von Frankreich 1577 allen Handel, 1585 allen Gewerbfleiss für *droit domanial* erklärt. Oder wenn Ludwig XIV. den König den absoluten Herrn alles Privateigenthums, der Geistlichen wie der Weltlichen, nennt; und seinen Dauphin dahin belehrt, dass er künftig »von Natur die volle und freie Verfügung über alle Güter« haben werde, die im Besitze von Franzosen sind.[1]) Oder auch, wenn der Freiherr von Schröder (1686) den Fürsten mit einem Hausvater ver-

1) Vgl. *Mémoires historiques de Louis XIV.*, II, p. 121.

gleicht, der seinen Acker düngen und pflügen, seine Teiche mit guter Brut besetzen, sein Vieh mästen muss, wenn er gehörig ernten, fischen oder schlachten will. »Also muss ein Fürst seinen Unterthanen erst zu einer guten Nahrung helfen, wenn er etwas von ihnen nehmen will.«

In der Entwickelung der absoluten Monarchie bei den neueren Völkern lassen sich regelmässig drei Stufen unterscheiden. Zuerst der confessionelle Absolutismus, wie ihn z. B. Philipp II. und Ferdinand II. darstellen, mit dem Wahlspruche: *cuius regio, eius religio.* Sodann der höfische Absolutismus, der in Ludwig XIV. seinen Gipfel erreicht, mit dem Wahlspruche: *l'état c'est moi.* Endlich der aufgeklärte Absolutismus des 18. Jahrhunderts, mit dem Wahlspruche: *le roi c'est le premier serviteur de l'état;* der den Ausdruck »Staatsmaschine« liebt und nach den scharfsinnigsten Regeln der Theorie aus seinen Unterthanen möglichst zahlreiche, wohlhabende und aufgeklärte Instrumente des Herrscherwillens zu bilden sucht. — Man erkennt leicht, dass von diesen drei Entwickelungsstufen jede folgende den Absolutismus höher treibt, den Herrscher unbeschränkter hinstellt. Der aufgeklärte Absolutismus ist frei nicht bloss von den tausendfachen, oft sehr zwingenden Rücksichten auf die verbündete Kirche, wie sie der confessionelle nehmen muss; er ist auch frei von den Formen der Etikette, des halbvererblichen Beamtenthums, des hiermit wieder verbundenen schleppenden Geschäftsganges etc., wie sie das Zeitalter des höfischen Absolutismus beherrschen. Im Namen des Staates kann dessen »erster Diener« viel ungenirter Gut und Blut des Volkes in Anspruch nehmen, als in seinem eigenen; wie es überhaupt oft sehr vortheilhaft ist, beim Wesen der Macht die Form des blossen Mandats anzunehmen, — vorausgesetzt, dass der Mandant gar keine anderen Organe hat. Insbesondere wird jene Stellung des Herrschers als Volkswirth erst in dieser dritten Periode recht bedeutsam. Der confessionelle Absolutismus ist hierfür zu »fromm,« der höfische zu »vornehm.«[1])

Nach alle Diesem scheint der Gegenstand unserer Untersuchung wohl der Mühe werth zu sein. Der grösste Mann, der

1) Friedrich der Gr. selbst scheint es in seiner Abhandlung: *Des moeurs, des coûtumes, de l'industrie etc.* hinter den *Mémoires de Brandebourg* als eine Art von Neuerung zu betrachten, dass man dergleichen Dinge mit der »Majestät der Geschichtschreibung« vereinbar finde.

seit dem Mittelalter auf einem deutschen Throne gesessen hat, ist nicht bloss der grösste Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, sondern auch der absoluten Monarchie (wohl zu unterscheiden von Cäsarismus und Sultanismus!) überhaupt. Es kommt noch hinzu, dass er zugleich als König und als Schriftsteller gross ist.

## I.

Denn um die Ansichten Friedrichs über Volkswirthschaft zu erkennen, müssen wir natürlich auch seine Gesetzgebungsacte und Verwaltungsmaximen zu Hülfe nehmen. Unsere Hauptquelle jedoch werden seine literarischen und brieflichen Aeusserungen sein, da sich hier, auf dem nachgiebigen Papier, wenn er aufrichtig sein wollte, seine Gedanken viel reiner aussprechen mussten, als durch seine Handlungen inmitten der spröden, oft genug widerstrebenden Wirklichkeit.[1])

Aber wollte Friedrich der Grosse in seiner schriftstellerischen Thätigkeit ganz aufrichtig sein?

Manches, was er geschrieben hat, ist ohne Zweifel aus praktischer Absicht und nicht aus Ueberzeugung hervorgegangen. So z. B. wenn er an Voltaire von Ludwig XV. schreibt: »der gute, brave Mann, der keinen andern Fehler hatte, als den, König zu sein.«[2]) Oder, wenn es in den *Mémoires de Brandebourg* heisst, dass nach der goldenen Bulle der Kaiser keinen Kurfürsten ächten darf ohne einstimmigen Consens des Reichstages: ein Irrthum, der um so absichtlicher scheint, als ihn Voltaire in einer Randnote bezweifelt, der König aber gleichwohl unberichtigt gelassen hatte. (*Oeuvres* I, p. 31.) Ebenso ist es schwerlich die wahre Meinung Friedrichs, wenn er selbst für das Jahr 1689 die Furcht vor Ludwigs XIV. Supremat als einen blossen Aberglauben verspottet, den Oesterreich und Wilhelm von Oranien in ihrem Particularinteresse genährt hätten. Er fügt hinzu: »wenn damals für die deutschen Fürsten ein Despotismus zu

1) So ist es z. B. bekannt, wie äusserst wenig der König für den Volksunterricht seines Landes gethan hat, während er schriftstellerisch recht gut wusste, dass derselbe »zwar nichts positiv hervorbringt, aber Fehler verbessern kann.« (*Oeuvres* VI, p. 87.)

2) *Oeuvres* (immer in der neuen Ausgabe der Berliner Akademie citirt) XXIII, p. 281; vgl. XXIV, p. 628.

fürchten war, so war es nicht derjenige Ludwigs XIV.« (I, p. 98.) — Hin und wieder findet man Flüchtigkeitsirrthümer. So z. B. wo die Gründung der Universität Halle vor den dreissigjährigen Krieg verlegt wird. (I, p. 224.) Oder wenn es in der Vorrede zu Fleury's Kirchengeschichte heisst, dass der Anfang des Johanneischen Evangeliums (statt I. Joh. 5, 7) von einem Trinitarier eingeschoben sei. (VII, p. 135.)

Im Ganzen jedoch sind die eigentlich schriftstellerischen Werke Friedrichs von einem Wahrheitssinn durchdrungen, der ihn neben die gewissenhaftesten Geschichtschreiber stellt. Am glänzendsten äussert sich diese vortreffliche Eigenthümlichkeit da, wo er von seinen eigenen Fehlgriffen spricht: so z. B. in dem Feldzuge von 1744. (III, p. 76 fg.) Ein auffallender Unterschied z. B. von der schriftstellerischen Thätigkeit des ersten Napoleon!

Nichts ist schwieriger für den Menschen, als die rechte Beurtheilung seines unmittelbaren Vorgängers und Nachfolgers. Einem Monarchen wird die zweite dieser Aufgaben regelmässig erspart; dagegen hat die erste für ihn ganz besondere Schwierigkeit, weil der Sprung vom ersten Unterthanen zum Selbstherrscher doch ein weit grellerer ist, als übrigens, z. B. in Kunst und Wissenschaft, die Ablösung der einen Generation durch die andere. Und doch hat wohl Niemand diese schwere Aufgabe würdiger gelöst, als Friedrich d. Gr. Er spricht in seinen Schriften durchweg von seinem Vater mit ebenso herzlicher als wohlbegründeter Verehrung. »Niemals wurde ein Mensch geboren mit einem für das Detail so fähigen Geiste. — Er bezog seine ganze Thätigkeit auf den allgemeinen Plan seiner Politik, und indem er dahin arbeitete, den einzelnen Theilen den höchsten Grad von Vollendung zu geben, that er dies in der Absicht das Ganze zu vollenden.« (*Oeuvres* I, p. 125.) »Die Spuren, die seine Weisheit im Staate zurückgelassen hat, werden ebenso lange dauern, wie Preussen als Nationalkörper besteht.« (I, p. 144.) So heisst es in dem merkwürdigen Briefe an Voltaire vom 27. Julius 1739, dass Litthauen »eine neue Schöpfung« Friedrich Wilhelms I. sei, welcher »durch eine grossmüthige und wahrhaft heroische Arbeit eine Wüste bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht« habe. (XXI, p. 304.) Von jenen häuslichen Kämpfen, welche die tyrannische Härte des Vaters hervorgerufen und worunter Friedrich selbst so schwer gelitten hatte, spricht der Sohn nur ganz beiläufig und mit den

zarten Worten: »man sollte für die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben um der Tugenden eines solchen Vaters willen.« (I, p. 171.) Wo es heisst, Friedrich Wilhelm I. habe seinen Staat regiert wie sein Heer, erklärt der Sohn dies mit seiner, vielleicht zu günstigen »Ansicht von der Menschheit, dass er von seinen Unterthanen ebenso viel Stoicismus verlangte, wie von sich selbst. Wie aller Schatten der Eiche von der Kraft der Eichel herrührt, so alles spätere Glück des königlichen Hauses von dem arbeitsamen Leben und den weisen Massregeln Friedrich Wilhelms I.« (I, p. 175.)

Und man darf nicht etwa glauben, dass solche Urtheile aus dem Streben hervorgingen, der Welt gegenüber und im Interesse der preussischen Staatsmacht die Mitglieder des königlichen Hauses schön zu malen. Dem würde schon die sehr geringschätzige Meinung über Friedrich I. widersprechen, den sein Enkel sogar körperlich mit Aesop vergleicht. (I, p. 123.) Des grossen Kurfürsten wird natürlich mit Respect erwähnt; aber so wenig mit Ueberschätzung, dass ihm Ludwig XIV. an persönlicher Grösse ungefähr gleich gestellt ist. (I, p. 91 fg.)

Wer die Nationalökonomik eines Herrschers unserer Tage systematisch zusammenstellen wollte, der würde gewiss zuerst seine Ansichten über die Volkswirthschaft im Ganzen als Grundlage schildern, hierauf seiner finanziellen und zuletzt seiner Ansichten über die Behördenorganisation, das Kassen- und Rechnungswesen etc. gedenken. Ich habe anderswo[1]) gezeigt, dass bei Friedrich Wilhelm I. der Gang der Darstellung, wenn sie ein Abdruck der Wirklichkeit sein will, genau die umgekehrte Reihenfolge einhalten muss. Sein grosser Nachfolger ist in dieser Hinsicht bereits moderner. Bei ihm steht im Vordergrunde das Finanzwesen, in zweiter Linie die Leitung der Volkswirthschaft, die Behördenorganisation etc. erst in dritter.

## II.

An und für sich freilich sind Friedrichs Verdienste auch als Organisator bedeutend genug. Ich erinnere nur an seine Instruction für das General-Directorium von 1748, eine neue Ausgabe der von seinem Vater 1722 erlassenen Instruction, aber

1) In den Preussischen Jahrbüchern, August 1864, S. 172 ff.

mit sehr bemerkenswerthen Veränderungen. Hier wurde insbesondere neben den Provinzialdepartements ein eigenes Departement für Post-, Commerz- und Manufactursachen, und ein zweites für Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartierungs-, Salpeter- und Servissachen errichtet: also ein Handels- und ein Kriegsministerium! Dagegen hob der König das Justizdepartement auf, weil die Justiz den Gerichten unabhängig zustehen sollte. Namentlich der letzte Punkt ist von Wichtigkeit: ein grosser Fortschritt gegen die Personal- und Cabinetsjustiz Friedrich Wilhelms I. und eine Hauptgrundlage des hohen Rufes, den sich in den späteren Regierungsjahren Friedrichs die preussischen Gerichte und Gesetze erwerben sollten. Ohne Gerechtigkeit aber kein Volksreichthum!

Die persönliche Theilnahme des Königs an den Geschäften, wodurch alle Behörden im höchsten Grade gespornt und gezügelt wurden, war bei Friedrich d. Gr., wenngleich unter milderen Formen, der Sache nach völlig ebenso sehr entwickelt, wie bei seinem Vater. In gewissem Sinne wohl gar noch mehr, da unter Friedrich Wilhelm I. auch in der obersten Instanz weit collegialischer regiert wurde. Gerade hier bethätigte sich am meisten Friedrichs berühmter Satz: *Un prince est le premier serviteur et le premier magistrat de l'état.* (*Oeuvres* I, p. 123.) *Le souverain, loin d'être le maitre absolu des peuples, n'en est que le premier domestique.* (*Antimachiavel, Ch. I.*) Die anderswo gebrauchte Vergleichung des Herrschers mit dem Hausvater (*Oeuvres* IX, p. 216) ist hier gewissenhaftester Ernst.[1] Wie eifrig der König arbeitete, zeigt u. A. die von den Zeitgenossen viel gepriesene Thatsache, dass Friedrich, aus dem Feldzuge von 1779 heimkehrend, am Tage der Rückkunft selbst einen Minister fragt, weshalb es in der Richtung nach Sachsen zu so viel unbestelltes Land gebe. Auf die Antwort, es seien die Edelleute und Gemeinden zu arm, als dass sie urbaren könnten, tadelt es der König, dass man ihm dies nicht früher gesagt. »Wenn es in meinen Staaten Dinge giebt, die über die Kraft meiner Unterthanen hinausgehen, so habe ich die Kosten davon zu tragen und sie die Früchte derselben einzuernten.« (*Oeuvres* XXIV, p. 323.)[2]

---

1) Vgl. noch *Oeuvres* IX, p. 197. 208.

2) Vgl. de Launay *Justification du système d'économie politique et financière de Frédéric II.*, p. 72.

Ein solcher Monarch konnte auch die statistische Kenntniss seines Landes, welche Friedrich Wilhelm I. sich erworben hatte, nicht wieder eingehen lassen. Schon v. Justi rühmt an ihm, dass er von Kaufleuten, Handwerkern, Privaten Jahre lang Verzeichnisse eingefordert habe, welche Waaren und zu welchem Preise sie vom Auslande eingeführt und dahin abgesetzt hätten; zur Controle sogar noch daneben Verzeichnisse der Ein- und Ausfuhr mit anderen preussischen Provinzen.[1]) An Oeffentlichkeitssinn war Friedrich jedenfalls gegen seinen Vater fortgeschritten. Wenn er gleich noch 1775 in der Vorrede zur *Histoire de mon temps* räth, das Geheimniss der Finanzen ja nicht dem Volke mitzutheilen, sondern lieber grundlosen Tadel über sich ergehen zu lassen (II, p. XXVII),[2]) so haben doch bekanntlich noch unter seiner Regierung die Minister von Heynitz und von Hertzberg in der Berliner Akademie viel wichtige statistische Angaben über den preussischen Staat veröffentlicht.

## III.

Die Finanzen nennt Friedrich den Puls des Staates. (*Oeuvres* II, p. XXVII.) In dem väterlichen Rathe an Karl Eugen von Württemberg heissen sie »der Nerv eines Landes; wenn ein Fürst sie recht versteht, so wird er immer Herr des Uebrigen sein.« (IX, p. 5.) So schreibt der König an seinen Bruder Heinrich, beim Friedensschlusse den letzten Thaler haben, entscheide fast ebenso sehr, wie der Gewinn einer Schlacht (XXVI, p. 444.) Mitunter freilich artet diese Werthschätzung der Finanzen in Plattheit aus. Es mag Ironie sein, dass »bei den Mächtigen der Erde die Feindseligkeit so lange dauert, wie ihr Beutel gefüllt ist, und dass aus ihrem leeren Sacke der Frieden hervorgeht, um die arme Menschheit zu trösten.« (XXIV, p. 228.) Aber in vollem Ernste wird die ganze antijesuitische Politik der katholischen Mächte seiner Zeit aus Secularisirungsabsichten er-

1) v. Justi Abhandlung von Manufacturen I, S. 73 fg.

2) Uebrigens meint auch Schlözers Briefwechsel II, S. 11 ff., dass »der Geist der Verschwiegenheit in den preussischen Staaten«, welcher das Ausland über die dortigen Verhältnisse im Dunkel lässt, zu den vornehmsten Machtmitteln Friedrichs gehöre. Hertzberg selbst giebt sich grosse Mühe, seine Publicationen als nicht staatsgefährlich zu rechtfertigen. (*Huit Dissertations*, p. 216.)

klärt. (XXIV, p. 456.) So wie es auch von der Reformation heisst, ihr Gelingen sei in England das Werk der Liebe gewesen, in Deutschland das Werk des Eigennutzes, indem z. B. Joachim II. durch die Communion unter beiderlei Gestalt die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus gewonnen. (I, p. 18 fg.) — Ueberaus charakteristisch ist es, wie die *Histoire de mon temps* den Abschnitt *Etat de Prusse* mit den Staatseinkünften beginnt; hiernächst folgen die Bevölkerung, die Handelsbilanz, das Heer, die auswärtigen Verhältnisse. (II, p. 1.) Auch im *Exposé du gouvernement Prussien* (IX, p. 183) stehen die Finanzen voran, »welche den Nerven im menschlichen Körper gleichen, die alle Glieder in Bewegung setzen.« Hier und da wird auch die gesammte Staatssorge für Urbarungen, Gewerbfleiss, Handel mit dem Worte: *finances de l'état* zusammengefasst (IV, p. 2.) Jedenfalls gehören Politik, Militär und Finanzen dermassen eng in einander, dass ein kleiner Staat, wie Preussen, zu Grunde gehen müsste, wenn sie hier unter verschiedenen Ministern so gesondert wären, wie es in Frankreich (jedes dieser drei Fächer unter einem besondern »Könige«!) zur Noth möglich ist. (IX, p. 190 fg.)

Der hauswirthschaftliche Charakter, welchen das preussische Finanzwesen unter Friedrich Wilhelm I. so entschieden besass, dauerte noch immer fort. Man darf sich darüber nicht wundern, da in Friedrichs Budget noch zuletzt die rein privatwirthschaftlichen Einnahmsquellen, Domänen und Forsten, 10 Millionen Rthlr. eintrugen, die rein staatswirthschaftlichen, die sich nicht bloss dem Grade, sondern auch der Art nach von der Privatwirthschaft unterscheiden, insgesammt nur 12 Millionen, nämlich $6\frac{1}{2}$ Millionen aus der Grundsteuer, $5\frac{1}{2}$ Millionen aus Zoll und Regie.[1]) Wenn neuere Finanzlehrer, formell richtig, obschon materiell mit einem höchst gefährlichen Irrthume, den Unterschied zwischen Staats- und Privathaushalt wohl dahin charakterisirt haben, jener müsse seine Einnahmen nach seinen Ausgaben, dieser umgekehrt seine Ausgaben nach seinen Einnahmen festsetzen: so erklärt sich Friedrich, selbst für die

---

1) Preuss Geschichte Friedrichs d. Gr., IV, S. 292. Der preussische Etat für 1864 enthält dagegen von Domänen und Forsten, einschliesslich der Krondotation (aber ohne die Domänenverkäufe), 13479640 Rthlr., von [illegible] und indirecten Steuern 63636569 Rthlr.

grössten Regierungen, durchaus in privatwirthschaftlichem Sinne. Auch ein Staat wie Frankreich werde gewiss Bankerott machen, wenn er dem Grundsatz huldige: »ich brauche so und so viel; sucht die Mittel dazu!« Es müsse vielmehr heissen: »ich habe so und so viel Einkommen, und kann daher so und so viel ausgeben.« (XXIII, p. 395.) — Was Friedrichs hausväterliche Auffassung des Finanzwesens besonders verklärt, ist wiederum sein Grundsatz: der König der erste Staatsdiener! »Der König ist dem Staate verantwortlich für den Gebrauch, den er von den Abgaben macht.« (I, p. 123.) Friedrich konnte mit Recht versichern, die Staatseinkünfte stets betrachtet zu haben, »wie einen Gotteskasten, woran keine profane Hand rühren darf.« (VI, p. 216.)

Dabei war er, vielleicht mit Ausnahme seines höhern Alters, ein entschiedener Feind der Plusmacherei. Die Instruction für das General-Directorium von 1748 verbietet streng jede Erhöhung der bäuerlichen Dienstgelder (Art. 7), während sein Vater sie in denjenigen Fällen gebilligt hatte, wo sie »gut und solid« wäre. Nach Art. 8 soll es »*Principium regulativum* sein, dass beim Contributionswesen niemals etwas erhöhet werde.« In Domanialprocessen solle man die »Edelleute nicht chicaniren,« vielmehr im Zweifel eher dem Könige zu nah treten, als ihnen, weil der König den Schaden leichter verschmerzen kann. (Art. 17.) Es sei »abominable Plusmacherei,« wenn der Ertrag einer Domäne dadurch erhöhet wird, dass man z. B. Krüge, die bisher von Unterthanen bewirthschaftet wurden, an das Amt zieht. »Ein reelles Plus bei denen Domanial-Pertinentien muss aus der Natur der Sache und durch die Industrie hervorgebracht werden.« (Art. 19.) Domänenpächter, die übrigens wohl gewirthschaftet haben, sollen ihre abgelaufene Pacht nicht erneuert bekommen, wenn die darüber zu befragenden Unterthanen ihnen »eigennützige Bauernplackerei« vorwerfen. (Art. 20.)

In dem Finanzsysteme Friedrich Wilhelms I. war ein Hauptzug nicht bloss die Verbesserung, sondern auch die Vergrösserung des Domaniums, und der entschiedenste Widerwille gegen jede Veräusserung desselben. Daher, zum Theil in gewaltsamster Weise, die von Friedrich I. errichteten Domanialerbpachten wieder aufgelöst, und für die Zukunft in dem Edicte wegen Unveräusserlichkeit aller älteren und neueren Domänen

(13. August 1713) eine Art von Grundgesetz erlassen wurde: so bindend, dass jeder künftige Herrscher die von einem seiner Vorgänger veräusserten Güter jederzeit ohne Entschädigung wieder sollte zurückfordern können. — Friedrich d. Gr. war in dieser Hinsicht milder und weitsichtiger.[1]) In hohem Grade rühmt er die Verwandlung von Vorwerken (*métairies*) in Bauerdörfer (*villages*). Was die Krone dabei an unmittelbaren Einkünften verliere, das gewinne sie reichlich wieder auf dem Wege der Volksvermehrung, da jedes Vorwerk nur etwa den fünften Theil der Einwohner zählte, wie selbst ein kleines Dorf. Auch Rittergutsbesitzern wird dasselbe Verfahren empfohlen: die Legung der Bauerhöfe sei den Herrschaften selbst nachtheilig. (VI, p. 80 fg.) Den Ankauf neuer Domänen verbietet schon die Instruction für das General-Directorium von 1748 gänzlich, damit die adeligen Familien »conservirt« würden. (Art. 28.)

In Bezug auf die Grundsteuer, damals die Hälfte des preussischen Abgabensystems, dringt Friedrich vor Allem auf katastermässige Proportionalität, damit die Landwirthe, diese »wahren Pflegeväter der Gesellschaft,« nicht entmuthigt werden. (IX, p. 205). So wird auch unter den vier wirthschaftlichen Hauptverdiensten Friedrich Wilhelms I. zuvörderst die Messung und Abschätzung der Grundstücke genannt, wodurch er die Besteuerung derselben ausgeglichen und erhöhet habe. (I, p. 144 fg.)

Vor hohen Accisen auf Lebensbedürfnisse warnt Friedrich um deswillen, damit nicht die Arbeit dadurch vertheuert und weiterhin die Ausfuhr der Waaren erschwert werde. Holland und England (?) hätten auf solche Art ihre Manufacturen beinah zu Grunde gerichtet. (IX, p. 205.) Auch praktisch ist Friedrich von diesen Grundsätzen nicht sehr abgewichen. Man kennt die grosse Unpopularität, welche sein verschärftes und mehr noch in der Erhebungsweise verändertes Accisesystem während der letzten beiden Jahrzehnte seiner Regierung traf. Er hatte dasselbe nicht bloss um fiscalischer Gründe willen eingeführt, da er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges mehr Geld brauchte, sein General-Directorium aber versichert hatte, die

1) Also durchaus nicht in der Weise, dass Leysers berühmte Schrift: *De assentationibus Ictorum et doctrina de domaniis* gegen ihn gedeutet werden konnte!

Acciseeinnahme lasse sich nicht erhöhen. Vielmehr spielt im Eingange des neuen Accisegesetzes von 1766 eine Hauptrolle der Gedanke, die Steuerlast mehr verhältnissmässig zwischen Reich und Arm zu theilen. So wurde namentlich die Abgabe vom Getreide aufgehoben, und auch 1769 nur eine Steuer vom Waizenmehl wieder hergestellt, deren Ertrag aber nicht für den Staat unmittelbar, sondern zur Unterstützung der einheimischen Industrie verwandt werden sollte. Dagegen wurde z. B. die Fleischaccise um einen Pfennig pro Pfund erhöhet. Ganz besonders aber hatte der König die Ansicht, dass Fremdwaaren und Luxusartikel ohne Schaden beträchtlich vertheuert werden könnten. Das Verzeichniss der Accisegegenstände und Sätze für Berlin und die übrigen märkischen Städte umfasst in Mylius *Novum Corpus Constitutionum Marchicarum* 107 Folioseiten, deren jede im Durchschnitt 30—40 Artikel enthält.[1]) Aehnlich in den übrigen Provinzen. Das hierin liegende Verkehrshinderniss wurde noch schärfer, als man erst den Tabak, hernach auch den Kaffee zum Gegenstand eines Staatsmonopols machte: wobei z. B. den Tabaksdefraudanten Confiscation ihres Tabaks, sowie ihrer Wagen und Pferde, und noch 10 Rthlr. Geldbusse pro Pfund der geschmuggelten Waare angedrohet wurde. (Verordnungen von 1766, No. 55. 75.) Die Gehässigkeit dieser Einrichtungen, zumal wegen der vielen Franzosen, welche dabei angestellt wurden, war so gross, dass Friedrich Wilhelm II. schon im ersten Jahre seiner Regierung (25. Januar 1787) das Tabaks- und Kaffeemonopol aufhob. Ein Mann wie Hamann schreibt über die Regie, »dass der Staat seine Unterthanen damit für unfähig erklärte, seinem Finanzwesen vorzustehen, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertraute«.[2]) Wie man im übrigen Deutschland hiervon dachte, bezeugt der Schluss eines bekannten Gedichtes von Bürger, worin die »*Sansfaçons*«, welche den Reisenden auf offener Landstrasse durchsuchen, mit den alten Raubrittern verglichen werden. Manche sahen in diesen französischen

---

1) Verordnungen von 1769, No. 47.

2) In Fr. H. Jacobi's Werken IV, 3, S. 145. Uebrigens ist nicht zu übersehen, wie Friedrich Wilhelm II., als die Flitterzeit seiner Regierung vorüber, statt der aufgehobenen Steuern von Luxusgegenständen neue Abgaben von Lebensbedürfnissen einführte. Vgl. Schlözer's Staatsanzeigen XV, S. 332.

Regiebeamten eine unblutige Revanche für die Schlacht bei Rossbach. Friedrich selbst natürlich war anderer Meinung. Ihm scheint seine Regie der Mittelweg zwischen dem bisherigen preussischen Systeme und dem französischen Verfahren, die indirecten Steuern zu verpachten; und zwar sei es auf diese Art am besten möglich, die Beamten gehörig zú beaufsichtigen. (VI, p. 77.)

Die Staatsmonopole Friedrichs d. Gr. sind ein bedauerlicher Rückfall auf die altabsolutistische Entwickelungsstufe des Regalismus: jenes Finanzsystemes, wo nicht bloss der Staatshaushalt und die Volkswirthschaftspolitik, sondern auch, so viel wie möglich, die gesammte politische Thätigkeit des Staates vom Gesichtspunkte einer Privatindustrie des Herrschers aufgefasst wird. Dieser Rückfall gehört übrigens nur der letzten, fast in jeder Hinsicht unerfreulichsten Periode von Friedrichs Leben an. Denn im Ganzen hat sich der grosse König vom Regalismus noch mehr entfernt gehalten, als sein Vater. Wenn dieser, verführt durch seine Leidenschaft für lange Soldaten, eine Art von Aemterverkauf eingerichtet hatte, indem alle Civilbeamten vor ihrer Anstellung eine vom Könige jeweilig zu bestimmende Summe in die Recrutenkasse des Leibregiments zahlten, begreiflicher Weise mit dem schlimmen Erfolge, dass nun die Examina wenig mehr bedeuten wollten: so schaffte Friedrich bereits 1740 dies für alle Beamten mit wirklicher Vorbereitung ab, und führte statt dessen in seiner Instruction für das General-Directorium von 1748 eine Besoldungssteuer ein. (Abgabe des ersten Quartals sowohl von der ursprünglichen Besoldung, wie von jeder spätern Zulage.) Desgleichen finden wir bereits in der Coccejischen Justizreform von 1746, dass alle Sporteln der Gerichte nicht unmittelbar dem einzelnen Richter, der sie veranlasst hat, sondern einer gemeinsamen Kasse zufliessen sollten. Noch bedeutsamer ist es, wie Friedrich 1750 die Netze-, Warthe- und Oderzölle zwischen Polen und Stettin aufhob: freilich nur für den Handel von und nach Polen, um diesen über sein Gebiet zu leiten, aber mit dem ausgesprochenen Bewusstsein, »das Zollinteresse der allgemeinen Wohlfahrt aufzuopfern«. In Bezug auf die Abschossverträge mit fremden Staaten huldigte er im Ganzen dem Grundsatze der Reciprocität: so dass z. B. Savoyen gegenüber dieser Rest des alten Fremdenschutzregals völlig aufgehoben wurde, weil auch Savoyen keinen Abschoss forderte. (1765:

Mylius *N. C. C. M.* III, S. 1178.) Die schmählichste Ausgeburt des Regalismus im 18. Jahrhundert, nämlich die Vermiethung von Truppen an fremde kriegführende Mächte, hat Friedrich in der rücksichtslosen Form gebrandmarkt, »dass eigentlich ein Viehzoll von den durchmarschirenden Hessen etc. erhoben werden müsste, weil sie ja wie das Vieh verkauft wären.« — Neben diesem Allen tritt freilich die Einführung des Lotterieregals (1763) in den Hintergrund.

Ueber die Sparsamkeit Friedrichs in Leitung der Staatsausgaben sind bei Vielen sehr übertriebene Meinungen verbreitet. Es ist wahr, dass er für seinen persönlichen Bedarf nie mehr als 222000 Rthlr. jährlich verbraucht hat, weil ihm geistige Genüsse höher standen, als kostbare sinnliche, und Prunk für seine Person geradezu unbequem war. Eine ähnliche Sparsamkeit oder wenigstens Ordnung, wie in seinem eigenen Haushalt, wollte Friedrich bei den Prinzen seines Hauses durchgeführt wissen. Deshalb verbot er 1769 alle Darlehen an dieselben, bei Strafe der Nichtigkeit. Andererseits aber soll der Bau des neuen Palais bei Potsdam (1764—1770) gegen 11 Millionen gekostet haben und ebenso viel dessen innere Ausstattung,[1] während Preuss Alles, was Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege zur Melioration des Landes gethan hat, zusammen doch nur auf 24399838 Rthlr. schätzt.[2] Das volkswirthschaftliche System, welchem der König theoretisch huldigte, hielt sogar Verschwendungen, sobald »das Geld nur im Lande blieb«, für unbedenklich: eine Lehre, deren gefährlichste Consequenzen Friedrichs bewunderungswürdiger Tact allerdings zu vermeiden wusste. Aber wenn er den hausväterlichen Souverain mit dem Herzen vergleicht, das von allen Gliedern des Leibes empfängt und an dieselben wieder abgiebt (XXI, p. 253), so ist das nach seiner Ansicht durchaus keine blosse Redefigur. Vielmehr schreibt er den Steuern als Zweck, ausser der Vertheidigung des Staates, der Belohnung von Diensten, Erhaltung der Würde der Krone etc., namentlich auch den zu, »eine Art Gleichgewicht zwischen den Reichen und Armen (*obérés*) herzustellen«. (I,

---

1) v. Retzow Charakteristik II, S. 455.

2) Nach de Hertzberg *Huit. dissertations etc.*, p. 134 ff. 172 ff. 211 ff. 264. Graf Hertzberg selbst spricht von mehr als 40 Millionen Rthlr. (p. 130. 248.)

p. 123.) Aus diesem Gesichtspunkte scheinen ihm auch die grossen Heere, die seit Ludwig XIV. üblich geworden, selbst nationalökonomisch vortheilhaft. Nicht genug, dass sie eben durch ihre Grösse die Dauer der Kriege abkürzen; dass sie die Lebensberufe fester machen, weil man jetzt nicht mehr nöthig hat, die Männer im Kriege aus ihrem bisherigen Geschäfte abzurufen:[1]) so lassen sie auch das Geld circuliren und vertheilen die Staatseinkünfte durch die Provinzen, woher sie gezogen sind. (XXIV, p. 506. 522.) Unter den ökonomischen Verdiensten Friedrich Wilhelms I. wird ganz ausdrücklich die Vermehrung der Truppen und deren gleichmässige Vertheilung über alle Provinzen hervorgehoben, was Friedrich als ein Mittel ansieht, *de répandre d'une main ce qu'il recevait de l'autre;* wie denn insbesondere die Accise durch die Einquartierung in den Städten gewachsen sei. (I, p. 144 fg.) Diese Ueberschätzung der blossen Circulation war damals bei vielen Theoretikern verbreitet, obschon sie Hume in seiner Schrift: *On public credit* bereits 1752 berichtigt hatte.[2])

Das Schatzsystem des Vaters hat auch der Sohn fortgesetzt, wie es sich unter den damaligen Verhältnissen — geringe Entwickelung des Staatscredites und Kapitalmarktes — und bei der damaligen Politik Preussens — immer schlagfertig zu sein, ja dem Feinde zuvorzukommen — gleichsam von selbst verstand. Hier dauerten immer noch die Gründe fort, die im Mittelalter, im Orient, in den meisten Staaten des Alterthums, überhaupt auf jeder niedern und mittlern Kulturstufe gute Staatswirthschaft und Sammlung von Schätzen regelmässig zusammenhängen lassen. Auch insofern befolgte Friedrich die Politik seines Vaters, als er den Schatz mit nur einem Minister und einem Rathe selbst

---

1) Widerspricht nicht dieser zweite Grund jenem ersten?

2) So hatte Boisguillebert selbst den Krieg gelobt, weil er die Circulation beschleunigt. (*Traité des grains* I, 6.) Aehnlich Law in seiner Schrift: *Trade and money* (1705) und Dutot in seinen *Réflexions politiques sur le commerce.* (1738.) Die Mercantilisten fügten ihrer Behauptung, als wenn das Geld die eigentliche Reichthumsessenz wäre, gewöhnlich die Bedingung hinzu, dass es umlaufen müsse. Selbst noch Büsch (Vom Geldumlaufe, 1780) sieht über die eigentliche Production fast immer weg und hat nur den dadurch veranlassten Geldumlauf im Auge; so dass er z. B. selbst die Armen, wofern sie in Geld unterstützt werden und dies wieder ausgeben, nützliche Glieder der Gesellschaft nennt. (IV, 32. 39.)

verwaltete, und sich die übrigen Minister »in Tresorsachen gar nicht meliren sollten.«[1]) Also in besonders hohem Grade absolut monarchisch! Aber in seinem Testamente heisst der Schatz: »ein dem Staate gehöriges Gut, das nur dazu dienen soll, die Völker zu vertheidigen oder ihnen zu helfen.« (VI, p. 216.) Beide Zwecke werden commentirt in den Geschichtswerken des Königs. Nicht bloss in Friedenszeiten, sondern selbst in jedem Kriegsjahre lagen die Kosten des nächsten Feldzuges im Schatze bereit, sogar noch am Schlusse des siebenjährigen Krieges.[2]) Da man sie hier glücklicher Weise nicht mehr für kriegerische Zwecke nöthig hatte, so bot der Schatz wiederum die Unterlage, worauf die Schenkungen, Vorschüsse etc. zur Wiederherstellung des Landes erfolgen konnten. Friedrich meint, das Land sei nach dem siebenjährigen Kriege ziemlich in derselben Lage gewesen, wie nach dem dreissigjährigen, nur mit dem Unterschiede, dass der grosse Kurfürst keinen Schatz besessen. Daher komme es, wenn die Erholung im letzten Fall ein Jahrhundert gebraucht habe, während sie im ersten so schnell erfolgte.[3]) — Bei einer Staatseinnahme von 21700000 Rthlr. rechnete der König auf 5700000 Rthlr. Ueberschuss, wovon 3700000 zu Festungsbauten, Landesverbesserungen etc. verausgabt, 2 Millionen jährlich im Schatze niedergelegt werden sollten. Er rechtfertigt die Grösse dieser Summe damit, dass Preussen eine günstige Handelsbilanz von jährlich 4400000 Rthlr. habe, während sie unter seinem Vater ungünstig, und zwar mit jährlich ½ Million, gewesen sei. (IX, p. 184.) Schon der alte Mun,[4]) sowie überhaupt die Meister des Mercantilsystems hatten dieselbe Gränze des Thesaurirens für nöthig gehalten, weil die im Umlauf befindliche Geldmenge nicht ohne grössten Nachtheil der ganzen Volkswirthschaft vermindert werden könne.

Uebrigens hatte Friedrich gegen den andern, für reiche, hochkultivirte Länder normalern Weg, das Gleichgewicht zwischen Staatseinnahme und Ausgabe selbst im Nothfalle zu bewahren,

---

1) Instruction für das General-Directorium von 1748, Art. 33; vgl. Friedrich Wilhelm's I. Instruction von 1722, Art. 32, §. 28.

2) Vgl. dagegen Büsching, Zuverlässige Beiträge z. Regierungsgeschichte Friedrich's II., S. 26 des historischen Anhangs.

3) *Mémoires de* 1763 — 1775, *Ch.* 2.

4) *England's treasure by forraign trade*, 1664, *Ch.* 18.

nämlich das System der Staatsanleihen, durchaus keinen so principmässigen Abscheu, wie sein Vater. Zwar meint er spöttisch bei Erwähnung eines sehr bösen vornehmen Bankerottes in Frankreich, der französische, englische oder spanische Staat könne hieran ein Beispiel nehmen. *Nous autres petits drôles ne sommes pas assez grand seigneurs . . . c'est un privilège réservé aux grandes puissances.* (XXVI, p. 498.) Aber er selbst giebt doch für Preussen als mögliche Credithülfsmittel 400000 Rthlr. von der Bank und 5 Millionen von der Landschaft an. (IX, p. 189.) So hatte er auch 1745 und 1757 einen Schritt gethan, welcher der Staatsanleihe sehr nahe stand, indem er von den Rittergutsbesitzern das Kapital (zu 5 Procent berechnet) ihrer Lehnpferdegelder mit je 800 Rthlr. forderte, worauf dann die Ritter so lange die erwähnte Abgabe nicht zahlten, bis ihnen das Kapital wieder zurückerstattet worden.[1]) — Die schweren Bedenken, die gegen die Münzverringerung erhoben werden müssen, diese ungleichmässigste und verderblichste Form der Zwangsanleihe, sind Friedrich nicht verborgen geblieben. Er nennt sein eigenes Vorgehen auf diesem Wege zur Zeit des siebenjährigen Krieges: *remède aussi violent que préjudiciable, mais unique dans ces conjonctures pour que l'état pût se soutenir.* (VI, p. 73.) Ebenso die französische Münzverringerung von 1785: »eins dieser verzweifelten Hülfsmittel, wozu die Finanzmänner greifen, wenn alle anderen Quellen versiegt sind.« Friedrich scheint dabei zu glauben, dass eine günstige Handelsbilanz den Schaden rasch wieder gut machen werde! (XXVI, p. 520.) In der grossen französischen Finanznoth von 1771 meint er, Ein Wort genüge, um den ganzen frühern Reichthum an Baargeld zurückzuzaubern, das Wort: *crédit rétabli*, welcher die vergrabenen Schätze wieder hervorlocken würde. Uebrigens hatte Friedrich, um die Folgen seiner Münzverschlechterung während des siebenjährigen Krieges wenigstens nicht weiter auszudehnen, als für Staatszwecke nothwendig war, 1762 verordnet, dass die in gutem Gelde empfangenen Darlehen, falls der Schuldner kündigte, auch in gutem Gelde oder mit gehöriger Agioberechnung heimgezahlt werden sollten. Kündigte der Gläubiger, so war ein Revers des Schuldners über das künftig zu zahlende Agio vorgeschrieben. (Mylius N. C. C. M. III, S. 120.) Sobald freilich der Staat selbst

1) Vgl. Preuss Geschichte Friedrichs d. Gr. IV, S. 419.

in Frage kam, wurde der Unterschied zwischen gutem und schlechtem Gelde während des Krieges beharrlich ignorirt. Hiervon erzählt Büsch ein auffallendes Beispiel, wo Jemand vor dem Kriege in einem wichtigen Processe 7000 Rthlr. guten Geldes gerichtlich deponirte, hernach seinen Process gewann, gleichwohl aber, trotz seines Appellirens an mehrere Instanzen, das Depositum nur in 7000 schlechten Thalern wieder erhalten konnte, indem alle Gerichte sich anstellten, als verständen sie seine Beschwerde gar nicht. [1])

## IV.

Wie bei den meisten Zeitgenossen,[2]) so steht auch in Friedrichs Volkswirthschaftspolitik obenan die Sorge für eine vermehrte Volkszahl. »Die Macht eines Staates besteht nicht in der Ausdehnung des Landes, sondern in dem Reichthume und der Zahl der Bewohner.« (*Antimachiavel*, *Ch.* 5.) »Es ist ein *axiome certain*, dass die Zahl der Menschen (*des peuples*) den Reichthum der Staaten ausmacht.« (*Oeuvres* IV, p. 4. VI, p. 82.) Daher wird unter den Hauptverdiensten Friedrich Wilhelms I. angeführt, dass er nicht bloss die Recrutirung grossentheils im Auslande vorgenommen,[3]) sondern auch sein Volk durch Ansiedelung von Einwanderern vergrössert habe. (I, p. 144 fg.) Wie Friedrich selbst diese Kolonisirungsbestrebungen seines Vaters eifrig fortgesetzt hat,[4]) so schaffte er aus Bevölkerungsgründen 1746 die Kirchenbusse gefallener Mädchen ab, verbot sogar (1765), denselben wegen ihres Fehltrittes Vorwürfe zu

---

1) Büsch Sämmtliche Schriften II, S. 408.

2) Allerdings mit der schwerwiegenden Ausnahme Justus Mösers!

3) Von den 76000 Soldaten, welche Friedrich Wilhelm I. zuletzt unterhielt, waren 26000 Ausländer. (v. Dohm Denkwürdigkeiten IV, S. 283.) In Friedrichs eigener Armee soll schliesslich die Hälfte aus Fremden bestanden haben. (Hertzberg *Huit dissertations*, p. 202.)

4) Nach Preuss III, S. 87 soll die Zahl der von ihm angesetzten Einwanderer 250000 betragen haben. Uebrigens gediehen viele derselben schlecht. Einzelne hätten nach v. Dohm (Denkwürdigkeiten IV, S. 391) sogar erwartet, dass die ihnen geschenkten Ländereien nun auch von Anderen bearbeitet werden müssten. Daher v. Dohm mit Recht glaubt, der König würde seinen Bevölkerungszweck viel sicherer gefördert haben, wenn er die jüngeren Söhne der einheimischen Bauern mit Ländereien dotirt hätte. Aehnlich schon Mirabeau *De la monarchie Prussienne* I, p. 204.

machen. (Mylius *N. Corpus Const. March.* III, 1245. 583.) Gegen die Todesstrafe, die auf Abtreibung der Leibesfrucht gesetzt war, hebt Friedrich besonders hervor, dass sie dem Staate noch einen zweiten Menschen kostet, während sonst die Mutter durch spätere gesetzliche Fortpflanzung ihr Verbrechen wieder hätte gutmachen können. (*Oeuvres* IX, p. 28.) Gegen Auswanderung war der König so sehr, dass er z. B. 1766 das Wandern preussischer Handwerksgesellen in fremde Länder schlechthin verbot, »weil sonst viele Landeskinder verloren gehen.« Selbst die Wittwenpensionsanstalt, die Friedrich 1775 errichtete, und die so lange als Muster galt, weil sie auf Süssmilch's Forschungen begründet war, hängt mit populationistischen Bestrebungen zusammen. Im Eingange des Reglements wird besonders geltend gemacht, wie diese Anstalt die Last der häuslichen Sorgen vermindern und dadurch auf die Vermehrung der Ehen- und Volkszahl günstig einwirken werde. Friedrich ist auch, ähnlich wie Colbert, nur für eine sehr mässige Anwendung von Maschinen, damit nicht zu viele Menschen „ausser Brot gesetzt werden.« (III, p. 462.)

Der Zusammenhang übrigens zwischen Bevölkerung und Nahrung ist dem Könige wohl bekannt, aber freilich nur halb klar. So meint er z. B., die grossen Armeen seiner Zeit brauchten weder dem Ackerbau noch dem Gewerbfleiss Kräfte zu entziehen, da sich die Zahl der Landleute nach der Grösse des zu bestellenden Bodens richte, die der Handwerker etc. nach der Grösse des Absatzes. Ein Ueberschuss über die hierdurch gegebene Ziffer würde betteln oder rauben müssen. (XXIV, p. 506.) Darum wird auch die Völkerwanderung erklärt aus dem Mangel der Gewerbe in den nordischen Ländern jener Zeit. Heutzutage ist der Norden gewiss nicht weniger bevölkert, als damals; aber der Luxus hat unsere Bedürfnisse vermannichfacht und somit zu Gewerben Anlass gegeben, durch welche nun Menschen existiren, die sonst ihr Brot auswärts suchen müssten. An die intensiver und deshalb productiver gewordene Landwirthschaft der Neueren denkt der König hierbei noch gar nicht: er sagt schlechthin, zur Zeit der Völkerwanderung seien doppelt so viel Einwohner im Norden gewesen, »als durch den Ackerbau sich ernähren konnten.« (*Antimachiavel, Ch.* 21.) Späterhin ist er dann tiefer in diesen Gegenstand eingedrungen; so dass er den Mangel zureichender Nahrung, welcher die Völ-

kerwanderung veranlasst habe, der unmässigen Ausdehnung der Wälder und der Schlechtigkeit des nur von Sklaven besorgten Ackerbaues zuschreibt. (IX, p. 196.)

Die Grundansicht des Königs vom Reichthum eines Volkes im Ganzen ist ein ziemlich platter Mercantilismus, dessen Ueberschätzung der blossen Geldmenge ja regelmässig zusammentrifft mit einer entsprechenden Ueberschätzung der blossen Volkszahl. Wenn Friedrich einmal das Geld »den Zauberstab« nennt, wodurch Wunder geschehen, und hinzufügt: *les grandes vues politiques, l'entretien du militaire, les meilleures intentions pour le soulagement des peuples, tout cela demeure engourdi, si l'argent ne le vivifie* (IX, p. 204), so braucht das noch kein eigentlicher Mercantilismus zu sein. Ebenso, wenn die zweite Periode der Geschichte von Brandenburg durch Armuth des Landes, Mangel an Industrie, Uebergewicht der Geldausfuhr, daher niedrigen Preis der eigenen Producte charakterisirt wird. (I, p. 218.) Dass es aber doch mercantilistisch gemeint war, beweisen z. B. die Verbote (1743, 1744 und noch 1775), ohne ausdrückliche Erlaubniss des Königs in fremde Länder zu reisen, wodurch eben daheim das Geld festgehalten werden sollte. Das Studieren auf einer ausländischen Universität, selbst nur ein Vierteljahr lang, sollte mit lebenslänglicher Ausschliessung von allen Civil- und Kirchenämtern, bei Adeligen sogar noch mit Einziehung des Vermögens bestraft werden. (1748. 1751.)[1] Der König drückt seine Ansicht, die er für „ebenso wahr als einleuchtend« hält, in folgender Weise aus: »Nimmt man alle Tage Geld aus einem Beutel und steckt nichts dagegen wieder hinein, so wird er bald leer werden.« (VI, p. 77.) Die Instruction für das General-Directorium von 1748 erklärt (Art. 10 ff.): „Drei Arten von Commercium sind dem Lande nützlich: die erste, wenn man Sachen, die im Lande hervorgebracht und fabricirt worden, in auswärtige Lande verschickt und davor baar Geld zurückerhält; die zweite, wenn man fremde Waaren kommen, solche nur durch das Land gehen lässt und sie ausserhalb des Landes wieder absetzt; die dritte, wenn man Landeswaaren gegen auswärtige, die man nothwendig braucht, umsetzt und verwechselt. . . . Die erste Art ohnstreitig die beste, daher auch darauf am allermeisten raffinirt werden muss. . . . Die

1) Mylius *Corp. Const. Contin.* IV, 191. *Novum Corpus Const.* I, 97.

dritte muss man so lange mitnehmen, als man es nicht ändern oder besser haben kann.« Während der grosse Kurfürst bei der Accise nur fiscalische Gedanken verfolgt hatte, führt Friedrich die Absicht seines Vaters, dass die inländischen Waaren durch Impostirung der ausländischen einen Vorzug an Wohlfeilheit ungefähr um die Hälfte haben sollten, noch viel schärfer und allgemeiner durch. Hatte der Vater nur für die Wollindustrie Verordnungen erlassen, so spricht der Sohn in grösserem Ueberblicke von Manufacturen überhaupt. ,,Zwei Sachen gereichen zur Aufnahme eines Landes: 1) aus fremden Landen Geld hereinzuziehen, dies geschieht durch das Commercium; 2) zu verhindern, dass das Geld nicht unnöthiger Weise aus dem Lande gehen müsse, solches geschieht durch die Manufacturen. . . . Und obwohl diejenigen Manufacturen ohnstreitig die allerbesten sind, zu welchen das Land die erste Materie fourniren kann, so sind doch nicht weniger auch die anderen sehr gut und nützlich, zu welchen die rohe Materie von Aussen herein gebracht werden muss, indem sie vielen Leuten Arbeit und Brot verschaffen.«[1])

Ueberaus merkwürdig ist der Briefwechsel Friedrichs mit der Kurfürstin-Regentin Maria Antonie von Sachsen (1765) wegen der gegenseitigen Handelssperre. Hier steht die letztere dem heutigen Zeitgeiste durchaus nah, während der König noch ganz im Mercantilsysteme versunken ist. »Unser grosses Princip,« sagt die Kurfürstin, »ist die Freiheit des Handels und die Reciprocität der Vortheile;« wobei jedoch Ausnahmen zugegeben werden mit Rücksicht auf das innere Bedürfniss. (*Oeuvres* XXIV, p. 99.) Sachsen, dessen Leipziger Kaufleute für ganz freien Handel stimmten, suchte nur seinen Fabrikanten den innern Markt zu sichern, so lange ihnen die Nachbarländer verschlossen waren; daher es den Transit, die Messen und selbst ausserhalb der Messen wenigstens den Grosshandel frei liess. (p. 101.) Die Kurfürstin bittet den König nur, seine Commissarien dahin zu instruiren, dass sie das Wohl ihres eigenen Landes im Auge haben, dass sie aber dieses Wohl auch in Demjenigen zu sehen fähig seien, was beiden Theilen nützlich ist. (p. 106.) Viel weniger aufgeklärt zeigt sich Friedrich. Er spricht phrasenhaft von den schlimmen Seiten des Goldes und Silbers, die jetzt leider nothwendige Uebel geworden. Solche Nothwendigkeit legt die Pflicht

---

1) Vgl. den Abdruck in den Preussischen Jahrbüchern, October 1862.

auf, diese an sich gemeinen und verächtlichen Metalle zu suchen, und es ist ohne Zweifel der vortheilhafte Handel, welcher sie verschafft. (p. 99 fg.) — Ebenso grob mercantilistisch klingt die Schilderung des Unterschiedes zwischen Vorzeit und Gegenwart: XXIV, p. 303. Ein wiederauflebender Altgermane würde den Zustand von Deutschland namentlich in drei Punkten verbessert finden: in einer beträchtlichen Volksvermehrung; „in einem allgemeinen Wohlstande, welchen die Schätze der neuen Welt in unserem Erdtheile verbreitet und zwischen den Nationen vertheilt haben; endlich in der Bildung, den Annehmlichkeiten der Gesellschaft, den Künsten und Wissenschaften.“

Friedrichs Ansichten vom Luxus sind wahrscheinlich darum nicht ganz consequent, weil er die relative und die absolute Vorstellung von seinem Gegenstande nicht scharf auseinander hielt. Moralisch meint er gegen Rousseau, dessen Lehre von der Sittenverderblichkeit der Kultur ihm *un paradoxe misérable* scheint, (IX, p. 172 fg.) man „sollte den Missbrauch verdammen, ohne den Gebrauch zu verbieten, sollte auf Nichts verzichten, aber doch sich ohne Alles zu behelfen wissen.« (XX, p. 289.) Aus dem volkswirthschaftlichen Standpunkte unterscheidet er den Luxus in grossen und kleinen Staaten. Er nennt ihn *le fléau des petites provinces, qui augmente la circulation dans les grands états.* (VII, p. 96.) In diesen lässt der Luxus die Reichthümer durch alle Adern des Staates umlaufen; er unterhält die Industrie und verbindet Reiche und Arme durch ihre wechselseitigen Bedürfnisse. Ohne ihn würde ein grosser Staat in Schlaffheit verfallen. Den kleinen Staat hingegen führt er durch das Uebergewicht des Geldexportes zur Schwindsucht. (*Antimachiavel, Ch.* 16.) — Man sieht hier die gewöhnliche Ansicht des Mercantilsystems durchschimmern, wonach der Luxusverbrauch einheimischer Waaren unbedenklich, ausländischer verderblich wäre; aber streng festgehalten ist sie nicht.

Den Ackerbau nennt der König „die erste der Künste, ohne die es keine Kaufleute, Könige, Poeten, Philosophen geben würde. Es giebt keine anderen wahren Reichthümer, als diejenigen, welche der Boden hervorbringt.“ (XXIII, p. 360: in einem Briefe an Voltaire.) Doch ist dies gewiss nicht im Sinne der Physiokraten zu verstehen, sondern wahrscheinlich nur als ethischer Gemeinplatz. Die preussische Dorfordnung von 1751 lässt dem Schulzen einen Einfluss auf die Technik der Bauern-

wirthschaft im Einzelnen, welcher an die weitestgehenden Gewerbereglements damaliger Zeit erinnert. (Mylius I, S. 150 ff.) Um 1774 gab Friedrich 100000 Rthlr. her, um damit Versuche englischer Wirthschaft in Preussen zu machen; sandte auch einen Grafen Kamecke deswegen nach England.[1]) Während aber die künstlichen Wiesen der Engländer mit Erfolg nachgeahmt wurden, zeigt er selbst recht gut, weshalb weder die englischen Pflüge, noch Säemaschinen in Preussen gediehen seien: jene wegen der Leichtigkeit des preussischen Bodens, diese, weil sie zu theuer gekommen. (XXIII, p. 360.) Gleichwohl blieb er weit davon entfernt, diesen letzten Gedanken zu einer klaren Idee von den Bedingungen der intensiven Landwirthschaft im Allgemeinen zu entwickeln. Noch in einem 1781 erlassenen Schreiben an den Kammerdirector von Westpreussen stellt er zwei Grundregeln auf: Hebung des Feldbaues, wobei namentlich eingeschärft wird, lieber wenig Land gut, als viel Land schlecht zu bestellen; Hebung der Manufacturen, um den Bauern etc. Absatz zu verschaffen, zumal in Gegenden, wo es am wohlfeilsten ist, wo man also den stärksten Debit der Fabrikate erwarten kann.[2]) Den hierin liegenden Widerspruch zwischen extensiver Industrie und intensiver Landwirthschaft muss der König nicht bemerkt haben. In der Ausführung schützte ihn denn freilich sein praktischer Genius vor manchen Fehlgriffen, die aus seiner Theorie hätten folgen müssen. Wie er z. B. in der Periode zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege die Luxusindustrie vornehmlich in Berlin, dagegen Eisenhütten in der Nähe von Wäldern ohne Absatzgelegenheit zu fixiren suchte. (IV, p. 3 fg.) Aber auf das Urbaren hat er jedenfalls einen viel zu absoluten Werth gelegt, bis an sein Ende, so dass er z. B. noch am 1. August 1786 an den Königsberger Kammerdirector wegen Austrockenung eines Moores bei Tilsit rescribirte. Dagegen scheint die Veredelung der Schafzucht durch Einfuhr spanischer Böcke, welche Friedrich (seit 1748) früher, als irgend ein anderer deutscher Fürst, versuchte, nicht sowohl durch Unreife des Landes für diese Operation im Allgemeinen, sondern nur durch Fehler in der Ausführung gescheitert zu sein.[3])

---

1) Preuss III, S. 93.
2) Bei Preuss IV, S. 374 ff.
3) Vgl. Thaer Mögeliner Annalen I, 1, S. 10.

Was die sociale Seite der Landwirthschaft angeht, so trägt die Politik Friedrichs d. Gr. ein Janusgesicht. Er gehört zu den eifrigsten Wegräumern aller solcher Beschränkungen des freien Grundeigenthums, die mit dem mittelalterlichen Gemeindewesen zusammenhängen. Dahingegen hat er diejenigen, die ein Ausfluss des Familienbandes und des gutsherrlichen Obereigenthumsrechtes sind, ziemlich unberührt gelassen; die von Standesverschiedenheit herrührenden sogar mit besonderer Liebe conservirt.

So sind Friedrichs Gemeintheilungsgesetze (für die alten Provinzen 1769, für Schlesien 1771) zwar etwas später, als die ersten Anfänge derselben Richtung in Hannover; aber sie gehen zum Theil auch viel radicaler zu Werke. Während sich Hannover damit begnügte (1768), die Gemeintheilungssachen von den Gerichten an die Verwaltungsbehörden zu verweisen, ordnete Friedrich, nachdem er in den alten Provinzen mehr belehrend, als befehlend zu Werke gegangen war, in Schlesien die Theilung »von Amtswegen und ohne Zeitverlust« an, d. h. also fast ebenso rücksichtslos, wie in Oesterreich, wo man 1768 in völlig undurchführbarem Eifer befohlen hatte, binnen Jahresfrist alle Gemeinweiden zu theilen. Es lag hierbei dieselbe Ansicht zu Grunde, welche Wöllner ausspricht,[1]) der zwar die Einwürfe seiner Gegner gut zu formuliren weiss (S. 83 ff.), aber doch (S. 4) die Gemeinheiten zum »Bösen überhaupt« rechnet. Die Frühlings- und unzeitige Herbst-Wiesenhut, sowie die Weideservitut auf sumpfigen Wiesen wurde 1770 gegen Entschädigung aufgehoben, nachdem man die Separation auf den pommerschen Domänen seit 1752, auf den übrigen seit 1763 eingeleitet hatte. Uebrigens wurde in manchen deutschen Ländern gleichzeitig oder selbst früher die Aufhebung der Ueberreste uralter Feldgemeinschaft bei Weitem systematischer betrieben: so in Braunschweig seit 1755, (Dänemark seit 1758,) Schleswig seit 1766, Holstein seit 1771, Nassau seit 1772.

Das Feudalwesen, das nur noch in Polen vorkomme, nennt Friedrich *un gouvernement abominable*. (IX, p. 198.) Dagegen führt er das Erstgeburtsrecht als ein Beispiel von Gesetzen an, die hart und beengend für einige Privatleute schei-

---

1) Wöllner Die Aufhebung der Gemeinheiten in der M. Brandenburg nach ihren grossen Vortheilen ökonomisch betrachtet, 1766.

nen, aber weise sind, weil sie der ganzen Gesellschaft zum Vortheil gereichen. Es widerspricht scheinbar der natürlichen Billigkeit; in Wahrheit aber lehrt die Erfahrung, dass fortgesetztes Gleichtheilen die reichsten Familien arm macht. Daher die Väter lieber ihre jüngeren Kinder enterben, als ihrem Hause den sichern Verfall bereiten. (IX, p. 24.)

Die Leibeigenschaft verwirft der König theoretisch sehr entschieden. Jeder Fürst sollte sich öfters fragen: was würde ich selbst vom Souverain verlangen, wenn ich als Bauer etc. geboren wäre? Demgemäss soll er zur Abstellung der Leibeigenschaft beitragen. »Dies ist von allen Zuständen der unglücklichste und der die Menschheit am meisten empörende. Sicherlich wird kein Mensch geboren, um der Sklav von Seinesgleichen zu sein.« Indessen kann man die barbarische Gewohnheit nicht mit einem blossen *vouloir* beseitigen. Der Ackerbau hat sich ganz auf die bäuerlichen Dienste eingerichtet. »Wollte man mit einem Schlage dieses verabscheuungswürdige Verfahren abschaffen, so würde man die Landwirthschaft total umstürzen, und müsste den Adel zum Theil für den Verlust entschädigen, den er in seinem Einkommen erleiden würde.« (IX, p. 205 fg.) So dictirte der König am 23. Mai 1763 dem Brenckenhoff, es solle »absolut und ohne das geringste Raisonniren alle Leibeigenschaft von Stund an gänzlich aufgehoben werden, und alle Diejenigen, so sich dagegen opponiren würden, soviel wie möglich mit Güte, in deren Entstehung aber mit Force dahin gebracht werden u. s. w.« Indessen liess er die Sache auf Vorstellung der pommerschen Landstände wieder fallen. (Preuss III, S. 99 ff.) Die pommersche Dorfordnung von 1764 erkennt zwar an, dass die Bauern keine Sklaven sind, die verschenkt oder verkauft werden können; dass sie Eigenthum erwerben dürfen etc. Aber sie seien weder Eigenthümer ihres Bodens nebst Hofwehr, noch Emphyteuten, stehen auch nicht auf einer *exceptio coloniae perpetuae* etc. Vielmehr sind sie *glebae adscripti*, dürfen mit ihren Kindern nicht ohne Genehmigung des Gutsherrn fortziehen u. s. w.

Auch an Ablösung der bäuerlichen Lasten hat Friedrich gedacht. Schon als Kronprinz, während seiner bittern Studienzeit in Cüstrin, empfahl er, tägliche Frohndienste von Domanialbauern mit je einem Pferde lieber in wöchentlich drei Dienste mit je zwei Pferden zu verwandeln. Dies liege im Interesse

beider Theile. (XXVII, 3, p. 40.)[1] Er hat dann auch als König jede Lastenerhöhung der Bauern verboten; ein Beamter, der einen Bauern schlüge, sollte 6 Jahre Festungshaft bekommen. Im Jahre 1774 befahl er, »in Ueberlegung zu nehmen,« ob nicht die bäuerlichen Frohndienste ohne Rücksicht auf die Zeitdauer in einer bestimmten Arbeitsmenge angesetzt werden könnten: also z. B. eine bestimmte Zahl Fuhren zu leisten oder Morgen Landes umzuackern. Er versprach sich von dieser Veränderung den Vortheil, dass die Bauern fleissiger würden. (Mylius Verordnung No. 47 vom Jahr 1774.) Noch in dem merkwürdigen Schreiben an den Königsberger Kammerdirector vom 1. August 1786 verlangte Friedrich Bericht, ob nicht alle Domanialbauern zu Eigenthümern gemacht werden könnten. (Preuss IV, S. 259.) Indessen praktisch hat dies Alles fast gar keine Frucht getragen: nicht einmal auf den Domänen, wo der Erfolg doch so leicht gewesen wäre. Vielmehr wurde 1753 in Westphalen eingeschärft, dass alle Unterthanen auf dem platten Lande bei empfindlicher Strafe ihrer Kinder, wenn sie dieselben nicht in der eigenen Wirthschaft unumgänglich brauchen, einige Jahre lang bei fremden Leuten dienen lassen: wobei nur im Lingenschen eine Ausnahme gestattet wurde zu Gunsten der für die Ausfuhr arbeitenden Hausindustrie.[2])

Ungleich mehr hat der König sein Interesse für die Ritterschaft bestätigt, und zwar eingestandener Massen überwiegend aus militärischen Gründen. Obgleich er im Antimachiavel (Ch. 19) mit einer gewissen Emphase daran erinnert hatte, wie viele grosse Feldherren, ja Kaiser von niedriger Abkunft gewesen; so hat er doch später behauptet, dass eigentlich nur der Adel zuverlässiges Ehrgefühl besitze und deshalb zu Officierstellen brauchbar sei. (VI, p. 95.) Von dieser Regel wurden zwar in der Noth des siebenjährigen Krieges einzelne Ausnah-

1) Sein Vater meinte darauf, wenn er dies »vor sich allein ausfindig gemacht habe, so sei er schon weit in der Wirthschaft gekommen.«

2) In Bezug auf Pommern schreibt Mirabeau diese Gleichgültigkeit Friedrich's gegen die Verbesserung der Bauernverhältnisse einem militärischen Grunde zu. Der zahlreiche arme Adel der Provinz sei der Kern des preussischen Heeres gewesen, und der König würde in der That durch Emancipation der Bauern zwar den Reichthum seines Landes gefördert, aber mit der feudalen Anhänglichkeit des Landvolkes an die Edelleute ein schwer zu ersetzendes Band militärischer Disciplin zerstört haben. (*De la monarchie Prussienne* I, p. 211.)

men gemacht, aber nach dem Frieden alsbald wieder ausgemärzt. Bürgerliche Officiere betrachtete Friedrich als »den ersten Schritt zum Verfalle des Heeres.« (IX, p. 186.) Dies war zum Theil eine Folge des Grundsatzes kastenmässiger Erblichkeit der Berufe, die man so lange Zeit als die geeignetste Form der Arbeitstheilung betrachtet hatte. Wie denn z. B. Friedrich 1746 befahl, die Secretäre etc. sollten aus Beamtensöhnen genommen werden; und noch 1784, dass Söhne von Bauern, wenn sie nicht ausgezeichnetes Talent hätten, nicht studieren, sondern wieder Bauern werden sollten. (Preuss I, S. 302.) Er konnte sich[2]) nur mit grosser Mühe entschliessen, die Tugenden und Fehler, zu welchen erfahrungsmässig gewisse Berufe etc. besonders disponiren, bei den Einzelnen, welche diesem Berufe angehörten, nicht vorauszusetzen. Allein er hat den Adel auch stets mit persönlicher Vorliebe angesehen, und in diesem Punkte ist sein aufgeklärter Absolutismus gar nicht so sehr abweichend von dem höfischen Absolutismus der nächst vorhergehenden Periode. So las er z. B. die Cabinetsgesuche der Adeligen immer selbst, während die übrigen von den Cabinetsräthen gelesen wurden. (Preuss I, S. 345.)

Ganz besonders war er bemühet, den Besitz der Rittergüter in adeliger Hand zu erhalten. Wenn nach der Verordnung vom 12. October 1747 kein Rittergut ohne Specialerlaubniss des Königs verkauft werden sollte, so hatte Friedrich beim Verkauf an Adelige nur das im Auge, dass der Verkäufer am Export seines Vermögens in fremde Länder zu verhindern sei; in jedem andern Falle aber, dass die materielle Grundlage des Adels nicht durch Verkauf an Unadelige verringert werde. (Mylius N. C. C. M. I, S. 10. 371. 874: aus den Jahren 1751, 1752, 1755.) Während des Krieges, z. B. 1762, wurde wohl der Rittergutskauf durch Bürgerliche gestattet, »weil es jetzt nicht so genau kann genommen werden.« Doch sollten die Käufer alsdann wenigstens einen Sohn dem Kriegsdienste widmen, »damit er bei guter Conduite als Officier mit employirt werden könne.« (Mylius N. C. C. M. III, S. 127 ff.) Ein solcher Officier hatte dann, wenn er zehn Jahre lang Capitain gewesen war, die Erhebung in den Adelstand zu hoffen. (Mylius Verordnungen von 1768,

1) Nach der treffenden Bemerkung v. Dohms: Denkwürdigkeiten IV. S. 436.

No. 45.) So durften auch die während des Krieges in bürgerliche Hand gekommenen Rittergüter von ihrem Eigenthümer nicht ohne besondere königliche Erlaubniss anderen Bürgerlichen verkauft werden. (7. December 1762; 12. Februar 1763.) Hatte der bürgerliche Eigenthümer zugleich adelige und unadelige Erben zurückgelassen, so sollte das Rittergut immer vorzugsweise jenen zufallen, z. B. dem adeligen Schwiegersohne gegen »leidlichen Anschlag.« Jedenfalls sollte ein bürgerlicher Rittergutsbesitzer kein Jagdrecht, kein Kirchengebet für ihn als Patron, keine Patrimonialgerichtsbarkeit im eigenen Namen, keine Land- und Kreistagsfähigkeit haben, wohl aber von Land- und Kreistagskosten alles dasjenige mit zu übernehmen verpflichtet sein, was die adeligen Mitglieder beschlossen hätten. (Verordnungen von 1775, No. 7.) Nur in den neu erworbenen polnischen Provinzen begünstigte Friedrich den Uebergang der Rittergüter in bürgerliche Hände, »um die Polen los zu werden.« (Preuss IV, S. 380 fg.) — Uebrigens wurde auch die Wirthschaft der Rittergüter wenigstens insofern einer besondern Aufsicht unterworfen, als sie in keinem Falle über 50 Procent des Schätzungswerthes verschuldet werden sollten. Der König betont bei diesem Verbote ausdrücklich, dass er es nicht bloss in seiner Eigenschaft als Oberlehnsherr verkündige. (Verordnungen von 1767, No. 32. 68.) Ein Seitenstück hierzu bilden die grossen Darlehen, welche nach dem siebenjährigen Kriege dem Adel zur Melioration seiner Güter vom Könige gemacht wurden, meist für immer und nur zu 1 bis 2 Procent jährlich.[1])

Zu den originellsten und segensreichsten Schöpfungen des grossen Friedrich gehören die ritterschaftlichen Creditvereine, die zwar von einem Berliner Kaufmann Bühring erfunden, vom Könige sogar anfänglich (31. März (1767) zurückgewiesen, aber doch bald nachher mit grösster Energie ins Leben geführt worden sind. Auch hier stand der Zweck, dem Adel seine Rittergüter zu erhalten, im Vordergrunde, wenn gleich die Hoffnung, dass alle Schulden des Adels binnen 15 Jahren getilgt sein würden, eine trügerische war.[2]) Und in der Ausführung zeigt sich eine Menge von Zügen, welche dem heutigen Zeitgeiste aufs Schroffste widersprechen: so z. B. der Aus-

1) Hertzberg *Huit dissertations*, p. 179.

2) Ausgesprochen in einem Briefe des Königs an Prinz Heinrich: *Oeuvres* XXVI, p. 371.

schluss aller Nichtrittergutsbesitzer; der streng corporative Charakter, so dass jedes Rittergut, auch das unverschuldete, miteintreten und solidarisch mithaften musste; die enormen Privilegien des Vereins gegenüber sowohl den Mitgliedern, als auch deren sonstigen Gläubigern u. s. w. Während des Krieges selbst hatte Friedrich namentlich folgende charakteristische Massregeln der Creditpolitik getroffen. Schon 1757 war im Magdeburgischen die Subhastation von Immobilien bis zur Wiederherstellung des Friedens verschoben worden. (Mylius II, S. 270.) Die Zinsenzahlung an die Gläubiger sollte jedoch fortgehen. (Mylius III, S. 55.) Nur dienstthuende Officiere und Soldaten hatten schon am 11. December 1756 das enorme Privilegium erhalten, dass gegen sie, selbst wegen hypothekarischer Zinsenrückstände, nicht ohne besondere Erlaubniss des Königs verfahren werden sollte. So wurde auch nach dem Hubertsburger Frieden in den vom Kriege am meisten verheerten Provinzen ein fünfjähriges Moratorium für alle Grundbesitzer angeordnet (1763), zum Theil sogar 1764 mit der Ermächtigung, von 5- oder mehrprocentigen Schuldzinsen ein Procent abzuziehen. (Mylius III, S. 419.)

Nur persönlich, nicht volkswirthschaftlich charakteristisch ist die Geringschätzung der J a g d, welche Friedrich schriftlich aussprach und im Leben bethätigte. Im Antimachiavell zeigt er namentlich, dass auch Gustav Adolf, Turenne, Marlborough, Prinz Eugen, Alexander und Cäsar keine Jagdfreunde gewesen. (*Ch.* 14.) Wesentlich beigetragen zu dieser Ansicht haben gewiss die schlimmen Folgen übertriebener Jagdliebe, welche Friedrich an seinem Vater hatte beobachten können.

Dagegen ist die Verwaltung der K o r n m a g a z i n e recht eigentlich die Blüthe Friedericianischer Wirthschaftspolitik. Hier kommt der König seinem Ideale des allgemeinen Hausvaters am nächsten, was allerdings nur möglich war bei der verhältnissmässigen Grösse des Domaniums in seinem Staate[1]) und der verhältnissmässigen Kleinheit der städtischen Bevölkerung, sowie der Proletarierzahl auf dem Lande. — Ursprünglich für den Bedarf seines Heeres bestimmt, galten die Staatskornmagazine dem Könige bald für eine der wichtigsten Aufgaben jeder Regierung. So werden IX, p. 198 sechs Dinge von der Obrigkeit

1) Nach H e r t z b e r g fast ein Drittel von der gesammten Bodenfläche umfassend: *Huit dissertations, p.* 193.

gefordert: die Gesetze aufrecht zu halten, vor Sittenverderbniss möglichst zu wahren, den Staat zu vertheidigen, für den Landbau ein Auge zu haben, der Gesellschaft einen Ueberfluss an Lebensmitteln zu verschaffen, Gewerbfleiss und Handel zu ermuntern. Gleich bei seiner Thronbesteigung, schreibt er an Voltaire, war es sein Streben, überall Magazine anzulegen, die auf anderthalb Jahre für das ganze Land genügen sollten. (27. Junius 1740.) In der Instruction für das General-Directorium von 1748 (Art. 4. 16) wird die Absicht ausgesprochen, den Kornpreis immer zwischen 18 gGr. und 1 Rthlr. pro Scheffel Roggen festzuhalten. So wurde auch bei der auswärtigen Politik dieser Gegenstand nicht ausser Acht gelassen. Die Besitznahme der Weichselmündung habe Preussen vor aller Hungersnoth geschützt, weil man jetzt auf das polnische Korn gleichsam Beschlag legen konnte. (VI. p. 88.) Beim Rückblick über seine Regierungsthätigkeit ist der König auf keinen Theil derselben stolzer, als auf seine Theuerungspolitik in den Jahren 1771 und 72. In Sachsen und Böhmen habe der Scheffel 5 Rthlr. gekostet, in Preussen nur 2 Rthlr. und einige Groschen; daher wenigstens 20000 Bauern aus jedem der beiden ersten Länder nach Preussen ihre Zuflucht genommen hätten (VI, p. 84.)

Die Hebung des Gewerbfleisses wird von Friedrich ganz überwiegend im Lichte der mercantilistischen Handelsbilanz aufgefasst. Das einzige Mittel gegen die Geldentleerung des Landes ist die Industrie. »Man gewinnt Alles an seinen eigenen Rohstoffen (*productions*) und wenigstens den Arbeitslohn an den fremden.« (VI, p. 77.) Wenn es den Franzosen und Spaniern gelänge, durch eigene Industrie den Handel der Holländer und Engländer zu ruiniren, so wäre das für jene die schönste Eroberung, während diese an Auszehrung allmälich zu Grunde gehen würden. (*Antimachiavel*, *Ch.* 21.) Gleich nach seiner Thronbesteigung (27. Junius 1740) instruirte der König den Minister für Manufacturen und Fabriken, dass es drei Hauptpunkte gebe: »Die jetzigen Manufacturen im Lande zu verbessern; die Manufacturen, so noch darin fehlen, einzuführen; soviel Fremde von allerlei Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich nur immerthun lassen will.« (Preuss I, S. 145 fg.)

Es wird mit der ungünstig langen Gränzlinie des damaligen Preussens zusammenhängen, wenn Friedrich, wie sein Vater und schon der grosse Kurfürst, z. B. hinsichtlich der Wollindustrie

lieber die Ausfuhr der Rohwolle, als die Einfuhr des Tuches verbietet. (I, p. 226.) Noch 1774 ward jene mit Lebensstrafe bedrohet, und für die Heerdenbesitzer, wenn sie aus Unmuth über ihren hierdurch geschmälerten Gewinn eine Schäferei würden eingehen lassen 1000 Ducaten Geldbusse angeordnet.[1]) Welch grossen Werth der König auf solche Ausgangsverbote legte, beweiset der Umstand, dass selbst während des siebenjährigen Krieges, am 3. Februar 1757, die Lumpenausfuhr untersagt wurde. Im Ganzen war unter ihm nach der bekannten Zusammenstellung von Mirabeau (II, p. 325) die Ausfuhr nachstehender Waaren verboten: Federn, altes Eisen, rohe Häute, Schafvliesse, Flachs, Bronze, Garn, Gold und Silber gemünztes wie ungemünztes, Korn, (ausser in Preussen,) Hörner, Knochen, Hopfen, Hanf, Wolle, Lumpen, Papier- und Pergamentabfälle, Schaffüsse und anderes Material zum Leimsieden, altes Metall, Haare, Pferde, ungeschorene Schafe, Krapp, Speck, roher Tabak, Leder. — Die Begünstigung des Gewerbfleisses durch Ausfuhrbeschwerung des Rohstoffes unterscheidet sich von derjenigen durch Einfuhrbeschwerung des fertigen Fabrikates praktisch hauptsächlich darin, dass jene den Vortheil, welcher dem zu hebenden Gewerbzweige zugewandt werden soll, auf Kosten bloss einer einzigen Klasse gehen lässt, nämlich der Producenten des betreffenden Rohstoffes; während diese das Opfer den sämmtlichen Consumenten auflegt, d. h. also der ganzen Nation, soweit sie am Verbrauche des fraglichen Gegenstandes betheiligt ist. Friedrich hatte, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, wenig Bedenken, das von ihm fürs Ganze nöthig erachtete Opfer Einzelnen aufzubürden. So befahl er z. B. 1756, es solle bei Concursen der einem Fabrikanten von seinem Verleger vorgeschossene Rohstoff, ebenso die einem Kaufmanne vom Fabrikanten vorgeschossene Waare, sofern beides noch in Natura vorhanden sei, nicht mit zur Masse gezogen werden. (Mylius II, S. 147.) Offenbar eine nicht unbedeutende Ausnahme vom gemeinen Recht zu Gunsten des Gewerbfleisses! In dieselbe Kategorie gehört die Freiheit von der Militärpflicht, welche Potsdam (1741), Berlin (1746), Breslau (1742) und mehrere schlesische Districte wegen ihres bedeutenden Gewerbfleisses erhielten.[2])

1) Mylius *N. C. C. M.* V. S. 271.

2) Büsching Zuverlässige Beiträge zur Regierungsgeschichte Friedrichs II., S. 411 ff.

Aber auch bei der Erschwerung fremder Einfuhren zeigte sich Friedrichs gewöhnliche Energie: wie er denn z. B. 1766 die Elle fremden Kamelotts, Manchesters etc. mit 4 Rthlr. Zoll belegte. (Mylius IV, S. 13.) Um dieselbe Zeit wurden 490 verschiedene Einfuhrartikel, die bisher nur mit hohen Abgaben beschwert waren, gänzlich verboten, was bekanntlich Mirabeau in seiner Schrift: *De la monarchie Prussienne* (IV. p. 168) auf das Bitterste tadelt. Auch der Generalregisseur de la Haye de Launay machte dem Könige Vorstellungen dagegen, rein aus fiscalischem Gesichtspunkte, weil es Verlust sei, durch Prohibition auf die vom Handel eingehenden Steuern zu verzichten, ohne zugleich von der begünstigten Industrie einen Ersatz zu fordern. Hierauf entgegnete Friedrich, mit der Zeit werde solches möglich sein, für jetzt aber noch nicht. »Ein von Natur so wenig begabtes Land, wie Preussen, das Korn, Wein, Zucker etc. von Aussen beziehen muss, ohne eigene Gold- und Silbergruben, würde bei der jetzigen Grösse des Luxus, wenn es auch fremde Industrieerzeugnisse in Menge verbrauchen wollte, rasch von allem Gelde entblösst werden. Der einheimische Gewerbfleiss ist noch in der Wiege, der eigene Handel nicht viel mehr als ein Handlanger des fremden Handels. Ich prohibire so viel ich kann, weil diess das einzige Mittel ist, dass meine Unterthanen sich selbst machen, was sie nicht anderswoher bekommen können. Anfangs werden sie es schlecht machen; aber mit der Zeit und Gewohnheit wird Alles vollkommener werden, und wir müssen mit den ersten Versuchen Geduld haben. . . . Ich habe einen schlechten Boden; also muss ich den Bäumen, die ich pflanze, mehr Zeit lassen, um Wurzeln zu schlagen und stark zu werden, ehe ich Früchte von ihnen verlangen kann. . . . Mein Volk würde faul werden, wenn die Industrie keinen sichern Absatz hätte. . . . So viel ist gewiss, dass ein Fabrikant 2000 Hände beschäftigen kann, während ein Kaufmann deren kaum 20 beschäftigt.«[1]) — Man sieht, eine merkwürdige Vermischung altmercantilistischer Irrthümer mit Einsichten von der Nothwendigkeit und zweckmässigen Weise einer Erziehung des Gewerbfleisses durch den Staat, wie sie Fr. List im 19. Jahrhundert kaum besser formuliren konnte. Uebrigens zeigte sich Friedrich auch insoferne viel weitsichtiger als sein Vater, als

1) Bei de la Haye de Launay a. a. O.

dieser die Arbeit in bunter Baumwolle zu Gunsten der Woll- und Leinenwaaren verboten hatte, während Friedrich sie begünstigte. (Preuss III, S. 57.)

Die Handwerkerpolitik Friedrichs d. Gr. hat wenig Eigenthümliches. Wie sein Vater, so publicirte auch er z. B. 1753 ein Verzeichniss der in den Städten der Neumark »fehlenden« Handwerker, wofür neue Ansiedler berufen wurden. Zugleich aber war er sehr besorgt, dass kein Handwerk überfüllt würde: wie er u. A. 1752 eine Bäckerinnung für jeden Fremden geschlossen hat, ausgenommen den Fall der Heirath mit einer Meisterswittwe oder Tochter. (Mylius I, S. 382.) Dies erscheint um so auffälliger, als notorisch gerade die geschlossenen Zünfte erst der Ausartungsperiode des früher blühenden Zunftwesens angehören. Eine freisinnigere Auffassung, als sein Vater, bewies Friedrich insofern, als er die allgemeine und in dieser Allgemeinheit gewiss unpraktische Bestimmung von 1734, dass gegen schlechte Arbeit oder allzulanges Säumen der Meister die Justiz einschreiten sollte, 1772 auf solche Fälle beschränkte, wo eine bestimmte Zeit bedungen worden.

Auf genaue technische Betriebsvorschriften für solche Gewerbe, die einen weiten Absatz haben sollten, hat Friedrich ebenso grossen Werth gelegt, wie seit Colbert die meisten Volkswirthe. Man vergleiche z. B. sein höchst detaillirtes Reglement für die neumärkischen Tuchmacher von 1754 (Mylius I, S. 1114 ff), oder für die Goldstoff-, Seiden- und Sammetfabrikanten von 1766. (Mylius IV, S. 167 ff.) Solche Reglements sind zeitgemäss, wo eine Menge isolirter kleiner Unternehmer für den Welthandel arbeitet, und nun eine sehr einsichtsvolle Regierung dasjenige ersetzt, was ihnen fehlt: nämlich durch ihre technischen Rathgeber die Verbindung des Gewerbes mit der Wissenschaft, durch ihre Handelsconsuln die fortlaufende Kenntniss der fremden Märkte, durch ihre Schau- und Stempelanstalten die weitreichende Notorietät einer grossen Firma. Sobald diese Voraussetzungen nicht mehr vorhanden sind, wird das Gängelband der obrigkeitlichen Betriebsvorschriften zur Fessel. Dass sie aber dem Fridericianischen Preussen nicht fremd waren, erkennt ein Sachkundiger, wie v. Justi, an, welcher die Blüthe der preussichen Industrie, verglichen mit dem übrigen Deutschland, hauptsächlich den genauen Gewerbereglements dort zuschreibt, während sie hier fast gänzlich gefehlt hätten.

(Abhandlung von Manufacturen und Fabriken I, S. 122.) Wie genau der König bei seinen Anordnungen ins technisch Einzelne ging, lehren namentlich die Cabinetsordres von 1764 bei Verpachtung der Glashütte zu Chorin. [1])

Der absolutistisch-polizeiliche Charakter von Friedrichs d. G. Handelspolitik zeigt sich schon darin, dass er dem Systeme der obrigkeitlichen Taxen, wie es namentlich seit dem 16. Jahrhundert herrschend gewesen war, keineswegs entsagen mochte. So wurde z. B. 1753 eine sehr specielle Taxe für Maurer, Zimmerleute etc., im Ganzen für 22 verschiedene Gewerbe erlassen. (Mylius I, S. 990.) Die Instruction des Generalfiscals vom 2. December 1763 geht vornehmlich dahin, die obrigkeitlichen Taxen für Korn, Vieh, andere Waaren, Handwerksarbeiten, Tagelohn etc. durch diesen Beamten scharf durchführen zu lassen. Um 1770 befahl der König, dass in Folge der wohlfeiler gewordenen Zeiten alle Waaren- und Lohntaxen wieder auf die vor dem Kriege bestandene Höhe zurückgebracht werden sollten. (Verordnungen von 1770, No. 3. 30.) Schon 1765 wurde gegen die gestiegenen Wohnungsmiethen zu Berlin, oder wie der König es nannte, gegen den Wucher mit Häusern, eingeschritten, wobei u. A. die Drohung vorkam, dass Personen, welche grosse Häuser allein bewohnen, zur Aufnahme von Inquilinen gezwungen werden sollten. (Mylius III, S. 678.)

Im engsten Zusammenhange mit diesen Taxen steht Friedrichs Vorliebe für den Handel grosser priviligirter Gesellschaften.[2]) Er folgte hiermit der mercantilistischen Zeitmode, zum Theil da, wo sie wirklich Grund hatte, wie er z. B. den neuanzuknüpfenden Handel mit Indien einer Emdener Gesellschaft zuwies, freilich unter einem Directorium, das zu Berlin sass und aus vier Baronen bestand.[3]) Zum Theil aber auch, wo eine rechte Würdigung der Verhältnisse durchaus schon damals zum freien Handel geführt hätte, und wo nur etwa politische Hintergedanken die Compagnieform erklären. So wurde 1766 eine

1) Fischbach Historische Beiträge I, S. 100 ff.

2) Mirabeau erklärt sie zum Theil aus fiscalischen Gründen, zum Theil aus der Absicht, dem Schleichhandel zu wehren, indem eine Compagnie, welche Aufhebung ihres Privilegiums zu fürchten hatte, noch mehr vor jeder Gesetzübertretung zurückschrecken musste, als concurrirende Privatpersonen. (*De la monarchie Prussienne* II, p. 229 fg.)

3) Schlosser Geschichte des 18. Jahrhunderts II, S. 271.

Brennholzcompagnie für Berlin und Potsdam privilegirt; 1785 sogar beschlossen, ihr Monopol auf alle Provinzen auszudehnen und zum Regal zu machen. (Mylius VII, No. 6.) Im Jahre 1770 wurden zwei Kornausfuhr-Compagnien errichtet, eine für das Oder-, eine für das Elbegebiet; und zwar sollte der Adel bei ihren Actien ein Näherrecht besitzen. (Mylius IV, No. 13. 16. 22.) Es gehört zu den merkwürdigsten Irrthümern Friedrichs, dass er die Aufrichtung solcher Monopolien nicht für eine neue Belastung des Volkes ansah. *Pourquoi se plaint-on?* sagte er wohl am Abend seines Lebens: *je n'ai pas mis dans tout mon regne un impôt extraordinaire.*[1]) — Die Vermischung von Handelspolitik und Finanzregalismus, die hier zu Grunde liegt, zeigt sich besonders auffällig bei der 1765 gestifteten Berliner Bank, die zugleich Giro- (mit strenger Verpflichtung des Handelsstandes, alle grösseren Zahlungen durch sie gehen zu lassen) und Leihbank war. Sie erhielt vom Könige nicht bloss die Garantie aller Einlagen, sondern auch 8 Millionen Rthlr. Fonds, wurde aber von jedem Ministerialdepartement unabhängig gestellt.[2]) Aehnlich ging es der 1772 gestifteten Seehandlungsgesellschaft, welche das Monopol der Seesalzeinfuhr in den preussischen Staat, sowie der Wachsdurchfuhr aus Polen bekam, und zu $^{21}/_{24}$ ihres Kapitals durch Staatsmittel fundirt wurde.

Auf die Interessen des Auslandes glaubte Friedrich bei seiner Handelspolitik gar keine Rücksicht nehmen zu müssen.

---

1) Vergl. Mirabeau l. c. II, p. 424. Derselbe weiset darauf hin, dass die westphälischen Provinzen Friedrichs d. Gr., obschon sie von den sog. Geschenken des Königs am wenigsten erhielten, gleichwohl bei Weitem blühender waren, als die östlichen. Jene Geschenke seien eben nur ein Palliativ gewesen für den *ver rongeur d'une administration réglementaire, fiscale, inquisitive, forcée à tous égards.* Westphalen bedurfte des Palliativs nicht, weil es von der Krankheit selbst im Wesentlichen verschont geblieben war. (I. p. 324.) Auch in den östlichen Provinzen erklärt er den verhältnissmässig blühendern Zustand einzelner Theile aus ihrer Gränzlage, die es ihnen möglich machte, durch Schleichhandel etc. die schlimmen Folgen des Fridericianischen Systems zu mildern. (I. p. 326 fg.)

2) Wenn Mirabeau (l. c. II, p. 305) es sonderbar findet, dass Friedrich seine Bank mit einem bloss idealen Gelde anfangen liess, während solches Idealgeld bei allen übrigen Banken erst die nicht beabsichtigte Folge einer Verschlechterung des Courants gewesen sei; so erklärt sich die obige Massregel wohl aus dem noch unverwischten Eindrucke, welchen die Münzverschlechterungen des siebenjährigen Krieges auf die öffentliche Meinung gemacht hatten.

Sein Generalregisseur de Launay hat bekanntlich gesagt: *Quand on agit contre l'étranger, on agit pour la nation;* ein Satz, den Mirabeau »monströs und eines Staatsmannes im 11. Jahrhundert würdig« nennt. (II, p. 445.) Es ist aber doch nur die etwas übertreibende Formulirung der Ansicht, welche damals von den meisten Theoretikern wie Praktikern gehegt wurde, als wenn im Handel ein Volk bloss gewinnen könnte, was irgend ein anderes verloren. Auf dem Gebiete des innern Handels war dieser Irrthum, welchen noch Montaigne und Bacon getheilt hatten, wohl ziemlich beseitigt. Im internationalen Verkehr aber, wo die wirkliche Beobachtung so viel schwieriger ist, dauerte er noch immer fort, selbst bei Männern, wie Galiani und Verri, und erst die Physiokraten, um die sich Friedrich nicht kümmerte, haben der Wahrheit in dieser Hinsicht den Weg gebahnt. Noch der von Friedrich so hoch geschätzte Voltaire, obschon er nicht ohne Ahnung des Richtigen war,[1]) hatte in seinem *Dictionnaire philosophique v. Patrie* gemeint: »Im Wunsch nach Grösse unseres Vaterlandes liegt der Wunsch nach Verderben unseres Nachbarn. Offenbar kann kein Land gewinnen, ohne dass ein anderes verliert.« — Wie weit Friedrich in dieser Richtung ging, zeigt u. A. seine Steigerung der Elbzölle bei Magdeburg, um den böhmischen und sächsischen Holztransit nach Hamburg zu vernichten. Der Zoll wurde zunächst auf ein Drittel, dann auf die Hälfte, zuletzt sogar auf zwei Drittel vom Werthe des Holzes erhöhet! Ebenso rücksichtslos wurde 1784 die Kornausfuhr aus Preussen plötzlich gesperrt, ohne irgendwelche kriegerische Aussichten und nach einer reichen Ernte.[2])

Zu den eifrigsten Bekämpfern der gesammten Fridericianischen Handelspolitik gehört J. G. Büsch, der Vertreter der Handelsfreiheit, wie sie damals in den Hansestädten, besonders Hamburg, verstanden wurde. Er wirft dem Könige nicht bloss im Einzelnen viel unpraktischen Doctrinarismus vor, insbesondere eine grosse Ueberschätzung der Luxusgewerbe etc. (Schriften XII, S. 375. 383), und zeigt an Beispielen, wie sehr er mitunter bei seiner künstlichen Erweiterung des preussischen Handels be-

1) S. die merkwürdige Aeusserung zu Anfang der *Histoire de la Russie*, wo es von den englischen Handelsprivilegien zu Archangel heisst: *que toutes les nations devraient peut-être negocier ainsi ensemble*, d. h. ohne Zölle.

2) Büsch Sämmtliche Schriften XII, S. 117. 188.

trogen worden. (III, S. 211 fg.) Sondern er tadelt auch principiell, dass z. B. die preussischen Mühlen gezwungen seien, schlesische Mühlsteine zu brauchen, die viermal so viel gekostet, wie die englischen, und kaum so viele Monate gedauert hätten, wie die englischen Jahre. (IV, S. 86.)

Bei Weitem bedeutender noch und zugleich systematischer ist die Kritik Mirabeau's, in dem grossen unter Mauvillon's Beistand ausgearbeiteten Werke: *De la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand.* Es ist rein abgeschmackt, Mirabeau's Tadel einen feindseligen zu nennen, da es nicht leicht einen grössern Bewunderer Friedrichs gegeben hat. Zwar heisst es am Schlusse des V. Buches: »Die äusserste Ordnung in der Verwaltung, die Unwandelbarkeit der Grundsätze, obgleich sie schlecht sind, die immer besser ist, als die Inconsequenz, die Geschenke des Königs halten die Maschine im Gange; aber in Sachen des Handels, der Landwirthschaft und Industrie sind die Staaten des Königs, allgemein ausgedrückt, doch nur von Tagelöhnern bevölkert. Wie könnte der Ackerbau in einem Lande blühen, wo der Producent weder Korn noch Vieh, weder Wolle noch Häute, nicht einmal die Knochen und Hörner seiner Thiere zu verkaufen wagt? Kann der Handel gedeihen in einem Lande, wo Alles dem Monopol unterworfen ist, oder jeden Tag unterworfen werden kann? Wird sich die Industrie in einem Lande erheben, wo sie gleich bei ihrer Gründung Kauf- und Verkaufprivilegien, Geldunterstützungen von Seiten des Souveräns erhält und sich gewaltsam auf Gegenstände gerichtet sieht, denen die Natur widerstrebt, auf Kosten der von der Natur verlangten?« (II, p. 330.) Dabei erklärt Mirabeau indessen für den letzten Grund des Fridericianischen Systems »die tiefe Ueberzeugung des Königs, dass dieses System das einzig vernunftgemässe. Seine Jugend war mit demselben genährt worden; er selbst in dieser Hinsicht durchaus *bona fide* . . . Hätte er die guten Principien gekannt, — aber wer lernt noch auf dem Gipfel des Ruhmes und im Alter? — so würde der grösste König auch der beste geworden sein. Weil seine Festigkeit, die niemals ihres Gleichen gehabt hat, seine fleckenlose Unparteilichkeit, seine unbeugsame Pflichttreue, sein stetes Trachten nach Ordnung und Sparsamkeit den Erfolg hatten, einen ziemlich grossen Theil der schlimmen Folgen einer gränzenlosen, masslosen, principlosen Fiscalverwaltung zu decken: was würde

nicht die Wahrheit in seinen Händen geleistet haben! Seine Zweige hätten die Erde beschattet; und die Preussen, reich, glücklich, blühend, würden die wahren Lehrer Europa's geworden sein, während sie jetzt nur dessen beste Soldaten sind.« (II, p. 19. 378.) — Natürlich kann der Historiker diese Mirabeau'sche Kritik nicht ohne Weiteres annehmen. Mirabeau war im Wesentlichen Physiokrat; d. h. er gehörte der bedeutendsten, aber auch doctrinärsten jener Richtungen an, welche zusammen als Reaction gegen das Mercantilsystem bezeichnet werden können. So gewiss diese Reaction im Ganzen einen Fortschritt der Wissenschaft bedeutet, ebenso gewiss hat sie im Einzelnen viele ungefundene Wahrheiten einseitig übertrieben ausgedrückt, und viele altbekannte Wahrheiten, welche der Mercantilismus einseitig übertrieben ausgedrückt hatte, ganz und gar vernachlässigt. Wenn Mirabeau das Fridericianische Steuersystem tadelt, so darf man nicht vergessen, dass er principiell jede Steuer verwirft, ausser dem *Impôt unique* der Physiokraten. Wenn er gegen die polizeiliche Vormundschaft Friedrichs ankämpft, so mus man sich erinnern, dass er zu den Männern des unbedingten: *Laissez faire laissez passer* gehört. Er geht in dieser Negation so weit, trotz seiner Vorliebe für die kleinen Landgüter, die Creditvereine Friedrichs *une ressource malfaisante et peut-être perfide* zu nennen (I, p. 435); ebenso die Leinen-Schauanstalten zu missbilligen (II, p. 65), trotz seiner Vorliebe für die Hausmanufactur im Gegensatze der Grossfabrik! Der Gedanke einer Erziehung des Volkes durch den Staat, in der Uebergangszeit vom Mittelalter zu den höheren Kulturstufen gewiss nicht ganz unberechtigt, zumal unter einem Herrscher wie Friedrich d. Gr., scheint ihm eine einfache Verkehrtheit. Mirabeau hat völlig Recht, wenn er das Fridericianische System mit seiner ungeheuern Spannung ein für die Unterthanen höchst drückendes nennt. Dass aber der Zweck, ein so kleines und gefährdetes Land zur europäischen Grossmacht zu erheben, durch andere Mittel in viel weniger drückender Weise erreicht werden konnte, hat er durchaus nicht erwiesen. Gar viele seiner Vorwürfe hätte Friedrich mit dem alten, von Doctrinären so oft vergessenen Worte: *Σπάρτην ἔλαχες, ταύτην κόσμει* widerlegen können.

## V.

Fassen wir schliesslich alles Vorstehende zu einem Totalbilde zusammen, so lässt sich zweierlei nicht verkennen.

Einmal, dass Friedrich auf dem Gebiete der Volkswirthschaft keineswegs dieselbe schöpferische Genialität bewiesen hat, wie auf den Gebieten des Kriegswesens, der auswärtigen Politik und der Justizverwaltung.[1]) In allen drei letzterwähnten Beziehungen steht er unvergleichlich über seinem Vater, der trotz seines soldatischen Wesens doch unkriegerisch, in seiner auswärtigen Politik reich an Widersprüchen und deshalb arm an Erfolgen war, und dessen Gerechtigkeitsliebe fortwährend durch Mangel an Selbstbeherrschung durchkreuzt wurde. Was bei Friedrich am meisten zu bewundern ist, sein scharfer Blick für Persönlichkeiten, der ihn vor den meisten Täuschungen durch andere Menschen bewahrte, sowie seine unerschütterliche Charakterstärke in Schwierigkeiten und Gefahren: Beides war bei Leitung der Volkswirthschaft viel weniger anzubringen, als auf den vorhin erwähnten Gebieten der Politik.[2]) So finden wir denn auch die volkswirthschaftliche Thätigkeit Friedrichs fast nur in solchen Bahnen gehend, welche sein Vater bereits gebrochen hatte. Es ist Friedrich Wilhelm I., welcher dem Staatshaushalte und der gesammten Wirthschaftspolitik Preussens den Stempel aufgedrückt hat, den sie grossentheils noch heute an sich tragen: ähnlich wie Colbert in Frankreich. Friedrich der Gr. hat Vieles dabei entwickelt, verbessert, namentlich auch gemildert; aber neu hinzugefügt doch nur Weniges. — Es geht ihm in dieser Hinsicht gegenüber der Volkswirthschaft ähnlich, wie gegenüber der Staatsverfassung im Innern, wo er gleichfalls den Absolutismus des Vaters nur fortsetzte. Zwar spricht er zu wiederholten Malen vom *pacte social.*[3]) Er nennt »die Aufrechthal-

---

1) Für die letzte hat er u. A. sofort nach seiner Thronbesteigung durch Abschaffung der Tortur und nachmals durch seine Codificationsarbeiten Epoche gemacht.

2) Obschon auch hier z. B. die Gewinnung solcher Männer, wie Brenckenhoff aus dessauischem und Struensee aus dänischem Dienste, als Meisterstück persönlicher Auswahl bezeichnet werden kann.

3) *Oeuvres* IX, p. 197, und mehrmals in den *Lettres sur l'amour de la patrie*: IX, p. 215 ff.

tung der Gesetze den einzigen Grund, welcher die Menschen veranlasste, sich Oberhäupter zu geben, weil dies eben der wahre Ursprung der Souveränetät ist.« (IX, p. 197.) Aber eine Verfassung, wie die englische, gilt ihm als Republik (VI, p. 85. IX, p. 143), genauer gesagt aristokratische Republik. (III, p. 147.) Im *Essai sur les formes du gouvernement et les devoirs des souverains* wird der Herrscher zwar »ein Mensch« genannt, »wie der geringste seiner Unterthanen,« aber zugleich »der erste Richter, der erste Finanzmann, der erste Minister der Gesellschaft.« Es wird mit Nachdruck gezeigt, wie er ganz dasselbe Interesse hat mit seinem Volke; wie man dies aber von einer Aristokratie der Minister und Generale, denen er sich etwa überlässt, keinesweges behaupten könne. (IX, p. 200. 208.) Echt absolutistisch äussert der König gegen Voltaire über das Pariser Parlament: »die Gebrechlichkeit der menschlichen Tugenden verbirgt sich weniger in den Verhandlungen grosser Körperschaften, als in den Entschlüssen, die zwischen wenigen Personen gefasst werden.« (XXIII, p. 378.) Ebenso wenig liebt er die Pressfreiheit. Statt dessen empfiehlt er »eine Prüfung der Bücher, nicht gerade sehr streng, aber doch so, dass sie Alles unterdrückt, was der öffentlichen Ruhe und dem Wohle der Gesellschaft zuwider ist;« wobei noch ausdrücklich hinzugefügt wird: *la satire est contraire à la société*. (XXIV, p. 563.) Die »Mode der Revolution« scheint ihm gänzlich vorbei zu sein; »man sieht keinen Staat, ausser England, wo der König den mindesten Grund hätte, sich vor seinem Volke zu fürchten.« (*Antimachiavel, Ch.* 17.)

Auf denjenigen Lebensgebieten, wo Friedrichs Geist nicht eigentlich schöpferisch war, hat auch seine Receptivität und Entwickelungsfähigkeit früh aufgehört. Ganz anders natürlich in seiner auswärtigen, Kriegs- und Justizpolitik, wo er ziemlich bis zum Schlusse seiner Laufbahn die neuen Bedürfnisse und neuen Befriedigungsmittel des Zeitalters mit frischester Empfänglichkeit sich anzueignen wusste; wo er deshalb auch immer und im vollsten Sinne des Wortes auf der Höhe seiner Zeit geblieben ist. Aber wie Preuss darauf hingewiesen hat, dass Friedrich selbst und seine Dienerschaft im Jahre 1786 nicht anders gekleidet gingen, als im Jahre 1740; so ist er auch in manchen anderen, wichtigeren Dingen zeitlebens auf demselben Standpunkte verharrt, den er bei seiner Thronbesteigung inne hatte: einem Standpunkte, welcher damals relativ hoch

sein mochte, alsbald aber von den jüngeren Zeitgenossen überholt worden. Am bekanntesten ist dies bei Friedrichs poetischem Geschmacke. So z. B. wenn er die Henriade über Homer stellt (II, p. 37); wenn er als Beweis deutscher Geschmacklosigkeit den Beifall erwähnt, den Shakespeare's Bücher finden, *pièces abominables*, *farces dignes des sauvages de Canada*, *écarts bizarres*, die man dem Verfasser selbst wegen der Unreife seines Zeitalters verzeihen dürfe, nicht aber dem Dichter des Götz von Berlichingen, dessen *imitation détestable* der schlechten englischen Stücke voll sei von *dégoutantes platitudes* (VII, p. 108 fg.); oder endlich wenn er dem Prof. Myller von den deutschen Dichtern des XII. bis XIV. Jahrhunderts schreibt: »sie sind nicht einen Schuss Pulver werth, und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden; in meiner Büchersammlung würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeissen.« (XXVII, 3, p. 233.) — Aehnlich in Volkswirthschaftlicher Hinsicht. Friedrich hat, als er den Thron bestieg, unzweifelhaft auf der Höhe der Nationalökonomik seiner Zeit gestanden: wobei man freilich nicht vergessen darf, wie das erste Drittel des 18. Jahrhunderts fast in ganz Europa für diese Wissenschaft eine Zeit des Stillstandes und der Erschlaffung war, nur etwa Deutschland ausgenommen, wo eben damals die sog. Cameralien durch Einbeziehung in den Universitätsunterricht zugleich systematischer und praktischer wurden. Ein neuer glänzender Aufschwung, zumal in England, stellte sich ziemlich gleichzeitig mit Friedrichs Regierung ein. Hiervon aber scheint Friedrich selbst so gut wie gar keine Notiz genommen zu haben. Ich erinnere an Berkeley's grosse Verdienste (seit 1735) um Aufstellung richtiger, nicht mercantilistischer Begriffe vom Nationalreichthum; an Hume's (seit 1752) Theorie der Handelsbilanz und Widerlegung der internationalen Handelseifersucht; an Tucker's (seit 1750) Lehren von der Gegenseitigkeit der Absatzwege, von der natürlichen Vertheilung der Gewerbe zwischen reichen und armen Ländern, sowie von der Harmonie aller rechtmässigen Interessen; an Steuart's (1767) echt historische Sonderung der verschiedenen Kulturstufen und tiefe Einsicht in die Bevölkerungsgesetze; an das theoretisch und praktisch gleich bedeutsame *Produit net*, *Impôt unique* und *Laissez faire laissez passer* der Physiokraten (seit 1758); endlich an Mösers grossartige, nicht selten prophetische Wiederbelebung

der ältesten Vergangenheit. An Friedrich ging dies Alles spurlos vorüber: er war eben fertig in allen solchen Beziehungen! Dass er sich gegenüber dem grossen Werke von Adam Smith (1776) nicht anders verhielt, wird um so weniger auffallen, als dieses ja überhaupt erst im Anfange der französischen Revolution zu praktisch höherer Bedeutung auf dem Continente kam.

## VI.

Wer einen grossen Feldherrn charakterisiren will, der muss zur Vervollständigung seines Bildes auch die Eigenthümlichkeit seiner wichtigsten Untergenerale mit in Betracht ziehen. So schliessen denn auch wir diese Abhandlung mit einigen Worten über eine Gruppe von Schriftstellern zweiten und dritten Ranges, die auf dem Gebiete der Volkswirthschaft nicht allein nahe Geistesverwandte, sondern zugleich Unterthanen, sogar Mitarbeiter Friedrichs d. Gr. waren.

Ein treues Spiegelbild der Fridericianischen Ansichten, natürlich nur in verjüngtem Massstabe, finden wir bei Christian Friedrich Kottenkamp, dessen Buch: »Kurtzer Abriss und wahres Ebenbild eines grossen Fürsten und erhabenen Geistes, mit allerlei Anmerkungen wider Machiavelli,« in 12 Bogen 1747 erschien.[1]) Das Ganze ist für die damalige Zeit gut geschrieben, und in sehr verständiger Weise geschichtlich illustrirt.

Stück II, Kapitel 10 dieses Buches handelt von den Mitteln, die inneren Kräfte eines Staates zu vermehren. Der Fürst soll sich in die Verfassung setzen, dass er die gesammten Kräfte des Reiches brauchen und durch keine innerlichen Gebrechen desselben an seiner Wirksamkeit gehindert werden kann. Als solche innere Gebrechen hebt der Verfasser besonders Aufruhr, Factionen etc. hervor. Die Verstärkung des Landes erfolgt namentlich durch fünf Mittel: es volkreich zu machen; jedes Stück Bodens anzubauen; Manufacturen und Künste, hierdurch die Commercien und um ihretwillen gute Gesetze und Polizei zu fördern; gutes Haushalten mit den fürstlichen Einkünften, sowie mit denen des Landes; endlich Uebung des Volkes in Waffen und bisweilen Krieg. Dies wird am Beispiel der französischen

1) Der Verfasser war damals preussischer Regimentsauditeur.

Geschichte durchgeführt, und namentlich gezeigt, wie Heinrich IV. alle fünf Regeln befolgt habe. — Zu Manufacturen gehört dreierlei: 1) Rohstoff, woran z. B. England den Holländern überlegen ist, Frankreich seinen Mangel durch die kurzsichtige Trägheit der Spanier ersetzt etc. 2) Verarbeitung des Rohstoffes durch die Einwohner, die hernach aus anderen Ländern mehr Geld als Waaren dafür eintauschen müssen. 3) Bequemlichkeit, die Waaren überall hinzuführen. Nun hat Deutschland Rohstoffe, grosse Städte und schiffbare Ströme genug. Allein mit Ausnahme Preussens ist dies Alles wenig benutzt, weil die Menschen zu träg und verschwenderisch sind; wozu dann noch die drückenden Abgaben im augenblicklichen und einseitigen Kammerinteresse kommen. Deutschlands Meere können wenig benutzt werden, da wegen seiner Verfassung weder ein einzelner Fürst, noch auch das Reich im Ganzen eine Seemacht zum Schutze halten kann. Nur grosse Fürsten sind im Stande, Gewerbfleiss und Handel zu heben, wie Preussen im Gegensatze des übrigen Deutschlands beweiset. Der Verfasser eifert sehr gegen die Meinung, dass in Republiken der Handel mehr blühe, als in Monarchien. Die Holländer sind wegen ihrer Seelage reich geworden, nicht wegen ihrer Verfassung. Diese letztere hat vielmehr höchst drückende Abgaben herbeigeführt, die sie dann freilich wieder durch die Einbildung der Freiheit erträglich macht. Dass eine von Zeit zu Zeit eintretende kriegerische Spannung ein Volk auch in seinem Reichthume fördern kann, wird an England unter Cromwell, an Holland im spanischen Kriege und um 1672 nachgewiesen. Bloss solche langen Kriege, wie z. B. in der spätern Zeit Ludwigs XIV., müssen arm machen.

Die Quintessenz von des Verfassers Untersuchungen ist folgender, auf Friedrich d. Gr. angewandt, nicht gerade schmeichlerische Satz: „Glücklich die Unterthanen, welche unter dem Zepter eines der weisesten und grössten Monarchen die Früchte und Süssigkeit der Ruhe und des Friedens geniessen; die einen König verehren, der Tag und Nacht vor ihre Wohlfahrt und Aufnahme als ein treuer Vater sorget und dabei als ein tapferer Fürst vor ihre Sicherheit wachet und streitet!“

Viel eigenthümlicher schon sind die Schriften von Johann Albrecht Philippi, geboren 1721 zu Berlin, gestorben daselbst 1791. Der Verfasser wurde von Friedrich d. Gr. nach Paris geschickt, um die französische geheime Polizei zu studieren, und

nachher zum Polizei-Präsidenten von Berlin ernannt. Als ihm nun später die Entdeckung mancher Verbrechen misslang und Friedrich ihm seinen Unwillen darüber aussprach, entgegnete er, dass man dieselben Resultate wie in Paris, nur durch das tyrannische und demoralisirende Mittel allgemeiner Spionage erreichen könne, wozu sich nur schlechte Menschen gebrauchen liessen. Friedrich stand hierauf von seinem Vorhaben ab.[1])

In seinen Schriften: »Wahre Mittel zur Vergrösserung eines Staates« (1753, Friedrich d. Gr. selbst dedicirt) und »Der vergrösserte Staat« (1759, dem Prinzen von Preussen zugeeignet), ist der beständige Refrain ein Hinweis auf das Muster bald des preussischen Staates im Allgemeinen, bald seines Königs persönlich. Das I. Kapitel des vergrösserten Staates führt die Ueberschrift: „der weise Fürst"; Kapitel II.: „die Bedienten des Staates", wobei Philippi lebhaft gegen Aemterverkauf streitet. Kapitel III.: »die Bevölkerung des Staates«, beginnt die Mittel, wodurch man die Volksmenge vergrössern könne, sehr richtig mit der »Besorgung des reichlichen Unterhaltes der Unterthanen«, und kommt erst nachher auf Begünstigung des Heirathens, Waisenhäuser etc. Von Aufhebung der Klöster meint Philippi, die ihr zu Grunde liegende Intoleranz »macht das Land mehr arm an Unterthanen, als die Aufhebung von hundert Klöstern bevölkert.« Aus einem ähnlichen Grunde verwirft er die Bedrückung der Hagestolzen, die unbillig sei und z. B. Fremde von der Einwanderung abschrecke. Dagegen wird die Zerschlagung der Domänen aus Populationsgründen empfohlen. Die Zahl der Arbeiter ist nur dann zu gross, »wenn die Schatzkammer des Fürsten nicht mehr Raum genug hat, ihren einbringenden Vortheil zu verwahren.« (S. 83.) Wohl im Hinblicke auf das preussische Werbesystem räth er die Entführung fremder Unterthanen mit List oder Gewalt an. In einer spätern Schrift: »Der vertheidigte Kornjude«, (1765) möchte er sogar die Sklaverei als Beförderungsmittel der Volkszahl wieder hergestellt wissen, nur ohne das *jus vitae et necis* der Herren und mit ordentlicher Ehefähigkeit der Knechte. (S. 45 fg.) Aus demselben Grunde wird hier eine weitgehende Parcellirung des Bodens empfohlen (S. 71 fg.), und China gepriesen, weil es seine Pferde durch Menschen ersetzt habe. (S. 88.) Den Maschinen ist der Autor so ab-

---

1) v. Dohm Denkwürdigkeiten IV, S. 372 ff.

geneigt, dass er die Buchdruckerei möchte verloren wissen, weil dann fast so viele Menschen mehr ihr Brot verdienen würden, wie es jetzt Lettern giebt. (Vergr. Staat, S. 176.) — Friedrichs Standesideen finden wir bei Philippi ganz consequent dahin entwickelt, dass Adelige keine Bürgermädchen heirathen sollen, ausser wenn es Ausländerinnen sind, oder ihre Mitgift zu einem bürgerlichen Gewerbe angewandt wird; indem sonst gerade die reichsten Erbinnen dem Bürgerstande entzogen würden. Dagegen lobt er andererseits die adeligen Majorate, die Ritterakademien und Cadettenhäuser. (Vergr. Staat, Kap. III.)

Das IV. Kapitel: »Die Armeen«, beginnt wieder mit der Hauptsache, dass ein Heer dem Staate denselben Dienst leiste, wie ein Wächter dem Hause. Indessen bald kommen auch solche Behauptungen, wie z. B. dass in der Armee viele Menschen ihr Brot finden, dass die Ausgabe für das Heer Vielen zu verdienen gebe etc. Im Kapitel VI.: »Freiheit im Handel und Wandel«, ist es merkwürdig, wie Philippi die Auseinandersetzung Law's, wonach bei der Handelsbilanz der Nutzen des Kaufmanns und des ganzen Volkes identisch sind, beinahe für richtig hält, dann aber doch mit den gewöhnlichen Phrasen des Mercantilsystems widerlegt. Der Binnenhandel »verdient kaum den Namen Handlung. . . . Ein solcher Kaufmann ist nur ein Krämer,« weil er kein Geld ins Land bringt. — Kapitel VIII.: »das Commercium«, stellt gradezu die Regel auf, dass ein kriegführender Staat anderen Staaten sein schlechtes Geld aufzudrängen suche. Wir verlieren auf solche Art weniger Silber etc., und nöthigen sogar noch die Fremden, nach dem Friedensschlusse Handel mit uns zu treiben, wenn sie das schlechte Geld wieder los sein wollen. Eben daselbst werden Handwerkertaxen für Kleider, Schuhe etc. dringend empfohlen.

Dagegen ist es, mit seinem Könige verglichen, ein wissenschaftlicher Fortschritt Philippi's, wenn er den Grund einsieht, weshalb Staatsfabriken schlaffer arbeiten, als private. (S. 191.) Ebenso, wenn er den Schatz eines Fürsten mit der Hauptbörse eines Privatmannes vergleicht: »ist ein grosser Theil des Vermögens darin befindlich, so muss der Eigenthümer entweder arm, oder ein schlechter Wirth sein.« (S. 194.) Ganz besonders aber entspricht einer höhern Entwickelungsstufe der Volkswirthschaft, als die Fridericianische war, Philippi's »Vertheidigter Kornjude«, worin nicht bloss schöne Ahnungen des Thünenschen

Gesetzes vorkommen (»der hohe Kornpreis macht alle wüsten Oerter urbar«: S. 116), sondern auch die Freiheit des Kornhandels, nicht eben systematisch, mit viel pedantischer Gelehrsamkeit und buchstäblicher Orthodoxie, aber doch im Ganzen höchst erfolgreich begründet wird. Namentlich ist sehr gelungen der Nachweis S. 149, dass in Oesterreich die grossen Gutsherren genau dasselbe thun, wie die sog. Kornjuden.

Zu den bedeutendsten volkswirthschaftlichen Specialisten jener Zeit gehört Johann Peter Süssmilch: ein rechter Unterthan Friedrichs d. Gr., geboren 1707 zu Berlin, gestorben 1767 als Propst eben daselbst und Ober-Consistorialrath. Die erste Auflage seiner »göttlichen Ordnung in denen Veränderungen des menschlichen Geschlechts« (1742) ist nach dem Datum der Vorrede »auf dem Marsche zu Schweidnitz 21. März 1741« vollendet worden, den der Verfasser als damaliger Feldprediger mitmachen musste. Die zweite Auflage (1761) hat er dem Könige selbst zugeeignet, nachdem er sie in einer Reihe von Abhandlungen als Mitglied der Berliner Akademie vorbereitet.

Dies ist eigentlich die erste ausführliche Bevölkerungstheorie, welche in echt deutscher Weise ihren Gegenstand als wissenschaftlichen Selbstzweck behandelt, während z. B. noch Halley ganz überwiegend aus praktischem Interesse daran gegangen war. So hat denn Süssmilch auch dem Erfolge nach auf seinem Gebiet Epoche gemacht. Es ist ihm, trotz der Unvollkommenheit seines Materials, durchaus gelungen nachzuweisen, dass in der scheinbaren Zufälligkeit der Geschlechts- und Altersverhältnisse, der sog. Bewegung der Bevölkerung etc., sobald man grosse Menschengruppen zusammenfasst, Regelmässigkeiten walten: göttliche Ordnungen, wie er sagt; Naturgesetze, wie man sich heutzutage gewöhnlicher ausdrückt. Zwar kleben auch ihm noch immer viele Ueberreste des früher so weit verbreiteten Irrthums an, als wenn die Bevölkerung des Erdkreises im Ganzen nothwendig stationär bliebe. So z. B. dass er die mittlere Lebensdauer seit drei Jahrtausenden überall für gleich hält (I, §. 13), ebenso das Zahlenverhältniss der verschiedenen Lebensalter (§. 13), die Mortalität (§. 33), die nur zwischen einzelnen Städten und ganzen Ländern eines verschiedenen Multiplicators zur Berechnung der Volkszahl bedürfe (§§. 35. 41), und für grosse Länder, im Gegensatze einzelner Provinzen, selbst das Verhältniss der städtischen zur ländlichen Bevölkerung. (§. 34.) So

hält er auch die Absterbeordnung nach dem Alter und die nach Krankheitsarten, die er zuerst entdeckt zu haben glaubt, für bei Weitem gleichmässiger in den verschiedenen Ländern, als sie wirklich ist. (II, §§. 441. 450. 517.) Ihr volles Recht lässt er der Relativität je nach Verschiedenheit der Umstände eigentlich nur bei der Trauungs- und Geburtenziffer, sowie bei der durchschnittlichen Fruchtbarkeit der Ehen widerfahren, indem er hier die ökonomischen und socialen Gründe sehr gut heraushebt, welche »die überall gleiche Natur nicht an allen Orten gleiche Wirkungen hervorbringen« lassen. (I, §. 99.) Indessen wird auch bei der Absterbeordnung, so unmittelbar dieselbe für Süssmilch eine providentielle ist, der Einfluss der menschlichen Sitte nicht ganz verkannt. (II, §. 438.) Und im Allgemeinen hat Wappäus gewiss Recht, wenn er die Hauptlehren Süssmilchs noch als Fundamentalsätze für die Bevölkerungsstatistik unserer Tage will angesehen wissen.[1]) Namentlich hat seine behutsame Formulirung mancherlei Irrthümer des heute sog. Malthusianismus vermieden. (I, §§. 126. 204.)

Seine Dedication ist an Friedrich d. Gr. gerichtet, der »vernünftige Bevölkerung des Staates für eine Hauptpflicht des Regenten gehalten.« Auch Süssmilch nennt es »die Hauptpflicht jedes Herrschers, welche fast alle anderen Herrscherpflichten in sich fasst, die grösstmögliche Bevölkerung, die ein Land ernähren kann, zu bewirken.« (I, §. 205.) Als Mittel zu diesem Zwecke wird u. A. Theilung der zu grossen Landgüter, Zusammenlegung der Parcellen, Ablösung der bäuerlichen Lasten, Pflugarbeit mit Ochsen etc. empfohlen. (§. 221.) Aeltern vieler Kinder »muss vom Staate ein vorzüglicher Beistand geleistet werden« (§. 256), wobei u. A. auch des vielen veracciseten Bieres gedacht wird, das die Kindtaufen und später die Hochzeiten der Kinder nothwendig machen. (§. 258.) Wenn man Beamte so schlecht besoldet, dass sie nicht heirathen können, so verliert der Staat an »nicht zur Existenz kommenden Menschen« mehr, als er gespart hat. (§. 223.) So ist auch Süssmilchs Vorstellung von der Thorheit eines Staates, welcher Fabrikate einführen lässt, die er selbst hervorbringen könnte (II, §. 312); so ferner sein strenges Schau-, ja eigentlich sogar Taxsystem (§. 314) und seine Bewunderung des preussischen Kornmagazinwesens (I, §.

1) Wappäus Allgemeine Bevölkerungsstatistik I, S. 6.

191) ganz im Sinne Friedrichs d. Gr. Selbst im Einzelnen klingt es recht Fridericianisch, wenn er z. B. die Aufeinanderfolge der Generationen mit dem Vorbeidefiliren eines Regiments vergleicht (I, §. 14), oder die Volksvermehrung in Preussen mit der Eroberung einer neuen Provinz. (§. 137.)

Dagegen unterscheidet sich seine Auffassungsweise von der seines Königs vornehmlich in folgenden Punkten. Süssmilch ist durchaus Theologe. Den obersten Grundsatz seiner Politik führt er zurück auf das biblische Wort: »Seid fruchtbar und mehret euch!« Dies Wort legt er seiner Einleitung förmlich wie einen Predigttext unter. Durchweg ist er bemühet, die Uebereinstimmung der Offenbarung, Vernunft und Erfahrung zu zeigen; wie er denn z. B. den von ihm behaupteten regelmässigen Ueberschuss der Geburten über die Todesfälle als die fortwährende Erfüllung jenes göttlichen Urgebotes ansieht (I, S. 8.), und die lange Lebensdauer der ersten Menschen daraus erklärt, dass Gott die Erde früher bevölkern wollen. (I, S. 18.) — Ebenso conservativ ist seine allgemeine Auffassung der Staatsverhältnisse. Deutschland heisst bei ihm »unstreitig das kultivirteste und volkreichste Land in Europa.« (I, §. 146.) Die Verfassung des deutschen Reiches wird als ein fast ideales Justemilieu geschildert. (II, §. 370.) Hiermit hängt es zusammen, dass Süssmilch überhaupt viel weniger absolut und absolutistisch denkt, als sein König, obschon er allen Ernstes das Volk die Heerde des Herrschers nennt. (I, §. 205.) So betrachtet er z. B. die Kolonisation fast nur im Lichte einer Verminderung der Volkszahl (II, §. 381), ist aber doch kein Freund strenger Auswanderungsverbote. Für das schöne Stichwort der Engländer: *liberty and property*, ist er nicht ohne Verständniss. (I, §. 276 fg.) Auch von Maschinen fürchtet er in der Regel keine Verminderung der Volkszahl. (I, §. 282.) Dagegen bezweifelt er sehr gut, dass der Luxus im Allgemeinen die Population befördert. Die Vermehrung der Bedürfnisse hemme vielmehr das Heirathen. (I, §. 78. II, §§. 321. 324.) Ihm liegt endlich auch die damals so verbreitete Ueberschätzung des Gewerbfleisses fern, ohne dass er darum Anhänger der Physiokratie wäre. Aber der Landbau, so lehrt er, befriedigt viel unentbehrlichere Bedürfnisse des Volkes, als der Gewerbfleiss. Er bildet die Voraussetzung des letztern. Auch ist der Reichthum, welchen der Landbau gewährt, viel dauerhafter, als der gewerbliche, obschon allerdings blühende Fabriken in kurzer Zeit mehr

fremdes Geld in ein Land ziehen können. Zu diesem Allen kommt noch die grössere militärische Brauchbarkeit der landbauenden Bevölkerung. (II, §. 318.) Süssmilch beschliesst sein ganzes Werk mit folgendem charakteristischen Segen: »Meinem Vaterlande wünsche ich einen zu aller möglichen Vollkommenheit getriebenen Ackerbau, eine gemässigte, mit Sicherheit verbundene, durch grosse Klugheit geordnete Aufnahme der Manufacturen und Fabriken, eine vornehmlich durch den Ackerbau geförderte Bevölkerung und davon abhängende Sicherheit, Macht und Reichthum, eine blühende Handlung, eine wohlgeordnete Freiheit, die mit Tugend und Gerechtigkeit verbunden ist, vor Allem aber den Segen des allerhöchsten und gnädigen Regierers aller Welttheile, als an welchem wahrhaftig, trotz allen thörigten Witzlingen unserer Zeit, Alles gelegen ist, und ohne welchen alle gebrauchten Mittel des Zweckes verfehlen!«

Unter Friedrichs cameralistischen Universitätsprofessoren ist gewiss der bedeutendste Joachim Georg Darjes, geboren zu Güstrow 1714, Geheimer Rath und Professor zu Frankfurt a. O. seit 1763, Ordinarius der Juristenfacultät und Director der Universität seit 1772, gestorben 1791.[1]) Ein hervorragender Schüler Wolffs, der Jurisprudenz, Medicin, Wirthschaftslehre etc, nur als angewandte Philosophie gelten lassen wollte, den aber z. B. J. J. Moser wegen seiner streng demonstrativen Darstellungsweise als Modephilosophen verspottet. In Bezug auf die Grundbegriffe der Nationalökonomik hat Darjes viel mehr von Hume gelernt, als die meisten anderen Zeitgenossen in Deutschland. So unterscheidet er zwei Quellen von Einkünften: Anwendung unserer Kräfte und bereits erworbene Güter, die jährlich einen Nutzen bewirken. Letztere nennt er Fonds, Kapital, welchen Ausdruck man nicht bloss auf verliehenes Geld beziehen dürfe. (S. 11. 14.) Das Kapital der fürstlichen Einkünfte ist der Reichthum des Staates und der Unterthanen. (S. 15.) Sehr gut analysirt Darjes den Begriff Productionskosten: Preis des Materials, Kapital der Werkzeuge etc., Lohn der Arbeiter, jährlicher Zins dieser vorgeschossenen Kapitalien, Zins der Werk-

1) Sein Hauptwerk: »Erste Gründe der Cameralwissenschaften« erschien 1756; ich citire im Folgenden immer nach der 2. Auflage von 1768. Die grosse Mehrzahl seiner vielen Schriften behandelt eigentliche Philosophie, in zweiter Linie juristische Gegenstände.

stätten, schliesslich kaufmännische Kosten. (S. 218 fg.) — Dagegen steht er, was die Nützlichkeit jeder Volksvermehrung betrifft, noch ganz auf dem Fridericianischen Standpunkte. Selbst die Bettler »bringen der Kammer etwas ein,« durch die von ihnen bezahlte Accise etc. (S. 379.) Auch in der Bevormundung des Volkes durch den Staat geht er sehr weit. Niemand soll ein Nahrungsgeschäft betreiben ohne vorgängige Anzeige bei der Polizei. (S. 424.) Auch alle Kapitalverleihungen sind polizeilich anzumelden, und die Polizei kann den Kapitalisten zur Kündigung und Verleihung an einen andern Kapitalbedürftigen anhalten. (S. 426 fg.) Hinsichtlich einer allgemeinen Buchführung durch die Polizei werden ganz exorbitante Vorschläge gemacht. (S. 498 fg.) Dagegen ist jeder Handelszwang dem Staate nachtheilig. Wie Darjes nicht unter allen Umständen gegen die Gold- und Silberausfuhr ist (S. 489), so möchte er auch fremde Waaren, die im Lande selbst hervorgebracht werden können, nicht geradezu verboten wissen: lieber sollte man auf die Hervorbringung von Gegenwerthen bedacht sein. (S. 494.) Auf dem Gebiete des Finanzwesens stimmt er mit seinem Könige dahin überein, dass unentbehrliche Lebensbedürfnisse nicht durch Abgaben sollen vertheuert werden. (S. 581.) Dagegen ahnt er die Wahrheit, dass ein sehr grosses Domanium für das Volksvermögen ein bedeutendes *lucrum cessans* bewirkt. (S. 529 ff.) Ebenso ein starkes Schätzesammeln des Staates. (S. 602 ff.) Das sind doch nicht unwesentliche Fortschritte gegenüber dem Fridericianischen Standpunkte, obwohl sie zum Theil auf den im 18. Jahrhundert so verbreiteten Irrlehren von der magisch befruchtenden Kraft des Geldumlaufes beruhen. (S. 531.)

Einigermassen gehört zu dem geistigen Gefolge des grossen Friedrich auch Johann Wilhelm von der Lith, geboren zu Anspach 1709, gestorben daselbst 1775 als markgräflich brandenburgischer Geheimer Hof-, Regierungs- und Consistorialrath. Schon seine Schrift: »Politische Betrachtungen von verschiedenen Arten der Steuern« (1751) wird von den Leipziger Oekonomischen Sammlungen VIII, S. 734 ff. wegen ihrer streng wissenschaftlichen Beweisführung gerühmt, im Gegensatz der blossen Sammelsurien von geschichtlichen Beispielen, Citaten etc. Viel breiter jedoch und tiefer geht die dem Markgrafen dedicirte Schrift zu Werke: »Neue vollständig erwiesene Abhandlung von denen Steuern und deren vortheilhafter Einrichtung in einem Lande

nach den Grundsätzen einer wahren, die Verbesserung der Macht eines Regenten und die Glückseligkeit seiner Unterthanen wirkenden Staatskunst.« (1766.) Ein trocken und mühselig geschriebenes, jedoch sehr verständiges Buch, das in deutschen wie ausländischen Dingen, und in Literatur wie Praxis gleich gute Kenntniss verräth. Fast alle wichtigeren Lehren desselben sind der Fridericianischen Auffassung verwandt. So z. B. die Ueberschätzung der Populationsdichtigkeit. (S. 2 ff.) Wenn Ausgaben zur Volksvermehrung beitragen und das Geld im Lande behalten, so hat von der Lith eigentlich gar nichts dagegen einzuwenden. (S. 74.) Setzt England Getreide um gegen französischen Wein, so ist Frankreich in der vortheilhaften Lage, sowohl mehr Leute zu ernähren, als auch eine viel geringere Bodenfläche für diesen Verkehr zu brauchen. (S. 116 ff.) Hinsichtlich der Besteuerung verwirft von der Lith das Repartirsystem nach Ständen (S. 166 ff.), ebenso die Naturalsteuern mit triftigen Gründen. (S. 254 ff.) Dagegen ist er ein warmer Freund der Accise, der u. A. auch ihre Luxusbeschränkenden Wirkungen nachgerühmt werden. (S. 34 ff.) Doch sollen die unentbehrlichen Gegenstände von der Accise frei bleiben. (S. 126.) Das von Sir M. Decker empfohlene System der Pauschalquanten wird sehr gut widerlegt. (S. 146 ff.) So bildet unser Autor das letzte Glied jener, theoretisch wie praktisch gleich merkwürdigen, Controversenkette, die seit dem grossen Kurfürsten, ganz besonders aber seit dem Erscheinen der Schrift: »Entdeckte Goldgrube in der Accise« (1685) eine so grosse Rolle in der deutschen Finanzliteratur gespielt hatte.[1]) Die warme Empfehlung, welche von der Lith der Nachsteuer zwischen deutschen Territorien widmet, (S. 256 ff.) ist ein charakteristisches Zeichen, wie sehr ihm das Reich, trotz des gemeinsamen Kaisers, in eine Menge selbständiger Auslande zerfällt.

Viel näher steht Friedrich dem Gr. der Freiherr Jacob Friedrich von Bielfeld, geboren 1716 zu Hamburg aus einer Handel treibenden Adelsfamilie, gestorben 1770. Er war mit Friedrich schon als Kronprinzen befreundet, eine Zeitlang in Rheinsberg sein Gast, und wurde gleich nach Friedrichs Thronbesteigung in dessen diplomatischen Dienst gezogen. Seit 1741

1) Vgl. v. Inama Sternegg in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft 1865, Heft 4.

stand er als Legationsrath im auswärtigen Departement, wurde nachmals zweiter Hofmeister eines preussischen Prinzen, seit 1747 Oberaufseher der preussischen Universitäten, zog sich indessen bald nachher ohne die mindeste Ungnade des Königs auf seine Güter zurück. Seine Schriften, deren wichtigste, die *Institutions Politiques* 1760 erschien, erinnern nicht bloss durch ihre französische Abfassung, sondern auch durch ihren geistreich weltmännischen Ton viel mehr an Friedrich d. Gr., als an die gleichzeitigen Fachgelehrten.

Hinsichtlich der Bevölkerungspolitik steht Bielfeld wesentlich auf dem Fridericianischen Standpunkte. Die schweren Strafen der Mörder, Selbstmörder etc. werden aus populationistischen Gründen hergeleitet (*Institutions Politiques* I, 5, 18.) Selbst uneheliche Geburten kann der Staat benutzen, indem er mittelst eines Findelhauses »Vortheil für das Publicum daraus zieht.« (I, 5, 15.) Uebervölkerung ist ganz unmöglich: denn je dichter bewohnt ein Land ist, um so leichter nähren sich die Menschen darin. (I, 5, 25.) Mit dem Wachsen der Menschenzahl wächst natürlich auch die *abondance des grains* in gleichem Verhältnisse (I, 11, 34.); wie denn die Erfahrung lehrt, *que la proportion entre la quantité du travail qu'on employe à l'agriculture et la quantité du produit marche toujours en progression égale.* (II, 14, 11.) Dies sind Irrthümer, welche mit der sonderbaren Vorstellung Bielfelds zusammenhängen, dass, entsprechend der stets gleichen Menge der Materie, auf dem Erdkreise im Ganzen die Menschenzahl, die Menge der Nahrungsmittel, auch die Einkommensgrösse pro Kopf immer gleich bleiben müsse. (II, 14, 25 ff.) — In Geldfragen theilt Bielfeld die mercantilistischen Ansichten des Königs beinahe durchweg: so dass er z. B. glaubt, den Engländern kosteten ihre Seekriege eigentlich gar nichts, weil die Ausrüstung ihrer Flotten fast ganz mit einheimischen Producten geschicht. (I, 12, 33.) Aehnlich, wenn er lehrt, dass Staatsdomänen vortheilhafter verpachtet, Privatlandgüter hingegen von ihren Eigenthümern selbst verwaltet werden. Hier denkt er nämlich daran, wie der Gewinn des Pächters dem Eigenthümer entgeht, das Geld jedoch im Staate bleibt. (I, 12, 2 fg.) Auch seine Handwerkerpolitik ist wesentlich Fridericianisch: Beibehaltung der Lehrlingschaft, der Meisterstücke etc., nur ohne die bisherigen Missbräuche; Freilassung der Handwerker von der Conscription, wofür man lieber Ausländer werben

soll. (I, 13, 38 ff.) Ebenso klingt es Fridericianisch, wenn Bielfeld kleinen Staaten räth, ihr Domanium zu vergrössern,[1]) grossen dagegen, lieber ihre Vasallen zu erhalten, welche die natürlichen Officiere des Heeres sind. (I, 12, 5.) Oder wenn er die ganze Volkswirthschaftspflege der Rohproduction als Theil des Finanzwesens auffasst. (I, 12, 2.)

Dagegen finden sich auch wieder bedeutsame Unterschiede zwischen Bielfelds und Friedrichs Ansichten. Ganz vortrefflich sind die Untersuchungen des erstern über den naturgemässen Standort der einzelnen Gewerbzweige. (I, 13.) Hiermit hängt seine Warnung vor jeder bloss treibhausartigen Industrie zusammen: in welcher Hinsicht es immer die beste Probe sei, ob ein Gewerbe von selbst entstehen und ohne besondere Hülfe gedeihen kann, mehr noch die Möglichkeit der Ausfuhr. (I, 13, 11. 19.) Sehr eigenthümlich und fruchtbar ist die Erörterung, warum die Wollindustrie besondere Gunst verdiene: weil die Schafe den Acker nicht erschöpfen, sondern sogar düngen; weil das Landvolk im Winter die Wolle verarbeiten kann u. s. w. (I, 13, 16.) Die Verarbeitung fremder Baumwolle hingegen findet Bielfeld sogar gefährlich, wobei er den Aberglauben bekämpft, als ob eine immer grössere Geldanhäufung im Lande zu wünschen wäre. Das allgemeine Tauschmittel würde alsdann nur voluminöser, d. h. unbequemer werden. (I, 13, 20.) Statt der Monopole, die Bielfeld durchaus verwirft, soll man neue Gewerbzweige lieber durch Staatsgeschenke unterstützen. (I, 13, 27 ff.) Ebenso entschieden missbilligt er die eigentliche Prohibition. (48.) Privilegirte Handelsgesellschaften werden nur da entschuldigt, wo sie von zwei Uebeln das kleinere sind: also unter der Bedingung, dass der anzuknüpfende Handel für die Einzelnen zu schwierig ist, und dass ihr Privilegium nur auf eine beschränkte Zeit verliehen wird. (I, 14, 46.)

Zu den wichtigsten Neuerungen Bielfelds gehört sein Vorschlag, die Ministerien in 8 Departements zu theilen: für geistliche Angelegenheiten, Krieg, Auswärtiges, Justiz, Finanzen, Handel, Polizei, Marine. (I, 5, 44 fg.) Offenbar selbst gegen die französische Einrichtung seit 1718 ein beträchtlicher Fortschritt! Dagegen ist Bielfeld einer der eifrigsten

1) Wir denken hierbei namentlich an die Domänenpolitik des »alten D[illegible]rs.«

Vertreter des von Friedrich mit Recht bekämpften Unterschiedes zwischen Staats- und Privathaushalt. Sein Grundsatz, wonach der Staat die Einnahmen nach den Ausgaben zu bemessen habe, nicht umgekehrt, beruhet namentlich auf dem mercantilistischen Troste, dass ja meistens die vom Staate verausgabten Summen im Lande bleiben. (I, 10, 25. 11, 12.) Vortrefflich ist Bielfelds Kritik der Steuern, nach drei obersten Grundsätzen: *égalité proportionelle*, möglichst geringe *distraction* und *vexation*, endlich die für den Zahler möglichst bequeme Zeit und Art der Erhebung. (I, 12, 8.) Darin stimmt er mit der Friderlcianischen Praxis überein, dass die Bewohner des platten Landes nicht wohl Accisen und Zölle entrichten können. (14.) Dagegen will er das System des Staatsschatzes nur für recht arme Völker gelten lassen. (I, 11, 18 fg.)

Ich komme schliesslich noch auf den berühmten Minister Ewald Friedrich von Hertzberg (1725 bis 1795), der mir als Schriftsteller sehr überschätzt zu sein scheint. Zwar verdient es grosse Anerkennung, wie er fein und männlich zugleich den Werth der deutschen Sprache gegen Friedrichs Angriff vertheidigt hat. Ebenso die Art, wie er in seinen akademischen Reden seinem Enthusiasmus für den grossen König und dessen Staat freien Lauf lässt, ohne doch in eigentliche Schmeichelei zu fallen.[1]) Auch der historische Sinn ist ehrenwerth, der ihn u. A. zur Herausgabe des Brandenburgischen Landbuches von Karl IV. getrieben hat, und der es ihm wichtig erscheinen liess, in einer bekannten Denkschrift der Berliner Akademie die Anfänge der Bevölkerung des preussischen Staates bis in die Zeiten der grossen Völkerwanderung zurückzuverfolgen. Mit seinen historischen Kenntnissen jedoch war es durchaus nicht glänzend bestellt: wie er denn z. B. Perikles mit Usurpatoren, wie Sulla, Caesar, Cromwell, zusammenwirft, Sulla einen demokratischen Despoten nennt und die Türken für dasselbe Volk ansieht, nur mit einem später anfgekommenen Namen, wie die Araber.[2]) Bei dem unleugbaren Verdienste, welches er sich um die statistische Publicität erworben hat, darf man die Ungenauigkeit mancher seiner Angaben nicht so verächtlich behandeln, wie es Mirabeau (II, p. 237) thut. Hertzberg lebte ja in einer Zeit, wo es z. B. erst förmlich widerlegt werden musste, dass man die

1) Vgl. z. B. *Huit dissertations*, p. 91 fg.
2) *Huit dissertations*, p. 145. 4. *Mémoires de l'académie*, 1786/87, p. 662.

Bevölkerung eines Landes ohne Weiteres nach dem Flächenraum berechnete. (*Huit dissertations*, p. 88.) Allein es verräth wenig tiefer gehenden Blick für die Wirklichkeit, wenn er 1783 prophezeiet: *L'histoire ne sera plus intéressante par le tableau brillant, mais affligeant des révolutions, des conquêtes, des combats et de tout ce qu'on appelle à tort de grands évènements. Les souverains ne pourront plus immortaliser leurs noms qu'en avançant l'agriculture, le commerce et toute la prospérité interne de leurs états.* (p. 127.)

Was speciell die Volkswirthschaft angeht, so beruft sich Hertzberg auf Männer, wie Montesquieu, Hume, Steuart, Verri, »vornehmlich aber auf das tiefe und klassische Werk Adam Smith's.« (p. 224.) Er muss aber wenig von ihnen gelernt haben, da er fast alle Irrthümer des Fridericianischen Systems in grösster Unbefangenheit fortsetzt. So hängt er noch ganz an der altmercantilistischen Auffassung der Handelsbilanz. (p. 412). Von den 200000 Soldaten Friedrichs d. Gr. meint er, dass sie »keine Last des Landes sind, wie der unwissende Pöbel glaubt, sondern eine wahre Wohlthat und Erleichterung.«[1]) Sie vermindern nicht, sondern vermehren die Bevölkerung, und setzen durch den für sie veranstalteten Geldumlauf die Unterthanen gerade erst recht in Stand, ihre Steuern zu bezahlen. (p. 202 fg.) So richtig er unterscheidet, dass die Macht des Staates auf der Volkszahl, dessen Reichthum und Glück auf der Menge und Güte der Mittel zur Nothdurft und Behaglichkeit des Lebens ruhet, (p. 224) ebenso gröblich verwechselt er die Arbeit im Sinne Adam Smith's und die vorzugsweise sog. Industrie. (p. 226.) Nicht minder unklar ist seine Vorstellung vom Kapital. *Tout le capital des productions naturelles et artificielles, ou le produit du travail de la monarchie Prussienne, monte par an à 40 millions d'écus, et la moitié — ou 20 millions va dans l'étranger.* (p. 256.)

So sehr Hertzberg im Allgemeinen Apologet des Fridericianischen Systems ist, so hat er demselben doch in einzelnen Punkten nicht sowohl zu opponiren, als vielmehr einige Weiterentwickelung zu geben versucht. Die Domänen z. B. möchte er in kleine Erbpachtungen zerschlagen, was zwar vorübergehend die Staatseinnahme schmälern, auf die Länge jedoch vermittelst

---

1) *Mémoires de l'académie royale de Berlin*, 1788/89, p. 476. Aehnlich noch in den Reden am königlichen Geburtstage 1789 und 1791.

der gestiegenen Bevölkerung sich überwiegend als vortheilhaft erweisen müsste. Wenigstens könnte man damit anfangen, die kolossalen Generalpachtungen in kleinere Stücke von der Grösse eines gewöhnlichen Rittergutes zu zerlegen (p. 194.) Ebenso ist er in Bezug auf die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse seinem Könige vorangeeilt. Auf den Provinziallandtagen möchte er neben den Rittergutsbesitzern und Städtern auch einige Vertreter des Bauernstandes erblicken: »vornehmlich wenn sich die Souveraine entschliessen könnten, alle ihre Bauern, sowie diejenigen des Adels, vollkommen frei zu machen und ihnen ihre Grundstücke in Erbpacht zu geben, was ich als das geeignetste Mittel betrachte, den Ackerbau und die Bevölkerung eines Staates auf den höchstmöglichen Gipfel zu bringen.« (p. 157 fg.) Uebrigens müssen die Provinzialstände lediglich auf die Theilnahme am *pouvoir exécutif* beschränkt bleiben. »Sowie sie in das *pouvoir législatif* eingreifen, so entsteht gewöhnlich eine völlige Stockung der Maschine, und eine Menge verhängnissvoller Convulsionen, die man so häufig in republikanischen Staaten findet, sind die nothwendige Folge davon.« (p. 158.) Hiernach versteht es sich von selbst, dass Hertzberg kein Freund von Reichsständen sein konnte. Diese würden sich gar zu sehr versucht fühlen, in die Gesetzgebung einzugreifen; und selbst in Verwaltungssachen zu wenig Rücksicht nehmen auf die Verschiedenheit der Provinzen. (p. 159 fg.)

## SITZUNG AM 26. MAI 1866.

Herr *Ritschl* las *über Tibull's vierte Elegie des ersten Buchs*.

Dass die unter Tibull's Namen auf uns gekommene Gedichtsammlung ein eben so ungleichartiges als zerrüttetes Ganze bilde, bezweifelt heutzutage kein Urtheilsfähiger mehr. Die Ungleichartigkeit, die sich nicht nur in sehr abstechendem Kunstwerthe der einzelnen Gedichte zeigt und auf verschiedene Entwickelungsstufen eines und desselben Dichters hinführt, sondern die, in Verbindung mit unabweislichen Indicien directer Art, auch zur Anerkennung verschiedener Urheber nöthigt, lassen wir hier unbesprochen. Die Zerrüttung des uns überlieferten Corpus liegt, mehr noch als in der Anordnung des Ganzen, in der gestörten Folge der Theile einzelner Gedichte zu Tage. Dieser Gesichtspunkt insbesondere war es, den Joseph Scaliger's durchdringender Blick ins Auge fasste, als er im Jahre 1575, damals ein Fünfunddreissiger, zur Erholung von schwerer Krankheit, wie er selbst sagt, innerhalb eines Zeitraumes von nicht ganz einem Monat [1])

---

1) Wenn ihn Haase in dem weiterhin zu erwähnenden Proömium S. 4 von demselben Monat noch zwanzig ganze Tage auf die Abfassung der kritischen Commentare (der 'Castigationes in Cat. Tib. Prop.') verwenden lässt, wonach für die Textrecension gar nur zehn Tage übrig blieben, so finde ich das durch Scaliger's Worte (in der Dedicationsepistel) nicht bestätigt: '... et nisi fallor, feliciter successit nobis: quamuis, Deum testem laudo, ne integrum quidem mensem illis tribus poetis recensendis impendimus. Tamen, ne quid dissimulem, meliorem partem harum Criticarum commentationum vindicat sibi stilus, et scriptio. Quum enim quae in animo habebam, ea chartae commendarem, cui rei viginti tantum dies dedimus, sub acumen calami, vt solet, longe plura cadebant, quam inter legendum auctores ipsos commentati fueramus'. Haase'n war übrigens in jener ungerechtfertigten Interpretation der Scaliger'schen

nicht nur den Tibull, sondern gleichzeitig auch den ganzen Catull und Properz einer neuen Textesrecension unterzog, die seiner wunderbaren Productionskraft eben so zum Ruhme, wie seiner genialen Verwegenheit zum Vorwurfe bei der Nachwelt gereicht hat. Es ist wahr, in geistreichem Spiel hat er das Heilmittel der Umstellung von Gedichtstheilen in einem Umfange und einer Weise zur Anwendung gebracht, dass man den Zügel masshaltender Bedächtigkeit nur allzusehr vermisst, den er selbst ohne Zweifel mit ganz anderer Strenge angelegt hätte, wenn er nicht (in der Dedicationsepistel an Puteanus) diese seine Erholungsbeschäftigung in ausdrücklichen Gegensatz zu den *graviores litterae, studia graviora* setzte. Dieses Uebermass als solches zu erkennen war keine Kunst für die Folgezeit; aber man hätte nicht, um im Sprüchwort zu reden, das Kind mit dem Bade ausschütten, nicht übersehen sollen, dass Scaliger's Stärke in der Negation, im Erkennen der Schäden und Unzuträglichkeiten liegt, seine Schwäche nur in den positiven Versuchen zu ihrer Beseitigung. Nicht seine zahlreichen Umstellungen von Distichen und Distichengruppen an sich sind es, welche den Tadel herausfordern, sondern dass es — abgesehen von ihrer Häufung und den durch sie bewirkten Zerstückelungen — nicht die rechten sind, dass sie nicht ruhig und umsichtig genug erwogen, dass sie allzuoft einseitig und übereilt sind und an die Stelle der alten Uebelstände nur neue setzen. Aber dass er an den alten überhaupt zuerst Anstoss nahm, sie constatirte und ihre Hebung den Spätern als Aufgabe hinstellte, das bleibt sein unantastbares Verdienst, welches von der Neuzeit wenig gewürdigt zu sehen Wunder nehmen muss. Es war an der Zeit und in der Ordnung dass, um nur erst einmal eine sichere Grundlage zu schaffen, zuvörderst eine Arbeit wie die Lachmann'sche eintrat, die von den Rechten subjectiver Kritik grundsätzlich absehend, nur die alte Ueberlieferung (leider im vorliegenden Falle eine nur allzu junge) in treuer und scharfer Wiedergabe vor Augen stellte. Aber aus dieser absichtlich nur relativen Leistung eine im Wesentlichen abschliessende gemacht zu sehen hätte ihr Urheber selbst gewiss am wenigsten erwar-

---

Sätze schon J. H. Voss vorangegangen in der an unverständigen und unwürdigen Aeusserungen, namentlich auch gegen Scaliger, überreichen Vorrede zu seiner Ausgabe von 1811, S. V.

tet, er der anderwärts so glänzende Beweise einer die Schranken blos historischer Ueberlieferung überspringenden Selbstthätigkeit gegeben. Und doch hat seine, unter dem rechten Gesichtspunkte so werthvolle Textesrecension des Tibull (und seiner beiden Genossen) wie mit einer Art von Bann gewirkt, der über die dort gezogenen Grenzen nicht oder kaum hinauszugehen gestattete. Gegen diesen vertrauensseligen Conservativismus Einspruch gethan und dem stillen auf Scaliger lastenden Verdammungsurtheil gegenüber zuerst in unsern Tagen eine fortschrittliche Reaction angebahnt zu haben ist ein Verdienst Friedrich Haase's; seinem Versuche, der Anfangselegie des ersten Buches auf Scaliger'schem Wege, und doch in freiester Unabhängigkeit von diesem Vorbilde, ihre ursprüngliche Gestalt zurückzugewinnen[1]), wäre wohl etwas mehr Anerkennung zu wünschen gewesen, als ihm in Bernhardy's römischer Litteraturgeschichte geworden ist. Durch solchen Vorgang ermuthigt, sind in neuester Zeit mehrfache Versuche ans Licht getreten, denselben Grundgedanken auch für andere Gedichte fruchtbar zu machen: obwohl von Uebereinstimmung in den Resultaten vorläufig noch nicht viel zu rühmen ist. Unberührt von ihnen ist aber bis jetzt eine Elegie geblieben, die durch ihre reizenden Einzelnheiten den Sinn der Leser von jeher so allgemein bestochen hat, dass man in ihr eine wahre Perle Tibullischer Lieblichkeit zu haben glaubte: die vierte des ersten Buchs, eine der frühesten uns von Tibull überhaupt erhaltenen Poesien, sehr wahrscheinlich die früheste aller erotischen. Man hatte und hat auch Recht mit diesem Glauben: und dennoch ist sie, wenn nicht Alles täuscht, ein überzeugender Beweis für die Destruction Tibullischer Poesien, die in Folge eines mittelalterlichen Missgeschicks eingetreten ist.

Ihre von Scaliger vorgenommene Umgestaltung als eine misslungene nachzuweisen dürfen wir uns so lange erlassen, bis für sie ein Vertheidiger auftritt; die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, dass sie so, wie sie in den Handschriften überliefert ist und in den Ausgaben fortgepflanzt wird, aus der Hand des Dichters hervorgegangen sei, theilen wir mit Scaliger. Wenn Gruppe in der Vorrede zu seinen 'kritischen Un-

1) 'Disputatio de tribus Tibulli locis transpositione emendandis' vor dem Breslauer Index lectionum aest. von 1855.

tersuchungen' über die römische Elegie S. V mit Gewicht hervorhob: 'es war zur Kritik dieser Dichter nicht genug, Lateinisch zu verstehen, man musste auch Poetisch verstehen', so dürfen wir zur Ergänzung hinzufügen, dass man vor Allem Logisch verstehen musste. Wie sehr die jetzige Gestalt des Gedichts dieses Verständniss vermissen lasse und wie wenig solcher Forderung durch Dissen's alles verwaschende Aesthetik Genüge geschehe, zeige zunächst die folgende Zergliederung seines Gedankenganges, für die ich sogleich die Buchstabenbezeichnung anwende, mittels deren sich weiterhin die durch einander geworfenen Theile am anschaulichsten sondern und befriedigender zusammenfügen lassen.

*I.* Der Dichter (V. 1—8).

*Aa.* Belehre mich, Priapus, durch welche Mittel du geliebte Knaben zu gewinnen weisst (1—6).

*II.* Priapus (9—72).

*Ab.* O nimm dich vor diesen gefährlichen Wesen in Acht, die durch einen oder den andern Reiz immer zu fesseln wissen (9—14).

*B.* Aber sei nicht zu ungeduldig, wenn der Gegenstand deiner Neigung sich nicht gleich ergibt, sondern lerne warten; die Zeit überwindet und reift Alles (15—20).

*C.* Auch Eidschwüre scheue nicht, denn solcherlei Schwüre bedeuten nichts in den Augen der Götter (21—26).

*D.* Aber warte nicht zu lange, denn die Jugend vergeht schnell und das traurige Alter gestattet keine Liebeslust mehr (27—38).

*E.* Du suche vor Allem durch Willfährigkeit, Hingebung, gefälliges Entgegenkommen deinen Knaben zu gewinnen: als Begleiter zu Lande und zu Wasser, als Gefährte bei Jagd und Waffenspiel u. s. w.; so erreichst du, dass er deine Liebe erst duldet, bald sucht (39—56).

*F.* Wehe über das verruchte Zeitalter, in dem Knaben ihre Gunst um Geld verkaufen; möge den Venus verderben, der das erste Beispiel dazu gegeben. Auf Dichter und Dichterlob vielmehr, ihr Knaben, legt Werth, um im Liede fortzuleben. Wer den Musen Gold vorzieht, möge das Loos der Idäischen Priester theilen (57—70).

*G.* Schmeicheln, Bitten, Klagen — das sind die Mittel, mit denen Venus siegt (71—72).

*III.* Der Dichter (73—84).

*Ha.* So Priapus, als Antwort auf meine Frage. Und nun holt euch Rath bei mir als euerm Lehrmeister, ihr alle, die ihr Liebesnoth leidet: ihr werdet mir danken und mich loben (73—80).

*Hb.* (Doch) wehe über mich selbst, dem ja der grausame Marathus alle Liebesmühen und Verführungskünste zu Schanden macht. O quäle mich nicht länger, geliebter Knabe, dass ich nicht mit meinem Lehrmeisteramte zum Gespött werde (81—84).

Jedem, der diese Gedankenreihe mit Aufmerksamkeit verfolgt, muss sich eine dreifache Wahrnehmung aufdrängen: erstens, dass in der Rede des Priapus die schroffsten, zum Theil unverständlichsten Uebergänge und Gedankensprünge stören; zweitens dass, auch davon abgesehen, allgemeine und besondere Rathschläge des Gottes ordnungslos durch einander gehen; drittens, dass eine Partie dieser Rede sich in den Zusammenhang und die Situation des Ganzen überhaupt gar nicht einfügt.

Denn was soll, um von dem letzten Punkte auszugehen, das ganze mit *F* bezeichnete Stück an der Stelle, die es jetzt einnimmt? Was hat die Wehklage über die Geldgier der Knaben mit den Mitteln zu thun, durch die spröde Gemüther überwunden werden? Sagt man etwa, damit solle nur die Empfehlung der Musenkünste, als besonders wirksamer Bewerbungsmittel, gegensätzlich eingeleitet werden, so fragen wir, wie passen solche gerade zur Person des Priapus, dessen realistischer Natur Schätzung der Poesie so fern wie möglich liegt? Und wenn man sie ihm doch zutraut, wie kommt er denn dazu, diese Ermahnung nicht an den Dichter zu richten, der sie befolgen und dadurch zu seinem Ziele gelangen kann, der ihn eben befragt hat und zu dessen Belehrung die ganze Rede gehalten wird, sondern auffälligster Weise die *pueri* selbst anzureden, von denen er doch im Anfange ganz sachgemäss in der [illegible]son gesprochen hat? — Man drückt sich nicht zu [illegible]enn man behauptet, dass darin nicht Sinn noch [illegible] das ganze Stück demnach gar nicht in die Rede [illegible]hören kann.

Und was gleich folgt (V. 71. 72): *Blanditiis vult esse locum Venus ipsa: querellis supplicibus, miseris fletibus illa favet*, steht denn das in irgend einer Verbindung mit dem Vorigen? Ja, wenn es *blanditiae*, *querellae*, *fletus carminum* wären; aber davon steht ja kein Wort da, und die natürliche Bedeutung der Worte, die wirklich dastehen, hat eben mit dem Begriff poetischer Form so gar nichts gemein, dass sich eine solche Beziehung nur mittels der unnatürlichsten und willkürlichsten Interpretation hineintragen lässt.

Hieran haben wir sogleich das erste Beispiel gänzlich mangelnden Zusammenhangs; aber es gibt andere und stärkere. Stärkere nämlich, wenn es nicht die Abwesenheit jeder Verbindung ist, was den Anstoss gibt, sondern die Anwesenheit von Verbindungspartikeln, die auf unverständliche oder verkehrte Weise verknüpfen. Im ersten Falle haben wir ja hinlänglich gelernt, bei einem Elegiker und namentlich bei Tibull einer gewissen Lässlichkeit Raum zu geben; leicht gestehen wir dem Dichter die Freiheit zu, dass er uns zumuthe zwei asyndetisch neben einander gestellte Gedanken durch das vermittelnde Bindeglied zu ergänzen, welches aus der ganzen Situation und den mit Empfänglichkeit aufgefassten Regungen seiner Seele von selbst hervorgeht. So verhält es sich mit V. 81, wo der Dichter von der Empfehlung seines *magisterium* plötzlich mit einem *heu heu* (oder *eheu*) zu dem reinen Gegensatz überspringt, den wir oben durch ein eingeschobenes einfaches 'doch' verständlich machen durften. Aber nicht ebenso verhält es sich mit V. 15 *Sed ne te capiant* —. Auf die Bitte des Dichters, ihn die rechten Liebeskünste zu lehren, antwortet Priapus zunächst mit einer flüchtigen Warnung, auf ein so missliches Spiel sich überhaupt einzulassen: einer Warnung, die so leichthin ausgedrückt ist, dass sie fast nur wie ein Seufzer über seine eigenen Erfahrungen klingt. Jetzt konnte, in prosaischer Vollständigkeit der logischen Gedankenreihe, der Mittelsatz folgen: 'jedoch wenn du einmal willst, so vernimm folgende Lehren'. Diesen Mittelsatz durfte der Dichter überspringen und sogleich fortfahren: 'Du (der du mir einmal eine solche Frage stellst) gewöhne dich vor Allem Geduld zu haben'. Aber nicht konnte er vernünftiger Weise, mittels der ganz unpassenden Conjunction *sed*, so verbinden: 'nimm dich in Acht vor den berückenden Knaben; aber lass es

dich nicht verdriessen, wenn du nicht augenblicklichen Erfolg hast'.

Kaum weniger anstössig ist V. 21 der Uebergang mit *nec*. Was kann ungeschickter sein als diese Gedankenfolge: 'Aber werde es nicht gleich überdrüssig, wenn deine Bewerbung auf Schwierigkeiten stösst; auch spare keine Eidschwüre' u. s. w.? Als wenn zwei Rathschläge irgendwie auf gleiche Linie zu stellen wären, von denen der eine so allgemein wie möglich, der andere so speciell wie möglich ist. Und nun zumal, wenn unmittelbar darauf mit *At ne tardueris* (V. 27 ff.) die Betrachtung gleich wieder ins Allgemeine zurückschlägt.

Dieser schon oben betonte Anstoss eines in befremdlichster Weise springenden Wechsels zwischen generellen und speciellen Reflexionen geht aber durch die ganze Priapusrede, wie sie jetzt vorliegt, durch: *B* (15—20) generell; *C* (21—26) speciell; *D* (27—38) generell; *E* (39—56) speciell. An sich ist beides gleich denkbar und gleich berechtigt, dass entweder die allgemeinen Motive voran-, die besondern nachgestellt, oder aber mit den letztern begonnen und von ihnen zu den allgemeinern aufgestiegen wurde; das Durcheinander beider kann nicht Absicht eines verständigen und sinnigen Dichters sein [1]).

Zwei Stücke unseres Gedichtes sind es, die sich nach diesen Erwägungen als unpassend und störend an der Stelle, die sie jetzt einnehmen, erwiesen haben: *F* (57—70) und *C* (21—26). Scheidet man sie an diesen Stellen einfach aus, so ergibt sich nun weiter die überraschende Wahrnehmung, dass dann *E* und *G*, und wiederum *B* und *D* zusammenschliessen

---

1) Solcherlei Anstösse sind es, an denen eine sonst wohlberechtigte Nachsicht ihre unzweifelhafte Grenze findet, wie die von Bernhardy R. L. S. 582 (4. Ausg.) empfohlene: 'Nur möge man nicht vergessen, dass die Composition des Dichters in seinen gemüthlichsten Elegien immer dehnbar ist; vermöge der weichen Gliederung können auch die Sätze leicht ihren Platz wechseln; mit gleicher Wahrscheinlichkeit darf man daher Umstellungen empfehlen und dieselben bestreiten'. Wir haben das nicht vergessen; aber eine so hoch gesteigerte Unparteilichkeit und Weitherzigkeit würde meines Erachtens allen Begriff von Methode aufheben. Wie weit auch wir der 'Dehnbarkeit' eines 'lockern Gefüges' Rechnung tragen, können in der am Schluss dieses Aufsatzes mitgetheilten Restitution unseres Gedichtes die Uebergänge bei V. 15, 67 und 71 beweisen; wenn man will, auch die Stellung der beiden Gedankengruppen V. 29—34 und 35—40 (der neuen Zählung).

wie angegossen. Dort wird die Reihe specieller Vorschriften, die sämmtlich die Empfehlung eines eifrigen *obsequium* zum Inhalte haben, abgeschlossen mit der Zusammenfassung aller einzelnen Dienstleistungen und Bewerbungen in die Begriffe *blanditiae*, *supplices querellae*, *miseri fletus*. Hier ist es eine noch viel einleuchtendere Ergänzung eines Gegensatzes durch den andern, wenn es V. 15—20 und 27—38 heisst *Sed ne te capiant*, *primo si forte negabit*, *taedia* und im Anschluss daran *At si tardueris*, *errabis* u. s. w., d. h. 'sei nicht zu hastig, aber auch nicht zu träge', oder 'lerne warten, aber warte auch nicht zu lange'. Dass man diesen schlagenden gegensätzlichen Zusammenhang verkennen konnte, darf billig in Verwunderung setzen.

Aber was wird nun mit den beiden an sich feinen und geschmackvollen, an ihrer jetzigen Stelle unbrauchbaren, weil allen gesunden Gedankenfortschritt unterbrechenden Einschiebseln *C* und *F*? Wenn das letztere Stück als ganz ungehörig für die Rede des Priapus erkannt wurde, so ist es nur die einfache Consequenz, dass es dem Dichter selbst in den Mund gelegt werde. So aber findet es wiederum keinen andern, dafür aber einen um so schicklichern, Platz als am Ende der ganzen Elegie. Der Dichter hat hier (V. 81—84) eine schmerzliche Klage ausgestossen über die Sprödigkeit seines Marathus und die Vergeblichkeit seiner eigenen Gunstbewerbungen. Da steigt ihm der Verdacht auf, dass auch Marathus von der Pest der Gegenwart, schnöder Geldsucht, angesteckt sein könne und darin die Ursache seiner Kälte zu suchen sei; mit tiefem Unwillen geisselt er solche Unwürdigkeit, hebt in gerechtem Selbstgefühl den Werth einer Dichterliebe hervor, und gibt mit einer energischen Verwünschung der habgierigen Musenverächter der Elegie einen kräftigen Schluss. — Was in diesem Stadium seiner Liebespein nur erst erwachender Verdacht und darum sehr angemessen ans Ende der Elegie gestellt ist, hat sich ihm dann in einer unmittelbar anschliessenden Elegie, der neunten desselben Buchs, zur bösesten Gewissheit gesteigert und zieht sich darum hier mit vollem Gewicht als Hauptgedanke durch das ganze Gedicht. Denn dass dieser psychologische und chronologische Zusammenhang diese beiden Elegien verknüpfe, denen dann als Schlussglied die achte folgte, hat Gruppe's Darlegung (I S. 199 ff.) wohl zu allgemeiner Ueberzeugung erwiesen.

Von dem Stücke *C* dagegen ist es klar, dass es sich, weil selbst specieller Natur, der Stelle anschliessen muss, welche die speciellen Rathschläge des Priapus enthält. Und das geschieht so glatt wie möglich, wenn man auf das Distichon *G* (V. 71. 72) *Blanditiis vult esse locum Venus ipsa: querellis supplicibus, miseris fletibus illa favet* unmittelbar folgen lässt die Verse 21—26: *Nec iurare time* u. s. w., wodurch das in sich Gleichartigste — Schmeicheln, Bitten, Klagen, Schwören — auf das Angemessenste verbunden erscheint.

Wir haben so für die Rede des Priapus zwei Theile, deren jeder in sich wohl zusammenhängt: *BD* und *EGC*, und die Frage ist nur noch, welcher von beiden voran, welcher nachzustellen sei. Oder vielmehr, es ist keine Frage, dass *BD* nicht vorausgehen kann wegen seines unverständlichen *Sed* zu Anfang des V. 15, dass dagegen sehr wohl an die Einleitungsverse des Gottes (9—14) sich mit *Tu, puero quodcumque tuo tentare libebit, cedas* u. s. w. (39—56. 71—72. 21—26) der specielle Theil, an ihn sodann mit *Sed ne te capiant* u. s. w. (15—20. 27—38) der generelle Theil der Lehren des Priapus anreiht, dessen Rede so auch ihrerseits kräftig, nämlich mit einer lebhaften Klage über die Vergänglichkeit irdischer Schönheit (35—38) abschliesst. Das mit so grossem Gewicht in V. 39 vorangestellte *Tu* erhält erst jetzt sein wahres Verständniss, indem es in der oben (S. 61 u.) erörterten Weise den vom Dichter nicht ausdrücklich ausgeführten Uebergang ersetzt.

Fassen wir die bisherigen Ermittelungen in eine Uebersicht zusammen, so hat sich ergeben, dass durch Umstellung von Versgruppen

| aus | | werden muss | |
|---|---|---|---|
| *A* | (1—14) | *A* | (1—14) |
| *B* | (15—20) | *E* | (39—56) |
| *C* | (21—26) | *G* | (71. 72) |
| *D* | (27—38) | *C* | (21—26) |
| *E* | (39—56) | *B* | (15—20) |
| *F* | (57—70) | *D* | (27—38) |
| *G* | (71. 72) | *H* | (73—84) |
| *H* | (73—84) | *F* | (57—70). |

Und, wohl zu merken, ist das eine Anordnung, in der alle überlieferten Elemente rein und nett aufgehen, ohne Ueberschuss und ohne Deficit, d. h. ohne irgendwo der Annahme einer Interpolation oder eines Ausfalls zu bedürfen. Freilich ist die

Versetzung an sich auf den ersten Anblick eine starke, und ich zweifle nicht, dass diejenigen, denen das *nil contra codices* höchstes Dogma ist, Anathema rufen werden über eine Kühnheit, die nur auf ihrer innern Berechtigung ruht. Das können sie; aber was sie nicht können, ist zweierlei: erstens beweisen, dass in dem überlieferten Text nicht durchgehends Ungleichartiges und Unverträgliches verbunden, Gleichartiges und Zusammengehöriges auseinander gerissen sei; zweitens darthun, dass alle diese Uebelstände durch die vorgeschlagene Anordnung nicht vollständig beseitigt seien, ohne neue herbeizuführen. Und das bleibt die Hauptsache. Lässt sich daneben der secundäre Wunsch erfüllen, die Entstehungsweise der Verwirrung anschaulich und über das unberechenbare Spiel des Zufalls hinaus nachgewiesen zu sehen, so ist ja das sehr erwünscht; aber unerlässlich ist es hier so wenig, wie in andern Fällen, in denen lediglich die *ratio* durch eingeborene Kraft gesiegt hat über alle diplomatische Beglaubigung, auch wo deren stufenweise Alteration nicht im Einzelnen darlegbar. Denn *una et simplex veritas, sed erroris via multiplex.*

Schon Scaliger gestand (zu I, 1, 58), es sei leichter, sich über die auffallenden Verwirrungen der handschriftlichen Ueberlieferung zu verwundern, als von ihrer Entstehung Rechenschaft zu geben. Wenn Haase Recht hat mit der ansprechenden Vermuthung [1], dass die auf uns gekommenen 'Tibullischen Gedichte' mit nichten auf eine vom Dichter selbst veranstaltete und zur Veröffentlichung bestimmte Redaction zurückgehen, sondern vielmehr ein Convolut verschiedenartiger, im poetischen Kreise (*docta cohors*) des Messalla entstandener Poesien seien, die dort eine Art von 'Familienbuch' ('Album' nach heutigem Modeausdruck) bildeten, so würde sich Vieles erklären. Es wäre so von vorn herein die Möglichkeit gegeben, nicht nur dass Entwürfe und Ausführungen, Fertiges und Unfertiges, Meisterhaftes und Dilettantisches, Aelteres und Jüngeres neben und durch einander bewahrt wurde und bunte Reihe machte, sondern auch dass manche Nummern etwa nur aus losen Blättern bestanden, vielleicht blossen Brouillons, aus denen ein leidliches Ganze erst stückweise zusammengesetzt werden musste und so gar leicht die richtige Anordnung ver-

1) In den 'Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik' 1837, Januar, S. 10.

fehlte. Aber jene Hypothese, die freilich in ihrer unbegrenzten Weite Alles und noch Einiges mehr erklären könnte, bietet uns doch nur eine allgemeine Möglichkeit, die einer speciellen d. h. augenfällig und greifbar nachzuweisenden weichen muss, weil damit eben aus der Möglichkeit eine Wahrscheinlichkeit wird. Und eine solche ergibt sich, wenn wir nicht bis zum Hause und Kreise des Messalla zurückgreifen, sondern die Ursache der Verwirrung in der Beschaffenheit einer mittelalterlichen Urhandschrift suchen [1]).

Einem auch nur flüchtigen Ueberblick über die oben gesonderten Theile der Elegie kann es nicht entgehen, wie entschieden in ihnen überall eine Sechszahl von Versen vorherrscht oder, was auf dasselbe hinauskömmt, eine mit 6 dividirbare Zahl. Dies führt uns auf das Bild eines Codex, der, von nicht grossem Format, auf jeder Seite 12 Zeilen, d. h. 6 stets in zwei Zeilen gebrochene Verse zählte. Natürlich hat man an einen Codex aus der Periode von etwa dem fünften bis achten Jahrhundert, und an Uncial- oder Majuskelschrift zu denken: wofür es unnöthig ist bekannte, durchaus analoge Beispiele anzuführen. In diesem Codex erstreckten sich die 84 Verse unseres Gedichts über 14 volle Seiten (oder bei anderer Vertheilung über 15 Seiten, von denen die erste und die letzte nicht voll waren). Ob diese sich so ergebenden 7 (oder 8) Blätter einem und demselben Quaternio angehörten oder auf zwei fielen, ist für unsern Zweck gleichgültig, obgleich aus gewissen Gründen das erste mir wahrscheinlicher. Das Wichtige, worauf es uns ankömmt, ist vielmehr, dass die zum Quaternio verbundenen Blätterpaare, sei es alle oder nur ein Theil derselben, sich in je zwei Einzelblätter aufgelöst hatten und in Folge dessen in Unordnung geriethen. Und zwar sind es **nur zwei** solche Blätter, die, an falsche Stelle gekommen, die ganze Störung verschuldeten, indem nämlich das dritte nach dem fünften, das sechste nach dem siebenten zu stehen kam. Lagen sie in dieser Reihenfolge dem Abschreiber vor, so brauchte wie-

1) Warum ich einem derartigen Versuche von O. Korn (Rhein. Mus. f. Phil. XX S. 167 ff.) nicht beitreten kann, wird aus der nachfolgenden Darlegung von selbst ersichtlich. Für solche Nachweisungen muss man viel höher in das Mittelalter zurückgreifen, nicht von der Gestalt der Handschriften des 15. Jahrhunderts, mit ihren 20 — 30 Zeilen auf der Seite, ausgehen.

derum dieser nur zweimal ein sehr naheliegendes Versehen zu begehen, und die jetzige Ordnung war geschaffen. Denn allzu geringfügig, um einen in allem Uebrigen so einleuchtend zu Tage tretenden Hergang zu beeinträchtigen, ist der kleine Rest, der daraus sich nicht herleiten lässt, sondern einem nicht näher nachweisbaren Zufall auf Rechnung zu schreiben ist: die jetzige Stellung des vereinzelten Distichons V. 71. 72 = Stück *G*, welches vermuthlich irgendwo am Rande nachgetragen, später zwischen *F* und *H* verschlagen wurde. Zur Veranschaulichung des ganzen Hergangs diene das folgende Schema der ursprünglichen Vertheilung [1]), in welchem ich mit *a* und *b* Vorder- und Rückseite bezeichne:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| I *a* | ...—1. 2 | ($A^1$) | — | I *b* | 3 — 8 | ($A^2$) |
| II *a* | 9—14 | ($A^3$) | — | II *b* | 39—44 | ($E^1$) |
| III *a* | 45—50 | ($E^2$) | — | III *b* | 51—56 | ($E^3$) |
| IV *a* | 21—26 | (*C*) | — | IV *b* | 15—20 | (*B*) |
| V *a* | 27—32 | ($D^1$) | — | V *b* | 33—38 | ($D^2$) |
| VI *a* | 73—78 | ($H^1$) | — | VI *b* | 79—84 | ($H^2$) |
| VII *a* | 57 — 62 | ($F^1$) | — | VII *b* | 63—70 | ($F^2$) |
| | (oder 57—64) | | | | (oder 65—70) | |

Ob auf Blatt VII ein, wie hier angenommen, im Texte irrthümlich übersprungenes Distichon am Rande der Vorder- oder der Rückseite nachgetragen wurde, ist nicht zu errathen und kömmt auf Eins hinaus. — Diese 7 gelösten Einzelblätter hatte nun oder nahm der Abschreiber in dieser Folge vor sich: I. II. IV. V. III. VII. VI, fiel aber im Verlauf seiner Arbeit in das zwiefache Versehen, erstens, dass er, nachdem er die Vorderseite von II copirt, mit dem Blatt zu Ende zu sein glaubte und erst, als er schon Blatt IV und V copirt hatte, auf die Auslassung aufmerksam wurde und nun die Rückseite von II nachholte; zweitens, dass er Blatt IV verkehrt in die Hände nahm und dessen

1) Wenn, wie ich glaube, aber hier nicht weiter ausführen will, Alles in den Umfang Eines Quaternio fiel, so würden die Blätter so zu verbinden sein:




wo denn VIII den Anfang von Elegie 5 enthielt. Aus ihrem Zusammenhange gelöst wären dann mindestens das zweite, dritte und mittelste Blätterpaar gewesen.

Rückseite der Vorderseite vorangehen liess. Die Folge dieses doppelten Fehlgriffs war also ganz nothwendig die jetzige Ordnung:

| | | |
|---|---|---|
| I *a* ...—1. 2 ($A^1$) | — | I *b* 3 — 8 ($A^2$) |
| II *a* 9—14 ($A^3$) | — | * |
| IV *b* 15—20 ($B$) | — | IV *a* 21—26 ($C$) |
| V *a* 27—32 ($D^1$) | — | V *b* 33—38 ($D^2$) |
| * | — | II *b* 39—44 ($E^1$) |
| III *a* 45—50 ($E^2$) | — | III *b* 51—56 ($E^3$) |
| VII *a* 57—62 ($F^1$) | — | VII *b* 63—70 ($F^2$) |
| (oder 57—64) | | (oder 65—70) |
| VI *a* 73—78 ($H^1$) | — | VI *b* 79—84 ($H^2$) |

---

Welche weitere Bestätigung die im Vorstehenden dargelegte Gestalt eines Urcodex aus andern Theilen der Tibullischen Gedichtsammlung empfange, und welche Anwendung wiederum sich von ihr auf die Reconstruction der letztern machen lasse, bleibt weiterer Betrachtung vorbehalten. Wenden wir lieber zum Schluss den Blick von der mechanischen Symmetrie der handschriftlichen Ueberlieferung auf die künstlerische Symmetrie der ursprünglichen Dichtung zurück. Was dort die Sechszahl von Versen oder die entsprechende Zwölfzahl von Zeilen, das ist hier, nur nicht als starre Fessel, die Trias von Distichen, die einen mehr oder weniger geschlossenen Gedankencomplex gibt. Entging das Vorherrschen dieser Form schon bei der bisherigen Gestalt des Gedichts nicht [1], so tritt sie an der empfohlenen Neuordnung noch weit einleuchtender und zugleich einschmeichelnder zu Tage. Dass man, wo immer bei Tibull, dem von Alexandrinischer Künstelei so weit entfernten Dichter, eine ähnliche Symmetrie bemerkbar ist, nicht sofort ein förmliches, bindendes, absolut durchgeführtes Compositionsgesetz aus der an sich richtigen Beobachtung machen dürfe, darin stimmt meine Ueberzeugung ganz mit den einsichtigen und besonnenen Aeusserungen zusammen, mit denen sich neuerlich über diese Frage Eberz [2]) in

---

1) Zuletzt betont in H. Bubendey's 'Quaestiones Tibullianae' (Bonn 1864) S. 9 ff.; auch schon von Dissen hervorgehoben. Der von Bubendey aufgestellten Disposition unserer Elegie darf ich mich begnügen die meinige einfach entgegenzustellen, ohne auf das Einzelne näher einzugehen.

2) In Kürze auch W. Wagner im Rhein. Mus. f. Phil. XX S. 315.

Fleckeisen's Jahrbüchern f. Phil. Bd. 91 S. 851 ff. ausgesprochen hat. Es ist nur das natürliche Gefühl für Harmonie, halb unbewusst, halb ins Bewusstsein getreten, welches den Dichter sich aus innerm Triebe in symmetrischen Gliedern bewegen lässt, die dennoch der Freiheit seines Gedankenganges oder seiner wechselnden Empfindungen keine Gewalt anthun. Um diess an unserer Elegie im Einzelnen nachzuweisen und zu anschaulicher Einsicht zu bringen, wird es unerlässlich sein, zuvörderst das ganze Gedicht in der hergestellten ursprünglichen Gestalt vor Augen zu stellen, um dann nach den neuen Verszahlen citiren zu können.

'Sic umbrosa tibi contingant tecta, Priape,
  Ne capiti soles, ne noceantve nives:
Quae tua formosos cepit sollertia? certe
  Non tibi barba nitet, non tibi culta coma est:
5 Nudus et hibernae producis frigora brumae, 5
  Nudus et aestivi tempora sicca canis.'
Sic ego. tum Bacchi respondit rustica proles,
  Armatus curva sic mihi falce deus:
'O fuge te tenerae puerorum credere turbae:
10 Nam causam iusti semper amoris habent. 10
Hic placet, angustis quod equum compescit habenis:
  Hic placidam niveo pectore pellit aquam.
Hic, quia fortis adest audacia, cepit: at illi
  Virgineus teneras stat pudor ante genas.
15 Tu, puero quodcumque tuo tentare libebit, 39
  Cedas: obsequio plurima vincit amor. 40
Ne comes ire neges, quamvis via longa paretur
  Et canis arenti torreat arva siti,
Quamvis praetexens picea ferrugine caelum
20 Venturam admittat nimbifer Eurus aquam.
Vel si caeruleas puppi volet ire per undas, 45
  Ipse levem remo per freta pelle ratem.
Nec te paeniteat duros subiisse labores
  Aut opera insuetas atteruisse manus:

---

17 *Ne* für *Neu*, was das Gedankenverhältniss zurückweist.
20 *nimbifer* mit Heinsius für das metrisch unstatthafte *imbrifer*; *Eurus* (s. Huschke's Note) statt *arcus*, was an sich untadelig, doch mit *caelum* in dieser Verbindung nicht verträglich.

25 Nec, velit insidiis altas si claudere valles,
Dum placeas, umeri retia ferre negent. 50
Si volet arma, levi tentabis ludere dextra:
Saepe dabis nudum, vincat ut ille, latus.
Tunc tibi mitis erit, rapias tum cara licebit
30 Oscula: pugnabit, sed tamen apta dabit.
Rapta dabit primo, mox offeret ipse roganti: 55
Post etiam collo se implicuisse volet.
Blanditiis vult esse locum Venus ipsa: querellis 71
Supplicibus, miseris fletibus illa favet.
35 Nec iurare time: Veneris periuria venti 21
Irrita per terras et freta summa ferunt.
Gratia magna Iovi: vetuit pater ipse valere,
Iurasset cupide quidquid ineptus amor:
Perque suas impune sinit Dictynna sagittas 25
40 Affirmes, crines perque Minerva suos.
Sed ne te capiant, primo si forte negabit, 15
Taedia: paullatim sub iuga colla dabit.
Longa dies homini docuit parere leones:
Longa dies molli saxa peredit aqua.
45 Annus in apricis maturat collibus uvas:
Annus agit certa lucida signa vice. 20
At si tardueris, errabis: transiet aetas. 27
Quam cito non segnis stat remeatque dies!
Quam cito purpureos deperdit terra colores,
50 Quam cito formosas populus alba comas! 30
Quam iacet, infirmae venere ubi fata senectae,
Qui prior Eleo est carcere missus equus!
Vidi olim iuvenem, premeret cum serior aetas,
Maerentem stultos praeteriisse dies.
55 Crudeles divi! serpens novus exuit annos: 35
Formae non ullam fata dedere moram.

---

24 *opera* als Ablativ zu *insuetas*, nicht etwa mit Dissen in äusserst ungefälligem Constructionswechsel als Nominativ. Vom Plural *opera* lässt sich kaum Gebrauch machen.

47 Wozu werden so schöne und sichere Emendationen gemacht wie das Lachmann'sche *tardueris* statt *tardus eris* (zu Lucr. p. 207), wenn sie für die Nachfolger gar nicht existiren?

53 *olim* ('manchmal') für das unerträglich matte *iam*.

Solis aeterna est Phoebo Bacchoque iuventa:<br>
  Hinc decet intonsus crinis utrumque deum.'<br>
Haec mihi, quae canerem Titio, deus edidit ore: 73<br>
60 Sed Titium coniunx haec meminisse vetat.<br>
Pareat ille suae: vos me celebrate magistrum, 75<br>
  Quos male habet multa callidus arte puer.<br>
Gloria cuique sua est: me, qui spernentur, amantes<br>
  Consultent: cunctis ianua nostra patet.<br>
65 Tempus erit, cum me Veneris praecepta ferentem<br>
  Deducat iuvenum sedula turba senem. 80<br>
Eheu, quam Marathus lento me torquet amore!<br>
  Deficiunt artes deficiuntque doli.<br>
Parce puer quaeso, ne turpis fabula fiam,<br>
70 Cum mea ridebunt vana magisteria.<br>
Heu, male nunc artes miseras haec saecula tractant: 57<br>
  Iam tener assuevit munera velle puer.<br>
At tua, qui Venerem docuisti vendere primus,<br>
  Quisquis es, infelix urgeat ossa lapis. 60<br>
75 Pieridas, pueri, doctos et amate poetas,<br>
  Aurea nec superent munera Pieridas.<br>
Carmine purpurea est Nisi coma: carmina ni sint,<br>
  Ex umero Pelopis non nituisset ebur.<br>
Quem referent Musae, vivet, dum robora tellus, 65<br>
80 Dum caelum stellas, dum vehet amnis aquas.<br>
At qui non audit Musas, qui vendit amorem,<br>
  Idaeae currus ille sequatur Opis,<br>
Et ter centenas erroribus expleat urbis,<br>
  Et secet ad Phrygios vilia membra modos. 70

In den drei ersten Distichen (1—6) ist des Dichters Anrede an Priapus enthalten, welche das ganze Gedicht eröffnet und seinen wesentlichen Inhalt ankündigt. Von ihm wird durch

58 *Hinc* für ein logisch unverständliches *Nam*. Mit feinster Rückbeziehung auf V. 4 gibt hier, und zwar gerade zum Schluss seiner ganzen Rede, Priapus die Antwort auf den Spott in der Anrede des Dichters *non tibi culta coma est*. Schrader's *Quam* ist ganz unbrauchbar.

66 *senem*] ob nicht *domum* mit Scaliger und Valckenaer zu Callimach. p. 204?

67 *Eheu* statt *Heu heu*, wegen des in V. 71 gleich folgenden *Heu*. Dem *He heu* des Pariser Codex steht *Eheu* ungefähr eben so nahe wie *Heu heu*.

ein mesodisches Distichon (7. 8) die Brücke geschlagen zu der Antwort des Priapus. Diese gibt zunächst in drei Distichen (9—14) ein Exordium, worauf in dreimal drei Distichen (15—32) der Kern aller Lehren und Rathschläge des Gottes folgt: die Empfehlung des *obsequium* in allen seinen Formen und Aeusserungen, als sichersten Mittels zu dem am Schluss mit lockenden Farben in Aussicht gestellten Erfolge. Alle diese Einzelnheiten fasst wiederum ein mesodisches (dem Gedankeninhalte nach zugleich epodisches und proodisches) Distichon (33. 34), zu grossem Vortheil der Uebersichtlichkeit, abschliessend und vervollständigend (*blanditiis*, *querellis*, *fletibus*) zusammen, und leitet damit einen, ebenfalls in drei Distichen (35—40) gefassten, gleichsam epodischen Nachtrag zu V. 15—32 ein, dessen Inhalt (*periuria*) nicht unter den Begriff des *obsequium* selbst fällt, aber den Forderungen desselben ergänzend zur Seite tritt[1]). Hiermit sind die speciellen Vorschriften erschöpft und es reihen sich jetzt abermals in dreimal drei Distichen (41—58) die generellen an, in einem Drittel (41—46) vor hastiger Ungeduld, in den zwei folgenden (47—58) vor schlaffer Säumniss warnend und die letztere Warnung mit der Vergänglichkeit aller Schönheit und Jugend motivirend. Und genau wie oben der Kern der speciellen Lehren mit den Freuden der Erhörung in zwei Distichen (29—32) abschloss, so hier in zwei Distichen (55—58) die generelle Ermahnung mit der

1) Statt der oben empfohlenen lässt sich auch eine andere Gliederung der Verse 15—34 aufstellen, über deren Vorzug man streiten kann. Danach würden nicht V. 33. 34, sondern vielmehr V. 15. 16 ein vereinzeltes, intercalares Distichon bilden, und zwar ein proodisches, welches den Grundgedanken vorausschickte, der sodann in dreimal drei Distichen (17—34) ausgeführt wäre. Dieses alsdann so, dass die letzte Trias (29—34) mit der Schilderung des Erfolges (29—32) zugleich dessen Zurückführung auf die kurz zusammengefasste Summe aller von V. 17—28 reichenden Ausführungen verbände. Auch so würden sich V. 35—40 gleichwie ein Corollarium, welches unter Umständen zweckmässig hinzutrete, passend genug anschliessen. — Dass ich die obige Eintheilung vorziehe, beruht lediglich darauf, dass aus ihr eine grössere Concinnität im Bau des ganzen Gedichts hervorspringt, wie das zum Schluss mitzutheilende Zahlenschema zeigt. Denn statt der dortigen Figur

3 . 3 . 3 . 3 + 1 + 3 . 3 . 3 . 3

ergäbe sich so für die Rede des Priapus die viel unregelmässigere

3 + 1 + 3 . 3 . 3 . 3 + 3 . 3 . 3

Klage über die Unvollkommenheit der irdischen Zustände: — womit nicht gesagt sein soll, dass diese Symmetrie mehr als eine instinctive, halb zufällige sei.

Wenn in der allgemeinen Disposition des Gedichts die Eingangsrede des Dichters als Proodos gedacht werden kann, die den Mittelpunkt des Ganzen bildende Rede des Priapus, freilich nur in annähernder Weise, ein Analogon von Strophe und Antistrophe darbietet, so lässt sich nun die Schlusspartie von V. 59—84, in dem der Dichter wieder selbst das Wort nimmt, gewissermassen als Epodos betrachten, und könnte sich eben als solche der Forderung einer weiter durchgeführten strengern Symmetrie ganz entziehen. Nähme man etwa V. 59. 60 auch hier für ein einzeln stehendes Uebergangsdistichon, so blieben zwölf d. h. viermal drei Distichen übrig; aber erstens schlägt doch jenes Einzeldistichon mit seinem Pentameter schon ganz in die nächste Gedankenreihe über, und zweitens wäre auch die nachfolgende Viertheilung eine rein äusserliche, weil mit der innern Gedankengliederung sich mit nichten deckende. Denn diese ergibt vielmehr drei Gruppen von 3, 2, 7 Distichen: in V. 61—66 die Proclamation des Dichters als magister amoris; 67—70 die plötzliche Erinnerung an den eigenen Misserfolg dem Marathus gegenüber; 71—84 die argwohnvolle Klage über das Umsichgreifen schnöder Geldsucht bei schönen Knaben. Da indess Zahlen wie 4, 3, 2, 7 aller Harmonie geradezu Hohn sprechen, so wird sich vielmehr eine Auffassung empfehlen, die nur statt der bisher vorherrschenden Trias von Distichen jetzt Dyaden eintreten lässt, aber theils triadisch verbunden, theils durch eine in die Mitte gestellte Trias unterbrochen. So zerfällt uns die Gesammtheit der letzten 13 Disticha in zwei Gruppen, von denen die erste in dem Distichenpaare V. 59—62 die Priapusrede in Anwendung auf den Titius, und ihren Gegenstand, die Knabenliebe, in Gegensatz zu dessen legitimer Neigung setzt, im zweiten Distichenpaare V. 63—66 den Beruf eines Lehrers der erstern feiert, im dritten V. 67—70 das eigene Verfehlen dieses Berufs beklagt: während die zweite Gruppe ganz dem Verdachte der Geldsucht, als der Ursache jenes Verfehlens, gewidmet, zuerst in dem Distichenpaare V. 71—74 den Verdacht ausspricht und mit einer Verwünschung begleitet, hierauf in der Distichentrias V. 75—80 als Gegensatz Dichtkunst und Musengunst aufstellt

und mit dem Schlusspaare V. 81—84 die Verächter dieser Gaben zu der entehrendsten Schmach verurtheilt.

Die ganze hier entwickelte Folgenreihe von Gedanken und Empfindungen lässt sich jetzt sehr füglich durch ein Zahlenschema veranschaulichen, dessen zusammengehörige Theile durch die unterhalb angebrachten Verbindungslinien bezeichnet sind. Allerdings geben sie nicht die architectonisch abgezirkelte Symmetrie altfranzösischer Taxushecken, aber gern wird man sich an deren Statt eine allgemeiner wirkende Harmonie gefallen lassen, die, um im Bilde zu bleiben, der anmuthigen Freiheit englischer Parkanlagen vergleichbar ist.

Und nun wird es zum Schluss erlaubt sein, uns der Ueberraschung zu freuen, dass, wenn wir von den Gedankenreihen im Kleinen und Einzelnen und ihrem engern gegenseitigen Verhältniss absehen, uns zugleich eine gar nicht gesuchte symmetrische Proportion im Ganzen und Grossen entgegentritt, wie sie durch die oberhalb gezogenen Verbindungslinien angedeutet ist: ganz entsprechend den drei grossen Hauptbestandtheilen, aus denen sich das ganze Gedicht zusammensetzt: Prolog des Dichters, Rede des Priapus als ganz besonders symmetrisch geordnetes Mittelstück, und Epilog des Dichters. Wobei ich nicht verfehle nochmals hervorzuheben, dass ich weit entfernt bin, alle diese in einander greifenden Symmetrien auf eine bewusste künstliche Berechnung des Dichters im Einzelnen zurückzuführen, wohl aber in ihnen die stillen Wirkungen einer wahren Künstlernatur sehe, deren innerm Sinne die Geheimnisse der Harmonie aufgegangen sind.

| 3 | 1 | 3 | 3 | 3 | 3 | 1 | 3 | 3 | 3 | 3 | 2 | 2 | 2 | 2 | 3 | 2 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1—6 | 7. 8 | 9—14 | 15—20 | 21—26 | 27—32 | 33. 34 | 35—40 | 41—46 | 47—52 | 53—58 | 59—62 | 63—66 | 67—70 | 71—74 | 75—80 | 81—84 |

Herr *Drobisch*, Mitglied der mathemat.-phys. Classe, übergab folgende Abhandlung: *Ein statistischer Versuch über die Formen des lateinischen Hexameters.*

Untersuchungen die moralische Statistik betreffend, welche ich in Kurzem zu veröffentlichen beabsichtige, leiteten mich auf den Gedanken, dass die Methode, durch die es gelungen ist, nicht nur in scheinbar ganz regellos sich aneinander reihenden Naturereignissen, z. B. in dem Wechsel der Windrichtungen, sondern sogar in gleichartigen, aber willkürlichen menschlichen Handlungen, die sich alljährlich wiederholen, wie Heirathen, Verbrechen und Selbstmorde, wofern man nur eine hinlänglich grosse Anzahl derselben in gleichen Zeiträumen vergleicht, eine durchschnittliche Gesetzmässigkeit zu entdecken, wol auch mit Erfolg auf manche Erscheinungen im Gebiete der Sprache anwendbar seyn müsse. Es liegt z. B. sehr nahe, dass auf diese Weise das Verhältniss, in welchem in den Worten einer Sprache Vocale und Diphthongen zu den Consonanten stehen, sich ermitteln lässt. So fand ich aus 50 Zeilen in *Caesar de bello gall.* VII, 44, dass hier durchschnittlich unter 100 Lauten 42 Vocale oder Diphthongen, daher 58 Consonanten sind, indess sich aus den ersten 70 Versen von *Horat. epist. ad Pisones* ergab, dass hier 41 Vocale und Diphthongen auf 59 Consonanten kommen. Das erste Capitel von *Cicero de oratore* dagegen gab 43 Vocale und Diphthongen auf 57 Consonanten. Im Deutschen erhielt ich aus den ersten 36 Zeilen von Goethe's Wilhelm Meister auf 36 Vocale und Diphthongen 64 Consonanten, so dass hier das Verhältniss jener zu diesen 5 : 9, dagegen im Lateinischen im Mittel 5 : 7 ist.*)

*) Ich werde darauf aufmerksam gemacht, dass schon E. Förstemann ähnliche und weiter gehende Untersuchungen ausgeführt hat (vgl. dessen Aufsatz: numerische Lautverhältnisse im Griechischen, Latei-

Einen reichhaltigeren Stoff zu einer Untersuchung ähnlicher Art bieten die verschiedenen Formen des Hexameters dar. Sieht man nämlich ab von dem verhältnissmässig nur selten vorkommenden Spondiacus, betrachtet man also als die normale Form des Hexameters diejenige, in welcher der fünfte Fuss ein Dactylus ist; lässt man ferner den nicht schwer in's Gehör fallenden Unterschied, ob der sechste Fuss ein Spondeus oder Trochäus ist, unbeachtet, so kann der Hexameter, wenn man den Spondeus durch *s*, den Dactylus durch *d* bezeichnet, hinsichtlich der Zahl und Anordnung beider, in den vier ersten Füssen folgende 16 verschiedene Formen haben:

| | |
|---|---|
| *ssss* | 4 Spondeen, |
| *sssd* | 3 Spondeen und 1 Dactylus, |
| *ssds* | |
| *sdss* | |
| *dsss* | |
| *ssdd* | 2 Spondeen und 2 Dactylen, |
| *sdsd* | |
| *sdds* | |
| *dssd* | |
| *dsds* | |
| *ddss* | |
| *sddd* | 1 Spondeus und 3 Dactylen, |
| *dsdd* | |
| *ddsd* | |
| *ddds* | |
| *dddd* | 4 Dactylen. |

schen und Deutschen« in Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 1. S. 163 ff.). Nach ihm sind unter 100 Lauten im Griechischen 46 Vocale und 54 Consonanten, im Lateinischen 44 Voc. und 56 Cons., im Gothischen 41 Voc. und 59 Consonanten. Es wird dabei bemerkt, dass »Diphthonge und verdoppelte Consonanten als einfache« gezählt wurden, aber aus wievielen Schriftstellern (Prosaikern oder Dichtern), und aus welcher Zahl von Lauten diese Verhältnisse abgeleitet worden sind, ist nicht angegeben. In Bezug auf das von mir gefundene Verhältniss zwischen Vocalen und Consonanten im Lateinischen, das hinsichtlich der Vocale im Durchschnitt um 2 Procent niedriger, daher hinsichtlich der Consonanten ebensoviel höher ist, bemerke ich, dass auch ich die Diphthongen einfach, dagegen die verdoppelten Consonanten doppelt gezählt habe, woraus sich vielleicht, wenigstens theilweise, die Differenz erklärt. Die 50 Zeilen bei Cäsar enthielten nach meiner Zählung 692 Vocale und 945 Consonanten, woraus sich in Procenten 42,8 Vocale und

Alle diese Formen kommen in den lateinischen Dichtern, auf welche sich die nachfolgende Untersuchung beschränkt, vor, aber in sehr ungleicher Zahl. Sie sind auch gewiss hinsichtlich des Wohlklangs nicht gleich berechtigt, ja vielleicht, was von dem relativen Reichthum der Sprache an Spondeen und Dactylen abhängen wird, nicht in gleicher Anzahl möglich. Es wird ferner bei ihrer Verwendung vielleicht auch in Anschlag kommen, ob das Gedicht ein episches, lyrisches oder didaktisches ist, ob der Dichter sich *cum grata negligentia* gehen lässt, oder mit vollem Bewusstseyn durch den rhythmischen Bau des Verses eine dem Sinne der Rede angemessene Kunstform und durch diese ein harmonisches Verhältniss zwischen Stoff und Form beabsichtigt und fühlbar macht. Ebenso wird in diesen Formen die charakteristische Eigenthümlichkeit jedes Dichters, sowie seine Beherrschung der Sprache zur Erscheinung kommen, endlich auch das Zeitalter, in dem der Dichter schrieb, und die Ausbildung, welche die Sprache bis dahin erreicht hatte, sich bemerklich machen.

Allerdings hängt nicht von diesen Formen allein der Eindruck der Verse auf das Gefühl ab. Von zwei Versen, welche die gleiche Form haben, kann der eine hart, der andre fliessend seyn. Doch auch dieser Unterschied scheint sich der Fixirung durch Zahlen nicht ganz zu entziehen; denn der Fluss des Verses, die Continuität des Zusammenhangs seiner Glieder, ist wesentlich durch die Cäsuren bedingt, die sich abzählen lassen. Der nachfolgende Versuch verzichtet jedoch vor der Hand auf diese Erörterung, um nicht zuviel auf einmal zu unternehmen, und begnügt sich nur mit der Berücksichtigung der Hauptcäsur, mit dem Ruhepunkt in der Mitte des Hexameters.

Wie berechtigt nun auch bei jedem wahren Dichter die Voraussetzung ist, dass die Form des Verses, bewusst oder unbewusst, stets mit dem, was er ausdrückt, in einem gewissen, dem Gefühl sich kundgebenden innern Zusammenhange steht,

---

57,7 Consonanten ergeben. Schon 25 Zeilen mit 342 Voc. und 469 Cons. gaben aber fast genau dieselben Procente, nämlich resp. 42,2 und 57,8. Bei Horaz enthalten die ersten 45 Verse 677 Voc. und 956 Cons., woraus die Procente 41,5 und 58,5 folgen, alle 70 Verse aber 1053 Voc. und 1492 Cons., also in Procenten resp. 41,4 und 58,6. Bei Cicero betrug die Gesammtzahl der Vocale 842, die der Consonanten 1129, was auf 100 Laute 42,7 Vocale und 57,3 Consonanten giebt.

so ist doch deshalb die abgesonderte Betrachtung der blossen Form, mit vorläufiger Beiseitesetzung ihres Inhalts, und die trockne Abzählung der Frequenz des Vorkommens der verschiedenen überhaupt möglichen Formen keineswegs ohne Werth. Denn es werden dadurch bestimmte Thatsachen gefunden, über deren sprachliche und ästhetische Ursachen und Gründe tieferen Aufschluss zu geben, dann immer noch einer weiteren Untersuchung vorbehalten bleibt.

Es kann jedoch auf den ersten Anblick scheinen, als sey die Idee einer Statistik *) der verschiedenen Formen des lateinischen Hexameters, wenn auch nicht unausführbar, doch eine viel zu umfängliche Arbeit, als dass man es wagen könnte, sie auch nur zu versuchen; denn müssten nicht zu diesem Zwecke die sämmtlichen lateinischen Dichter von Anfang bis zu Ende durchscandirt werden? Gewiss würde erst dadurch ein Resultat von absoluter Sicherheit erreicht. Indess wenn man annehmen darf, dass jeder Dichter in jeder Kunstgattung einen bestimmten Styl oder auch nur eine sich gleichbleibende Manier hat, also, sey es nach bewussten Grundsätzen oder nach dem blossen Gefühl, ein Gesetz befolgt, das sich auch in seiner Versbildung kund geben wird, so wird man, in ähnlicher Weise, wie der Astronom aus einer mässigen Anzahl beobachteter Ortsbestimmungen eines Kometen in der Sonnennähe seine ganze Bahn berechnet, auch hier von der sorgfältigen Untersuchung eines Theils auf das gleichartige Ganze zu schliessen wagen dürfen. Eine Controle des aus dem Bruchstück eines Gedichts gewonnenen Resultats ist überdies jederzeit dadurch möglich, dass man ein andres gleich umfängliches Bruchstück desselben Gedichts auf die nämliche Weise untersucht und das hieraus sich ergebende Resultat mit dem aus jenem ersten erhaltenen Bruchstück vergleicht. Doch kommt dabei weiter in Frage, wieviel Verse wol erforderlich, aber auch zureichend sind, um daraus mit genügender Sicherheit die dem Dichter

*) Ich nehme hier das Wort in dem weiteren, nicht mehr ungebräuchlichen Sinne, in welchem es nicht blos ausschliesslich auf die mannigfaltigen und veränderlichen Zustände der Bevölkerung eines Staats, einer Provinz, einer Gemeinde oder auch eines Complexes von Staaten, eines Erdtheils u. s. w. bezogen wird, sondern die Darlegung des Status jedes constanten oder variablen Mannigfaltigen durch Zahlen und Classificationen bezeichnen soll.

eigenthümliche Form des Hexameters zu erkennen. Diese Frage lässt sich nun zwar nicht im voraus durch Angabe einer bestimmten Zahl beantworten; indess geht aus dem Nachfolgenden hervor, dass in allen Fällen 560 bis 640 Verse zulänglich waren. Das Verfahren, welches auf dieses Resultat führt, lege ich zunächst an der Untersuchung des Anfangs der Aeneide ausführlich dar.

1.

Zuerst wurde von 80 zu 80 Versen die Form jedes einzelnen Hexameters notirt. Die Zahl 80 wurde gewählt, weil in ihr die Zahl 16, der verschiedenen möglichen Versformen, ohne Rest aufgeht. Es würde daher, wenn jede der möglichen Versformen gleich häufig vorkäme, für jede die Frequenzzahl 5 seyn.*) Die ersten 80 Verse der Aeneide haben nun folgende Formen:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | *dsdd* | 21. | *sdsd* | 41. | *ssss* | 61. | *dsds* |
| | *dsss* | | *sdss* | | *sdss* | | *ddss* |
| | *sdss* | | *ddss* | | *dsss* | | *ddss* |
| | *ddss* | | *ddss* | | *ssds* | | *ddss* |
| 5. | *ddss* | 25. | *dsss* | 45. | *dsds* | 65. | *dsss* |
| | *dsds* | | *sdds* | | *ddds* | | *dsds* |
| | *dsss* | | *ddds* | | *sdss* | | *dssd* |
| | *dsds* | | *dsss* | | *ssss* | | *ssss* |
| | *dsss* | | *dsss* | | *ddds* | | *ddsd* |
| 10. | *sddd* | 30. | *ddds* | 50. | *dsss* | 70. | *sdss* |
| | *sdss* | | *ddss* | | *dsss* | | *ddss* |
| | *dsds* | | *dssd* | | *dsss* | | *ddss* |
| | *dsds* | | *sdss* | | *dsss* | | *dsss* |
| | *sddd* | | *sdds* | | *dssd* | | *dssd* |
| 15. | *dsds* | 35. | *ssds* | 55. | *sddd* | 75. | *dsss* |
| | *sddd* | | *sssd* | | *ddss* | | *sssd* |
| | *sdsd* | | *sdss* | | *ssss* | | *dsdd* |
| | *ddds* | | *ssds* | | *ddss* | | *dsds* |
| | *sssd* | | *dssd* | | *ssss* | | *dsds* |
| 20. | *ddds* | 40. | *ssss* | 60. | *sdsd* | 80. | *dsds* |

*) Sonst bietet die Zahl 80 hierbei keinen weiteren wesentlichen Vortheil. Vielmehr würde sich für künftige Untersuchungen dieser Art empfehlen, ihr die Zahl 100 zu substituiren, obgleich darin 16 nicht aufgeht. Wenn man nämlich abzählt, wievielmal jede der 16 Formen in 100, 200, 300 etc. Versen enthalten ist, so wird dadurch die nachfolgende Berechnung der Frequenzen dieser Formen nach Procenten sehr einfach. In diesem Falle würden 600 bis 700 Verse nöthig seyn, wo hier 560 bis 640 benutzt worden sind.

Hieraus ergeben sich für die Frequenzzahlen der 16 verschiedenen Formen innerhalb dieser 80 Verse folgende Werthe:

| Form | Zahl |
|---|---|
| *ssss* | 6 |
| *sssd* | 4 |
| *ssds* | 3 |
| *sdss* | 8 |
| *dsss* | 15 |
| *ssdd* | 0 |
| *sdsd* | 3 |
| *sdds* | 2 |
| *dssd* | 5 |
| *dsds* | 11 |
| *ddss* | 12 |
| *sddd* | 4 |
| *dsdd* | 1 |
| *ddsd* | 1 |
| *ddds* | 5 |
| *dddd* | 0 |

Für die folgenden Gruppen von je 80 Versen erhielt ich folgende Werthe:

| | 81—160 | 161—240 | 241—320 | 321—400 | 401—480 | 481—560 *) |
|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 5 | 6 | 3 | 7 | 8 | 2 |
| *sssd* | 1 | 5 | 4 | 2 | 1 | 1 |
| *ssds* | 1 | 2 | 5 | 9 | 11 | 7 |
| *sdss* | 13 | 8 | 2 | 8 | 8 | 10 |
| *dsss* | 6 | 6 | 17 | 9 | 12 | 13 |
| *ssdd* | 3 | 4 | 2 | 2 | 1 | 1 |
| *sdsd* | 2 | 2 | 2 | 5 | 2 | 4 |
| *sdds* | 4 | 9 | 2 | 5 | 5 | 3 |
| *dssd* | 9 | 8 | 1 | 3 | 4 | 3 |
| *dsds* | 2 | 7 | 9 | 7 | 9 | 7 |
| *ddss* | 12 | 8 | 14 | 9 | 10 | 10 |
| *sddd* | 3 | 2 | 1 | 0 | 0 | 2 |
| *dsdd* | 4 | 3 | 7 | 7 | 2 | 3 |
| *ddsd* | 6 | 5 | 4 | 0 | 2 | 4 |
| *ddds* | 9 | 4 | 7 | 7 | 4 | 8 |
| *dddd* | 0 | 1 | 0 | 0 | 1 | 2 |

Vereinigt man nun zunächst die drei ersten Gruppen in eine einzige, die sich also auf die 240 Anfangsverse bezieht, und fügt

*) Der unvollendete Vers 538 wurde natürlich übersprungen und dafür am Ende Vers 561 hinzugezogen.

dann successiv den erhaltenen Summen die entsprechenden Zahlen hinzu, welche die vorstehende Tafel in der vierten bis siebenten Columne enthält, so bildet sich hieraus die folgende Tafel:

| | 1—240 | 1—320 | 1—400 | 1—480 | 1—560 |
|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 17 | 20 | 27 | 35 | 37 |
| *sssd* | 10 | 14 | 16 | 17 | 18 |
| *ssds* | 6 | 11 | 20 | 31 | 38 |
| *sdss* | 29 | 31 | 39 | 47 | 57 |
| *dsss* | 27 | 44 | 53 | 65 | 78 |
| *ssdd* | 7 | 9 | 11 | 12 | 13 |
| *sdsd* | 7 | 9 | 14 | 16 | 20 |
| *sdds* | 15 | 17 | 22 | 27 | 30 |
| *dssd* | 22 | 23 | 26 | 30 | 33 |
| *dsds* | 20 | 29 | 36 | 45 | 52 |
| *ddss* | 32 | 46 | 55 | 65 | 75 |
| *sddd* | 9 | 10 | 10 | 10 | 12 |
| *dsdd* | 8 | 15 | 22 | 24 | 27 |
| *ddsd* | 12 | 16 | 16 | 18 | 22 |
| *ddds* | 18 | 25 | 32 | 36 | 44 |
| *dddd* | 1 | 1 | 1 | 2 | 4 |

Aus diesen Zahlen lässt sich nun leicht berechnen, wievielmal jede der 16 Versformen durchschnittlich unter je Hunderten der durch die Ueberschrift bezeichneten Verse vorkommt, oder anders ausgedrückt: man kann die Frequenz des Vorkommens nach Procenten berechnen. Auf diese Weise ist die folgende Tafel gebildet.

| | 1—240 | 1—320 | 1—400 | 1—480 | 1—560 |
|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 7,1 | 6,25 | 6,75 | 7,3 | 6,6 |
| *sssd* | 4,2 | 4,4 | 4,0 | 3,5 | 3,2 |
| *ssds* | 2,5 | 3,4 | 5,0 | 6,5 | 6,8 |
| *sdss* | 12,1 | 9,7 | 9,75 | 9,8 | 10,2 |
| *dsss* | 11,25 | 13,75 | 13,25 | 13,5 | 13,9 |
| *ssdd* | 2,9 | 2,8 | 2,75 | 2,5 | 2,3 |
| *sdsd* | 2,9 | 2,8 | 3,5 | 3,3 | 3,6 |
| *sdds* | 6,25 | 5,3 | 5,5 | 5,6 | 5,4 |
| *dssd* | 9,2 | 7,2 | 6,5 | 6,25 | 5,9 |
| *dsds* | 8,3 | 9,1 | 9,0 | 9,4 | 9,3 |
| *ddss* | 13,3 | 14,4 | 13,75 | 13,5 | 13,4 |
| *sddd* | 3,75 | 3,1 | 2,5 | 2,1 | 2,1 |
| *dsdd* | 3,3 | 4,7 | 5,5 | 5,0 | 4,8 |
| *ddsd* | 5,0 | 5,0 | 4,0 | 3,75 | 3,9 |
| *ddds* | 7,5 | 7,8 | 8,0 | 7,5 | 7,9 |
| *dddd* | 0,4 | 0,3 | 0,25 | 0,4 | 0,7 |

Vergleicht man in dieser Tafel je zwei unmittelbar nebeneinander stehende Zahlwerthe, so weichen diese zwar in den ersten Columnen zum Theil noch beträchtlich von einander ab, nähern sich aber, je weiter man nach der Rechten hin geht, mehr und mehr der Gleichheit, so dass in den letzten Columnen die Differenzen sämmtlicher in derselben Zeile stehender Zahlen nur einen Bruchtheil der Einheit betragen. (Sie sind z. B. für die Versform *ddss* der Reihe nach $+1,1$; $-0,65$; $-0,25$; $-0,1$.) Da nun die Werthe der letzten Columne aus der grössten Anzahl von Versen gewonnen sind, so hat man sie als die der Wahrheit am nächsten kommenden Bestimmungen der Frequenz der in der ersten Columne bemerkten Versformen zu betrachten, und wird also hier z. B. sagen können, dass, wenn sich der Versbau in der Aeneide gleich bleibt, in 100 Versen durchschnittlich die Form *dsss* in runder Zahl 14mal, die Form *ddss* 13mal, *sdss* 10mal u. s. f., dagegen *sssd* nur 3mal, *ssdd* und *sddd* nur 2mal, *dddd* kaum 1mal vorkommt.*) Für das

*) Das Verfahren lässt sich auf folgende Weise allgemein darstellen und begründen. Sey irgend eine der 16 möglichen Versformen (z. B. *ddss*) in der ersten Gruppe von 80 Versen $a_1$mal, in der zweiten Gruppe von 80 Versen $a_2$mal, in der 3ten $a_3$mal u. s. f., in der $n$ten $a_n$mal enthalten, so kommt diese Form in den $n$ Gruppen, oder, was dasselbe ist, in den ersten $n.80$ Versen $a_1+a_2+a_3+\ldots+a_n$ mal vor. Sey diese Summe $=m$, so ist, weil sich verhält $n.80:100=m:\frac{10}{8}.\frac{m}{n}$, dieselbe Form in 100 Versen $\frac{10}{8}.\frac{m}{n}$ mal enthalten. Bei der Fortsetzung des Verfahrens nimmt $n$ um eine Einheit zu, $m$ dagegen kann entweder um mehrere Einheiten oder nur um eine zunehmen, oder auch sich gleich bleiben, obwohl das letztere nur ausnahmsweise (denn die Versform wird dann doch in einer späteren Gruppe sich wiederholen). Kommt nun die Versform in der $(n+1)$ten Gruppe $a_{n+1}$mal vor, so ist sie in $(n+1)$ 80 Versen $m+a_{n+1}$mal, folglich nach dieser verbesserten Bestimmung in 100 Versen $\frac{10}{8}\frac{(m+a_{n+1})}{n+1}$ mal enthalten, oder, wenn man $m=a_1+a_2+a_3+\ldots+a_n=n\mu$ setzt, wo also $\mu$ das arithmetische Mittel aus den Zahlwerthen $a_1, a_2, a_3, \ldots a_n$ ist, $\frac{10}{8}\frac{(n\mu+a_{n+1})}{n+1}$ mal. Die Differenz zwischen diesem aus $(n+1)$ 80 Versen folgenden Werth und dem zuvor aus $n.80$ Versen erhaltenen, $\frac{10}{8}\frac{m}{n}=\frac{10}{8}\mu$, ist aber $\frac{10}{8}\frac{(a_{n+1}-\mu)}{n+1}$, und dieser Werth positiv oder negativ, jenachdem $a_{n+1}$ grösser oder kleiner als $\mu$ ist. Er wird aber in beiden Fällen immer

erste Buch der Aeneis erweisen sich also 560 Verse als zulänglich, um daraus zu erkennen, nach welchen Verhältnissen hier die verschiedenen Formen des Hexameters zur Anwendung kommen.

2.

Aus den beiden vorstehenden Tafeln lassen sich nun mehrere Resultate ziehen. Zuerst ergiebt sich aus der letzten für die 16 verschiedenen Versformen folgende Rangordnung nach der Frequenz ihres Vorkommens:

| | |
|---|---|
| *dsss* | 13,9 |
| *ddss* | 13,4 |
| *sdss* | 10,2 |
| *dsds* | 9,3 |
| *ddds* | 7,9 |
| *ssds* | 6,8 |
| *ssss* | 6,6 |
| *dssd* | 5,9 |
| *sdds* | 5,4 |
| *dsdd* | 4,8 |
| *ddsd* | 3,9 |
| *sdsd* | 3,6 |
| *sssd* | 3,2 |
| *ssdd* | 2,3 |
| *sddd* | 2,1 |
| *dddd* | 0,7 |

Die Summe der 8 ersten, also am stärksten benutzten Formen beträgt 74,0, die der 8 letzten 26,0 Procent, jene kommen also durchschnittlich fast 3mal so häufig vor als diese.

Da ferner $\frac{100}{16} = 6,25$, so ist dies die Mittelzahl des Vorkommens einer Versform. Demnach übertrifft bei den 7 ersten Formen ihre Frequenzzahl diesen mittleren Werth und bleibt bei den 9 letzten hinter ihm zurück. Jene geben in Summa 68,1, diese 31,9 Procent; erstere betragen also mehr als das Doppelte der letzteren.

---

kleiner, je grösser $n$ wird, d. h. je mehr Gruppen von 80 Versen untersucht werden, und es nähern sich daher auch die aus $n$ und $n+1$ Gruppen sich ergebenden Procentsätze für die Frequenz des Vorkommens der Versform, je grösser $n$ ist, um so mehr der Gleichheit, d. h. die Procente werden constant.

Weiter lässt sich aus der vorletzten Tafel (noch genauer als aus der letzten) ermitteln, wie oft jeder der 4 Versfüsse ein Spondeus oder ein Dactylus ist. Es ist nämlich in den durchmusterten 560 Versen

der erste Fuss ein Spondeus in 225 Versen = 40,2 Proc.,
ein Dactylus in 335 » = 59,8 »

Die Dactylen überwiegen demnach im ersten Fuss die Spondeen und stehen zu diesen im Verhältniss von 3 : 2, oder übertreffen sie um die Hälfte.

Der zweite Fuss ist ein Spondeus in 296 Versen = 52,9 Pc.,
ein Dactylus in 264 » = 47,1 »

Die Spondeen überwiegen hier also die Dactylen, obwohl nur um $\frac{1}{8}$.

Der dritte Fuss ist ein Spondeus in 340 Versen = 60,7 Proc.,
ein Dactylus in 220 » = 39,3 »

Auch hier überwiegen also die Spondeen, aber stärker als im zweiten Fuss, nämlich um $\frac{6}{11}$, d. i. um mehr als die Hälfte.

Der vierte Fuss ist ein Spondeus in 411 Versen = 73,4 Proc.,
ein Dactylus in 149 » = 26,6 »

Hier sind demnach die Spondeen mehr als $2\frac{3}{4}$ mal so zahlreich als die Dactylen.

Sowohl im zweiten als im dritten und vierten Fuss überwiegen also die Spondeen.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. u. 4. Fuss ist
1047 = 62,3 Proc.,
» » » Dactylen daselbst 633 = 37,7 »

Durchschnittlich sind hiernach in diesen 3 Füssen die Spondeen fast $1\frac{2}{3}$ mal so zahlreich als die Dactylen.

In allen vier Füssen zusammengenommen
ist die Zahl der Spondeen 1272 = 56,8 Proc.,
die der Dactylen 968 = 43,2 »

Die Spondeen sind demnach hier fast $1\frac{1}{3}$ mal so zahlreich als die Dactylen.

Nenne ich überwiegend spondeische Verse solche, in welchen die Zahl der in den ersten vier Füssen enthaltenen Spondeen grösser ist als die der Dactylen (also 3 oder 4), ebenso überwiegend dactylische Verse solche, in denen das gleiche für die Dactylen gilt, dagegen gleichmässige die-

jenigen, in denen die Zahl der Spondeen und Dactylen gleich (also 2) ist, so ist nach der vorletzten Tafel

| | | | |
|---|---|---|---|
| die Zahl der überwiegend spondeischen Verse | 228 | = | 40,7 Proc., |
| die » » dactylischen » | 109 | = | 19,5 » |
| die » gleichmässigen Verse | 223 | = | 39,8 » |

Es kommen hiernach auf die überwiegend spondeischen und auf die gleichmässigen Verse nahezu $\frac{2}{5}$, auf die überwiegend dactylischen aber $\frac{1}{5}$ der Gesammtheit.

Was endlich den Ruhepunkt in der Mitte des Verses oder die Cäsur betrifft, so finde ich in den 560 untersuchten Hexametern

| | | | |
|---|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | 6 | = | 1,1 Proc., |
| mit weiblicher » | 105 | = | 18,7 » |
| mit männlicher » | 449 | = | 80,2 » |

Ein sogenannter Spondiacus kommt in diesen Versen nicht vor.

3.

Wenn nun diese aus den 560 Anfangsversen der Aeneis gewonnenen Resultate für das ganze erste Buch unter der Voraussetzung gelten, dass innerhalb desselben der Versbau durchschnittlich sich gleich bleibt, so kann es doch allzu gewagt scheinen, aus dieser Probe auf die Versbildung der ganzen Aeneis zu schliessen. Denn da in einem Epos ruhige Erzählung und leidenschaftlich bewegte Schilderungen so häufig wechseln, so lässt sich, zumal bei einem solchen Kunstdichter wie Virgil, wohl erwarten, dass auch die Versformen, dem Stoffe der Darstellung entsprechend, verschieden ausfallen werden. Um die Grösse dieser muthmasslichen Abweichungen einigermassen abzuschätzen, wurde der Anfang des vierten Buchs der Aeneis, wo die Liebe und Verzweiflung der Dido in hellen Flammen auflodert, in derselben Weise untersucht, wie der Anfang des ersten Buchs. Es wurden dabei wiederum 560 Hexameter durchgegangen. Die Versfragmente 44, 361, 400, 502 und 516 mussten natürlich übergangen werden; daher geht die folgende Tafel bis zu V. 565. Es sind in derselben sogleich die absoluten Frequenzzahlen der Versformen mit ihren Procentwerthen in einer und derselben Columne vereinigt. Ein Spondiacus kommt auch hier in den untersuchten Versen nicht vor.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 17 | 7,1 | 24 | 7,5 | 30 | 7,5 | 38 | 7,9 | 45 | 8,0 |
| *sssd* | 4 | 1,7 | 6 | 1,9 | 8 | 2,0 | 8 | 1,8 | 9 | 1,6 |
| *ssds* | 18 | 7,5 | 24 | 7,5 | 28 | 7,0 | 31 | 6,5 | 32 | 5,7 |
| *sdss* | 18 | 7,5 | 25 | 7,8 | 37 | 9,25 | 44 | 9,25 | 52 | 9,3 |
| *dsss* | 42 | 17,5 | 55 | 17,2 | 64 | 16,0 | 77 | 16,0 | 83 | 14,8 |
| *ssdd* | 3 | 1,25 | 3 | 0,9 | 3 | 0,75 | 4 | 0,8 | 6 | 1,1 |
| *sdsd* | 9 | 3,75 | 14 | 4,4 | 18 | 4,5 | 18 | 3,75 | 23 | 4,1 |
| *sdds* | 17 | 7,1 | 23 | 7,2 | 27 | 6,75 | 32 | 6,7 | 36 | 6,4 |
| *dssd* | 14 | 5,8 | 15 | 4,7 | 19 | 4,75 | 27 | 5,6 | 32 | 5,7 |
| *dsds* | 27 | 11,25 | 36 | 11,25 | 42 | 10,5 | 54 | 11,25 | 63 | 11,25 |
| *ddss* | 28 | 11,7 | 37 | 11,6 | 41 | 10,25 | 53 | 11,0 | 65 | 11,6 |
| *sddd* | 4 | 1,7 | 6• | 1,9 | 7 | 1,75 | 9 | 1,9 | 11 | 2,0 |
| *dsdd* | 6 | 2,5 | 9 | 2,8 | 13 | 3,25 | 14 | 2,9 | 14 | 2,5 |
| *ddsd* | 9 | 3,75 | 11 | 3,4 | 17 | 4,25 | 20 | 4,2 | 25 | 4,5 |
| *ddds* | 20 | 8,3 | 23 | 7,2 | 34 | 8,5 | 36 | 7,5 | 47 | 8,4 |
| *dddd* | 4 | 1,7 | 9 | 2,8 | 12 | 3,0 | 15 | 3,1 | 17 | 3,0 |

Die Rangordnung der Versformen nach ihrer Frequenz ist hier die folgende, der wir zur bequemeren Vergleichung die des ersten Buchs und die Frequenzdifferenzen zur Seite setzen.

| | IV. | I. | IV—I. |
|---|---|---|---|
| *dsss* | 14,8 | 13,9 | + 0,9 |
| *ddss* | 11,6 | 13,4 | — 1,8 |
| *dsds* | 11,25 | 9,3 | + 1,95 |
| *sdss* | 9,3 | 10,2 | — 0,9 |
| *ddds* | 8,4 | 7,9 | + 0,5 |
| *ssss* | 8,0 | 6,6 | + 1,4 |
| *sdds* | 6,4 | 5,4 | + 1,0 |
| *ssds* | 5,7 | 6,8 | — 1,1 |
| *dssd* | 5,7 | 5,9 | — 0,2 |
| *ddsd* | 4,5 | 3,9 | + 0,6 |
| *sdsd* | 4,1 | 3,6 | + 0,5 |
| *dddd* | 3,0 | 0,7 | + 2,3 |
| *dsdd* | 2,5 | 4,8 | — 2,3 |
| *sddd* | 2,0 | 2,1 | — 0,1 |
| *sssd* | 1,6 | 3,2 | — 1,6 |
| *ssdd* | 1,1 | 2,3 | — 1,2 |

Wie man hieraus sieht, überschreiten die Differenzen bei zwei Versformen 2 Procent, nähern sich in zweien diesem Betrag, kommen in zweien $1\frac{1}{2}$, in fünfen einem Procent nahe gleich und betragen bei fünfen weniger als ein Procent. In 8 Versformen

giebt das 4te Buch höhere Procente als das erste. Summirt man ihre Ueberschüsse (die positiven Differenzen), so erhält man die Summe +9,1. In den 8 übrigen Versformen aber steht das 4te Buch in den Procentsätzen gegen das erste zurück. Dieses Minus beträgt dieselbe Summe, was sich indess von selbst versteht, da beide Werthreihen die Summe 100 geben. Doch geben wir auf eine Prüfung des Einzelnen ein.

Die Summe der 8 frequentesten Formen beträgt hier 75,4 Proc.; 1,4 mehr als im ersten Buche.

Auch hier übersteigen die 7 frequentesten Formen den mittleren Frequenzwerth 6,25. Ihre Summe beträgt 69,7 Proc., 1,8 mehr als im 1sten Buche.

Ferner ist

der erste Fuss ein Spondeus in 214 Versen = 38,2 Proc.,
ein Dactylus in 346 » = 61,8 »

Die Dactylen übertreffen hier die Spondeen um mehr als die Hälfte (wie im 1sten Buch), nämlich um $\frac{6}{10}$.

Der zweite Fuss ist ein Spondeus in 284 Versen = 50,7 Pc.,
ein Dactylus in 276 » = 49,3 »

Die Spondeen überwiegen hier noch weniger als im 1sten Buche, nämlich nur um $\frac{1}{35}$ die Dactylen.

Der dritte Fuss ist ein Spondeus in 334 Versen = 59,6 Pc.,
ein Dactylus in 226 » = 40,4 »

Die Spondeen überwiegen um fast genau die Hälfte die Dactylen, nur um Weniges geringer als im 1sten Buch.

Der vierte Fuss ist ein Spondeus in 423 Versen = 75,5 Pc.,
ein Dactylus in 137 » = 24,5 »

Die Spondeen sind hier $3\frac{1}{11}$ mal so zahlreich als die Dactylen, gegen $2\frac{1}{2}$ im 1sten Buch.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. u. 4. Fuss ist
1041 = 62,0 Proc.,
die der Dactylen 639 = 38,0 »

fast genau wie im 1sten Buche.

Die Gesammtzahl
der Spondeen in allen 4 Füssen ist 1255 = 56,0 Proc.,
die der Dactylen 985 = 44,0 »

wenig verschieden vom 1sten Buche.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist 221 = 39,5 Pc.,
die der » dactylischen » 114 = 20,3 »
die der gleichmässigen » 225 = 40,2 »

Die Differenz mit dem ersten Buch beträgt nur bei den Versen der ersten Classe etwas mehr als 1 Procent.

Endlich finde ich hier

| | | |
|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | 5 = | 0,9 |
| mit weiblicher » | 60 = | 10,7 |
| mit männlicher » | 495 = | 88,4 |

Der männlichen Cäsuren sind hier etwa 8 Proc. mehr, der weiblichen ebensoviel weniger als im 1sten Buche.

4.

Ohnerachtet der Geringfügigkeit aller dieser Unterschiede zwischen dem 1sten und 4ten Buch können wir doch den Vers der Aeneis genauer durch die Mittelzahlen, die sich aus beiden Büchern ergeben, wie folgt, charakterisiren. Zuerst sind die mittleren Frequenzen der Versformen folgende:

| | |
|---|---|
| *dsss* | 14,35 |
| *ddss* | 12,5 |
| *dsds* | 10,3 |
| *sdss* | 9,75 |
| *ddds* | 8,15 |
| *ssss* | 7,3 |
| *ssds* | 6,25 |
| *sdds* | 5,9 |
| *dssd* | 5,8 |
| *ddsd* | 4,2 |
| *sdsd* | 3,85 |
| *dsdd* | 3,65 |
| *sssd* | 2,4 |
| *sddd* | 2,05 |
| *dddd* | 1,85 |
| *ssdd* | 1,7 |

Hier geben nun die acht frequentesten Formen die Summe 74,5; die sieben, welche die Mittelzahl entweder übersteigen oder doch, wie die letzte, erreichen, 68,6.

Ferner betragen nun im Mittel aus dem 1sten und 4ten Buch

| | | | |
|---|---|---|---|
| im ersten Fuss | die Spondeen | 39,2 | Proc., |
| | die Dactylen | 60,8 | » |
| im zweiten Fuss | die Spondeen | 51,8 | » |
| | die Dactylen | 48,2 | » |
| im dritten Fuss | die Spondeen | 60,1 | » |
| | die Dactylen | 39,9 | » |

im **vierten** Fuss die Spondeen 74,4 Proc.,
die Dactylen 25,6 »
die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. u. 4. Fuss 62,1 Proc.,
die der Dactylen 37,9 »
die Gesammtzahl der Spondeen in allen 4 Füssen 56,4 »
die der Dactylen 43,6 »
die der überwiegend spondeischen Verse 40,1 »
» » » dactylischen » 19,9 »
die der gleichmässigen » 40,0 »
Verse ohne Cäsur 1,0 »
mit weiblicher » 14,7 »
mit männlicher » 84,3 »

5.

So viel über den Hexameter der Aeneis. Es schien mir zunächst von Interesse, zu prüfen, ob Virgil in dem Lehrgedicht der **Georgica** von den verschiedenen möglichen Formen des Hexameters in gleichem Maasse Gebrauch gemacht habe. Zu diesem Zwecke wurde das erste Buch der Georgica (jedoch mit Ausschluss des spondeischen Verses 221 von der Form *dssd*) und, zur Erfüllung der nöthigen Zahl von Versen, der Anfang des zweiten Buchs untersucht und aus den Ergebnissen die folgende Tafel gebildet.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | | 1—640 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 11 | 4,6 | 17 | 5,3 | 22 | 5,5 | 25 | 5,2 | 28 | 5,0 | 36 | 5,6 |
| *sssd* | 11 | 4,6 | 14 | 4,4 | 17 | 4,25 | 19 | 4,0 | 19 | 3,4 | 24 | 3,8 |
| *ssds* | 6 | 2,5 | 11 | 3,4 | 17 | 4,25 | 19 | 4,0 | 22 | 3,9 | 19 | 3,0 |
| *sdss* | 32 | 13,3 | 38 | 11,9 | 45 | 11,25 | 52 | 10,8 | 62 | 11,1 | 69 | 10,8 |
| *dsss* | 42 | 17,5 | 51 | 15,9 | 63 | 15,75 | 78 | 16,25 | 94 | 16,8 | 102 | 15,9 |
| *ssdd* | 3 | 1,25 | 6 | 1,9 | 8 | 2,0 | 10 | 2,1 | 10 | 1,8 | 13 | 2,0 |
| *sdsd* | 9 | 3,75 | 10 | 3,1 | 15 | 3,75 | 18 | 3,75 | 22 | 3,9 | 23 | 3,6 |
| *sdds* | 11 | 4,6 | 19 | 5,9 | 22 | 5,5 | 26 | 5,4 | 30 | 5,4 | 33 | 5,2 |
| *dssd* | 16 | 6,7 | 24 | 7,5 | 31 | 7,75 | 38 | 7,9 | 41 | 7,3 | 45 | 7,0 |
| *dsds* | 22 | 9,2 | 31 | 9,7 | 42 | 10,5 | 51 | 10,6 | 71 | 12,7 | 84 | 13,1 |
| *ddss* | 27 | 11,25 | 35 | 10,9 | 40 | 10,0 | 49 | 10,2 | 55 | 9,8 | 68 | 10,6 |
| *sddd* | 3 | 1,25 | 4 | 1,25 | 6 | 1,5 | 9 | 1,9 | 11 | 2,0 | 13 | 2,0 |
| *dsdd* | 10 | 4,2 | 10 | 3,1 | 14 | 3,5 | 18 | 3,75 | 20 | 3,6 | 24 | 3,8 |
| *ddsd* | 16 | 6,7 | 20 | 6,25 | 23 | 5,75 | 28 | 5,8 | 30 | 5,4 | 33 | 5,2 |
| *ddds* | 13 | 5,4 | 21 | 6,6 | 25 | 6,25 | 28 | 5,8 | 33 | 5,9 | 37 | 5,8 |
| *dddd* | 8 | 3,3 | 9 | 2,8 | 10 | 2,5 | 12 | 2,5 | 12 | 2,1 | 17 | 2,7 |

Es wurde hier eine Columne mehr hinzugefügt, weil erst dann die Differenzen aller Procente der Frequenz der gleichnamigen Versformen kleiner als 1 werden, was anzeigt, dass die Versbildung in den Georgicis weniger constant ist als in der Aeneis, wo sie indess auch im 4ten Buche bei *dsss* zwischen den beiden letzten Columnen eine Differenz giebt, die um 0,2 grösser als 1 ist, eine Ueberschreitung, die jedoch nicht gross genug schien, um zur Bildung einer 6ten Columne zu nöthigen. Hier ist nun die Rangordnung der Versformen nach der Frequenz folgende. Wir setzen ihr die mittleren Frequenzzahlen der Aeneis und die Abweichungen von diesen bei.

| | Georg. | Aeneis | Differ. |
|---|---|---|---|
| *dsss* | 15,9 | 14,35 | +1,55 |
| *dsds* | 13,1 | 10,3 | +2,8 |
| *sdss* | 10,8 | 9,75 | +1,05 |
| *ddss* | 10,6 | 12,5 | —1,9 |
| *dssd* | 7,0 | 5,8 | +1,2 |
| *ddds* | 5,8 | 8,15 | —2,35 |
| *ssss* | 5,6 | 7,3 | —1,7 |
| *sdds* | 5,2 | 5,9 | —0,7 |
| *ddsd* | 5,2 | 4,2 | +1,0 |
| *sssd* | 3,8 | 2,4 | +1,4 |
| *dsdd* | 3,8 | 3,65 | +0,15 |
| *sdsd* | 3,6 | 3,85 | —0,25 |
| *ssds* | 3,0 | 6,25 | —3,25 |
| *dddd* | 2,7 | 1,85 | +0,85 |
| *ssdd* | 2,0 | 1,7 | +0,3 |
| *sddd* | 2,0 | 2,05 | —0,05 |

Die Differenzen sind, wie man sieht, bei mehreren Gliedern ziemlich beträchtlich (bei sechs Gliedern dem absoluten Werthe nach grösser als 1, bei zweien grösser als 2, bei einem sogar grösser als 3), indess doch nicht so gross, dass die Identität des Dichters dadurch zweifelhaft würde. Denn es ist in den Georgicis die Summe der acht bevorzugtesten Formen 74,0 fast genau wie in der Aeneis, indess freilich nur fünf Formen den mittleren Frequenzwerth 6,25 übersteigen und die Summe 57,4 geben, die hinter der entsprechenden Summe der Aeneis um 13,3 zurückbleibt, wenn wir jedoch dort auch nur die Summe der fünf frequentesten Formen bilden, welche 55,05 ist, diese

blos um 2,45 übertrifft. Ferner ist von den 640 geprüften Hexametern

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| der erste Fuss | ein Spondeus in 230 | Versen | = 35,9 | Proc., |
| | ein Dactylus in 410 | » | = 64,1 | » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus in 347 | » | = 54,2 | » |
| | ein Dactylus in 293 | » | = 45,8 | » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus in 400 | » | = 62,5 | » |
| | ein Dactylus in 240 | » | = 37,5 | » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus in 448 | » | = 70,0 | » |
| | ein Dactylus in 192 | » | = 30,0 | » |

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. u. 4. Fuss ist
1195 = 62,2 Proc.,
die der Dactylen 725 = 37,8 »
Die Gesammtzahl der Spondeen in allen 4 Füssen ist
1425 = 55,7 »
die der Dactylen 1135 = 44,3 »

Die Vergleichung mit der Aeneis zeigt, dass in den Georgicis im ersten Fuss die Dactylen, im zweiten und dritten die Spondeen etwas stärker vorherrschen, dagegen im vierten die Spondeen etwas weniger als dort die Dactylen übertreffen, diese Unterschiede aber, sowohl wenn man alle 4 Füsse, als auch nur die drei letzten zusammenfasst, sich gänzlich ausgleichen. Es ist ferner hier

| | | | |
|---|---|---|---|
| die Zahl der überwiegend spondeischen Verse | 250 | = 39,1 | Proc., |
| » » dactylischen » | 124 | = 19,3 | » |
| der gleichmässigen » | 266 | = 41,6 | » |

Die der ersten Art betragen 1 Proc., die der zweiten 0,6 Proc. weniger, die der dritten 1,6 Proc. mehr als in der Aeneis.

Ich finde endlich in diesen 640 Hexametern

| | | | |
|---|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | 3 | = 0,45 | Proc., |
| mit weiblicher » | 88 | = 13,75 | » |
| mit männlicher » | 549 | = 85,80 | » |

Die männlichen Cäsuren sind also um 1,5 Proc. stärker, die weiblichen um 0,9 Proc. schwächer vertreten, der cäsurlosen Verse um 0,55 Proc. weniger.

6.

Nach alledem lässt sich nun der gemeinsame Charakter der Hexameter der Aeneis und der Georgica, obwohl Unterschiede zwischen ihnen bestehen, nicht verkennen. Dies wird aber in noch weit überzeugenderer Weise hervortreten, wenn wir die Hexameter Virgil's mit denen andrer römischer Dichter vergleichen. Wir durchmustern daher eine ganze Reihe von Dichtungen nach derselben Methode von der frühesten bis in die späteste Zeit der römischen Literatur. Elegische Dichtungen wurden dabei ausgeschlossen, weil es sehr wohl möglich ist, dass bei einem und demselben Dichter, z. B. Ovid oder Catull, im Distichon, also im Wechsel des Hexameters mit dem Pentameter, andre Formen des ersteren bevorzugt werden, als wenn der Hexameter allein steht. Der Pentameter hat, da der Ruhepunkt in der Mitte und die zweite Hälfte des Verses eine unveränderliche Form bilden, nur vier Variationen in den beiden ersten Füssen, nämlich *ss*, *sd*, *ds* und *dd*. Jede dieser Formen kann sich mit jeder der 16 verschiedenen Formen des Hexameters verbinden, daher das Distichon, als Ganzes betrachtet, 64 verschiedene Formen annehmen. Der Bau des Hexameters im Distichon erfordert demnach eine eigne Untersuchung, auf die hier verzichtet wird.

7.

Der Vater des lateinischen Hexameter ist bekanntlich Ennius. Ich fand in Vahlen's Ausgabe der von seinen Werken vorhandenen Fragmente (*Ennianae poesis reliquiae rec. Jo. Vahlen*) 430 Hexameter, von denen eine geringe Zahl zwar nicht vollständig erhalten ist, die fehlenden Füsse aber sich mit Sicherheit suppliren lassen. Von diesen 430 Versen waren aber 16 Spondiaci auszuschliessen, da wir nur normale Hexameter betrachten. Sie betragen 3,7 Proc. der Gesammtheit; unter 100 Hexametern des Ennius sind also ungefähr 4 spondeische. Ihre Zahlen nach Vahlen's Ausgabe und ihre Formen sind folgende: 2:*ssds*, 34:*ssss*, 125:*ssds*, 126:*sdss*, 174:*ssss*, 197:*sdss*, 207:*sddd*, 219:*sdss*, 256:*sssd*, 275:*ssdd*, 305:*dsds*, 373:*dssd*, 474:*ssss*, 484:*ddsd*, 603:*ssss*, 604:*ssss*. Es bleiben demnach nur 414 normale Hexameter übrig, deren Formen die folgende Tafel abzählt.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—414 | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 36 | 15,0 | 54 | 16,9 | 64 | 15,5 |
| *sssd* | 11 | 4,6 | 18 | 5,6 | 25 | 6,0 |
| *ssds* | 22 | 9,2 | 28 | 8,75 | 35 | 8,5 |
| *sdss* | 21 | 8,75 | 31 | 9,7 | 39 | 9,4 |
| *dsss* | 20 | 8,3 | 29 | 9,1 | 39 | 9,4 |
| *ssdd* | 9 | 3,75 | 10 | 3,1 | 10 | 2,4 |
| *sdsd* | 13 | 5,4 | 17 | 5,3 | 19 | 4,6 |
| *sdds* | 12 | 5,0 | 14 | 4,4 | 23 | 5,6 |
| *dssd* | 14 | 5,8 | 17 | 5,3 | 24 | 5,8 |
| *dsds* | 15 | 6,25 | 18 | 5,6 | 24 | 5,8 |
| *ddss* | 14 | 5,8 | 19 | 5,9 | 24 | 5,8 |
| *sddd* | 11 | 4,6 | 11 | 3,4 | 15 | 3,6 |
| *dsdd* | 8 | 3,3 | 10 | 3,1 | 12 | 2,9 |
| *ddsd* | 10 | 4,2 | 13 | 4,1 | 20 | 4,8 |
| *ddds* | 11 | 4,6 | 16 | 5,0 | 21 | 5,1 |
| *dddd* | 13 | 5,4 | 15 | 4,7 | 20 | 4,8 |

Da wir vom Ennius nicht mehr als diese 414 normalen Hexameter haben, so müssen die in der letzten Columne enthaltenen Procente, obgleich sie an zwei Stellen von denen in der vorletzten um mehr als eine Einheit abweichen, doch als die absolut giltigen betrachtet werden. Die Anordnung der Versformen nach ihrer Frequenz ist nun hier diese:

| | |
|---|---|
| *ssss* | 15,5 |
| *sdss* | 9,4 |
| *dsss* | 9,4 |
| *ssds* | 8,5 |
| *sssd* | 6,0 |
| *dssd* | 5,8 |
| *dsds* | 5,8 |
| *ddss* | 5,8 |
| *sdds* | 5,6 |
| *ddds* | 5,1 |
| *ddsd* | 4,8 |
| *dddd* | 4,8 |
| *sdsd* | 4,6 |
| *sddd* | 3,6 |
| *dsdd* | 2,9 |
| *ssdd* | 2,4 |

Die Summe der 8 bevorzugten Versformen beträgt hier 65,8 Proc. (gegen 74 bei Virgil), über den Mittelwerth 6,25 erheben sich nur 4, deren Summe nur 42,4 Proc. giebt.

Der erste Fuss ist ein Spondeus in 230 Versen = 55,6 Proc.,
ein Dactylus in 184 » = 44,4 »
Hier überwiegen also die Spondeen. Ferner ist
der zweite Fuss ein Spondeus in 233 » = 56,3 »
ein Dactylus in 181 » = 43,7 »
der dritte Fuss ein Spondeus in 254 » = 61,4 »
ein Dactylus in 160 » = 38,6 »
der vierte Fuss ein Spondeus in 269 » = 65,0 »
ein Dactylus in 145 » = 35,0 »
Hiernach überwiegen bei Ennius in allen vier Füssen die Spondeen. Ferner ist
im 2., 3. u. 4. Fuss die Gesammtzahl der Spondeen
756 = 60,9 Proc.,
die der Dactylen 486 = 39,1 »
in allen 4 Füssen die der Spondeen 986 = 59,5 »
die der Dactylen 670 = 40,5 »
Die Spondeen überwiegen hier stärker als bei Virgil.
Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
202 = 48,8 »
die der überwiegend dactylischen 88 = 21,2 »
die der gleichmässigen 124 = 30,0 »
Die Verse der ersten Art sind bedeutend stärker, die der dritten Art bedeutend schwächer vertreten als bei Virgil, die der zweiten aber um fast 2 Procent frequenter. Endlich finde ich
Verse ohne Cäsur 16 = 3,9 Proc.
mit weiblicher » 49 = 11,8 »
mit männlicher » 349 = 84,3 »
Nur die cäsurlosen Verse sind erheblich häufiger als bei Virgil.

8.

Den Hexametern des Ennius stehen dem Alter nach am nächsten die des Lucretius und Cicero's. Die des letzteren sind wol für älteren Ursprungs als die des Lucretius zu halten. Denn wenn es wahr ist, dass Cicero seine metrische Uebersetzung des Arat, auf die es hierbei hauptsächlich ankommt, als Jüngling zur Uebung gefertigt hat, so kann dies kaum später als um's Jahr 90 v. Chr., wo er die *toga virilis* erhielt, geschehen seyn. Lucretius war damals erst 9 Jahr alt, starb im Jahre 55, als Cicero 55 Jahre alt war, und sein im Einzelnen nicht ganz vollendetes Lehrgedicht redigirte Cicero's Bruder Quintus.

Von Cicero's Uebersetzung der *phaenomena* Arat's sind (nach Orelli's Ausgabe der Werke Cicero's) noch 31 kürzere Fragmente, die zusammen, so weit sie vollständige Hexameter geben, aus 64 Versen bestehen, und ein längeres Fragment von 471 Versen erhalten. Scheidet man von dem letzteren den einzigen darin vorkommenden Spondiacus (3 : *ssdd*) aus, und nimmt noch die Fragmente von Cicero's Uebersetzung der *prognostica* Arat's hinzu, so hat man gerade 560 Verse, deren Form die folgende Tafel classificirt, und welche wenigstens die Jugendverse Cicero's mit annähernder Vollständigkeit charakterisiren wird.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 35 | 14,6 | 51 | 15,9 | 63 | 15,75 | 71 | 14,8 | 74 | 13,2 |
| *sssd* | 7 | 2,9 | 10 | 3,1 | 13 | 3,25 | 16 | 3,3 | 18 | 3,2 |
| *ssds* | 17 | 7,1 | 23 | 7,2 | 27 | 6,75 | 32 | 6,7 | 35 | 6,25 |
| *sdss* | 28 | 11,7 | 36 | 11,25 | 48 | 12,0 | 63 | 13,1 | 77 | 13,75 |
| *dsss* | 29 | 12,1 | 40 | 12,5 | 53 | 13,25 | 73 | 15,2 | 92 | 16,4 |
| *ssdd* | 5 | 2,1 | 6 | 1,9 | 8 | 2,0 | 8 | 1,7 | 10 | 1,8 |
| *sdsd* | 13 | 5,4 | 15 | 4,7 | 17 | 4,25 | 19 | 4,0 | 20 | 3,6 |
| *sdds* | 23 | 9,6 | 27 | 8,4 | 32 | 8,0 | 35 | 7,3 | 40 | 7,1 |
| *dssd* | 9 | 3,75 | 10 | 3,1 | 12 | 3,0 | 14 | 2,9 | 16 | 2,9 |
| *dsds* | 16 | 6,7 | 23 | 7,2 | 27 | 6,75 | 30 | 6,25 | 34 | 6,1 |
| *ddss* | 23 | 9,6 | 35 | 10,9 | 48 | 12,0 | 62 | 12,9 | 74 | 13,2 |
| *sddd* | 4 | 1,7 | 4 | 1,25 | 7 | 1,75 | 7 | 1,5 | 9 | 1,6 |
| *dsdd* | 5 | 2,1 | 7 | 2,2 | 7 | 1,75 | 7 | 1,5 | 8 | 1,4 |
| *ddsd* | 7 | 2,9 | 10 | 3,1 | 13 | 3,25 | 15 | 3,1 | 16 | 2,9 |
| *ddds* | 16 | 6,7 | 20 | 6,25 | 22 | 5,5 | 25 | 5,2 | 33 | 5,9 |
| *dddd* | 3 | 1,25 | 3 | 0,9 | 3 | 0,75 | 3 | 0,6 | 4 | 0,7 |

Die Rangordnung der Versformen nach ihrer Frequenz ist hier die folgende.

| | | | |
|---|---|---|---|
| *dsss* | 16,4 | *sdsd* | 3,6 |
| *sdss* | 13,7 | *sssd* | 3,2 |
| *ssss* | 13,2 | *dssd* | 2,9 |
| *ddss* | 13,2 | *ddsd* | 2,9 |
| *sdds* | 7,1 | *ssdd* | 1,8 |
| *ssds* | 6,25 | *sddd* | 1,6 |
| *dsds* | 6,1 | *dsdd* | 1,4 |
| *ddds* | 5,9 | *dddd* | 0,7 |

Hier ist nun schon eine starke Annäherung an die bei Virgil gefundene Rangordnung bemerkbar. Denn die Form *dsss* tritt

an die Spitze, *ddss* und *sdss* sind noch frequenter als bei jenem, *sdds* hat dieselbe Frequenz, überhaupt sind die 8 bevorzugtesten Versformen ganz dieselben, und nur die starke Verwendung von *ssss* erinnert an Ennius. Die 8 frequentesten Formen geben in Summa 81,85, fast 8 Procent mehr als bei Virgil; 6 Formen übersteigen oder erreichen den Mittelwerth 6,25 und geben die Summe 69,85 nur 1,25 mehr als in der Aeneis. Ferner ist

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| der erste Fuss | ein Spondeus in | 277 | Versen | = 49,5 Proc., |
| | ein Dactylus in | 283 | » | = 50,5 » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus in | 287 | » | = 51,3 » |
| | ein Dactylus in | 273 | » | = 48,7 » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus in | 387 | » | = 69,1 » |
| | ein Dactylus in | 173 | » | = 30,9 » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus in | 459 | » | = 82,0 » |
| | ein Dactylus in | 101 | » | = 18,0 » |

Im ersten Fuss überwiegt schon der Dactylus, obwohl nur noch wenig; im zweiten Fuss überwiegt der Spondeus fast in demselben Maasse wie in der Aeneis; im dritten und vierten erheblich stärker als bei Virgil, daher noch mehr als bei Ennius.

Die Gesammtzahl der Spondeen ist im 2., 3. u. 4. Fuss

| | | |
|---|---|---|
| | 1133 | = 67,4 Proc., |
| die der Dactylen | 547 | = 32,6 » |
| die der Spondeen in allen 4 Füssen | 1416 | = 63,2 » |
| die der Dactylen | 824 | = 36,8 » |

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist

| | | |
|---|---|---|
| | 296 | = 52,9 » |
| die der überwiegend dactylischen Verse | 76 | = 12,5 » |
| die der gleichmässigen » | 194 | = 34,6 » |

In allen Beziehungen herrscht hier der Spondeus noch stärker vor als bei Ennius. Ich zähle endlich

| | | |
|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | 10 | = 1,75 Proc., |
| mit weiblicher » | 35 | = 6,25 » |
| mit männlicher » | 515 | = 92,0 » |

Die männlichen Cäsuren überwiegen hier noch weit mehr als bei Ennius und Virgil.

9.

Die 560 ersten normalen Hexameter in **Lucretius** *de rer. nat. lib. I.* classificirt die folgende Tafel. Es wurden dabei übersprungen die beiden spondeischen Verse 60, von der Form *sddd*, und 64: *dsdd.*

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 18 | 7,5 | 21 | 6,6 | 30 | 7,5 | 33 | 6,9 | 39 | 7,0 |
| *sssd* | 4 | 1,7 | 4 | 1,25 | 9 | 2,25 | 16 | 3,3 | 21 | 3,75 |
| *ssds* | 16 | 6,7 | 19 | 5,9 | 22 | 5,5 | 24 | 5,0 | 26 | 4,6 |
| *sdss* | 24 | 10,0 | 35 | 10,9 | 46 | 11,5 | 54 | 11,25 | 63 | 11,25 |
| *dsss* | 36 | 15,0 | 53 | 16,6 | 60 | 15,0 | 78 | 16,25 | 88 | 15,7 |
| *ssdd* | 3 | 1,25 | 3 | 0,9 | 5 | 1,25 | 5 | 1,0 | 7 | 1,25 |
| *sdsd* | 5 | 2,1 | 7 | 2,2 | 9 | 2,25 | 14 | 2,9 | 17 | 3,0 |
| *sdds* | 18 | 7,5 | 20 | 6,25 | 24 | 6,0 | 28 | 5,8 | 37 | 6,6 |
| *dssd* | 13 | 5,4 | 24 | 7,5 | 31 | 7,75 | 34 | 7,1 | 36 | 6,4 |
| *dsds* | 21 | 8,75 | 29 | 9,1 | 34 | 8,5 | 42 | 8,75 | 51 | 9,1 |
| *ddss* | 34 | 14,2 | 44 | 13,75 | 51 | 12,75 | 65 | 13,5 | 72 | 12,9 |
| *sddd* | 7 | 2,9 | 7 | 2,2 | 8 | 2,0 | 9 | 1,9 | 10 | 1,8 |
| *dsdd* | 6 | 2,5 | 7 | 2,2 | 9 | 2,25 | 11 | 2,3 | 12 | 2,1 |
| *ddsd* | 7 | 2,9 | 10 | 3,1 | 13 | 3,25 | 14 | 2,9 | 17 | 3,0 |
| *ddds* | 24 | 10,0 | 32 | 10,0 | 42 | 10,5 | 45 | 9,4 | 56 | 10,0 |
| *dddd* | 4 | 1,7 | 5 | 1,6 | 7 | 1,75 | 8 | 1,7 | 8 | 1,4 |

Hiernach ist bei Lucretius die Rangordnung der Versformen nach der Frequenz diese:

| | |
|---|---|
| *dsss* | 15,7 |
| *ddss* | 12,9 |
| *sdss* | 11,25 |
| *ddds* | 10,0 |
| *dsds* | 9,1 |
| *ssss* | 7,0 |
| *sdds* | 6,6 |
| *dssd* | 6,4 |
| *ssds* | 4,6 |
| *sssd* | 3,75 |
| *sdsd* | 3,0 |
| *ddsd* | 3,0 |
| *dsdd* | 2,1 |
| *sddd* | 1,8 |
| *dddd* | 1,4 |
| *ssdd* | 1,25 |

In dieser Reihe ist nun schon in merkwürdiger Uebereinstimmung die Anordnung und Frequenz der Versformen bei

Virgil, zumal in der Aeneis, präformirt, nur zeigen die 8 bevorzugten Formen in Summe eine etwas stärkere Frequenz. Ihre Summe ist nämlich 78,95, also um 4,45 grösser als in der Aeneis, auch erheben sich alle 8 über den Mittelwerth 6,25.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Der erste Fuss ist ein Spondeus in | 220 | Versen | = 39,3 | Proc., |
| ein Dactylus in | 340 | » | = 60,7 | » |
| der zweite Fuss ein Spondeus in | 280 | » | = 50,0 | » |
| ein Dactylus in | 280 | » | = 50,0 | » |
| der dritte Fuss ein Spondeus in | 353 | » | = 63,0 | » |
| ein Dactylus in | 207 | » | = 37,0 | » |
| der vierte Fuss ein Spondeus in | 432 | » | = 77,1 | » |
| ein Dactylus in | 128 | » | = 22,9 | » |

Im ersten Fuss überwiegt der Dactylus genau in demselben Maasse wie in der Aeneis, in welcher im zweiten Fuss der Spondeus zwar nicht, wie hier, mit dem Dactylus im Gleichgewicht ist, aber diesen doch nur um 3,6 überwiegt. Im dritten und vierten Fuss überwiegen hier die Spondeen etwas mehr als in der Aeneis.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. u. 4. Fuss ist

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 1065 | = 63,4 | Proc., |
| die der Dactylen | 615 | = 36,6 | » |
| Die der Spondeen in allen 4 Füssen ist | 1285 | = 57,4 | » |
| die der Dactylen | 955 | = 42,6 | » |

was wieder mit der Aeneis nahe zusammenstimmt.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 237 | = 42,3 | Proc., |
| die der überwiegend dactylischen | 103 | = 18,4 | » |
| die der gleichmässigen | 220 | = 39,3 | » |

was gleichfalls nur wenig von der Aeneis abweicht. Was endlich die Cäsur anlangt, so zähle ich

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | | 21 | = 3,75 | Proc., |
| mit weiblicher | » | 56 | = 10,0 | » |
| mit männlicher | » | 483 | = 86,25 | » |

Die beiden ersten Arten sind etwas weniger zahlreich als bei Ennius.

## 10.

Ein jüngerer Zeitgenosse des Lucrez ist Catull, der, 30 Jahr alt, im Jahr 47 v. Christus starb, also im Todesjahr des Lucrez 22 Jahr alt war. Seine Bildung des Hexameters ist aber, wie

sich sogleich zeigen wird, vollkommen selbständig und von der seines nächsten Vorgängers unabhängig. Von ihm sind nur zwei rein hexametrische Gedichte vorhanden, nämlich das *carmen nuptiale* und das *epithalamium Pelei et Thetidos*. Jenes besteht aus 66, dieses aus 409 Versen. Im ersteren kann jedoch für den Zweck unsrer Untersuchung der 8mal als Refrain wiederkehrende Vers: *Hymen, o Hymenaee, Hymen ades o Hymenaee*, und ebenso im letzteren Gedicht der 13mal wiederholte Vers: *Currite ducentes subtemina, currite fusi*, nur einmal gezählt werden. Ueberdies waren aus demselben folgende 27 Spondiaci auszuscheiden: V. 3 : *dsss*, 11 : *dssd*, 15 : *dssd*, 24 : *ddsd*, 28 : *ddsd*, 36 : *sdsd*, 67 : *ddsd*, 71 : *ddsd*, 74 : *sssd*, 79 : *dddd*, 80 : *sdsd*, 83 : *ddsd*, 91 : *dssd*, 96 : *dssd*, 98 : *dssd*, 108 : *ddsd*, 253 : *ddsd*, 256 : *sssd*, 259 : *sssd*, 270 : *ssdd*, 275 : *ssdd*, 278 : *sdsd*, 287 : *sssd*, 292 : *sddd*, 298 : *sssd*, 302 : *dsdd*, 359 : *sdsd*. So bleiben von beiden Gedichten zusammengenommen nur 430 normale Hexameter übrig, welche die folgende Tafel classificirt.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—430 | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 19 | 7,9 | 34 | 10,6 | 43 | 10,0 |
| *sssd* | 1 | 0,4 | 2 | 0,6 | 3 | 0,7 |
| *ssds* | 14 | 5,8 | 19 | 5,9 | 25 | 5,8 |
| *sdss* | 35 | 14,6 | 48 | 15,0 | 65 | 15,1 |
| *dsss* | 74 | 30,8 | 92 | 28,75 | 124 | 28,8 |
| *ssdd* | 2 | 0,8 | 3 | 0,9 | 3 | 0,7 |
| *sdsd* | 5 | 2,1 | 7 | 2,2 | 8 | 1,9 |
| *sdds* | 5 | 2,1 | 7 | 2,2 | 7 | 1,6 |
| *dssd* | 5 | 2,1 | 9 | 2,8 | 15 | 3,5 |
| *dsds* | 29 | 12,1 | 35 | 10,9 | 51 | 11,9 |
| *ddss* | 31 | 12,9 | 40 | 12,5 | 55 | 12,8 |
| *sddd* | 3 | 1,25 | 4 | 1,25 | 4 | 0,9 |
| *dsdd* | 2 | 0,8 | 4 | 1,25 | 5 | 1,2 |
| *ddsd* | 3 | 1,25 | 4 | 1,25 | 6 | 1,4 |
| *ddds* | 11 | 4,6 | 11 | 3,1 | 15 | 3,5 |
| *dddd* | 1 | 0,4 | 1 | 0,3 | 1 | 0,2 |

Die Rangordnung der Versformen ist hiernach bei Catull die folgende.

| | |
|---|---|
| *dsss* | 28,8 |
| *sdss* | 15,1 |
| *ddss* | 12,8 |
| *dsds* | 11,9 |

| | |
|---|---|
| *ssss* | 10,0 |
| *ssds* | 5,8 |
| *ddds* | 3,5 |
| *dssd* | 3,5 |
| *sdsd* | 1,9 |
| *sdds* | 1,6 |
| *ddsd* | 1,4 |
| *dsdd* | 1,2 |
| *sddd* | 0,9 |
| *ssdd* | 0,7 |
| *sssd* | 0.7 |
| *dddd* | 0,2 |

Diese Rangordnung ist nun zwar in den meisten Punkten schon dieselbe, welche Virgil, besonders in seinem früheren Werke, den Georgicis beobachtet, aber sowohl die Bevorzugung einiger, als die Zurücksetzung andrer Formen ist bei ihm eine viel intensivere, entschiedenere. Denn die 8 ersten Versformen geben hier die Summe 91,4, welche bei Virgil nur 74 bis 75 beträgt. Nur Cicero's Verse, wo diese Summe 81,85, kommen dem Werthe bei Catull am nächsten. Nur 5 Formen (wie in den Georgicis) übersteigen hier den Mittelwerth, geben aber allein schon die Summe 78,6. Andrerseits ist die Summe der 5 am wenigsten benutzten Formen, welche ganz die nämlichen sind wie in den Georgicis und in der Aeneis, bei Catull 3,7, indess sie in den Georgicis 12,9, in der Aeneis 11,65 beträgt.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Der erste Fuss ist | ein Spondeus in | 158 | Versen | = 36,7 | Proc., |
| | ein Dactylus in | 272 | » | = 63,3 | » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus in | 269 | » | = 62,6 | » |
| | ein Dactylus in | 161 | » | = 37,4 | » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus in | 319 | » | = 74,2 | » |
| | ein Dactylus in | 111 | » | = 25,8 | » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus in | 385 | » | = 89,5 | » |
| | ein Dactylus in | 45 | » | = 10,5 | » |

Im ersten Fusse überwiegt der Dactylus etwas mehr als bei Lucrez und Virgil, in den drei folgenden Füssen hat aber der Spondeus ein bedeutend grösseres Uebergewicht als bei jenen. Im vierten Fuss kommt Cicero mit 82,0 dem Procentsatz der Spondeen bei Catull schon ziemlich nahe.

Im 2., 3. u. 4. Fuss ist die Gesammtzahl der Spondeen
973 = 75,4 Proc.,
die der Dactylen 317 = 24,6 »

In allen vier Füssen ist die Gesammtzahl der Spondeen
1131 = 65,8 Proc.,
die der Dactylen 589 = 34,2 »

Auch in diesen Zahlen steht Cicero am nächsten.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
260 = 60,5 Proc.,
die der überwiegend dactylischen 31 = 7,2 »
die der gleichmässigen 139 = 32,2 ,

In dieser Vertheilung kommt ebenfalls Cicero am nächsten, obschon auch hier bei Catull die Vorherrschaft des Spondeus viel stärker ist. Diese entschiedene Vorliebe Catull's für den Spondeus, die in den beiden vorliegenden Gedichten seinem Hexameter eine feierlich ernste Färbung giebt, zeigt sich endlich auch in den 27 spondeischen Versen, die unter 475 Hexametern vorkommen, was 5,7 auf 100 giebt. Uebrigens finde ich in den untersuchten 430 normalen Hexametern

| | | | |
|---|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | 5 = | 1,2 | Proc., |
| mit weiblicher » | 44 = | 10,2 | » |
| mit männlicher » | 381 = | 88,6 | » |

also so viel weibliche und etwas mehr männliche Cäsuren als bei Lucretius, cäsurlose Verse weniger.

## 11.

Wir wenden uns nun zu den berühmten Zeitgenossen Virgil's, zuerst zu Horaz. Zur Untersuchung des Baues seines Hexameters wurde die *epistola ad Pisones* (mit Uebergehung des Spondiacus 467 von der Form *ssdd*) und zur Ergänzung ein Theil der vorangehenden *epist. ad Jul. Florum* benutzt. Hieraus ergab sich die folgende Tafel.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 8 | 3,3 | 13 | 4,1 | 21 | 5,25 | 32 | 6,7 | 35 | 6,25 |
| *sssd* | 8 | 3,3 | 13 | 4,1 | 15 | 3,75 | 17 | 3,5 | 22 | 3,9 |
| *ssds* | 20 | 8,3 | 24 | 7,5 | 28 | 7,0 | 33 | 6,9 | 38 | 6,8 |
| *sdss* | 20 | 8,3 | 25 | 7,8 | 32 | 8,0 | 38 | 7,9 | 49 | 8,75 |
| *dsss* | 22 | 9,2 | 30 | 9,4 | 42 | 10,5 | 50 | 10,4 | 62 | 11,1 |
| *ssdd* | 10 | 4,2 | 12 | 3,75 | 13 | 3,25 | 14 | 2,9 | 20 | 3,6 |
| *sdsd* | 16 | 6,7 | 22 | 6,9 | 32 | 8,0 | 34 | 7,1 | 35 | 6,8 |
| *sdds* | 14 | 5,8 | 18 | 5,6 | 22 | 5,5 | 29 | 6,0 | 32 | 5,7 |
| *dssd* | 22 | 9,2 | 27 | 8,4 | 34 | 8,5 | 39 | 8,1 | 44 | 7,9 |
| *dsds* | 31 | 12,9 | 36 | 11,25 | 37 | 9,25 | 44 | 9,2 | 53 | 9,5 |
| *ddss* | 17 | 7,1 | 24 | 7,5 | 31 | 7,75 | 43 | 9,0 | 48 | 8,6 |
| *sddd* | 8 | 3,3 | 14 | 4,4 | 15 | 3,75 | 20 | 4,2 | 22 | 3,9 |
| *dsdd* | 10 | 3,3 | 15 | 4,7 | 21 | 5,25 | 26 | 5,4 | 30 | 5,4 |
| *ddsd* | 14 | 5,8 | 17 | 5,3 | 19 | 4,75 | 19 | 4,0 | 20 | 3,6 |
| *ddds* | 15 | 6,25 | 25 | 7,8 | 29 | 7,25 | 32 | 6,7 | 36 | 6,4 |
| *dddd* | 5 | 2,1 | 5 | 1,6 | 9 | 2,25 | 10 | 2,1 | 11 | 2,0 |

Die Ordnung der Versformen nach ihrer Frequenz ist hiernach:

| | |
|---|---|
| *dsss* | 11,1 |
| *dsds* | 9,5 |
| *sdss* | 8,75 |
| *ddss* | 8,6 |
| *dssd* | 7,9 |
| *ssds* | 6,8 |
| *sdsd* | 6,8 |
| *ddds* | 6,4 |
| *ssss* | 6,25 |
| *sdds* | 5,7 |
| *dsdd* | 5,4 |
| *sssd* | 3,9 |
| *sddd* | 3,9 |
| *ssdd* | 3,6 |
| *ddsd* | 3,6 |
| *dddd* | 2,0 |

Die Rangordnung kommt zwar im Ganzen der in den Georgicis beobachteten ziemlich nahe, unterscheidet sich aber nicht nur von dieser, sondern auch von fast allen andern im Vorigen aufgefundenen hinsichtlich der Frequenz der Versformen wesentlich dadurch, dass sie eine weit gleichmässigere Benutzung derselben zeigt. Denn die Summe der 8 bevorzugtesten Formen beträgt hier nur 65,85, welche nur der bei Ennius gleichkommt, indess die der Georgica (die nächst kleinste) 74 war. Dabei

erheben sich aber 9 Formen über oder auf den Mittelwerth und geben die Summe 72,1, so dass durchschnittlich auf jede dieser bevorzugtesten Versformen die Zahl 8,0 kommt. In den Georgicis betrug diese Summe zwar nur 57,4; da dort aber nur 5 Formen den Mittelwerth überstiegen, so giebt dies durchschnittlich auf eine Form 11,5. In der Aeneis überstiegen 7 Formen den Mittelwerth und geben die Summe 68,6, so dass durchschnittlich auf eine der bevorzugtesten Formen immer noch mehr als bei Horaz, nämlich 9,8 kommt. Bei Ennius ist dieser durchschnittliche Werth der am meisten bevorzugten Formen 10,6, bei Cicero 11,6, bei Lucrez 9,9, bei Catull 15,7. Andrerseits ist bei Horaz die Summe der 5 am wenigsten benutzten Formen 17,0, welche in der Aeneis 11,65, in den Georgicis 12,9, bei Cicero 8,4, bei Lucrez 9,5, bei Catull 3,7 beträgt. Nur bei Ennius ist diese Summe noch etwas grösser als bei Horaz, nämlich 18,3. Es ist hier ferner

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| der erste Fuss | ein Spondeus | in 256 | Versen | = 45,7 Proc., |
| | ein Dactylus | in 304 | » | = 54,3 » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus | in 304 | » | = 54,3 » |
| | ein Dactylus | in 256 | » | = 45,7 » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus | in 318 | » | = 56,8 » |
| | ein Dactylus | in 242 | » | = 43,2 » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus | in 353 | » | = 63,0 » |
| | ein Dactylus | in 207 | » | = 37,0 » |

Dem Uebergewicht des Dactylus im ersten Fuss kommt genau gleich das Uebergewicht des Spondeus im zweiten, von dem das im dritten nur wenig verschieden ist und nur im vierten stärker hervortritt. Im zweiten Fuss kommen Ennius und die Georgica sehr nahe, im vierten nur Ennius. Mit Ausschluss des Ennius und Cicero überwiegt bei keinem der zuvor durchmusterten Dichter der Dactylus im ersten Fuss so wenig wie bei Horaz. Das Uebergewicht des Spondeus im vierten Fuss ist aber geringer als bei allen.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist

| | | |
|---|---|---|
| | 975 | = 58,0 Proc., |
| die der Dactylen | 705 | = 42,0 » |
| die der Spondeen in allen vier Füssen | 1131 | = 55,0 » |
| die der Dactylen | 1009 | = 45,0 » |

Im Uebergewicht der Spondeen im 2. bis 4. Fuss kommt En-

nius am nächsten, im Uebergewicht derselben in allen vier Füssen aber Virgil.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
206 = 36,8 Proc.,
die der überwiegend dactylischen 119 = 21,2 »
die der gleichmässigen 235 = 42,0 »

Die Verse der dritten Art haben fast dieselbe Procentzahl wie in den Georgicis, aber die ersteren eine kleinere, daher die der zweiten Art eine grössere.

Ich finde endlich unter den 560 Versen
solche ohne Cäsur 14 = 2,5 Proc.,
mit weiblicher » 88 = 15,7 »
mit männlicher » 458 = 81,8 »

Die weiblichen Cäsuren sind etwas zahlreicher als selbst bei Virgil und noch mehr die cäsurlosen Verse, welche bei Cicero und Catull seltner sind.

## 12.

Von Ovid wurde der Anfang des ersten Buchs der Metamorphosen in Untersuchung gezogen, dabei aber von den spondeischen Versen 14 : *dssd*, 62 : *dddd*, 117 : *dsds*, 193 : *sdsd* Umgang genommen. Hieraus ergab sich folgende Tafel:

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 4 | 1,7 | 4 | 1,25 | 4 | 1,0 | 4 | 0,8 | 6 | 1,1 |
| *sssd* | 1 | 0,4 | 3 | 0,9 | 5 | 1,25 | 5 | 1,0 | 5 | 0,9 |
| *ssds* | 3 | 1,25 | 3 | 0,9 | 5 | 1,25 | 6 | 1,25 | 6 | 1,1 |
| *sdss* | 10 | 4,2 | 15 | 4,7 | 19 | 4,75 | 24 | 5,0 | 26 | 4,6 |
| *dsss* | 36 | 15,0 | 47 | 14,7 | 56 | 14,0 | 65 | 13,5 | 76 | 13,6 |
| *ssdd* | 1 | 0,4 | 3 | 0,9 | 5 | 1,25 | 5 | 1,0 | 6 | 1,1 |
| *sdsd* | 10 | 4,2 | 15 | 4,7 | 18 | 4,5 | 20 | 4,2 | 21 | 3,75 |
| *sdds* | 7 | 2,9 | 8 | 2,5 | 11 | 2,75 | 13 | 2,7 | 13 | 2,3 |
| *dssd* | 36 | 15,0 | 44 | 13,75 | 55 | 13,75 | 68 | 14,2 | 78 | 13,9 |
| *dsds* | 24 | 10,0 | 31 | 9,7 | 44 | 11,0 | 50 | 10,4 | 63 | 11,25 |
| *ddss* | 28 | 11,7 | 37 | 11,6 | 47 | 11,75 | 53 | 11,0 | 60 | 10,7 |
| *sddd* | 5 | 2,1 | 6 | 1,9 | 7 | 1,75 | 9 | 1,9 | 11 | 2,0 |
| *dsdd* | 23 | 9,6 | 36 | 11,25 | 37 | 9,25 | 46 | 9,6 | 54 | 9,6 |
| *ddsd* | 24 | 10,0 | 31 | 9,7 | 39 | 9,75 | 50 | 10,4 | 57 | 10,2 |
| *ddds* | 16 | 6,7 | 20 | 6,25 | 25 | 6,25 | 37 | 7,7 | 45 | 8,0 |
| *dddd* | 12 | 5,0 | 17 | 5,3 | 23 | 5,75 | 25 | 5,2 | 33 | 5,9 |

Die Rangordnung der Versformen bei Ovid ist hiernach:

| | |
|---|---|
| *dssd* | 13,9 |
| *dsss* | 13,6 |
| *dsds* | 11,25 |
| *ddss* | 10,7 |
| *ddsd* | 10,2 |
| *dsdd* | 9,6 |
| *ddds* | 8,0 |
| *dddd* | 5,9 |
| *sdss* | 4,6 |
| *sdsd* | 3,75 |
| *sdds* | 2,3 |
| *sddd* | 2,0 |
| *ssss* | 1,1 |
| *ssds* | 1,1 |
| *ssdd* | 1,1 |
| *sssd* | 0,9 |

Diese Rangordnung hat mit keiner der vorher gefundenen eine durchgreifende Aehnlichkeit. Gleich die erste Versform *dssd* nimmt in der Aeneis, bei Lucrez und bei Catull die 8te, in den Georgicis die 9te, bei Cicero die 11te, und selbst bei Ennius die 6te, bei Horaz die 5te Stelle ein. Die Frequenzzahl von *ddsd*, welche hier 10,2 ist, ist in den Georgicis 5,2, bei Ennius 4,8, in der Aeneis 4,2, bei Horaz 3,6, bei Catull, Lucrez, Cicero der Reihe nach 3,5, 3,0, 2,9. Ganz Aehnliches gilt von *dsdd* und, höchstens mit Ausnahme des Ennius, von *dddd*. Dagegen sind andre, wie *ssss* und *dsss*, die bei den übrigen Dichtern einen viel höheren Rang einnehmen, hier tief herabgedrückt. Die Summe der 8 bevorzugtesten Formen, die sämmtlich mit einem Dactylus anfangen, beträgt 83,15. Sie liegt zwischen den entsprechenden Werthen bei Cicero und Catull. Die 7 den Mittelwerth übersteigenden Formen geben die Summe 77,25 und haben also den Durchschnittswerth 11,04, der nur bei Cicero und Catull grösser ist. Andrerseits ist die Summe der 5 am wenigsten benutzten Formen 6,2, die nur bei Catull noch kleiner, nämlich 3,7 ist. Doch über die Eigenthümlichkeit von Ovid's Hexameter giebt die weitere Analyse genaueren Aufschluss.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Der e r s t e Fuss ist | ein Spondeus in | 94 Versen | = | 16,8 | Proc., |
| | ein Dactylus in | 466 » | = | 83,2 | » |
| der z w e i t e Fuss | ein Spondeus in | 294 » | = | 52,5 | » |
| | ein Dactylus in | 266 » | = | 47,5 | » |

der dritte Fuss ist ein Spondeus in 329 Versen = 58,8 Proc.,
ein Dactylus in 231 » = 41,2 »
der vierte Fuss ein Spondeus in 295 » = 52,7 »
ein Dactylus in 265 » = 47,3 »

Bei keinem der vorher betrachteten Dichter überwiegt im ersten Fuss des Hexameters der Dactylus den Spondeus in so eminenter Weise. Er kommt hier fast 5 mal so oft vor als der Spondeus; bei keinem der andern doppelt so viel mal. Das Verhältniss beider kommt im zweiten Fuss dem in der Aeneis am nächsten, weicht auch im dritten von der Aeneis wenig ab. Dagegen ist das Uebergewicht des Spondeus im vierten Fuss, welches dem im zweiten fast gleich, schwächer als bei den vorigen Dichtern allen. Ferner ist

die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. u. 4. Fuss
918 = 54,6 Proc.,
die der Dactylen 762 = 45,5 »

Am nächsten kommt noch diesem Verhältniss Lucrez und nach ihm Horaz.

Die Gesammtzahl der Spondeen in allen 4 Füssen ist
1012 = 45,2 Proc.,
die aller Dactylen 1228 = 54,8 »

Dieses Uebergewicht der Dactylen über die Spondeen kommt bei keinem der andern Dichter vor und ist genau die Umkehrung ihres Verhältnisses bei Horaz.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
119 = 21,25 Proc.,
die der überwiegend dactylischen 200 = 35,71 »
die der gleichmässigen 241 = 43,04 »

Die Frequenz der gleichmässigen Verse kommt der bei Horaz und in den Georgicis ziemlich nahe, dagegen ist wieder die Ueberzahl der überwiegend dactylischen Verse in Vergleich mit den überwiegend spondeischen einzig.

In allen 560 Versen fand ich
ohne Cäsur keinen,
mit weiblicher Cäsur 67 = 12,0 Proc.,
mit männlicher » 493 = 88,0 »

Die weiblichen Cäsuren sind nahe so zahlreich wie bei Ennius, häufiger als bei Cicero, Lucrez und Catull, aber seltener als bei Virgil und Horaz.

Mich dünkt, dass in diesen leichtfüssigen, lebhaft einsetzen-

den und in der Mitte scharf einschneidenden Hexametern sich Ovid's leichtblütiges Temperament und tieferem Ernst abgewandte Sinnesart treu spiegelt. Ovid's hüpfender Hexameter ist der reine Gegensatz von dem schwerwuchtigen Catull's, bei welchem die Herrschaft des Spondeus, ebenso wie bei Ovid die des Dactylus, zu ihrer äussersten Höhe gelangt.

13.

Nach diesen grössten Meistern der römischen Poesie, Virgil, Horaz, Ovid schienen hinsichtlich des Verses im Augusteischen Zeitalter noch die *Astronomica* des **Manilius**, dem Inhalte nach den *Arateis* Cicero's verwandt, der Vergleichung nicht unwerth. Die folgende Tafel classificirt 560 Verse des Anfangs vom ersten Buch mit Uebergehung des einzigen hier vorkommenden Spondiacus 387 von der Form *dsdd*.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 14 | 5,8 | 22 | 6,9 | 34 | 8,5 | 39 | 8,1 | 48 | 8,6 |
| *sssd* | 3 | 1,25 | 5 | 1,6 | 7 | 1,75 | 9 | 1,9 | 11 | 2,0 |
| *ssds* | 13 | 5,4 | 19 | 5,9 | 23 | 5,75 | 30 | 6,25 | 34 | 6,1 |
| *sdss* | 32 | 13,3 | 43 | 13,4 | 51 | 12,75 | 58 | 12,1 | 67 | 12,0 |
| *dsss* | 31 | 12,9 | 46 | 14,4 | 65 | 16,25 | 81 | 16,9 | 93 | 16,6 |
| *ssdd* | 11 | 4,6 | 11 | 3,4 | 12 | 3,0 | 15 | 3,1 | 16 | 2,9 |
| *sdsd* | 11 | 4,6 | 13 | 4,1 | 16 | 4,0 | 17 | 3,5 | 22 | 3,9 |
| *sdds* | 10 | 4,2 | 13 | 4,1 | 17 | 4,25 | 23 | 4,8 | 28 | 5,0 |
| *dssd* | 12 | 5,0 | 18 | 5,6 | 23 | 5,75 | 28 | 5,8 | 33 | 5,9 |
| *dsds* | 28 | 11,7 | 35 | 10,9 | 41 | 10,25 | 49 | 10,2 | 60 | 10,7 |
| *ddss* | 29 | 12,1 | 35 | 10,9 | 43 | 10,75 | 50 | 10,4 | 57 | 10,2 |
| *sddd* | 7 | 2,9 | 9 | 2,8 | 9 | 2,25 | 9 | 1,9 | 9 | 1,6 |
| *dsdd* | 11 | 4,6 | 14 | 4,4 | 15 | 3,75 | 17 | 3,5 | 19 | 3,4 |
| *ddsd* | 14 | 5,8 | 18 | 5,6 | 21 | 5,25 | 27 | 5,6 | 30 | 5,4 |
| *ddds* | 9 | 3,75 | 12 | 3,75 | 14 | 3,5 | 19 | 4,0 | 22 | 3,9 |
| *dddd* | 5 | 2,1 | 7 | 2,2 | 9 | 2,25 | 9 | 1,9 | 11 | 2,0 |

Hiernach ist bei Manilius die Rangordnung der Versformen folgende:

| | | | |
|---|---|---|---|
| *dsss* | 16,6 | *sdds* | 5,0 |
| *sdss* | 12,0 | *sdsd* | 3,9 |
| *dsds* | 10,7 | *ddds* | 3,9 |
| *ddss* | 10,2 | *dsdd* | 3,4 |
| *ssss* | 8,6 | *ssdd* | 2,9 |
| *ssds* | 6,1 | *sssd* | 2,0 |
| *dssd* | 5,9 | *dddd* | 2,0 |
| *ddsd* | 5,4 | *sddd* | 1,6 |

Sie ist nahe dieselbe wie die in den Georgicis beobachtete, namentlich in den vier ersten und fünf letzten Stellen. Die Summe der 8 bevorzugtesten Formen beträgt hier 73,5; sie ist in den Georgicis 74. Zugleich überschreiten diese den Mittelwerth und kommt daher durchschnittlich auf jede 9,4, weniger als in den Georgicis, wo die entsprechende Zahl 11,5 ist, aber fast ebensoviel als in der Aeneis, welche 9,8 giebt. Andrerseits ist die Summe der 5 am wenigsten benutzten Formen 11,9, fast genau wie in der Aeneis, die 11,65 hat, etwas weniger als in den Georgicis, die 12,9 geben.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Der erste Fuss ist | ein Spondeus | in 235 Versen | = 42,0 Proc., |
| | ein Dactylus | in 325 » | = 58,0 » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus | in 314 » | = 56,1 » |
| | ein Dactylus | in 246 » | = 43,9 » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus | in 361 » | = 64,5 » |
| | ein Dactylus | in 199 » | = 35,5 » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus | in 409 » | = 73,0 » |
| | ein Dactylus | in 151 » | = 27,0 » |

Die Differenz zwischen Dactylen und Spondeen im ersten Fuss 16,0 ist kleiner als in allen im Vorigen geprüften Dichtungen, wo überhaupt in diesem Fusse der Dactylus überwiegt, mit einziger Ausnahme des Horaz, wo sie nur 8,6 beträgt. In der Aeneis ist sie 21,6, in den Georgicis 28,2, bei Lucretius 21,4, bei Catull 26,6, bei Ovid gar 66,4.

Im zweiten Fuss ist das Uebergewicht des Spondeus über den Dactylus in Procenten = 12,2, fast genau wie bei Ennius, wo es 12,6 beträgt, indess dasselbe bei Lucrez = 0, bei Cicero 2,6, in der Aeneis 3,6, bei Ovid 5,0, in den Georgicis 8,4, bei Horaz 8,6 und bei Catull 25,2 ist.

Im dritten Fuss beträgt bei Manilius das Uebergewicht des Spondeus 29,0 Proc., dagegen bei Horaz nur 13,6, bei Ovid 17,6, in der Aeneis 20,2, bei Ennius 22,8, in den Georgicis 25,0, bei Lucrez 26,0, bei Cicero 38,2 und bei Catull 48,4.

Im vierten Fuss überwiegt der Spondeus um 46,0 Proc.; dagegen bei Ovid nur um 5,4, bei Horaz um 26,0, bei Ennius um 30,0, in den Georgicis um 40,0, in der Aeneis um 48,8, bei Lucrez um 54,2, bei Cicero um 64,0 und bei Catull um 79,0 Proc.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist
1084 = 64,5 Proc.,
die der Dactylen 596 = 35,5 »

Am nächsten steht hier Lucrez mit 63,4 Spondeen und 36,6 Dactylen. Dann folgt die Aeneis.

Die Gesammtzahl der Spondeen in allen vier Füssen ist
1319 = 58,9 Proc.,
die aller Dactylen 921 = 41,1 »

Diese Procente fallen zwischen die bei Lucrez, wo die Spondeen 57,4, und bei Ennius, wo sie 59,5 betragen. Dann folgt zunächst die Aeneis mit 56,4.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
253 = 45,2 Proc.,
die der überwiegend dactylischen 91 = 16,2 »
die der gleichmässigen 216 = 38,6 »

Am nächsten steht hier wieder Lucrez mit resp. 42,3, 18,4, 39,3 Proc. Endlich zähle ich

Verse ohne Cäsur 5 = 0,9 Proc.,
mit weiblicher » 69 = 12,3 »
mit männlicher » 486 = 86,8 »

Die Zahl der cäsurlosen Verse kommt der in der Aeneis nahe, die der weiblichen Cäsuren ist fast genau dieselbe wie bei Ovid.

14.

Wir wenden uns nun zu der Untersuchung des Hexameters bei den Dichtern des ersten Jahrhunderts, zuerst zu den beiden Satirikern Persius und Juvenal. Da die sechs Satiren des Persius nur 650 Verse betragen, so umfasst die folgende Tafel die Gesammtheit derselben, mit Ausschluss des einzigen darin vorkommenden Spondiacus I, 95 von der Form *sssd*.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | | 1—649 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 12 | 5,0 | 15 | 4,7 | 23 | 5,75 | 24 | 5,0 | 27 | 4,8 | 30 | 4,6 |
| *sssd* | 6 | 2,5 | 7 | 2,2 | 8 | 2,0 | 10 | 2,1 | 10 | 1,8 | 12 | 1,8 |
| *ssds* | 5 | 2,1 | 8 | 2,5 | 11 | 2,75 | 18 | 3,75 | 22 | 3,9 | 27 | 4,2 |
| *sdss* | 24 | 10,0 | 31 | 9,7 | 35 | 8,75 | 48 | 10,0 | 59 | 10,5 | 62 | 9,6 |
| *dsss* | 45 | 18,75 | 62 | 19,4 | 75 | 18,75 | 88 | 18,3 | 99 | 17,7 | 118 | 18,2 |
| *ssdd* | 3 | 1,25 | 3 | 0,9 | 4 | 1,0 | 4 | 0,8 | 4 | 0,7 | 5 | 0,8 |
| *sdsd* | 13 | 5,4 | 16 | 5,0 | 20 | 5,0 | 24 | 5,0 | 29 | 5,2 | 35 | 5,4 |
| *sdds* | 7 | 2,9 | 9 | 2,8 | 13 | 3,25 | 15 | 3,1 | 19 | 3,4 | 19 | 2,9 |
| *dssd* | 13 | 5,4 | 22 | 6,9 | 35 | 8,75 | 39 | 8,1 | 45 | 8,0 | 48 | 7,4 |
| *dsds* | 34 | 14,2 | 40 | 12,5 | 46 | 11,5 | 51 | 10,6 | 61 | 10,9 | 68 | 10,5 |
| *ddss* | 35 | 14,6 | 49 | 15,3 | 62 | 15,5 | 74 | 15,4 | 86 | 15,4 | 96 | 14,8 |
| *sddd* | 4 | 1,7 | 6 | 1,9 | 6 | 1,5 | 6 | 1,25 | 9 | 1,6 | 9 | 1,4 |
| *dsdd* | 12 | 5,0 | 16 | 5,0 | 18 | 4,5 | 21 | 4,4 | 25 | 4,5 | 32 | 4,9 |
| *ddsd* | 15 | 6,25 | 17 | 5,3 | 22 | 5,5 | 28 | 5,8 | 31 | 5,5 | 35 | 5,4 |
| *ddds* | 7 | 2,9 | 12 | 3,75 | 15 | 3,75 | 21 | 4,4 | 25 | 4,5 | 39 | 6,0 |
| *dddd* | 5 | 2,1 | 7 | 2,9 | 7 | 1,75 | 9 | 1,9 | 9 | 1,6 | 14 | 2,2 |

Hieraus ergiebt sich folgende Rangordnung der Versformen:

| | |
|---|---|
| *dsss* | 18,2 |
| *ddss* | 14,8 |
| *dsds* | 10,5 |
| *sdss* | 9,6 |
| *dssd* | 7,4 |
| *ddds* | 6,0 |
| *sdsd* | 5,4 |
| *ddsd* | 5,4 |
| *dsdd* | 4,9 |
| *ssss* | 4,6 |
| *ssds* | 4,2 |
| *sdds* | 2,9 |
| *dddd* | 2,2 |
| *sssd* | 1,8 |
| *sddd* | 1,4 |
| *ssdd* | 0,8 |

Sie kommt am meisten mit der der Aeneis überein, besonders im vierten Buche. Die Summe der acht frequentesten Formen beträgt hier 77,3, dort 74,5 resp. 75,4. Nur fünf erheben sich über den Mittelwerth und geben die Summe 60,5, so dass durchschnittlich auf eine Form 12,1 kommt; in der Aeneis ist der entsprechende Werth nur 9,8, im vierten Buche fast 10.

ist

rste Fuss ein Spondeus in 199 Versen = 30,7 Proc.,
ein Dactylus in 450 » = 69,3 »

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| der zweite Fuss | ein Spondeus in 340 | Versen | = 52,4 | Proc., |
| | ein Dactylus in 309 | » | = 47,6 | » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus in 436 | » | = 67,2 | » |
| | ein Dactylus in 213 | » | = 32,8 | » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus in 459 | » | = 70,7 | » |
| | ein Dactylus in 190 | » | = 29,3 | » |

Das Uebergewicht des Dactylus im ersten Fuss ist etwas grösser als in den Georgicis, wo es ausser bei Ovid, bisher am stärksten vortrat. Das Uebergewicht des Spondeus in den folgenden drei Füssen kommt ebenfalls den entsprechenden Werthen in den Georgicis nahe.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist
1235 = 63,4 Proc.,
die der Dactylen 712 = 36,6 »
die der Spondeen in allen 4 Füssen 1434 = 55,2 »
die der Dactylen » » 4 » 1162 = 44,8 »

Weiter ist die Zahl der überwiegend spondeischen Verse
249. = 38,4 Proc.,
die der dactylischen 129 = 19,9 »
die der gleichmässigen 271 = 41,7 »

Alle diese Zahlwerthe stimmen in so überraschender Weise mit den für die Georgica giltigen überein, dass in der That der Hexameter Virgil's, besonders der in den Georgicis als das Vorbild des Hexameters bei Persius bezeichnet werden kann.

Endlich enthalten diese Satiren

| | | | |
|---|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | 5 = | 0,8 | Proc., |
| mit weiblicher » | 40 = | 6,1 | » |
| mit männlicher » | 604 = | 93,1 | » |

Die cäsurlosen Verse sind hier fast so selten wie in den Georgicis, der Gebrauch der weiblichen Cäsuren aber so sparsam wie bei Cicero.

15.

Zur Untersuchung des Hexameters Juvenal's wurden benutzt Sat. I. und II. und Sat. III. bis zu V. 222, welche zusammen, nach Ausschluss der Spondiaci *dsdd* in II, 145, sowie *sdsd* und *ddsd* in III, 12 und 120 die Zahl von 560 normalen Hexametern geben, welche die folgende Tafel zergliedert.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 16 | 6,7 | 17 | 5,3 | 20 | 5,0 | 24 | 5,0 | 25 | 4,5 |
| *sssd* | 6 | 2,5 | 8 | 2,5 | 8 | 2,0 | 10 | 2,1 | 13 | 2,3 |
| *ssds* | 13 | 5,4 | 23 | 7,2 | 29 | 7,25 | 32 | 6,7 | 38 | 6,8 |
| *sdss* | 30 | 12,5 | 37 | 11,6 | 48 | 12,0 | 54 | 11,25 | 67 | 12,0 |
| *dsss* | 36 | 15,0 | 46 | 14,4 | 58 | 14,5 | 70 | 14,6 | 85 | 15,2 |
| *ssdd* | 4 | 1,7 | 7 | 2,2 | 8 | 2,0 | 11 | 2,3 | 14 | 2,5 |
| *sdsd* | 9 | 3,75 | 10 | 3,1 | 17 | 4,25 | 21 | 4,4 | 26 | 4,6 |
| *sdds* | 11 | 4,6 | 13 | 4,1 | 17 | 4,25 | 21 | 4,4 | 22 | 3,9 |
| *dssd* | 17 | 7,1 | 20 | 6,25 | 26 | 6,5 | 33 | 6,9 | 40 | 7,1 |
| *dsds* | 26 | 10,8 | 37 | 11,6 | 42 | 10,5 | 56 | 11,7 | 64 | 11,4 |
| *ddss* | 21 | 8,75 | 31 | 9,7 | 40 | 10,0 | 46 | 9,6 | 51 | 9,1 |
| *sddd* | 8 | 3,3 | 13 | 4,1 | 15 | 3,75 | 17 | 3,5 | 20 | 3,6 |
| *dsdd* | 6 | 2,5 | 10 | 3,1 | 13 | 3,25 | 15 | 3,1 | 19 | 3,4 |
| *ddsd* | 7 | 2,9 | 13 | 4,1 | 21 | 5,25 | 26 | 5,4 | 29 | 5,2 |
| *ddds* | 21 | 8,75 | 24 | 7,5 | 26 | 6,5 | 32 | 6,7 | 35 | 6,25 |
| *dddd* | 9 | 3,75 | 11 | 3,4 | 12 | 3,0 | 12 | 2,5 | 13 | 2,3 |

Die Rangordnung der Versformen, die, vorzüglich in den 5 ersten und 5 letzten Gliedern, der der Georgica am nächsten kommt, ist hier diese:

| | |
|---|---|
| *dsss* | 15,2 |
| *sdss* | 12,0 |
| *dsds* | 11,4 |
| *ddss* | 9,1 |
| *dssd* | 7,1 |
| *ssds* | 6,8 |
| *ddds* | 6,25 |
| *ddsd* | 5,2 |
| *sdsd* | 4,6 |
| *ssss* | 4,5 |
| *sdds* | 3,9 |
| *sddd* | 3,6 |
| *dsdd* | 3,4 |
| *ssdd* | 2,5 |
| *dddd* | 2,3 |
| *sssd* | 2,3 |

Die Summe der acht bevorzugtesten Formen ist 73,0, in den Georgicis 74,0. Von diesen erreichen oder übersteigen sieben den Mittelwerth und geben die Summe 67,8; also kommt durchschnittlich auf eine 9,7; in den Georgicis gilt dies nur von fünfen, deren Summe 57,4 ist, indess hier die fünf frequentesten in Summe 54,8 geben. Die Summe der fünf am wenigsten benutzten ist hier 14,1, in den Georgicis 12,9.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Der **erste** Fuss ist | ein Spondeus | in 225 | Versen | = 40,2 | Proc., |
| | ein Dactylus | in 335 | » | = 59,8 | » |
| der **zweite** Fuss | ein Spondeus | in 298 | » | = 53,2 | » |
| | ein Dactylus | in 262 | » | = 46,8 | » |
| der **dritte** Fuss | ein Spondeus | in 336 | » | = 60,0 | » |
| | ein Dactylus | in 224 | » | = 40,0 | » |
| der **vierte** Fuss | ein Spondeus | in 387 | » | = 69,1 | » |
| | ein Dactylus | in 173 | » | = 30,9 | » |

Die Verhältnisse zwischen Spondeen und Dactylen kommen im 1sten bis 3ten Fuss denen in der Aeneis nahe, und stehen hier wie dort Spondeen und Dactylen im umgekehrten Verhältniss; der 4te Fuss kommt den Georgicis näher als der Aeneis.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 1021 | = 60,8 | Proc., |
| die der Dactylen | 659 | = 39,2 | » |
| die der Spondeen in allen 4 Füssen | 1246 | = 55,6 | » |
| die der Dactylen | 994 | = 44,4 | » |

Auch diese Zahlen stimmen sehr gut mit denen der Aeneis und der Georgica zusammen, und man wird demnach auch in Juvenal's Hexameter einen nahen Verwandten des Virgilischen finden können.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 228 | = 40,7 | Proc., |
| die der dactylischen | 115 | = 20,5 | » |
| die der gleichmässigen | 217 | = 38,8 | » |

Verhältnisse, welche denen in der Aeneis am nächsten kommen. Endlich finden sich

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Verse ohne | Cäsur | 14 | = 2,5 | Proc., |
| mit weiblicher | » | 45 | = 8,0 | » |
| mit männlicher | » | 581 | = 89,5 | » |

Cäsurlose Verse sind demnach bei Juvenal so zahlreich wie bei Horaz, weibliche Cäsuren häufiger als bei Cicero und Persius, aber seltner als bei Lucrez, der dann der nächste ist.

## 16.

Es folgt nun die Durchmusterung der Epiker des ersten Jahrhunderts, des Lucanus, Silius Italicus, Valerius Flaccus und Statius. Nachstehende Tafel classificirt die ersten 560 normalen

Hexameter von Lucan's *pharsalia*, *lib. I.* mit Uebergehung des einzigen hier vorkommenden Spondiacus *sssd* in V. 329.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 2—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 8 | 3,3 | 9 | 2,8 | 10 | 2,5 | 10 | 2,1 | 15 | 2,7 |
| *sssd* | 5 | 2,1 | 7 | 2,2 | 11 | 2,75 | 12 | 2,5 | 12 | 2,1 |
| *ssds* | 12 | 5,0 | 17 | 5,3 | 20 | 5,0 | 26 | 5,4 | 32 | 5,7 |
| *sdss* | 28 | 11,7 | 39 | 12,2 | 45 | 11,25 | 50 | 10,4 | 58 | 10,4 |
| *dsss* | 33 | 13,75 | 43 | 13,4 | 53 | 13,25 | 71 | 14,8 | 83 | 14,8 |
| *ssdd* | 3 | 1,25 | 4 | 1,2 | 5 | 1,25 | 7 | 1,4 | 8 | 1,4 |
| *sdsd* | 8 | 3,3 | 14 | 4,4 | 19 | 4,75 | 20 | 4,2 | 23 | 4,1 |
| *sdds* | 7 | 2,9 | 15 | 4,7 | 18 | 4,5 | 23 | 4,8 | 28 | 5,0 |
| *dssd* | 22 | 9,2 | 27 | 8,4 | 33 | 8,25 | 35 | 7,3 | 39 | 7,0 |
| *dsds* | 48 | 20,0 | 61 | 19,1 | 72 | 18,0 | 87 | 18,1 | 98 | 17,5 |
| *ddss* | 25 | 10,4 | 31 | 9,7 | 44 | 11,0 | 51 | 10,6 | 59 | 10,5 |
| *sddd* | 5 | 2,1 | 5 | 1,6 | 7 | 1,75 | 9 | 1,9 | 11 | 2,0 |
| *dsdd* | 7 | 2,9 | 9 | 2,8 | 13 | 3,25 | 15 | 3,1 | 19 | 3,4 |
| *ddsd* | 11 | 4,6 | 14 | 4,4 | 19 | 4,75 | 27 | 5,6 | 29 | 5,2 |
| *ddds* | 13 | 5,4 | 17 | 5,3 | 21 | 5,25 | 26 | 5,4 | 33 | 5,9 |
| *dddd* | 5 | 2,1 | 8 | 2,5 | 10 | 2,5 | 11 | 2,3 | 13 | 2,3 |

Die Rangordnung der Versformen ist hier

| | |
|---|---|
| *dsds* | 17,5 |
| *dsss* | 14,8 |
| *ddss* | 10,5 |
| *sdss* | 10,4 |
| *dssd* | 7,0 |
| *ddds* | 5,9 |
| *ssds* | 5,7 |
| *ddsd* | 5,2 |
| *sdds* | 5,0 |
| *sdsd* | 4,1 |
| *dsdd* | 3,4 |
| *ssss* | 2,7 |
| *dddd* | 2,3 |
| *sssd* | 2,1 |
| *sddd* | 2,0 |
| *ssdd* | 1,4 |

Zum erstenmal steht hier die Form *dsds* an der Spitze, die bei Virgil und Horaz die zweite, bei allen übrigen zuvor untersuchten Dichtern eine spätere Stelle einnimmt. Im Uebrigen ist die Reihenfolge und Frequenz der bei Virgil, fast mehr noch in den Georgicis als in der Aeneis, ziemlich ähnlich. Die Summe de[r] ... ntesten Formen beträgt 77,0; in den Georgicis

74,0; die Summe der 5 den Mittelwerth übersteigenden 60,2; in den Georgicis 57,4; die Summe der 5 am wenigsten benutzten 10,5; in den Georgicis 12,9.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Der **erste** Fuss | ein Spondeus | in 187 Versen | = 33,4 | Proc., |
| | ein Dactylus | in 373 » | = 66,6 | » |
| der **zweite** Fuss | ein Spondeus | in 306 » | = 54,6 | » |
| | ein Dactylus | in 254 » | = 45,4 | » |
| der **dritte** Fuss | ein Spondeus | in 318 » | = 56,8 | » |
| | ein Dactylus | in 242 » | = 43,2 | » |
| der **vierte** Fuss | ein Spondeus | in 406 » | = 72,5 | » |
| | ein Dactylus | in 154 » | = 27,5 | » |

Im ersten Fuss überwiegt der Dactylus, im vierten der Spondeus etwas mehr, im dritten der Spondeus bedeutend weniger als in den Georgicis, aber genau so viel wie bei Horaz; im zweiten Fuss ist fast völlige Uebereinstimmung mit Horaz und den Georgicis.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 1030 | = 61,3 | Proc., |
| die der Dactylen | 650 | = 38,7 | » |
| die der Spondeen in allen 4 Füssen | 1217 | = 54,3 | » |
| die der Dactylen | 1023 | = 45,7 | » |

Auch diese Resultate stimmen fast vollkommen mit denen, welche die Georgica und die Aeneis geben, überein.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 200 | = 35,75 | Proc., |
| die der dactylischen | 105 | = 18,75 | » |
| die der gleichmässigen | 255 | = 45,5 | » |

Die überwiegend spondeischen Verse sind hier etwas schwächer, die gleichmässigen etwas stärker vertreten als in den Georgicis, die Frequenz der überwiegend dactylischen ist dieselbe.

Endlich kommen vor

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Verse ohne | Cäsur | 0 | = 0 | Proc., |
| mit weiblicher | » | 95 | = 17,0 | » |
| mit männlicher | » | 465 | = 83,0 | » |

Die weibliche Cäsur kommt hier etwas häufiger vor als in Georg. und Aeneis.

Nach alle dem ist der Hexameter des Lucan dem des Virgil, insbesondere dem der Georgica sehr nahe verwandt.

17.

Die nachfolgende Tabelle bezieht sich auf die ersten 560 Verse der *Punica* des Silius Italicus, unter denen kein Spondiacus vorkommt.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 19 | 7,9 | 22 | 6,9 | 34 | 8,5 | 46 | 9,6 | 58 | 9,5 |
| *sssd* | 11 | 4,6 | 18 | 5,6 | 26 | 6,5 | 31 | 6,5 | 34 | 6,1 |
| *ssds* | 18 | 7,5 | 35 | 10,9 | 39 | 9,75 | 49 | 10,2 | 54 | 9,6 |
| *sdss* | 27 | 11,25 | 34 | 10,6 | 46 | 11,5 | 55 | 11,5 | 63 | 11,25 |
| *dsss* | 29 | 12,1 | 44 | 13,75 | 53 | 13,25 | 60 | 12,5 | 75 | 13,4 |
| *ssdd* | 11 | 4,6 | 11 | 3,4 | 12 | 3,0 | 13 | 2,7 | 18 | 3,2 |
| *sdsd* | 15 | 6,25 | 16 | 5,0 | 20 | 5,0 | 25 | 5,2 | 32 | 5,7 |
| *sdds* | 9 | 3,75 | 10 | 3,1 | 14 | 3,5 | 20 | 4,2 | 25 | 4,5 |
| *dssd* | 6 | 2,5 | 15 | 4,7 | 17 | 4,25 | 21 | 4,6 | 28 | 5,0 |
| *dsds* | 22 | 9,2 | 30 | 9,4 | 37 | 9,25 | 42 | 8,75 | 47 | 8,4 |
| *ddss* | 22 | 9,2 | 28 | 8,75 | 34 | 8,5 | 41 | 8,5 | 47 | 8,4 |
| *sddd* | 2 | 0,8 | 3 | 0,9 | 3 | 0,75 | 5 | 1,0 | 7 | 1,25 |
| *dsdd* | 10 | 4,2 | 12 | 3,75 | 16 | 4,0 | 16 | 3,3 | 16 | 2,9 |
| *ddsd* | 16 | 6,7 | 18 | 5,6 | 21 | 5,25 | 22 | 4,6 | 24 | 4,3 |
| *ddds* | 16 | 6,7 | 17 | 5,3 | 20 | 5,0 | 23 | 4,8 | 26 | 4,6 |
| *dddd* | 7 | 2,9 | 7 | 2,2 | 8 | 2,0 | 11 | 2,3 | 11 | 2,0 |

Die Rangordnung der Formen ist hiernach diese:

| | |
|---|---|
| *dsss* | 13,4 |
| *sdss* | 11,25 |
| *ssds* | 9,6 |
| *ssss* | 9,5 |
| *dsds* | 8,4 |
| *ddss* | 8,4 |
| *sssd* | 6,1 |
| *sdsd* | 5,7 |
| *dssd* | 5,0 |
| *ddds* | 4,6 |
| *sdds* | 4,5 |
| *ddsd* | 4,3 |
| *ssdd* | 3,2 |
| *dsdd* | 2,9 |
| *dddd* | 2,0 |
| *sddd* | 1,25 |

Diese Reihenfolge hat keine durchgreifende Aehnlichkeit mit einer der vorangegangenen. Zwar beträgt die Summe der acht frequentesten Formen 72,35, was nur wenig von Virgil abweicht; aber unter ihnen befindet sich hier *sssd* mit der Fre-

quenzzahl 6,1, die in der Aeneis nur 2,4, in den Georg. 3,8 ist. Dagegen befindet sich unter den 8 bevorzugtesten Formen in der Aeneis und den Georg. *ddds*, in der ersteren in der Frequenz 8,15, in den letzteren mit 5,8, indess dieselbe hier nur die Frequenz 4,6 hat. Ebenso haben hier *ssds* und *ssss* bedeutend höhere, dagegen *ddss* niedrigere Werthe u. s. w.

Die Summe der 6 den Mittelwerth übersteigenden Formen ist 60,55; es kommt auf eine also durchschnittlich 10,1, was mit den Georgicis sehr nahe übereinstimmt, aber es sind nicht ganz dieselben Formen. Die Summe der 5 am wenigsten benutzten Formen ist 13,65, etwas grösser als in den Georgicis.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Der erste Fuss ist | ein Spondeus in 286 | Versen | = 51,1 | Proc., |
| | ein Dactylus in 274 | » | = 48,9 | » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus in 325 | » | = 58,0 | » |
| | ein Dactylus in 235 | » | = 42,0 | » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus in 356 | » | = 63,6 | » |
| | ein Dactylus in 204 | » | = 36,4 | » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus in 390 | » | = 70,0 | » |
| | ein Dactylus in 170 | » | = 30,0 | » |

Das beinahe vollkommene Gleichgewicht von Spondeen und Dactylen im ersten Fuss kam nur annähernd noch bei Cicero vor, obgleich bei diesem schon der Dactylus, hier aber der Spondeus, etwas überwiegt. Dagegen ist das Uebergewicht des Spondeus im zweiten Fuss nur bei Catull noch grösser, im dritten Fuss nahe so gross wie bei Lucrez und Manilius, im vierten Fuss gleich dem in den Georgicis.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist
1071 = 63,75 Proc.,
die der Dactylen 609 = 36,25 »
die der Spondeen in allen 4 Füssen 1357 = 60,6 »
die der Dactylen 883 = 39,4 »

In diesen Zahlen steht Ennius am nächsten.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
279 = 49,8 Proc.
die der dactylischen 84 = 15,0 »
die der gleichmässigen 197 = 35,2 »

Dem ersten dieser drei Procentsätze kommt Ennius, dem zweiten Manilius, dem dritten Cicero am nächsten. Im Ganzen genommen neigt also der Hexameter des Silius mehr zu der älteren Form hin, in welcher der Spondeus stärker vorherrscht.

Endlich kommen hier vor

Verse ohne Cäsur 6 = 1,1 Proc.,
mit weiblicher » 93 = 16,6 »
mit männlicher » 461 = 82,3 »

cäsurlose Verse also so viel wie im ersten Buch der Aeneis und etwas mehr als bei Manilius, Verse mit weiblicher Cäsur fast ebensoviel wie bei Lucan.

18.

Der Anfang der *Argonautica* des Valerius Flaccus machte eine Untersuchung von 640 Versen nöthig, da erst bei dieser Zahl die letzten Differenzen der benachbarten Columnen in allen Formen kleiner als 1 werden. Ein Spondiacus kommt auch hier nicht vor. Das Ergebniss zeigt die folgende Tafel.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | | 1—640 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 5 | 2,1 | 6 | 1,9 | 7 | 1,75 | 10 | 2,1 | 10 | 1,8 | 12 | 1,9 |
| *sssd* | 2 | 0,8 | 3 | 0,9 | 3 | 0,75 | 3 | 0,6 | 3 | 0,5 | 3 | 0,5 |
| *ssds* | 15 | 6,25 | 17 | 5,3 | 20 | 5,0 | 25 | 5,2 | 26 | 4,6 | 30 | 4,7 |
| *sdss* | 7 | 2,9 | 10 | 3,1 | 16 | 4,0 | 19 | 4,0 | 20 | 3,6 | 22 | 3,4 |
| *dsss* | 23 | 9,6 | 33 | 10,3 | 43 | 10,75 | 53 | 11,0 | 57 | 10,2 | 63 | 9,8 |
| *ssdd* | 2 | 0,8 | 3 | 0,9 | 3 | 0,75 | 3 | 0,6 | 4 | 0,7 | 5 | 0,8 |
| *sdsd* | 10 | 4,2 | 13 | 4,1 | 14 | 3,5 | 20 | 4,2 | 22 | 3,9 | 24 | 3,8 |
| *sdds* | 10 | 4,2 | 12 | 3,75 | 15 | 3,75 | 15 | 3,1 | 18 | 3,2 | 21 | 3,3 |
| *dssd* | 22 | 9,2 | 30 | 9,4 | 35 | 8,75 | 39 | 8,1 | 45 | 8,0 | 52 | 8,1 |
| *dsds* | 46 | 19,2 | 60 | 18,75 | 74 | 18,5 | 86 | 17,9 | 112 | 20,0 | 131 | 20,5 |
| *ddss* | 29 | 12,1 | 36 | 11,25 | 47 | 11,75 | 54 | 11,25 | 64 | 11,4 | 75 | 11,7 |
| *sddd* | 3 | 1,25 | 5 | 1,6 | 7 | 1,75 | 9 | 1,9 | 10 | 1,8 | 11 | 1,7 |
| *dsdd* | 19 | 7,9 | 22 | 6,9 | 26 | 6,5 | 32 | 6,7 | 39 | 7,0 | 49 | 7,7 |
| *ddsd* | 12 | 5,0 | 21 | 6,6 | 30 | 7,5 | 42 | 8,75 | 52 | 9,3 | 54 | 8,4 |
| *ddds* | 24 | 10,0 | 34 | 10,6 | 44 | 11,0 | 51 | 10,6 | 58 | 10,4 | 64 | 10,0 |
| *dddd* | 11 | 4,6 | 15 | 4,7 | 16 | 4,0 | 19 | 4,0 | 20 | 3,6 | 24 | 3,75 |

Die Rangordnung der Formen ist demnach bei Flaccus diese:

| | | | |
|---|---|---|---|
| *dsds* | 20,5 | *sdsd* | 3,8 |
| *ddss* | 11,7 | *dddd* | 3,75 |
| *ddds* | 10,0 | *sdss* | 3,4 |
| *dsss* | 9,8 | *sdds* | 3,3 |
| *ddsd* | 8,4 | *ssss* | 1,9 |
| *dssd* | 8,1 | *sddd* | 1,7 |
| *dsdd* | 7,7 | *ssdd* | 0,8 |
| *ssds* | 4,7 | *sssd* | 0,5 |

Wie bei Lucan, steht auch hier *dsds* an der Spitze, nur noch mit einer höheren Frequenzzahl, so dass durchschnittlich immer der fünfte Vers diese Form hat; im Uebrigen aber ist diese Anordnung von der bei Lucan, folglich auch bei Virgil, sehr verschieden. Denn *dsss*, das bei letzterem, so wie überhaupt bei den meisten, die erste Stelle einnimmt, steht hier in der vierten, und hat fast dieselbe Frequenz wie bei Ennius; dagegen *ddds*, bei Virgil in der fünften Stelle, hier in der dritten, mit derselben Frequenz wie bei Lucrez. Auch *ddsd*, *dssd* und *dsdd*, hier zu den bevorzugteren Formen gehörig, werden dort weit seltner verwendet. Am nächsten aber steht diese Scala der des Ovid, wie schon daraus erkennbar ist, dass die sieben frequentesten Formen (bei Ovid die ersten acht) einen dactylischen Anfang haben. Diese Formen, welche insgesammt den Mittelwerth übersteigen, betragen in Summe 76,2 (bei Ovid 77,25); die Summe der acht frequentesten Formen 80,9 (bei Ovid 83,15). Nur befindet sich hier unter diesen *ssds*, das bei Ovid viermal so selten vorkommt, der dafür *dddd* etwas häufiger als Flaccus gebraucht. Die Summe der fünf am seltensten benutzten Formen ist hier 8,2; bei Ovid nur 6,2.

Die Verwandtschaft des Hexameters des Flaccus mit dem des Ovid erhält auch durch das Folgende seine Bestätigung.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Der erste Fuss ist | ein Spondeus | in 128 | Versen | = 20,0 | Proc., |
| | ein Dactylus | in 512 | » | = 80,0 | » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus | in 345 | » | = 53,9 | » |
| | ein Dactylus | in 295 | » | = 46,1 | » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus | in 305 | » | = 47,7 | » |
| | ein Dactylus | in 335 | » | = 52,3 | » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus | in 418 | » | = 65,3 | » |
| | ein Dactylus | in 222 | » | = 34,7 | » |

Die Procente des ersten und zweiten Fusses nähern sich sehr denen bei Ovid; dagegen überwiegt hier im vierten Fuss der Spondeus in weit stärkerem Grade, fast in demselben wie bei Ennius und wenig mehr als bei Horaz. Dass aber im dritten Fuss der Dactylus, wenn auch nur wenig, den Spondeus überwiegt, ist bei keinem der vorher betrachteten Dichter vorgekommen und hauptsächlich eine Folge des übermässigen Gebrauchs der Formen *dsds* und *ddds*.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist
1068 = 55,6 Proc.,

die Gesammtzahl der Dactylen ist 852 = 44,4 Proc.,
die der Spondeen in allen 4 Füssen 1196 = 46,7 »
die aller Dactylen 1364 = 53,3 »

Diese Zahlen stimmen mit den entsprechenden bei Ovid gut zusammen.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
130 = 20,3 Proc.,
die der dactylischen 202 = 31,6 »
die der gleichmässigen 308 = 48,1 »

Die gleichmässigen Hexameter sind etwas zahlreicher als bei Ovid, die überwiegend spondeischen und dactylischen, besonders die letzteren, etwas minder frequent.

Was endlich die Cäsuren betrifft, so finden sich
Verse ohne Cäsur 13 = 2,0 Proc.,
mit weiblicher » 136 = 21,3 »
mit männlicher » 491 = 76,7 »

Hier weicht Flaccus sehr von Ovid ab. Denn bei ihm sind die cäsurlosen Verse fast so zahlreich wie bei Horaz, die weiblichen Cäsuren noch häufiger als bei Lucan und Silius Italicus.

## 19.

Von den vier zuvor genannten Epikern des ersten Jahrhunderts ist noch **Statius** übrig. Die Hexameter des Anfangs des ersten Buchs seiner *Thebais*, von denen keiner ein Spondiacus ist, classificirt die folgende Tafel.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 4 | 1,7 | 4 | 1,25 | 9 | 2,25 | 12 | 2,5 | 14 | 2,5 |
| *sssd* | 1 | 0,4 | 5 | 1,6 | 6 | 1,5 | 10 | 2,1 | 10 | 1,8 |
| *ssds* | 14 | 5,8 | 21 | 6,6 | 28 | 7,0 | 36 | 7,5 | 43 | 7,7 |
| *sdss* | 13 | 5,4 | 21 | 6,6 | 26 | 6,5 | 30 | 6,25 | 34 | 6,1 |
| *dsss* | 30 | 12,5 | 39 | 12,2 | 48 | 12,0 | 64 | 13,3 | 76 | 13,6 |
| *ssdd* | 7 | 2,9 | 11 | 3,4 | 11 | 2,75 | 13 | 2,7 | 14 | 2,5 |
| *sdsd* | 5 | 2,1 | 7 | 2,2 | 10 | 2,5 | 13 | 2,7 | 16 | 2,9 |
| *sdds* | 15 | 6,25 | 18 | 5,6 | 23 | 5,75 | 24 | 5,0 | 32 | 5,7 |
| *dssd* | 12 | 5,0 | 14 | 4,4 | 16 | 4,0 | 20 | 4,2 | 24 | 4,3 |
| *dsds* | 41 | 17,1 | 49 | 15,3 | 60 | 15,0 | 69 | 14,4 | 83 | 14,8 |
| *ddss* | 22 | 9,2 | 32 | 10,0 | 43 | 10,75 | 48 | 10,0 | 53 | 9,5 |
| *sddd* | 5 | 2,1 | 5 | 1,6 | 5 | 1,25 | 6 | 1,25 | 8 | 1,4 |
| *dsdd* | 20 | 8,3 | 25 | 7,8 | 30 | 7,5 | 34 | 7,1 | 40 | 7,1 |
| *ddsd* | 19 | 7,9 | 27 | 8,4 | 32 | 8,0 | 35 | 7,3 | 39 | 7,0 |
| *ddds* | 24 | 10,0 | 31 | 9,7 | 38 | 9,5 | 50 | 10,4 | 57 | 10,2 |
| *dddd* | 8 | 3,3 | 11 | 3,4 | 15 | 3,75 | 16 | 3,3 | 17 | 3,0 |

Die Rangordnung der Versformen ist hiernach bei Statius diese:

| | |
|---|---|
| *dsds* | 14,8 |
| *dsss* | 13,6 |
| *ddds* | 10,2 |
| *ddss* | 9,5 |
| *ssds* | 7,7 |
| *dsdd* | 7,1 |
| *ddsd* | 7.0 |
| *sdss* | 6,1 |
| *sdds* | 5,7 |
| *dssd* | 4,3 |
| *dddd* | 3,0 |
| *sdsd* | 2,9 |
| *ssss* | 2,5 |
| *ssdd* | 2,5 |
| *sssd* | 1,8 |
| *sddd* | 1,4 |

Sie ist im Ganzen genommen der bei V. Flaccus ziemlich ähnlich; nur ist *dsds* nicht so stark bevorzugt. Daher ist die Summe der acht frequentesten Formen 76,0 kleiner. Von ihnen übersteigen sieben den Mittelwerth und geben die Summe 69,9, die bei Flaccus 76,2 war. Die Summe der fünf am wenigsten benutzten Formen ist 11,1, also grösser als bei Flaccus, ziemlich wie bei Lucan. Gleichwohl unterscheidet sich der Vers des Statius immer noch nicht unwesentlich von dem seiner Zeitgenossen und Vorgänger, wie sich sogleich zeigen wird.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Der erste Fuss ist | ein Spondeus in 171 | Versen | = 30,5 | Prc., |
| | ein Dactylus in 389 | » | = 69,5 | » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus in 304 | » | = 54,3 | » |
| | ein Dactylus in 256 | » | = 45,7 | » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus in 266 | » | = 47,5 | » |
| | ein Dactylus in 294 | » | = 52,5 | » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus in 392 | » | = 70,0 | » |
| | ein Dactylus in 168 | » | = 30,0 | » |

Im ersten Fuss überwiegt der Dactylus etwas mehr als bei Lucan, im vierten der Spondeus etwas weniger, aber genau so viel wie bei Silius und in den Georgicis. Im zweiten und dritten Fuss ist das Verhältniss der Spondeen und Dactylen ganz dasselbe wie bei Flaccus, so dass auch bei Statius im dritten Fuss der Dactylus vorherrscht. Bei beiden Dichtern stehen im

zweiten und dritten Fuss Spondeus und Dactylus im umgekehrten Verhältniss, es überwiegt der Spondeus im zweiten Fuss fast in demselben Grade wie der Dactylus im dritten. Bei Statius gilt dieses ausgleichende Verhältniss auch noch für den ersten Fuss verglichen mit dem vierten, so dass hier gleichsam erster und vierter, zweiter und dritter Fuss sich das Gleichgewicht halten.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. und 4. Fuss ist
962 = 57,3 Proc.,
die der Dactylen 718 = 42,7 »
ziemlich wie bei Ovid und Horaz. Dagegen ist
die Gesammtzahl der Spondeen in allen 4 Füssen
1133 = 50,6 Proc.,
die der Dactylen 1107 = 49,4 »
Diese beinahe vollständige Gleichzahl der Spondeen und Dactylen ist die natürliche Folge des zuvor bemerkten Gleichgewichts zwischen dem ersten und vierten, zweiten und dritten Fuss und kommt annäherungsweise nur noch bei Flaccus und Ovid vor, bei denen indess die Dactylen noch merklich überwiegen. Statius bildet daher den Uebergang von diesen zu allen übrigen in Untersuchung gezogenen Dichtern, bei denen das umgekehrte Verhältniss stattfindet.

Die Zahl der überwiegend spondeischen Verse ist
177 = 31,6 Proc.,
die der dactylischen 161 = 28,8 »
die der gleichmässigen 222 = 39,6 »
Hier nähern sich die Frequenzen der Hexameter der ersten und zweiten Art der Gleichheit, was bisher noch nicht vorkam. Denn es herrschten bei Ovid und Valerius Flaccus die überwiegend dactylischen, bei allen übrigen aber die überwiegend spondeischen Verse vor. Unverkennbar ist das Streben des Statius, im Hexameter die Ansprüche des Spondeus und Dactylus in jeder Beziehung auszugleichen, mag er sich nun desselben klar bewusst gewesen seyn oder nicht.

Unter den analysirten Hexametern finden sich
Verse ohne Cäsur 10 = 1,8 Proc.,
mit weiblicher » 116 = 20,7 »
mit männlicher » 434 = 77,5 »
Die cäsurlosen Verse sind gerade so häufig wie bei Cicero, die weiblichen Cäsuren fast so zahlreich wie bei Flaccus.

20.

Den Schluss dieser Durchmusterung mag der Hexameter des Claudian machen, des Epikers des fünften Jahrhunderts. Die folgende Tabelle zergliedert das erste Buch des *raptus Proserpinae*, in dem der Spondiacus 104 von der Form *sdsd* zu übergeben war, und die 276 ersten Verse des zweiten Buchs.

| | 1—240 | | 1—320 | | 1—400 | | 1—480 | | 1—560 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *ssss* | 0 | 0 | 0 | 0 | 0 | 0 | 1 | 0,2 | 2 | 0,4 |
| *sssd* | 0 | 0 | 1 | 0,3 | 2 | 0,5 | 2 | 0,4 | 3 | 0,5 |
| *ssds* | 22 | 9,2 | 31 | 9,7 | 39 | 9,75 | 45 | 9,4 | 51 | 9,1 |
| *sdss* | 34 | 14,2 | 43 | 13,4 | 53 | 13,25 | 60 | 12,5 | 67 | 12,0 |
| *dsss* | 26 | 10,8 | 38 | 11,9 | 53 | 13,25 | 64 | 13,3 | 75 | 13,4 |
| *ssdd* | 5 | 2,1 | 5 | 1,6 | 5 | 1,25 | 6 | 1,25 | 8 | 1,4 |
| *sdsd* | 11 | 4,6 | 16 | 5,0 | 19 | 4,75 | 22 | 4,6 | 24 | 4,3 |
| *sdds* | 10 | 4,2 | 17 | 5,3 | 21 | 5,25 | 31 | 6,5 | 34 | 6,1 |
| *dssd* | 14 | 5,8 | 14 | 4,4 | 18 | 4,5 | 22 | 4,6 | 30 | 5,4 |
| *dsds* | 49 | 20,4 | 60 | 18,75 | 70 | 17,5 | 86 | 17,9 | 102 | 18,2 |
| *ddss* | 32 | 13,3 | 46 | 14,4 | 61 | 15,25 | 72 | 15,0 | 83 | 14,8 |
| *sddd* | 1 | 0,4 | 1 | 0,3 | 2 | 0,5 | 2 | 0,4 | 3 | 0,5 |
| *dsdd* | 7 | 2,9 | 7 | 2,2 | 9 | 2,25 | 10 | 2,1 | 14 | 2,5 |
| *ddsd* | 10 | 4,2 | 14 | 4,4 | 16 | 4,0 | 19 | 3,9 | 21 | 3,75 |
| *ddds* | 16 | 6,7 | 23 | 7,2 | 27 | 6,75 | 33 | 6,9 | 38 | 6,8 |
| *dddd* | 3 | 1,25 | 4 | 1,25 | 5 | 1,25 | 5 | 1,0 | 5 | 0,9 |

Die Rangordnung der Versformen ist diese:

| | |
|---|---|
| *dsds* | 18,2 |
| *ddss* | 14,8 |
| *dsss* | 13,4 |
| *sdss* | 12,0 |
| *ssds* | 9,1 |
| *ddds* | 6,8 |
| *sdds* | 6,1 |
| *dssd* | 5,4 |
| *sdsd* | 4,3 |
| *ddsd* | 3,7 |
| *dsdd* | 2,5 |
| *ssdd* | 1,4 |
| *dddd* | 0,9 |
| *sssd* | 0,5 |
| *sddd* | 0,5 |
| *ssss* | 0,4 |

Diese Scala kommt, mit einigen Abweichungen, der bei Lucan am nächsten. Am auffallendsten ist die äusserst geringe Be-

nutzung der fünf letzten Versformen, von denen sonst nirgends *ssss* in letzter Stelle steht. Ihre Summe beträgt nur 3,7, wie bei Catull, bei dem aber *dsdd* unter diesen am seltensten gebrauchten Formen sich befindet, indess dort *ssss* zu den fünf bevorzugten Formen gehört. Hier geben die acht frequentesten die Summe 85,8 (bei Lucan nur 77). Den Mittelwerth übersteigen 6 Formen mit der Summe 74,3, also dem Durchschnittswerth 12,4, der bei Lucan 12,0 ist.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Der erste Fuss | ein Spondeus in | 192 | Versen | = 34,3 Proc., |
| | ein Dactylus in | 368 | » | = 65,7 » |
| der zweite Fuss | ein Spondeus in | 285 | » | = 50,9 » |
| | ein Dactylus in | 275 | » | = 49,1 » |
| der dritte Fuss | ein Spondeus in | 305 | » | = 54,5 » |
| | ein Dactylus in | 275 | » | = 45,5 » |
| der vierte Fuss | ein Spondeus in | 452 | » | = 80,7 » |
| | ein Dactylus in | 108 | » | = 19,3 » |

Das Uebergewicht des Dactylus im ersten Fuss ist fast dasselbe wie bei Lucan, daher etwas grösser als in den Georgicis. Im zweiten Fuss sind Spondeen und Dactylen fast im Gleichgewicht, wie in aller Schärfe bei Lucrez. Im dritten Fuss überwiegt der Spondeus etwas weniger als bei Lucan und Horaz. Das Uebergewicht im vierten Fuss ist grösser als bei Lucrez, aber kleiner als bei Cicero und Catull.

Die Gesammtzahl der Spondeen im 2., 3. u. 4. Fuss ist
1042 = 62,0 Proc.,
die der Dactylen 638 = 38,0 »
wie bei Virgil;
die Gesammtzahl der Spondeen in allen 4 Füssen ist
1234 = 55,1 »
die der Dactylen 1006 = 44,9 »
wie bei Horaz und fast wie bei Virgil;
die Zahl der überwiegend spondeischen Verse 198 = 35,3 Proc.,
» » dactylischen » 81 = 14,5 »
der gleichmässigen » 281 = 50,2 »

Die gleichmässigen Verse sind hier so zahlreich wie die überwiegend spondeischen und dactylischen zusammengenommen, was annäherungsweise nur noch bei V. Flaccus stattfindet.

Endlich finden sich hier

| | | |
|---|---|---|
| Verse ohne Cäsur | keine, | |
| mit weiblicher » | 142 | = 25,4 Proc. |
| mit männlicher » | 416 | = 74,6 » |

Nur noch in dem Probestück aus den Metamorphosen und bei Lucan fanden wir keine cäsurlosen Verse. Dagegen macht Claudian von den weiblichen Cäsuren einen noch ausgedehnteren Gebrauch als Statius und V. Flaccus.

21.

Wir wollen nun versuchen, die vorstehenden Einzeluntersuchungen theils übersichtlich zusammenzufassen, theils aus ihnen allgemeinere Resultate zu ziehen. Bestimmt man für jede der 16 Versformen das Mittel aus den Frequenzzahlen, in welchen sie in den 16 geprüften Dichterwerken vorkommt, so erhält man folgende Werthe, welche, nach ihrer absteigenden Grösse geordnet, die mittlere Rangordnung der Formen des lateinischen Hexameters nach ihrer Frequenz darstellen.

| | |
|---|---|
| *dsss* | 15,0 |
| *dsds* | 11,8 |
| *ddss* | 11,0 |
| *sdss* | 10,0 |
| *ddds* | 6,7 |
| *dssd* | 6,5 |
| *ssss* | 6,1 |
| *ssds* | 6,0 |
| *ddsd* | 5,0 |
| *sdds* | 4,8 |
| *sdsd* | 4,11 |
| *dsdd* | 4,08 |
| *sssd* | 2,6 |
| *dddd* | 2,4 |
| *sddd* | 2,0 |
| *ssdd* | 1,9 |

Sie zerfallen, wie man sieht, in 4 abgestufte Gruppen von je 4 Formen, deren Summen der Reihe nach 47,8; 25,3; 18,0; 8,9 sind; daher durchschnittlich die Frequenzzahl einer Form in der ersten Gruppe 11,95, in der zweiten Gruppe 6,3, in der dritten 4,5, und in der vierten 2,2 ist. Ueber den Mittelwerth 6,25 erheben sich 7 Formen, welche die Summe 61,0 geben; daher kommt durchschnittlich auf eine dieser Formen die Frequenzzahl 8,7. Die Summe aller übrigen Formen ist 39,0; daher der Durchschnittswerth einer dieser Formen 4,3; also die Hälfte des Durchschnittswerths einer Form, die sich über den Mittelwerth erhebt.

Nach dieser Reihenfolge bilden wir nun eine Generaltabelle (des beschränkten Raumes wegen in zwei Theile gespalten), welche angiebt, in welcher Frequenz jede der 16 Versformen bei jedem der durch die Ueberschrift angezeigten Dichter vorkommt, welche ferner die Abweichungen von dem in der ersten Columne bemerkten mittleren Werth der betreffenden Versform schnell übersehen lässt und, nach der Zeitfolge der Werke durchlaufen, gewissermassen eine Geschichte des Gebrauchs jeder dieser Formen *in nuce* darstellt.

| *dsss* 15,0 | *Ca.* 28,8 | *P.* 18,2 | *M.* 16,6 | *Ci.* 16,4 | *Ge.* 15,9 | *Lz.* 15,7 | *J.* 15,2 | *Ln.* 14,8 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *dsds* 11,8 | *Fl.* 20,5 | *Cl.* 18,2 | *Ln.* 17,5 | *St.* 14,8 | *Ge.* 13,1 | *Ca.* 11,9 | *J.* 11,4 | *O.* 11,2 |
| *ddss* 11,0 | *P.* 14,8 | *Cl.* 14,8 | *Ci.* 13,2 | *Lz.* 12,9 | *Ca.* 12,8 | *Ae.* 12,5 | *Fl.* 11,7 | *O.* 10,7 |
| *sdss* 10,0 | *Ca.* 15,1 | *Ci.* 13,7 | *M.* 12,0 | *J.* 12,0 | *Cl.* 12,0 | *Si.* 11,25 | *Lz.* 11,2 | *Ge.* 10,8 |
| *ddds* 6,7 | *St.* 10,2 | *Lz.* 10,0 | *Fl.* 10,0 | *Ae.* 8,1 | *O.* 8,0 | *Cl.* 6,8 | *H.* 6,4 | *J.* 6,2 |
| *dssd* 6,5 | *O.* 13,9 | *Fl.* 8,1 | *H.* 7,9 | *P.* 7,4 | *J.* 7,1 | *Ge.* 7,0 | *Ln.* 7,0 | *Lz.* 6,4 |
| *ssss* 6,1 | *E.* 15,5 | *Ci.* 13,2 | *Ca.* 10,0 | *Si.* 9,5 | *M.* 8,6 | *Ae.* 7,3 | *Lz.* 7,0 | *H.* 6,2 |
| *ssds* 6,0 | *Si.* 9,6 | *Cl.* 9,1 | *E.* 8,5 | *St.* 7,7 | *H.* 6,8 | *J.* 6,8 | *Ci.* 6,2 | *Ae.* 6,2 |
| *ddsd* 5,0 | *O.* 10,2 | *Fl.* 8,4 | *St.* 7,0 | *M.* 5,4 | *P.* 5,4 | *Ge.* 5,2 | *Ln.* 5,2 | *J.* 5,2 |
| *sdds* 4,8 | *Ci.* 7,1 | *Lz.* 6,6 | *Cl.* 6,1 | *Ae.* 5,9 | *H.* 5,7 | *St.* 5,7 | *E.* 5,6 | *Ge.* 5,2 |
| *sdsd* 4,11 | *H.* 6,8 | *Si.* 5,7 | *P.* 5,4 | *E.* 4,6 | *J.* 4,6 | *Cl.* 4,3 | *Ln.* 4,1 | *M.* 3,9 |
| *dsdd* 4,08 | *O.* 9,6 | *Fl.* 7,7 | *St.* 7,1 | *H.* 5,4 | *P.* 4,9 | *Ge.* 3,8 | *Ae.* 3,6 | *M.* 3,4 |
| *sssd* 2,6 | *Si.* 6,1 | *E.* 6,0 | *H.* 3,9 | *Ge.* 3,8 | *Lz.* 3,7 | *Ci.* 3,2 | *Ae.* 2,4 | *J.* 2,3 |
| *dddd* 2,4 | *O.* 5,9 | *E.* 4,8 | *Fl.* 3,7 | *St.* 3,0 | *Ge.* 2,7 | *Ln.* 2,3 | *J.* 2,3 | *P.* 2,2 |
| *sddd* 2,0 | *H.* 3,9 | *E.* 3,6 | *J.* 3,6 | *Ge.* 2,0 | *Ae.* 2,0 | *O.* 2,0 | *Ln.* 2,0 | *Lz.* 1,8 |
| *ssdd* 1,9 | *H.* 3,6 | *Si.* 3,2 | *M.* 2,9 | *St.* 2,5 | *J.* 2,5 | *E.* 2,4 | *Ge.* 2,0 | *Ci.* 1,8 |

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *dsss* 15,0 | *Ae.* 14,3 | *O.* 13,6 | *St.* 13,6 | *Si.* 13,4 | *Cl.* 13,4 | *H.* 11,1 | *Fl.* 9,8 | *E.* 9,4 |
| *dsds* 11,8 | *M.* 10,7 | *P.* 10,5 | *Ae.* 10,3 | *H.* 9,5 | *Lz.* 9,1 | *Si.* 8,4 | *Ci.* 6,1 | *E.* 5,8 |
| *ddss* 11,0 | *Ge.* 10,6 | *Ln.* 10,5 | *M.* 10,2 | *St.* 9,5 | *J.* 9,1 | *H.* 8,6 | *Si.* 8,4 | *E.* 5,8 |
| *sdss* 10,0 | *Ln.* 10,4 | *Ae.* 9,7 | *P.* 9,6 | *E.* 9,4 | *H.* 8,7 | *St.* 6,1 | *O.* 4,6 | *Fl.* 2,4 |
| *ddds* 6,7 | *P.* 6,0 | *Ci.* 5,9 | *Ln.* 5,9 | *Ge.* 5,8 | *E.* 5,1 | *Si.* 4,6 | *M.* 3,9 | *Ca.* 3,5 |
| *dssd* 6,5 | *M.* 5,9 | *E.* 5,8 | *Ae.* 5,8 | *Cl.* 5,4 | *Si.* 5,0 | *St.* 4,3 | *Ca.* 3,5 | *Ci.* 2,9 |
| *ssss* 6,1, | *Ge.* 5,6 | *P.* 4,6 | *J.* 4,5 | *Ln.* 2,7 | *St.* 2,5 | *Fl.* 1,9 | *O.* 1,1 | *Cl.* 0,4 |
| *ssds* 6,0 | *M.* 6,1 | *Ca.* 5,8 | *Ln.* 5,7 | *Fl.* 4,7 | *Lz.* 4,6 | *P.* 4,2 | *Ge.* 3,0 | *O.* 1,1 |
| *ddsd* 5,0 | *E.* 4,8 | *Si.* 4,3 | *Ae.* 4,2 | *Cl.* 3,7 | *H.* 3,6 | *Lz.* 3,0 | *Ci.* 2,9 | *Ca.* 1,4 |
| *sdds* 4,8 | *M.* 5,0 | *Ln.* 5,0 | *Si.* 4,5 | *J.* 3,9 | *Fl.* 3,3 | *P.* 2,9 | *O.* 2,3 | *Ca.* 1,6 |
| *sdsd* 4,11 | *Ae.* 3,8 | *Fl.* 3,8 | *O.* 3,7 | *Ci.* 3,6 | *Ge.* 3,6 | *Lz.* 3,0 | *St.* 2,9 | *Ca.* 1,9 |
| *dsdd* 4,08 | *Ln.* 3,4 | *J.* 3,4 | *E.* 2,9 | *Si.* 2,9 | *Cl.* 2,5 | *Lz.* 2,1 | *Ci.* 1,4 | *Ca.* 1,2 |
| *sssd* 2,6 | *Ln.* 2,1 | *M.* 2,0 | *P.* 1,8 | *St.* 1,8 | *O.* 0,9 | *Ca.* 0,7 | *Fl.* 0,5 | *Cl.* 0,5 |
| *dddd* 2,4 | *H.* 2,0 | *M.* 2,0 | *Si.* 2,0 | *Ae.* 1,8 | *Lz.* 1,4 | *Cl.* 0,9 | *Ci.* 0,7 | *Ca.* 0,2 |
| *sddd* 2,0 | *Fl.* 1,7 | *Ci.* 1,6 | *M.* 1,6 | *P.* 1,4 | *St.* 1,4 | *Si.* 1,2 | *Ca.* 0,9 | *Cl.* 0,5 |
| *ssdd* 1,9 | *Ae.* 1,7 | *Ln.* 1,4 | *Cl.* 1,4 | *Lz.* 1,2 | *O.* 1,2 | *P.* 0,8 | *Fl.* 0,8 | *Ca.* 0,7 |

## 22.

Wie die vorstehende Generaltabelle zeigt, weichen die ersten und letzten Glieder der horizontalen Reihen, welche für jede der 16 Dichterwerke die Frequenz des Gebrauchs der in der ersten Columne stehenden Versform angeben, weit von den Mittelzahlen ab. Ungleich weniger findet dies statt in denjenigen Dichtungen, deren Hexameter, wie sich aus den vorangegangenen Untersuchungen ergeben hat, mit dem Hexameter Virgil's in näherer Verwandtschaft stehen. Die folgende Tabelle macht dies anschaulich.

| *dsss* 15,0 | *P.* 18,2 | *M.* 16,6 | *Ge.* 15,9 | *Lz.* 15,7 | *J.* 15,2 | *Ln.* 14,8 | *Ae.* 14,3 | *H.* 11,1 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *dsds* 11,8 | *Ln.* 17,5 | *Ge.* 13,1 | *J.* 11,4 | *M.* 10,7 | *P.* 10,5 | *Ae.* 10,3 | *H.* 9,5 | *Lz.* 9,1 |
| *ddss* 11,0 | *P.* 14,8 | *Lz.* 12,9 | *Ae.* 12,5 | *Ge.* 10,6 | *Ln.* 10,5 | *M.* 10,2 | *J.* 9,1 | *H.* 8,6 |
| *sdss* 10,0 | *M.* 12,0 | *J.* 12,0 | *Lz.* 11,2 | *Ge.* 10,8 | *Ln.* 10,4 | *Ae.* 9,7 | *P.* 9,6 | *H.* 8,7 |
| *ddds* 6,7 | *Lz.* 10,0 | *Ae.* 8,1 | *H.* 6,4 | *J.* 6,2 | *P.* 6,0 | *Ln.* 5,9 | *Ge.* 5,8 | *M.* 3,9 |
| *dssd* 6,5 | *H.* 7,9 | *P.* 7,4 | *J.* 7,1 | *Ge.* 7,0 | *Ln.* 7,0 | *Lz.* 6,4 | *M.* 5,9 | *Ae.* 5,8 |
| *ssss* 6,1 | *M.* 8,6 | *Ae.* 7,3 | *Lz.* 7,0 | *H.* 6,2 | *Ge.* 5,6 | *P.* 4,6 | *J.* 4,5 | *Ln.* 2,7 |
| *ssds* 6,0 | *H.* 6,8 | *J.* 6,8 | *Ae.* 6,2 | *M.* 6,1 | *Ln.* 5,7 | *Lz.* 4,6 | *P.* 4,2 | *Ge.* 3,0 |
| *ddsd* 5,0 | *M.* 5,4 | *P.* 5,4 | *Ge.* 5,2 | *Ln.* 5,2 | *J.* 5,2 | *Ae.* 4,2 | *H.* 3,6 | *Lz.* 3,0 |
| *sdds* 4,8 | *Lz.* 6,6 | *Ae.* 5,9 | *H.* 5,7 | *Ge.* 5,2 | *M.* 5,0 | *Ln.* 5,0 | *J.* 3,9 | *P.* 2,9 |
| *sdsd* 4,11 | *H.* 6,8 | *P.* 5,4 | *J.* 4,6 | *Ln.* 4,1 | *M.* 3,9 | *Ae.* 3,8 | *Ge.* 3,6 | *Lz.* 3,0 |
| *dsdd* 4,08 | *H.* 5,4 | *P.* 4,9 | *Ge.* 3,8 | *Ae.* 3,6 | *M.* 3,4 | *Ln.* 3,4 | *J.* 3,4 | *Lz.* 2,1 |
| *sssd* 2,6 | *H.* 3,9 | *Ge.* 3,8 | *Lz.* 3,7 | *Ae.* 2,4 | *J.* 2,3 | *Ln.* 2,1 | *M.* 2,0 | *P.* 1,8 |
| *dddd* 2,4 | *Ge.* 2,7 | *Ln.* 2,3 | *J.* 2,3 | *P.* 2,2 | *H.* 2,0 | *M.* 2,0 | *Ae.* 1,8 | *Lz.* 1,4 |
| *sddd* 2,0 | *H.* 3,9 | *J.* 2,6 | *Ge.* 2,0 | *Ae.* 2,0 | *Ln.* 2,0 | *Lz.* 1,8 | *M.* 1,6 | *P.* 1,4 |
| *ssdd* 1,9 | *H.* 3,6 | *M.* 2,9 | *J.* 2,5 | *Ge.* 2,0 | *Ae.* 1,7 | *Ln.* 1,4 | *Lz.* 1,2 | *P.* 0,8 |

Wir wollen die Hexameter dieser sieben Dichter, also des Lucrez, Virgil, Horaz, Manilius, Persius, Juvenal und Lucan, wegen ihrer Verwandtschaft zum Hexameter Virgil's virgilianische nennen. Dass die Mittel aus den Frequenzzahlen, in welchem bei jedem derselben die 16 Versformen vorkommen, mit den angegebenen Mittelzahlen dieser Formen, die aus der Vergleichung aller 15 Dichter (und 16 Dichterwerke) gewonnen worden sind, nahe zusammentreffen werden, lässt sich im voraus erwarten, da eben diese sieben eine mittlere Gruppe in der ganzen Reihe bilden. Dies findet nun auch in überraschend genauer Weise statt, wie die Vergleichung der folgenden mit

*m* und *m'* überschriebenen Columnen zeigt, von denen die erste die schon gefundenen Mittelzahlen aus allen 16 Dichtungen wiederholt, die andre die Mittelzahlen aus den vorstehenden 8 Dichtungen angiebt. Aber noch merkwürdiger ist, dass beide Mittel, wie die dritte mit *V* überschriebene Columne zeigt, mit den in dieser enthaltenen Mittelzahlen aus den Frequenzen, in denen die Versformen in der Aeneis und den Georgicis vorkommen, sehr nahe übereinstimmen.

| | *m* | *m'* | *V* |
|---|---|---|---|
| *dsss* | 15,0 | 15,2 | 15,1 |
| *dsds* | 11,8 | 11,5 | 11,7 |
| *ddss* | 11,0 | 11,1 | 11,5 |
| *sdss* | 10,0 | 10,55 | 10,3 |
| *ddds* | 6,7 | 6,5 | 7,0 |
| *dssd* | 6,5 | 6,8 | 6,4 |
| *ssss* | 6,1 | 5,8 | 6,45 |
| *ssds* | 6,0 | 5,4 | 4,6 |
| *ddsd* | 5,0 | 4,65 | 4,7 |
| *sdds* | 4,8 | 5,0 | 5,5 |
| *sdsd* | 4,11 | 4,4 | 3,7 |
| *dsdd* | 4,08 | 3,75 | 3,7 |
| *sssd* | 2,6 | 2,75 | 3,1 |
| *dddd* | 2,4 | 2,1 | 2,3 |
| *sddd* | 2,0 | 2,3 | 2,0 |
| *ssdd* | 1,9 | 2,0 | 1,85 |

Hieraus erhellt nun, dass der Hexameter Virgil's hinsichtlich des Gebrauchs, den dieser von jeder der 16 möglichen Formen desselben macht, nicht nur zwischen den Hexametern, die zuvor als virgilianische bezeichnet wurden, sondern überhaupt zwischen den Hexametern aller durchmusterten Dichter von Ennius bis zu Claudian die Mitte hält.

## 23.

Wir geben ferner eine tabellarische Uebersicht, welche zeigt, in wie vielen Versen von 100 der erste (I.), zweite (II.), dritte (III.) und vierte (IV.) Fuss in jedem der untersuchten 16 Dichterwerke ein Dactylus (*d*), resp. ein Spondeus (*s*) ist.

| I. *d* | II. *s* | III. *s* | IV. *s* |
|---|---|---|---|
| *O.* | *Ca.* | *Ca.* | *Ca.* |
| 83,2 | 62,6 | 74,2 | 89,5 |
| *Fl.* | *Si.* | *Ci.* | *Ci.* |
| 80,0 | 58,0 | 69,1 | 82,0 |
| *P.* | *E.* | *P.* | *Cl.* |
| 69,3 | 56,3 | 67,2 | 80,7 |
| *St.* | *M.* | *M.* | *Lz.* |
| 69,2 | 56,1 | 64,5 | 77,1 |
| *Ln.* | *Ln.* | *Si.* | *Ae.* |
| 66,6 | 54,6 | 63,6 | 74,4 |
| *Cl.* | *H.* | *Lz.* | *M.* |
| 65,7 | 54,3 | 63,0 | 73,0 |
| *Ge.* | *St.* | *Ge.* | *Ln.* |
| 63,6 | 54,3 | 62,5 | 72,5 |
| *Ca.* | *Ge.* | *E.* | *P.* |
| 63,3 | 54,2 | 61,4 | 70,7 |
| *Ae.* | *Fl.* | *Ae.* | *Ge.* |
| 60,8 | 53,9 | 60,1 | 70,0 |
| *Lz.* | *J.* | *J.* | *Si.* |
| 60,7 | 53,2 | 60,0 | 70,0 |
| *J.* | *P.* | *O.* | *St.* |
| 59,8 | 52,4 | 58,8 | 70,0 |
| *M.* | *O.* | *H.* | *J.* |
| 58,0 | 52,2 | 56,8 | 69,1 |
| *H.* | *Ae.* | *Ln.* | *Fl.* |
| 54,3 | 51,8 | 56,8 | 65,3 |
| *Ci.* | *Ci.* | *Cl.* | *E.* |
| 49,5 | 51,3 | 54,5 | 65,0 |
| *Si.* | *Cl.* | *Fl.* | *H.* |
| 48,9 | 50,9 | 47,7 | 63,0 |
| *E.* | *Lz.* | *St.* | *O.* |
| 44,4 | 50,0 | 47,5 | 52,7 |

Hieraus ist ersichtlich:

1) dass, mit Ausnahme des Ennius, Cicero und Silius Italicus, bei allen übrigen Dichtern in der Mehrzahl der Verse der erste Fuss des Hexameters ein Dactylus ist; und zwar folgt durch eine einfache Rechnung, dass in dem mittleren lateinischen Hexameter überhaupt (dem Mittel aus allen 16 Dichterwerken) in 62,3 Versen von 100, im virgilianischen Hexameter (dem Mittel aus den im vorigen Art. hervorgehobenen 8 Werken) in 61,6 Versen, im virgilischen Hexa-

meter endlich in 62,2 Versen von 100 der erste Fuss ein Dactylus ist;

2) dass, höchstens mit Ausnahme des Lucrez, der zweite Fuss in der Mehrzahl der Verse überall ein Spondeus ist; und zwar im mittleren lateinischen Hexameter überhaupt in 54,1 Versen, im virgilianischen in 53,3, im virgilischen in 53,0 Versen von 100;

3) dass, mit Ausnahme des Valerius Flaccus, der dritte Fuss in der Mehrzahl der Verse ein Spondeus ist; und zwar im mittleren lateinischen Hexameter überhaupt in 60,5, im virgilianischen in 61,3, im virgilischen in 61,4 Versen von 100;

4) dass ohne Ausnahme der vierte Fuss in der Mehrzahl der Verse ein Spondeus ist und zwar im mittleren lateinischen Hexameter überhaupt in 71,6, im virgilianischen in 71,2, im virgilischen in 72,2 Versen von 100.

In allen vier Füssen nimmt demnach der virgilische Hexameter nicht nur unter den virgilianischen, sondern unter den Hexametern aller durchmusterten römischen Dichter die Mitte ein, ist also der Repräsentant des mittleren lateinischen Hexameters überhaupt. Allgemein aber überwiegt, wie sich hier zeigt, der Spondeus im vierten Fuss am stärksten, im zweiten Fuss am schwächsten, im dritten in demselben Grade wie der Dactylus im ersten Fuss.

## 24.

Aus den Zahlen, welche die durchschnittliche Frequenz der 16 Formen des Hexameters angeben und in Art. 22 enthalten sind, lässt sich noch eine Reihe von Folgerungen ziehen, welche die näheren Bedingungen aufzeigen, unter denen der zweite, dritte und vierte Fuss eines Hexameters in einer angeblichen Zahl von Versen ein Spondeus oder ein Dactylus ist.

Ist nämlich der zweite Fuss ein Spondeus, so ist der erste ein Dactylus in den vier Formen *dsss*, *dsds*, *dssd*, *dsdd*, dagegen ein Spondeus in den vier Formen *ssss*, *ssds*, *sssd*, *ssdd*. Nun ergiebt sich aus den in Art. 22 unter der Rubrik *m* angegebenen Frequenzwerthen für den mittleren lateinischen Hexameter als die Summe der ersten vier Formen 37,4 und als Summe der letzteren 16,6, aller 8 Formen zusammen-

genommen also 54. Hieraus folgt durch eine einfache Rechnung der Satz:

1) Unter 100 mittleren lateinischen Hexametern, in denen der zweite Fuss ein Spondeus ist, ist der erste Fuss in 69,3 Versen ein Dactylus, in 30,7 Versen aber ein Spondeus.

Auf dieselbe Weise erhält man aus den Rubriken *m'* und *V* in Art. 22 für den virgilianischen Hexameter resp. die Zahlen 70 und 30, und für den virgilischen die Zahlen 69,8 und 30,2.

Ist aber der zweite Fuss ein Dactylus, so ist der erste ebenfalls ein Dactylus in den Formen *ddss*, *ddds*, *ddsd*, *dddd*; hingegen ein Spondeus in den Formen *sdss*, *sdds*, *sdsd*, *sddd*. Die Summe der ersteren vier Formen ist 25,1, die der letzteren 20,9, die aller acht also 46. Hieraus folgt der Satz:

2) Unter 100 mittleren lateinischen Hexametern, in denen der zweite Fuss ein Dactylus ist, ist der erste Fuss in 54,6 Versen gleichfalls ein Dactylus, dagegen in 45,4 Versen ein Spondeus.

Für den virgilianischen Hexameter sind diese Zahlen resp. 52,3 und 47,7; für den virgilischen 54,3 und 45,7.

Ist ferner der dritte Fuss ein Spondeus, so gehen ihm voran die Füsse *ds* in den beiden Formen *dsss* und *dssd*; die Füsse *sd* in den Formen *sdss* und *sdsd*; die Füsse *dd* in den Formen *ddss* und *ddsd*; endlich die Füsse *ss* in den Formen *ssss* und *sssd*. Die Summen dieser vier Formenpaare sind für den mittleren lateinischen Hexameter der Reihe nach 21,5; 14,1; 16,0; 8,7; daher die Summe aller 60,3. Hieraus folgt der Satz:

3) Unter 100 mittleren lateinischen Hexametern, in denen der dritte Fuss ein Spondeus ist, gehen demselben voran

in 35,7 Versen die Füsse *ds*,
in 23,4 » » » *sd*,
in 26,5 » » » *dd*,
in 14,4 » » » *ss*.

Im virgilianischen Hexameter sind diese Zahlen der Reihe nach

35,9; 24,4; 25,7; 14,0;

im virgilischen

35,1; 22,9; 26,4; 15,6.

Wie man hieraus leicht findet, ist dann der nächst vorhergehende zweite Fuss im mittleren lateinischen Hexameter ein Dactylus in 62,2, ein Spondeus in 37,8 Versen. Für den virgilianischen Hexameter sind diese Zahlen resp. 61,6 und 38,4; für den virgilischen 61,5 und 38,5.

Ist andrerseits der dritte Fuss ein Dactylus, so gehen ihm voran die Füsse *ds* in den Formen *dsds* und *dsdd*; die Füsse *sd* in den Formen *sdds* und *sddd*; die Füsse *dd* in den Formen *ddds* und *dddd*; die Füsse *ss* in den Formen *ssds* und *ssdd*. Die Summen dieser vier Formenpaare sind für den mittleren lateinischen Hexameter der Reihe nach 15,88; 6,8; 9,1; 7,9; die Summe aller demnach 39,68. Hieraus folgt der Satz:

4) Unter 100 mittleren lateinischen Hexametern, in denen der dritte Fuss ein Dactylus ist, gehen diesem voran

in 40,0 Versen die Füsse *ds*,
in 17,2 » » » *sd*,
in 22,9 » » » *dd*,
in 19,9 » » » *ss*.

Im virgilianischen Hexameter sind diese Zahlen der Reihe nach

39,6; 18,9; 22,3; 19,2;

im virgilischen

39,9; 19,4; 24,0; 16,7.

Der nächst vorhergehende zweite Fuss ist dann im mittleren lateinischen Hexameter ein Dactylus in 62,9, ein Spondeus in 37,1 Versen. Für den virgilianischen Hexameter sind diese Zahlen 61,9 und 38,1; für den virgilischen 63,9 und 36,1.

Ist endlich der vierte Fuss eines Hexameters ein Spondeus, so hat der Vers eine der folgenden acht Formen: *dsss*, *dsds*, *ddss*, *sdss*, *ddds*, *ssss*, *ssds*, *sdds*. Ihre Frequenzwerthe geben für den mittleren lateinischen Hexameter die Summe 71,4. Hieraus folgt der Satz:

5) Unter 100 mittleren lateinischen Hexametern, in denen der vierte Fuss ein Spondeus ist, gehen diesem voran

in 21,0 Versen die Füsse *dss*,
in 16,5 » » » *dsd*,
in 15,4 » » » *dds*,

in 14,0 Versen die Füsse *sds*,
in 9,4 » » » *ddd*,
in 8,6 » » » *sss*,
in 8,4 » » » *ssd*,
in 6,7 » » » *sdd*.

Im virgilianischen Hexameter entsprechen diesen Zahlen die Werthe

21,4; 16,2; 15,6; 14,9; 9,1; 8,1; 7,6; 7,1;

im virgilischen

20,9; 16,2; 16,0; 14,3; 9,7; 8,9; 6,4; 7,6.

Wenn also der vierte Fuss ein Spondeus ist, so ist, wie sich hieraus ergiebt, der nächst vorhergehende dritte im mittleren lateinischen Hexameter gleichfalls ein Spondeus in 59, ein Dactylus in 41 Versen. Für den virgilianischen Hexameter sind die entsprechenden Zahlen 60 und 40; für den virgilischen 60,1 und 39,9.

Ist aber der vierte Fuss eines Hexameters ein Dactylus, so hat der Vers eine von folgenden acht Formen: *dssd*, *ddsd*, *sdsd*, *dsdd*, *ssdd*, *dddd*, *sddd*, *ssdd*, deren Frequenzwerthe im mittleren lateinischen Hexameter die Summe 28,6 geben. Hieraus folgt der Satz:

6) Unter 100 mittleren lateinischen Hexametern, in denen der vierte Fuss ein Dactylus ist, gehen diesem voraus

in 22,7 Versen die Füsse *dss*,
in 17,5 » » » *dds*,
in 14,4 » » » *sds*,
in 14,3 » » » *dsd*,
in 9,1 » » » *sss*,
in 8,4 » » » *ddd*,
in 7,0 » » » *sdd*,
in 6,6 » » » *ssd*.

Im virgilianischen Hexameter sind die entsprechenden Zahlen

23,6; 16,2; 15,3; 13,0; 9,6; 7,3; 8,0; 7,0;

im virgilischen

23,1; 16,9; 13,3; 13,3; 11,2; 8,3; 7,2; 6,7.

Hieraus ergiebt sich, dass dann im mittleren lateinischen Hexameter der nächst vorhergehende dritte Fuss in 63,7 Versen ein Spondeus, in 36,3 ein Dactylus ist. Für

den **virgilianischen** Hexameter sind die entsprechenden Zahlen 64,7 und 35,3; für den **virgilischen** 64,5 und 35,5.

Auch in diesen sechs Sätzen bewährt es sich, dass der virgilische Hexameter dem mittleren lateinischen Hexameter sehr nahe kommt.

25.

Wir stellen ferner die Resultate zusammen, die sich auf das Verhältniss der Spondeen zu den Dactylen im Hexameter beziehen.

1) Da im ersten Fuss entschieden der Dactylus das Uebergewicht über den Spondeus behauptet, indess in den drei folgenden Füssen der Spondeus vorherrscht, so folgt zunächst eine Uebersicht der **Procente**, nach welchen im **zweiten**, **dritten** und **vierten Fuss** der 16 Dichterwerke der **Spondeus** enthalten ist. Durch Subtraction von 100 ergeben sich von selbst die entsprechenden Procente für den Dactylus.

| *Ca.* | *Ci.* | *M.* | *Si.* | *Lz.* | *P.* | *Ge.* | *Ae.* |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 75,4 | 67,4 | 64,5 | 63,7 | 63,4 | 63,4 | 62,2 | 62,1 |
| *Ln.* | *Cl.* | *E.* | *J.* | *H.* | *St.* | *Fl.* | *O.* |
| 61,3 | 62,0 | 60,9 | 60,8 | 58,0 | 57,3 | 55,6 | 54,6 |

Ohne Ausnahme übertrifft also in diesen drei zusammengenommenen Füssen bei allen 15 Dichtern die Frequenz des Spondeus die des Dactylus. Die Durchschnittszahl für alle, also für den **mittleren** lateinischen Hexameter ist, wie sich aus diesen Procenten ergiebt, 62,0; für den **virgilianischen** Hexameter gleichfalls 62,0, für den **virgilischen** 62,15.

2) Für **alle vier** Füsse zusammengenommen sind die Procente der **Spondeen** folgende:

| *Ca.* | *Ci.* | *Si.* | *E.* | *M.* | *Lz.* | *Ae.* | *Ge.* |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 65,8 | 63,2 | 60,6 | 59,5 | 58,9 | 57,4 | 56,4 | 55,7 |
| *J.* | *P.* | *Cl.* | *H.* | *Ln.* | *St.* | *Fl.* | *O.* |
| 55,6 | 55,2 | 55,1 | 55,0 | 54,3 | 50,6 | 46,7 | 45,2 |

Nur bei Ovid und Valerius Flaccus übertrifft also in je 100 Füssen die Zahl der Dactylen die der Spondeen. Im **mittleren** lateinischen Hexameter ergiebt sich hieraus als der

durchschnittliche Procentsatz der Spondeen 56,0; im virgilianischen Hexameter ist derselbe 56,2; im virgilischen 56,0, genau wie im mittleren.

3) Was die überwiegend spondeischen, überwiegend dactylischen und gleichmässigen Hexameter betrifft, so sind ihre Procente in den 16 Dichterwerken folgende:

Ueberwiegend spondeische Hexameter.

| *Ca.* | *Ci.* | *Si.* | *E.* | *M.* | *Lz.* | *J.* | *Ae.* |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 60,5 | 52,9 | 49,8 | 48,8 | 45,2 | 42,3 | 40,7 | 40,1 |
| *Ge.* | *P.* | *H.* | *Ln.* | *Cl.* | *St.* | *O.* | *Fl.* |
| 39,1 | 38,4 | 36,8 | 35,75 | 35,3 | 31,6 | 21,3 | 20,3 |

Nur bei Catull und Cicero übertrifft hiernach die Zahl der überwiegend spondeischen Verse die Summe der überwiegend dactylischen und gleichmässigen; bei Silius Italicus und Ennius ist ihre Zahl dieser Summe beinahe gleich, indess sie bei Ovid und Valerius Flaccus fast nur ein Viertel derselben beträgt.

Im mittleren lateinischen Hexameter ist der durchschnittliche Procentsatz 39,9; im virgilianischen 39,8; im virgilischen 39,6.

Ueberwiegend dactylische Hexameter.

| *Ca.* | *Ci.* | *Cl.* | *Si.* | *M.* | *Lz.* | *Ln.* | *Ge.* |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 7,2 | 12,5 | 14,5 | 15,0 | 16,2 | 18,4 | 18,75 | 19,3 |
| *Ae.* | *P.* | *J.* | *E.* | *H.* | *St.* | *Fl.* | *O.* |
| 19,9 | 19,9 | 20,5 | 21,2 | 21,2 | 28,8 | 31,6 | 35,7 |

Nur bei Ovid beträgt die Zahl dieser Hexameter mehr als ein Drittel von allen Hexametern; bei Flaccus ist sie wenig geringer; bei Statius fällt sie zwischen $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{4}$; dagegen beträgt sie bei Catull nur $\frac{1}{14}$, bei Cicero, Claudian und Silius $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{7}$.

Im mittleren lateinischen Hexameter ist der Procentsatz dieser Verse 20,0; im virgilianischen 19,2; im virgilischen 19,6.

Gleichmässige Hexameter.

| E. | Ca. | Ci. | Si. | M. | J. | Lz. | St. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 30,0 | 32,3 | 34,6 | 35,2 | 38,6 | 38,8 | 39,3 | 39,6 |
| *Ae.* | *Ge.* | *P.* | *H.* | *O.* | *Ln.* | *Fl.* | *Cl.* |
| 40,0 | 41,6 | 41,7 | 42,0 | 43,0 | 45,5 | 48,1 | 50,1 |

Die Zahl der gleichmässigen Hexameter steigt also von weniger als ein Drittel aller Hexameter überhaupt, bei Ennius, bis auf die Hälfte derselben, bei Claudian.

Im mittleren lateinischen Hexameter beträgt sie 40,0; in virgilianischen 40,9; im virgilischen 40,8 Procent.

Hieraus erhellt nun, dass in allen diesen drei unterschiedenen Arten des Hexameters die überwiegend spondeischen sowohl als die gleichmässigen $\frac{2}{5}$, die überwiegend dactylischen aber nur $\frac{1}{5}$ der Gesammtheit betragen.

Aus allem aber, was in diesem und den vorhergehenden Artikeln nachgewiesen worden ist, geht hervor, dass im lateinischen Hexameter der Spondeus das Uebergewicht über den Dactylus behauptet, und zwar am stärksten in der ältesten und älteren Zeit. Gleichgewicht zwischen beiden findet sich nur bei Statius; Uebergewicht des Dactylus über den Spondeus blos bei Ovid und seinem einzigen Nachfolger Valerius Flaccus.

## 26.

Was endlich die Cäsur in der Mitte des Hexameters betrifft, so sind die Procente

der männlichen Cäsuren

| P. | Ci. | J. | Ca. | O. | M. | Lz. | Ge. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 93,1 | 92,0 | 89,5 | 88,6 | 88,0 | 86,8 | 86,25 | 85,8 |
| *E.* | *Ae.* | *Ln.* | *Si.* | *H.* | *St.* | *Fl.* | *Cl.* |
| 84,3 | 84,3 | 83,0 | 82,3 | 81,8 | 77,5 | 76,7 | 74,6 |

der weiblichen Cäsuren

| P. | Ci. | J. | Lz. | Ca. | E. | O. | M. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 6,1 | 6,25 | 8,0 | 10,0 | 10,2 | 11,8 | 12,3 | 12,3 |
| *Ge.* | *Ae.* | *H.* | *Si.* | *Ln.* | *St.* | *Fl.* | *Cl.* |
| 13,75 | 14,7 | 15,7 | 16,6 | 17,0 | 20,7 | 21.3 | 25,4 |

der **cäsurlosen** Hexameter

| *O.* | *Ln.* | *Cl.* | *Ge.* | *P.* | *M.* | *Ae.* | *Si.* |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 0 | 0 | 0 | 0,45 | 0,8 | 0,9 | 1,0 | 1,1 |
| *Ca.* | *Ci.* | *St.* | *Fl.* | *H.* | *J.* | *Lz.* | *E.* |
| 1,2 | 1,75 | 1,8 | 2,0 | 2,5 | 2,5 | 3,75 | 3,9 |

Hieraus folgt, dass im mittleren lateinischen Hexameter auf die männlichen Cäsuren 84,7, auf die weiblichen 13,9, auf die cäsurlosen Verse 1,4 Procent kommen; im virgilianischen Hexameter betragen diese Procente der Reihe nach 86,3; 12,2; 1,5; im virgilischen 85,0; 14,3; 0,7. Auch in dieser Hinsicht repräsentirt Virgil sehr gut den mittleren lateinischen Hexameter.

## Schlussbemerkungen.

Ich glaube im Vorstehenden die architektonischen Gesetze des mittleren lateinischen Hexameters dargelegt und zugleich gezeigt zu haben, dass der Hexameter Virgil's dieselben in überraschend pünktlicher Weise befolgt, indess alle anderen Dichter mehr oder weniger, zum Theil sehr weit, von dieser Mitte abweichen. Es sind diese Gesetze aus der Zergliederung von 9493 normalen Hexametern auf dem Wege der Induction gefunden worden. Will Jemand weiter gehen und die Untersuchung auf die doppelte, dreifache oder eine noch grössere Zahl von Versen ausdehnen, so werden die Frequenzwerthe der 16 möglichen Formen des Hexameters, auf denen zuletzt Alles beruht, ohne Zweifel, sowohl bei den einzelnen Dichtern als im Durchschnitt aus allen, kleine Verbesserungen erhalten, die vielleicht sogar in einzelnen Fällen die Einheit übersteigen können. Es ist indess sehr unwahrscheinlich, dass dadurch die in den letzten Artikeln entwickelten allgemeineren Sätze wesentliche Modificationen erleiden würden.

Man mag vielleicht alle diese Ergebnisse nur als eine Osteologie des lateinischen Hexameters bezeichnen und auf eine nothwendige Ergänzung derselben durch eine Syndesmologie hinweisen. Ich bin damit ganz einverstanden. Eine solche wird aber in der Hauptsache, wie schon oben in der Einleitung angedeutet wurde, nur durch die Beobachtung der Cäsuren möglich werden, welche die festen, sich scharf von

einander absetzenden Formen der Versfüsse in eine gelenke und geschmeidige Verbindung bringen. Dabei dürfte aber, wenn exacte Resultate erzielt werden sollen, im Wesentlichen dieselbe Methode wie hier zu befolgen seyn; denn das Abzählen und Classificiren wird man sich nicht ersparen können.

Endlich sey noch bemerkt, dass die Resultate der vorliegenden Arbeit nicht allein ein philologisches, sondern auch ein allgemeineres philosophisches Interesse in Anspruch nehmen. Denn es zeigt sich hier, wie in anderen ähnlichen Fällen, dass, selbst wo die menschliche Willkür, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, den freisten Spielraum hat, wo bewusst wählende Absicht und absichtsloses Sichgehenlassen bunt mit einander wechseln, doch immer in einem grösseren Ganzen eine durchschnittliche Gesetzmässigkeit hervortritt. Der lateinische Hexameter lässt, wie es sich gezeigt hat, dem Dichter Freiheit genug, um theils nach seiner poetischen Individualität, theils nach Maassgabe des von ihm behandelten Stoffes, von den der Zahl nach beschränkten zulässigen Formen dieses Verses einen, in quantitativer Hinsicht, höchst verschieden abgestuften Gebrauch zu machen. Und doch nimmt diese Freiheit nicht nur bei jedem einzelnen Dichter, wenn man eine grössere Anzahl seiner Verse vergleicht, ein ihm eigenthümliches festes Gepräge an, sondern es ergiebt sich sogar, wenn man alle Dichter vergleichend zusammenfasst, eine allgemeine Gesetzlichkeit in der quantitativen Verwendung jener zulässigen Versformen. Der Erklärungsgrund dieser letzteren Thatsache kann wol nur einerseits in der Natur der Sprache, andererseits in der ästhetischen Forderung des Wohllauts zu suchen seyn.

---

**Berichtigung.**

In der Tabelle S. 102, 6te Columne ist in der mit *sdsd* anfangenden Zeile statt 35 zu setzen 38.

# ÖFFENTLICHE SITZUNG AM 1. JULI 1866.

Herr *Curtius* las *über zwei Kunstausdrücke der griechischen Litteraturgeschichte.*

Die Klarheit, mit welcher die Griechen und Römer sich der von ihnen selbst geschaffenen und gepflegten Geistesbildung bewusst waren, gibt sich nicht zum wenigsten in den Namen zu erkennen, die sie in so unerschöpflicher Fülle für alles schufen, was irgendwie in ihrem Denken und in ihrer Anschauung einen Platz fand. Heisst doch Name, *ὄνομα,* gnô-men eigentlich Erkenntniss und blieb *ὄνομα* lange Zeit ein volksthümlicher Ausdruck für das was wir jetzt Begriff nennen, so dass man die zwar keineswegs gleichbedeutenden, aber doch als Varietäten von einem Begriffe umfassten Wörter als *συνώνυμα* bezeichnete und schon früh seine Aufmerksamkeit auf die feineren Unterschiede dieser Wörter unter einander zu richten begann. Man hat die Wichtigkeit der Namen ja auch für keine Seite des Alterthums ganz übersehen. Vorzugsweise aber sind bisher doch die Kunstausdrücke der Grammatik Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Und sicherlich verdienen sie das im höchsten Grade. Nur muss man einräumen, dass gerade hier, auf dem Gebiete der Sprache, den Alten der freie Blick vielfach abging, zu dem uns erst die neuere Sprachwissenschaft geführt hat, zu welchem aber auch die altindischen Grammatiker in weit höherem Grade als die griechischen mit Hülfe des ihnen eignen wunderbaren Scharfsinns und auf Grund der grösseren Durchsichtigkeit ihrer Sprache sich emporgeschwungen haben. Aber am meisten werden wir die Namen der Alten in den Zweigen ihrer Cultur zu beachten haben, die sie wie die Litteratur völlig frei und bewusst aus dem eigensten Wesen ihres Volksthums schufen. Für das Verständniss der litterarhistorischen Kunstausdrücke möchte trotz des ausserordentlichen Fleisses und Scharfsinns, der gerade

der Litteratur zugewendet ist, noch nicht überall das letzte Wort gesprochen sein. Wenn ich daher früher versuchte an diesem Orte die Herkunft eines litterarischen Worts der Römer, des Wortes *elogium*, zu erläutern, so erbitte ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit für die kurze Betrachtung zweier griechischer Kunstausdrücke, von denen der eine der Prosa, der andre der Poesie angehört. Darf ich in Bezug auf beide auch keineswegs eigentlich neue Aufschlüsse versprechen, so wird es sich doch lohnen in Betreff des einen einen fast allgemein verbreiteten Irrthum bestimmt als solchen zu erkennen und den andern etwas schärfer zu fassen, als es gewöhnlich geschieht.

1.

Ich spreche zuerst von dem Worte λογογράφος. Für die ältesten griechischen Geschichtschreiber gab es bei den älteren Philologen keinen besondern Gattungsnamen. Gerhard Johannis Vossius in seiner wichtigen Schrift de historicis Graecis, Joh. Alb. Fabricius in der bibliotheca Graeca Vol. II p. 348 (ed. Harless) nennen sie einfach *antiquiores historici*. Der erste, welcher für alle Geschichtschreiber vor Herodot den Namen Logographen aufbrachte, ist Creuzer 'über die historische Kunst der Griechen' 1. Aufl. 1803 S. 178, 2. Aufl. 1845 S. 140, 265. Seinem Beispiel ist man, so viel ich weiss, später allgemein gefolgt, mit Ausnahme von Bernhardy, der sich zwar über dies Wort in seiner Anwendung auf die Geschichtschreibung nirgends ausspricht, es aber geflissentlich auch da vermeidet, wo er, wie I[3] S. 402, dazu Veranlassung haben würde. Freilich entging es den Gelehrten nicht, dass λογογράφος eigentlich eine viel weitere Bedeutung habe und insbesondere hat K. W. Krüger zu den Historiographica des Dionys v. Halicarnass S. 496 darauf hingewiesen. Aber man glaubte ein Recht zu haben das Wort neben jenem weiteren Sinne, wonach es nichts anderes als Prosaiker bedeutet, auch in der besondern Anwendung auf die Anfänge der Geschichtschreibung zu gebrauchen. Am bestimmtesten äussert sich darüber Westermann in seiner Ausgabe von Vossius de historicis Graecis, Note 49.

Dem gegenüber ist nun aber folgendes zu erinnern. Creuzer behauptet zwar (2. Aufl. S. 265), der von ihm empfohlene Gebrauch stütze sich auf 'die grossen Auctoritäten Thukydides und Polybius'. Aber bei ersterem kommt λογογράφοι nur I 21

vor, an der berühmten Stelle, wo Thukydides sein Werk von den Bestrebungen seiner Vorgänger stolz unterscheidet. Es heisst dort *οὔτε ὡς ποιηταὶ ὑμνήκασι περὶ αὐτῶν ἐπὶ τὸ μεῖζον κοσμοῦντες μᾶλλον πιστεύων, οὔτε ὡς λογογράφοι ξυνέθεσαν ἐπὶ τὸ προσαγωγότερον τῇ ἀκροάσει ἢ ἀληθέστερον.* Schon der Mangel des Artikels vor *λογογράφοι* beweist, dass hier nicht im entferntesten an eine bestimmte Classe von Schriftstellern oder an die technische Bezeichnung einer solchen zu denken ist. Ueberdies hat Thukydides kurz vorher einen Irrthum Herodots widerlegt, und bei genauer Erwägung kann es gar nicht zweifelhaft sein, dass er hier diesen seinen nächsten Vorgänger mit unter die *λογογράφοι* begreift, ja vielleicht vorzugsweise ihn meint. Da die *λογογράφοι* hier nur den Gegensatz zu *ποιηταί* bilden, so heisst das Wort, wie jetzt mehrfach anerkannt ist, hier nichts andres als Prosaiker. Auch bei Polybius findet sich *λογογράφος*, wofern Schweighäusers Lexikon zu trauen ist, nur einmal VII 7, welche Stelle auch von Creuzer, obwohl irrthümlich als VI 7, citirt wird. Dort aber heisst es: *τινὲς τῶν λογογράφων τῶν ὑπὲρ τῆς καταστροφῆς τοῦ Ἱερωνύμου γεγραφότων πολὺν τινα πεποίηνται λόγον.* Hieronymos regierte von 215 v. Chr. an. Es handelt sich also um Historiker dieser verhältnissmässig späten Zeit. Die Stelle ist folglich ein Zeugniss gegen, nicht für die von Creuzer behauptete Bedeutung des Ausdrucks. Mit diesen beiden Auctoritäten ist es demnach nichts. Sehen wir uns aber weiter nach dem Gebrauche des Wortes um, so finden wir erstlich *λογογράφος* und das verwandte *λογοποιός* nebst den daraus abgeleiteten Verben und Substantiven oft in der bei Thukydides vorliegenden allgemeinsten Anwendung auf prosaische Darstellung jeder Art, meist im Gegensatz zu *ποιητής* und *ποίησις*. So bei Plato Rep. p. 392 b *ποιηταὶ καὶ λογοποιοί*, Phaedr. p. 257 e, 258 b *λογογραφία*, Isocrates Philipp. 109 *οὐδεὶς οὔτε τῶν ποιητῶν οὔτε τῶν λογοποιῶν οὐδεμίαν φανήσεται μνείαν πεποιημένος*, Aristot. Rhet. II 11 *ὧν ἔπαινοι ἢ ἐγκώμια λέγονται ἢ ὑπὸ ποιητῶν ἢ λογογράφων*, ebenso Plutarch de def. orac. p. 417, de Iside et Osir. p. 358, Scholia ad Aristoph. Plut. v. 93. Es ist derselbe Gegensatz wie er bei Plato Phaedr. p. 278 e mit *ποιητὴν ἢ λόγων συγγραφέα*, bei Pausan. X 26, 1 mit *οὔτε ποιητὴν οὔτε λόγων συνθέτην* und in Bezug auf die Sache bei Aristot. Rhet. III 1: *ἑτέρα λόγου καὶ ποιήσεως λέξις* und gleich darauf: *εἰς τὸ ἰαμβεῖον μετέβησαν διὰ τὸ τῷ λόγῳ τοῦτο τῶν*

*μέτρων ὁμοιότατον εἶναι τῶν ἄλλων*, ausgedrückt wird. (Vgl. Xenoph. Cyrop. II, 2, 13 *ἢ ἐν ᾠδαῖς ἢ ἐν λόγοις*.) Es ist wahr, dass an einigen dieser Stellen an ältere Prosaiker und namentlich auch Geschichtschreiber gedacht wird. Aber bezeichnet werden sie damit nicht als solche. Wie wenig das Wort in der attischen Periode irgendwie eine derartige Beschränkung in sich enthielt, geht schon daraus hervor, dass es eben damals nach einer andern Seite hin eine engere Bedeutung gewann. Weil von allen Arten von *λόγοι* oder prosaischen Schriften die Reden damals die berühmtesten und häufigsten wurden, fing man an *λογογράφος* im Sinne von Redenschreiber zu gebrauchen. Die *λογογραφία* ward ein Gewerbe. Ueber diesen allbekannten Gebrauch ist es nicht nöthig etwas hinzuzufügen. Ich erwähne ihn nur deshalb, weil daraus hervorgeht, dass *λογογράφος* und *λογογραφία* damals unmöglich schon zu einem fest abgeschlossenen Kunstausdrucke für die älteren Geschichtschreiber geworden sein konnte. Wo sich bei Aristoteles das Wort findet, wie Rhet. III 7 *ᾧ κατακόρως χρῶνται οἱ λογογράφοι, τίς οὐκ οἶδεν, ἅπαντες ἴσασιν*, III 12 wo der Tragiker *Χαιρήμων*, einer der *ἀναγνωστικοί, ἀκριβὴς ὥσπερ λογογράφος* genannt wird, ist wenigstens das vollkommen evident, dass nicht an ältere Historiker gedacht wird. Man kann nur darüber im Zweifel sein, ob hier die allgemeinere Bedeutung Prosaiker, oder die eben erörterte specielle anzunehmen ist. Vielleicht hat Welcker Recht, wenn er Griech. Trag. III 1082 vermuthet, Aristoteles habe an der letzteren Stelle die zum Schreiben und nicht zum Halten bestimmten Reden des Isokrates im Auge gehabt. Dazu stimmt Rhet. III 1 *οἱ γὰρ γραφόμενοι λόγοι μεῖζον ἰσχύουσι διὰ τὴν λέξιν ἢ διὰ τὴν διάνοιαν*. In der Regel freilich scheinen nur die Verfasser von Gerichtsreden für andre als *λογογράφοι* bezeichnet zu sein, und Rhet. II 11 dürfte das Wort schwerlich eine andre als die oben behauptete Geltung haben.

Ausserhalb Attica hatten sich nun freilich die Wörter, um die es sich hier handelt, schon früher ebenfalls in einem engeren Sinne, aber nach einer andern Richtung hin fixirt. Den Ioniern waren *λόγοι* nicht *orationes*, sondern *sermones* und vorzugsweise nach der ganzen Richtung dieses Stammes Erzählungen, Geschichten, *λογοποιός* wird daher der Verfasser von Geschichten genannt, aber noch mit so wenig Unterscheidung

der Gattungen, dass Herodot das Wort zwar II 143, V 36 von seinem Vorgänger Hecataeus, V 125 von Hegesander, aber ebensogut II 134 von Aesop gebraucht. Dieser Gebrauch, in welchem jedoch λογοποιός weit häufiger vorkommt als λογογράφος, ging nun auch in die nachionische Litteratur über. Beide Wörter heissen bisweilen Erzähler, Geschichtschreiber, so bei Isocr. Busir. 37, wo die λογοποιοί ungefähr ebenso den ποιηταί entgegenstehen, wie bei Dion. Halicarn. de Thuc. jud. c. 16 die ἱστοριογράφοι. Die späteren Grammatiker verzeichneten diesen Gebrauch als einen beachtenswerthen, so Harpocration: λογοποιὸς ὁ ὑφ' ἡμῶν ἱστορικὸς λεγόμενος. Von einer Beschränkung auf irgend eine Zeit der Geschichtschreibung ist aber durchaus keine Rede. Herodot wird λογοποιός genannt von Arrian Anab. III, 30, 8, von Julian Epist. XXII p. 252, Herodot mit Hecatäus zusammen von Arrian Anab. V, 6, 5. Xenophon Cyrop. VIII, 5, 28 versteht unter den ἔνιοι τῶν λογοποιῶν wahrscheinlich vorzugsweise den Ktesias. Ohne alle Ausschliesslichkeit heisst es bei Aristides Tom. II p. 357 τινὲς τῶν λογοποιῶν einige Geschichtschreiber. Die Stelle, in der Polybius λογογράφος von einem sicilischen Historiker des dritten oder zweiten Jahrhunderts gebraucht, ward schon oben angeführt.

Darf es hiernach als erwiesen gelten, dass λογογράφος nur eine dreifache Bedeutung hat Prosaiker, Redenschreiber, Geschichtschreiber und dass es zu keiner Zeit des classischen Alterthums mit Ausschliesslichkeit von den ältesten Geschichtschreibern gebraucht ist, so verdient es mit Rücksicht auf unsre Frage noch Beachtung, dass die Kunstausdrücke, in denen man im Gegensatz zu λογογράφος einen höhern Grad schriftstellerischer oder speciell historiographischer Meisterschaft bezeichnet zu sehn glauben könnte, ebensogut von diesen wie von späteren Auctoren gebraucht werden. Dahin gehört συγγραφή, συγγραφεύς, συγγράφειν. Eine Schrift des Hellanikos citirt Thuc. I 97 unter dem Titel Ἀττικὴ συγγραφή, Dionys v. Halicarn. de Thuc. jud. c. 5 sagt: ἀρχαῖοι μὲν οὖν συγγραφεῖς πολλοὶ καὶ κατὰ πολλοὺς τόπους ἐγένοντο πρὸ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου, worauf dann die Namen derer folgen, die man Logographen zu nennen pflegt. Dieselbe Bezeichnung kehrt c. 23 wieder: οἱ πρὸ Θουκυδίδου συγγραφεῖς, ebenso Antiqu. I 12· Ἀντίοχος ὁ Συρακούσιος συγγραφεὺς πάνυ ἀρχαῖος, Josephus c. Apion. I 2

*οἱ τὰς ἱστορίας ἐπιχειρήσαντες συγγράφειν.* Mit Vorliebe ferner benennen jene Anfänger der Geschichtschreibung ihre Arbeit mit dem Namen, in dem wir am meisten Ansprüche auf sorgfältige Forschung zu erblicken pflegen *ἱστορίη*. Dies echt ionische Wort ist, wenn irgend eins, hier technisch geworden. Schon Hecatäus nannte eine seiner Schriften *ἱστορίαι* (Scholia ad Apollon. Rhod. I 351), Dionysios von Milet schrieb *ἱστορίαι τοπικαί*. Herodot gebraucht dies Wort, das so geeignet ist jene eigenthümliche Verbindung von Mythen-, Geschichts- und Ortserkundung zu bezeichnen, die diesen Anfängen der Historiographie eigen ist, offenbar als ein herkömmliches und völlig übliches (vgl. I 1, II 99, 119). Bei späteren Auctoren werden daher die sogenannten Logographen in der Regel als *ἱστοριογράφοι*, *ἱστορικοί* erwähnt, so bei Suidas unter *Ἀκουσίλαος*, *Διονύσιος Μιλήσιος*, *Ἑλλάνικος* u. s. w. Da wo man die ältesten Geschichtschreiber allein meint, begegnet man nur unbestimmten Wendungen: z. B. bei Strabo I p. 18 *οἱ περὶ Κάδμον καὶ Φερεκύδην καὶ Ἑκαταῖον*, Diod. I 37 *οἱ περὶ Ἑλλάνικον καὶ Κάδμον, ἔτι δ' Ἑκαταῖον καὶ πάντες οἱ τοιοῦτοι, παλαιοὶ παντάπασιν ὄντες*, Joseph. c. Apion. I 2 *λέγω δὲ τοὺς περὶ Κάδμον τε τὸν Μιλήσιον καὶ τὸν Ἀργεῖον Ἀκουσίλαον*. Der einzige Sammelname, der sich für ältere Geschichtschreiber findet, ist *ὡρογράφοι*, aber diese Bezeichnung, mit *annalium scriptores* gleichbedeutend, umfasst weder alle hier in Betracht kommenden, noch diese ganz ausschliesslich, worüber es genügt auf die Müller'schen Fragmenta Historicorum I p. XIX zu verweisen.

Die einzige Stelle, welche man mit einigem Schein benutzen könnte um einen Unterschied zwischen *λογογράφος* und sinnverwandten Wörtern zu behaupten, ist meines Wissens Dion. Halic. Antiqu. I 73 *παλαιὸς μὲν οὖν οὔτε συγγραφεὺς οὔτε λογογράφος ἐστὶ Ῥωμαίων οὐδὲ εἷς*. Allein schon der übrige Gebrauch dieses Schriftstellers würde hinreichen eine solche Meinung zu widerlegen. *συγγραφεύς* ist hier offenbar der weitere Begriff: Schriftsteller, *λογογράφος* der engere: Historiker. Dionys hat von griechischen Schriftstellern verschiedener Art und deren Ansichten über Rom's Gründung gesprochen, unter denen er z. B. auch den Aristoteles erwähnt. Es handelt sich nun um die Ansichten der Römer, und da hebt er hervor, dass es weder überhaupt Schriftsteller alten Datums bei ihnen gäbe,

noch Geschichtschreiber, vielmehr hätte man erst spät angefangen die ἐν ἱεραῖς δέλτοις σωζόμενοι λόγοι zu verarbeiten, diese verträten gewissermaassen in der frühesten Zeit die Geschichtschreiber. An verschiedene Classen von Historikern zu denken verbietet auch der Zusammenhang der ganzen Stelle durchaus.

Im Gebrauche der Alten also hat die seit fünfzig Jahren übliche Verwendung von λογογράφος keine Stütze. Dies ist auch von éiner Seite anerkannt, nämlich von O. Müller, der aber dessen ungeachtet daran festhält und dies Griech. Litteraturgesch. I 479 folgendermaassen zu rechtfertigen sucht: 'Eigentlich hatte der Ausdruck bei den Alten nicht eine so bestimmte Bedeutung, indess kommt uns ein Ausdruck ganz erwünscht, unter dem man alle diese alten Annalisten zusammen fassen kann'. Allein dies liesse sich doch höchstens dann rechtfertigen, wenn dieser Ausdruck seiner Herkunft und etymologischen Bedeutung nach besonders geeignet wäre jene Classe von Schriftstellern ihrer Eigenthümlichkeit nach deutlich und bestimmt zu bezeichnen. Man hat λογογράφος in diesem Sinne wohl mit S a g e n s c h r e i b e r übersetzt. Aber Sagen heissen nicht λόγοι sondern μῦθοι. Auch eine andre Deutung, wonach λόγοι mündliche Ueberlieferungen im Unterschied von schriftlichen sein sollen, ist unhaltbar. Es wäre dann etwa gleichbedeutend mit μνῆμαι, und allerdings bezeichnet Dionys v. Halicarnass de Thuc. c. 5 es als das Bestreben der ältesten Historiker diese μνῆμαι εἰς τὴν κοινὴν ἁπάντων γνῶσιν ἐξενεγκεῖν, aber auch für diese μνῆμαι, die nichts andres sind als *rerum gestarum memoria* schliesst er schriftliche Aufzeichnungen (εἴτ' ἐν ἱεραῖς ἐν βεβήλοις ἀποκείμεναι γραφαῖς) keineswegs aus. Herodot gebraucht den Ausdruck λόγοι gern von seinen eignen Erzählungen, z. B. V 36 δεδήλωταί μοι ἐν τῷ πρώτῳ τῶν λόγων, I 106 ἐν ἑτέροισι λόγοισι δηλώσω, I 184 τῶν ἐν τοῖσι Ἀσσυρίοισι λόγοισι μνήμην ποιήσομαι. Auch Thukydides verschmäht ihn nicht, z. B. I 97 τὴν ἐκβολὴν τοῦ λόγου ἐποιησάμην διὰ τόδε. λόγοι heisst in der That in solcher Verbindung nichts andres als Erzählungen, Geschichten, Berichte, das nothwendige Material für jede historische Darstellung, die über selbst gesehenes hinaus geht. λόγιος ist daher bisweilen so viel wie geschichtskundig, z. B. Herod. II 77 αὐτῶν δὲ δὴ Αἰγυπτίων οἳ μὲν περὶ τὴν σπειρομένην Αἴγυπτον οἰκέουσι, μνήμην ἀνθρώ-

πων πάντων ἐπασκέοντες μάλιστα λογιώτατοί εἰσι μακρῷ τῶν ἐγὼ ἐς διάπειραν ἀπικόμην (vgl. I 1). Allerdings werden mit λόγοι auch häufig falsche Erzählungen, Geschichten etwa in ähnlichem Sinne gemeint wie wir den Plural dieses Worts vom Singular verschieden anwenden. So klagt schon Hecataeus im Eingang seiner γενεηλογίαι (fr. 332 bei Müller): οἱ Ἑλλήνων λόγοι πολλοί τε καὶ γελοῖοι, ὡς ἐμοὶ φαίνονται, εἰσίν. Aber es hiesse doch diesen ältesten Historikern Unrecht thun, wollte man sie unter einseitiger Hervorhebung dieser Seite des Begriffs zu Geschichtenschreibern statt zu Geschichtschreibern machen. Ein Streben nach Kritik war sicherlich bei ihnen vorhanden, auch gingen ihre geographischen zum Theil auf Autopsie beruhenden, ihre chronologischen Aufzeichnungen und Zusammenstellungen durchaus nicht darin auf Geschichten zu erzählen. Wollte man aber geltend machen, sie seien doch im Grunde blosse Niederschreiber und Ueberlieferer fremder Erzählungen und Berichte, und eben dadurch von den späteren ihre Stoffe selbständiger bearbeitenden und gestaltenden verschieden gewesen, so dürfte doch auch hierin kaum ein scharfer Unterschied wenigstens von Herodot erweisbar sein. Betrachtet doch Herodot z. B. VII 152 im Gegensatz zu einem einschneidenderen Verfahren es ausdrücklich als seine Pflicht das erzählte wieder zu erzählen, auch wenn er es nicht glaube: ἐγὼ ὀφείλω λέγειν τὰ λεγόμενα, πείθεσθαί γε μὲν οὐ παντάπασι ὀφείλω. καί μοι τοῦτο τὸ ἔπος ἐχέτω ἐς πάντα τὸν λόγον. Kurz, wenn man nicht durchaus an einem Gebrauche festhalten will, der, weder historisch, noch etymologisch gerechtfertigt, keinen andern Zweck als den, eine ganze Reihe von Historikern mit éinem Wort zu bezeichnen erfüllt, so wird man sich doch wohl entschliessen müssen, einen solchen, im Grunde nur aus dem Missverständniss jener Stelle des Thukydides entsprungenen Sammelnamen aufzugeben.

## 2. ὑποκριτής.

Ueber Herkunft und Bedeutung dieses Wortes besteht im Alterthum kein Zweifel. Von den Alexandrinern an bis zu den Byzantinern wird ὑποκριτής in gleicher Weise erklärt. Das älteste Zeugniss dafür findet sich im Lexikon des Apollonius Sophista p. 160 Bekk. unter ὑποκρίναιτο. Nachdem dies Wort mit

*ἀποκρίναιτο* erklärt und dieser Gebrauch durch zwei homerische Stellen belegt ist, heisst es ohne allen grammatischen Zusammenhang mit dem vorhergehenden: *πρωταγωνιστοῦντος γὰρ τοῦ χοροῦ τὸ παλαιὸν οὗτοι ὥςπερ ἀποκριταὶ ἦσαν, ἀποκρινόμενοι πρὸς τὸν χορόν*. Dass diese *οὗτοι* die Schauspieler, die *ὑποκριταί* waren, versteht sich von selbst. Offenbar ist aber der Satz, welcher mit *γάρ* begründet wird, ausgefallen. Es kann kein andrer sein als der, den wir bei Hesychius unter *ὑποκρίνοιτο* lesen: *ἔνθεν καὶ ὑποκριτής, ὁ ἀποκρινόμενος πρὸς τὸν χορόν*, nur dass im Lexikon des Apollonius der Plural *ἔνθεν καὶ ὑποκριταί* gestanden haben muss. Dieselbe Tradition kehrt bei Eustathius wieder, der zur Ilias p. 687 den homerischen Gebrauch von *ὑποκρίνεσθαι* bespricht: *ἰστέον δὲ ὅτι οὐκ οἶδεν Ὅμηρος τὴν λέξιν τοῦ ἀποκρίνασθαι, ἀλλ' ἀντ' αὐτοῦ τῷ ὑποκρίνασθαι κέχρηται*, und dann fortfährt: *φασὶ δὲ τὸν παρὰ τοῖς δραματικοῖς ὑποκριτὴν οὕτω λέγεσθαι διὰ τὸ πρὸς τὸν χορὸν ἀποκρίνασθαι*. Aehnlich zur Odyssee p. 1437 '*καὶ ὑποκριτής, φασιν, ἐντεῦθεν ὁ ἀποκρινόμενος τῷ χορῷ*'. Wenn zu diesen Stellen noch eine vierte aus Pollux hinzukommt, auf die wir hernach zurückkommen, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass uns hier eine aus der besten Zeit der griechischen Gelehrsamkeit stammende Erklärung vorliegt, deren vollständigste Fassung — mit Hinzunahme der aus Hesychius geschöpften Ergänzung — offenbar Apollonius gibt. Das befremdliche, das darin zu liegen schien, dass der Schauspieler Respondent genannt werde, beseitigt er mit den Worten '*πρωταγωνιστοῦντος τοῦ χοροῦ*'. Der Ausdruck, meint er, stammt aus jener Zeit des Drama's, da der Chor die Hauptperson war. Die hier gewählte metaphorische Anwendung von *πρωταγωνιστεῖν* erinnert ganz an die bekannte Stelle in Aristot. Poet. 4, 13, wo es von Aeschylus heisst *τὰ τοῦ χοροῦ ἠλάττωσε καὶ τὸν λόγον πρωταγωνιστὴν ἐποίησε*. Und wenn es auch zu kühn sein würde aus diesem Zusammentreffen zu schliessen, dass die gegebene Erklärung des Wortes *ὑποκριτής* von Aristoteles stammt, so wird bei der besondern Sorgfalt, mit der Aristoteles die Anfänge des Drama's verfolgte, wenigstens die Möglichkeit eines so ehrenvollen Ursprungs dieser Notiz nicht bestritten, auf jeden Fall aber auch die Fassung dieser Erklärung als eine solche anerkannt werden können, die an die Blüthezeit der Gelehrsamkeit erinnert.

Damit ist nun freilich noch nicht gesagt, dass diese Erklärung die richtige sei. Wir werden uns principiell die Freiheit wahren müssen von den Ansichten auch der berühmtesten unter den Alten über ihre Sprache und Litteratur abzuweichen, und namentlich sind derartige Etymologïen bekanntlich am wenigsten die Stärke des Alterthums. Aber so viel werden wir doch sagen dürfen, dass wir nicht aus blosser Laune und ohne zwingende Gründe eine Deutung des wichtigen Wortes verwerfen dürfen, die so alten Datums ist. Gibt es nun dergleichen Gründe? Die sprachliche Thatsache zunächst, auf welche sie sich stützt, steht vollkommen fest. *ἀποκρίνεσθαι* kommt in der spätern Bedeutung antworten bei Homer nicht vor, *ὑποκρίνεσθαι* so gut wie das häufigere *ἀπαμείβεσθαι* vertritt dessen Stelle, so *H* 407, *M* 228, *β* 111, *ο* 170. Denselben Gebrauch haben wir im Hymnus auf den delischen Apollo 171, bei Herodot (auch *ὑπόκρισις*) und Hippokrates, so wie bei alexandrinischen Dichtern, wofür es genügt auf die Lexika zu verweisen. Eustathius zur Odyssee p. 1437 legt diesen Gebrauch den älteren Schriftstellern überhaupt bei und erwähnt ausdrücklich unter diesen den Thukydides, nämlich VII, 44, 5, wo auch unsre Handschriften sämmtlich — nur *B* hat *κρίνοιντο* mit einer Lücke davor — *ὑποκρίνοιντο* im Texte haben. Statt dessen mit dem Corrector des codex Augustanus (Monacensis) *ἀποκρίνοιντο* aufzunehmen, wie I. Bekker und andre es gethan haben, scheint mir gegen die Grundsätze einer richtigen Kritik zu verstossen. Wie sollte das ganz singuläre *ὑποκρίνοιντο* in einem Zusammenhange, der keinerlei Zweifel zulässt, wohl in den Text aller Handschriften gedrungen sein, wenn es nicht auf alter Ueberlieferung beruhte? Auch bei Schriftstellern der späteren Zeit hat man vielleicht zu rücksichtslos *ὑποκρίνεσθαι* im angegebenen Sinne, wo es die Handschriften bieten, in das geläufige *ἀποκρίνεσθαι* verwandelt. Doch das bleibe dahingestellt. Für unsern Zweck ist es nur wichtig, dass von dem hier in Betracht kommenden Gebrauche im Mutterlande des Drama's und seiner *ὑποκριταί* wenigstens ein wohl bezeugtes Beispiel vorliegt. Noch mehr aber als in sprachlicher bewährt sich die Ansicht der Alten in sachlicher Hinsicht. Denn was steht fester, als dass sich das Drama, zunächst die Tragödie, aus den Chorliedern entwickelte? Und wenn wirklich Thespis, wie es bei Diogenes Laertius III 56 heisst, den Schauspieler einführte, damit sich der Chor ausru-

hen könne, ὑπὲρ τοῦ ἀναπαύεσθαι τὸν χορόν, so wird sich durchaus die Anschauungsweise empfehlen, nach welcher der Chor als die Hauptperson, der Schauspieler aber schon durch seinen Namen als ein secundäres Glied im Organismus des Drama's bezeichnet wird.

Obgleich also dies alles so gut zusammenstimmt, finde ich doch nur bei einem einzigen der bekannteren Litterarhistoriker unsrer Zeit eine unumwundene Zustimmung zu jener Deutung von ὑποκριτής, nämlich bei O. Müller (Gesch. der gr. Litteratur II 33) 'ὑποκριτής vom Entgegnen auf die Chorlieder'. Die übrigen sind ihm darin nicht gefolgt. Bergk in seinem Artikel 'Griechische Litteratur' in Ersch und Gruber's Encyklopädie Bd. 81 S. 357 stellt für ὑποκριτής die Bedeutung 'Vorsänger' auf, eine Bedeutung, die ebenso schwer in sprachlicher wie in sachlicher Beziehung zu begründen sein dürfte. Und auch Bernhardy, der sich nirgends bestimmt über diese Frage ausspricht, kann mit der Ansicht der Alten nicht übereinstimmen. Denn II², 2 S. 15 schlägt er in Bezug auf eine Stelle des Pollux eine Aenderung vor, die nach unsrer an die Alten sich anschliessenden Auffassung völlig überflüssig ist. Im Onomastikon des Pollux, dem wir so viele wichtige Mittheilungen über das Bühnenwesen verdanken, heisst es IV 123: ἐλεὸς ἦν τράπεζα ἀρχαία, ἐφ' ἣν πρὸ Θέσπιδος εἷς τις ἀναβὰς τοῖς χορευταῖς ἀπεκρίνατο. Hier will Bernhardy lesen τῶν χορευτῶν ὑπεκρίνατο, letzteres natürlich im späteren Sinne 'agiren'. Aber es bedarf keiner Aenderung. Wir haben hier ein neues Zeugniss für die oben erwähnte Erklärung von ὑποκριτής. Der Eleos war, sagt Pollux, ein alterthümlicher Tisch, auf den vor Thespis einer trat und den Choreuten respondirte. Er kann noch nicht sagen ὁ ὑποκριτής, denn ein eigner Schauspieler ward erst durch Thespis eingeführt, sondern εἷς τις irgend einer, ohne Zweifel aus der Mitte des Chors, der die Gesammtheit des Chors im Vortrag ablöste. Man sieht, so stimmt alles und diese Notiz bestätigt dann auch indirect die Angabe des Suidas, dass Thespis 'ἕνα ὑποκριτὴν ἀνεῦρε'.

Darf hiernach der Ursprung des in der Geschichte des Drama's so wichtigen Worts für gesichert gelten, so werden wir, um ihn ganz zu verstehn, doch noch etwas genauer auf den Begriff ὑποκρίνεσθαι einzugehn haben. Dass bei dem ὑποκριτής von einem Antworten im eigentlichen und gewöhnlichsten Sinne

nicht die Rede sein kann, dass wir nicht mit Witzschl in Pauly's Realencykl. III S. 1401 sagen dürfen, 'diese Person hiess ὑποκριτής, weil sie dem Chor auf seine Fragen Rede und Antwort gab, vielleicht auch in längeren Reden seine Wissbegierde befriedigte' versteht sich im Grunde von selbst. An Fragen des Chors ist doch nur in seltenen Fällen zu denken. Aber dazu nöthigt auch durchaus nicht die Bedeutung von ὑποκρίνεσθαι. Dies Wort reiht sich einer Reihe von Zusammensetzungen mit ὑπό ein, auf die hier noch mit einigen Worten einzugehn ist. Von dem sinnlichen Begriffe unter gelangt ὑπό sowohl in der Verbindung mit dem Accusativ wie in der Zusammensetzung mit Verben zur Bezeichnung unmittelbarster Continuität. Die eine Handlung wird eigentlich durch eine Art von Hyperbel als eine unter die andre sich schiebende, die erste daher ablösende oder sie aufnehmende bezeichnet. Im lateinischen *succedere* nachrücken haben wir durchaus denselben Fall. Beachtenswerth ist besonders der häufige Gebrauch, den das Griechische gerade in Bezug auf Wörter des Redens, Tönens und andre der Art von dieser Präposition macht. So findet sich ὑπαγορεύειν (Harpocrat. p. 21. 23 ἀντιβληθέντας ἀντὶ τοῦ ὑπαγορευθέντας Δείναρχος) ganz wie das mhd. *undersagen* d. i. im Wechselgespräch sagen, *undersprechen* einem in die Rede fallen oder ihn unterbrechen, ὑπηχεῖν, das bei Hes. Theog. 835 (ὑπὸ δ' ἤχεεν οὔρεα μακρά) widerhallen bedeutet, ὑποδέχεσθαι μέλος (Aesch. Suppl. 1023), ὑποκρούειν in's Wort fallen, wohl eigentlich von der κροῦσις des Saitenspiels übertragen, ὑποφωνεῖν (vgl. *succlamare*) und das allgemeinere ὑπολαμβάνειν. An diesen Gebrauch schliesst sich auch ὑποβάλλειν in der Bedeutung unterbrechen an, nebst den viel erörterten Wörtern ὑποβλήδην, ὑποβολή. Nach allem was über diese Wörter gesagt ist, zweifle ich nicht daran, dass die ὑποβολή von der ὑπόληψις im wesentlichen nicht verschieden ist. Dies hat, wie ich glaube, Boeckh zum C. I. Gr. II p. 676 unwiderleglich gezeigt. Wenn auf der Teischen Inschrift No. 3088 unter andern Wettkämpfen ein ὑποβολῆς ἀγών erwähnt wird, so kann dies nur ein Wettkampf im Rhapsodiren sein, bei welchem der eine der wettkämpfenden den andern unmittelbar ablöste. Nur möchte ich darum nicht ῥαψῳδία und ὑποβολή als völlig gleichbedeutend ansetzen. Der ἀγὼν ῥαψῳδίας, wie er auf Chios erwähnt wird (C. I. No. 2214) konnte so eingerichtet sein, dass beliebige Stücke

eines Dichters von verschiedenen vorgetragen wurden. Bei der *ὑποβολή* dagegen, d. i. dem Wechselvortrag wird das charakteristische in dem Einfallen des folgenden da wo der erste aufgehört hatte gelegen haben. Da es sich hier um Wettkämpfe der Jugend in verschiedener Geschicklichkeit handelt, so war der *ὑποβολῆς ἀγών* vielleicht wesentlich eine Probe des Gedächtnisses. Die Kampfrichter geboten wo der erste aufhören und der nächste einsetzen sollte und es kam darauf an, dass dies präcis geschah. So ergibt sich möglicherweise auch eine Deutung für das schwierige *ὑποβολῆς ἀνταποδόσεως*. Hierfür scheint mir Boeckh's Erklärung, dass dies mit *ὑποβολή* gleichbedeutend sei, nicht recht befriedigend. Wozu das doppelte Wort wenn eins genügte? Aber wie wenn der Genitiv *ἀνταποδόσεως* von *ὑποβολή* abhinge? Die *ὑποβολὴ ἀνταποδόσεως* wäre dann das unmittelbare Einschieben oder Nachschieben einer Antwort. Es wäre also ein Wechselvortrag von Dialogen, die blosse *ὑποβολή* von zusammenhängenden epischen Partien. Man könnte bei der *ὑποβολὴ ἀνταποδόσεως* entweder an dramatische Dialoge oder an solche Wechselgespräche denken, wie sie uns z. B. in dem *Ὁμήρου καὶ Ἡσιόδου ἀγών* erhalten sind. Die *ὑποβολή* aber führt uns nun unmittelbar auf *ὑποκρίνεσθαι*. *κρίνεσθαι* verhält sich zum activen *κρίνειν* ähnlich wie *certare* zu *cernere*. Das Medium, das man in solcher Anwendung nicht unpassend das dynamische nennt, bezeichnet die Handlung als eine innerlichere, das Intensiv als eine stärkere. Doch fehlt auch dem primitiven *cernere* eine ähnliche Anwendung nicht in Wendungen wie *armis cernere*, *ferro inter se cernere*, die an das homerische *κρίνεσθαι Ἄρηι*, *ἵνα τε κρίνονται ἄριστοι* (*ω*, 507) erinnern. Auf den musischen Wettkampf übertragen ist demnach *κρίνεσθαι* dasselbe wie *ἀγωνίζεσθαι*. *ὑποκρίνεσθαι* wäre also gleichsam *subcertare* oder *in certamine succedere*. Auch die gewöhnliche Rede und Antwort ist in *ὑποκρίνεσθαι* und *ἀποκρίνεσθαι* als eine Art von *concertatio* gefasst, und zwar so, dass *ὑπόκρισις* die rasche Folge der Antwort auf die Frage, *ἀπόκρισις* wie *ἀπαμείβεσθαι, ἀπαλλάττειν* die Abwechslung der redenden hervorhebt. Aber bei dem dramatischen *ὑποκριτής* ist nicht hieran, sondern nur an die Fortsetzung der Aufführung, an die Ablösung des Chors durch den ihn aufnehmenden Schauspieler zu denken. Der spätere weit verzweigte Gebrauch von *ὑποκρίνεσθαι* und *ὑπόκρισις*

in der Bedeutung agiren, vortragen, sich verstellen hat natürlich seine Quelle erst in dieser éinen berühmtesten und bekanntesten Anwendung des Wortes und kann als Beleg der vielfach nachweisbaren Wahrheit dienen, dass die mannichfaltige Gebrauchsweise eines Wortes nicht durchaus in directer Linie aus der Grundbedeutung, sondern zum Theil erst aus einzelnen, dem Sprachgefühl zunächst liegenden, für dasselbe gleichsam normal gewordenen Einzelanwendungen, auf Umwegen zu Stande kommt. Solchen Wegen nachzugehn ist die schwierige Aufgabe der noch kaum begonnenen Seite der Sprachwissenschaft, die wir Bedeutungslehre nennen können. Und auch für diese wird *ὑποκριτής* ein merkwürdiges Wort bleiben.

---

Vorgelegt wurde ein von Herrn *Stark* eingesendeter Aufsatz *über die Erosbildungen des Praxiteles.*

Unter den Erosbildungen des Praxiteles hat die des Eros zu Thespiae bisher fast ausschliesslich die archäologische Forschung[1]) beschäftigt, ohne dass man dabei zu besonders scharf umgränzten Resultaten gekommen wäre, dagegen sind die anderen, der Eros von Parion und die angeblichen zwei Eroten des Kallistratos mehr beiläufig und als Illustration oder zu etwaigen Gleichstellung mit einem der erstgenannten benutzt worden. Ein ernstlicher Versuch sie aus den vorhandenen Zeugnissen, soweit möglich, herzustellen ist meines Wissens nicht gemacht

---

1) Heyne, *Opusc. academ.* V, *p.* 204 ff.; Manso, Versuche üb. Gegenstände der Mythologie. 1794. S. 311—370; zur Kunstdarstellung S. 359 ff.; C. A. Böttiger, Andeut. zu Vorles. üb. Archäologie S. 167—169; Meyer zu Winckelmann, Gesch. d. Kunst VIII. 2, 6 (Donauesch. Ausz. V. S. 471) u. Gesch. d. bild. Künste bei d. Griechen I. S. 114 ff. II. S. 106 ff.; Sillig in Amalthea III. S. 299—302 u. *Catalog. artif. p.* 385ff.; Hirt, Gesch. d. bild. Künste S. 214; Bilderb. II. S. 216—224; Millin, Mythol. Galler. S. 286 ff. n. 191 ff.; Müller, Handb. d Archäol. § 127, 3. 391; Panofka, Proben eines archäol. Commentars in Abhandl. d. Berl. Akadem. 1853. S. 31—76; Friederichs Praxiteles u. die Niobegruppe S. 20—24; Urlichs Skopas S. 90 - 97; Brunn, Gesch. d. griech. Künstler I. S. 341; Overbeck, Gesch. d. griech. Plastik II. S. 29—31; Bursian, griech. Kunst in Ersch und Gruber, Encyclopädie LXXXII. S. 458 ff. Zur mythol. Auffassung vergl. Gerhard, Gott Eros in Abhdl. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1848. S. 261—298; ders., griech. Mythol. § 489—494; Welcker, griech. Götterlehre I. S 348—352; II. S. 721—728; III. S. 195 ff.; Preller, Handb. d. griech. Mythol. 2. Aufl. I. S. 398 ff. Zu den Darstellungen s. Müller-Wieseler, D. A. K. I. T. 35. n. 144. 145; II. T. 50—54. Zu dem Amor von Centocelle s. Pet. Radel, Mus. Napol. I. T. 48; Visconti, Mus. Pio-Clement. I. T. 12; Gerhard in Beschr. Roms II, 2. S. 165; schärfere Untersuchung und ungünstigere Beurtheilung von Köhler in Archäol. Anzeig. 1864. S. 260 und Benndorf, Mus. zu Pforta S. 8. 9.

worden, ich hoffe in den folgenden Bemerkungen zu zeigen, dass ein derartiger Versuch nicht unbelohnt bleibt.

Wir gehen aus von der Stelle des Plinius (H. N. XXXVI. 4, 4. § 23): *ejusdem est et Cupido objectus a Cicerone Verri ille propter quem Thespiae visebantur, nunc in Octaviae scholis positus. Ejusdem et alter nudus in Pario colonia Propontidis, par Veneri Cnidiae nobilitate et injuria: adamavit enim Alcetas Rhodius atque in eo quoque simile amoris vestigium reliquit.* Zunächst bemerke ich, dass keine Verwechselung oder Irrthum des Plinius vorliegt, als ob er den thespischen Eros mit dem in den Verrinen des Cicero (Act II. l. 4. c. 2, 4) erwähnten Eros des Praxiteles, den Verres aus dem Familienheiligthum des C. Heius entführte, verwechselt habe. Plinius entnimmt den Zusatz: *illum propter quem Thespiae visuntur* wörtlich von dort, aber ändert der Sache gemäss kurz und bündig das *visuntur* in *visebantur*, da der Eros von Thespiae nicht mehr dort existirte, sondern in Rom. Die Worte: *objectus — Verri* bezeichnen in der gedrängten, pretiösen Redeweise des Plinius gar nicht: »der in seinem Raube aus Messina zum Vorwurf gemachte«, sondern »der von Cicero dem Verres und seiner Handlungsweise entgegengehaltene«, entgegengehalten, da, wie Cicero an der obigen Stelle das weiter ausführt, L. Mummius ihn von Thespiae, woher er sonst die trefflichsten Statuen entführte, als einen *consecratus*, also an die Stätte geweihten nicht zu entführen wagte, *consecratus* war aber auch der Eros in Messina, was aus dem weiteren Verlaufe hervorgeht, besonders aus den Worten 8, 18: *denique quae ornamenti causa fuerunt, non requirit, tibi habe Canephoros, deorum simulacra restitue.*

Von besonderem Gewichte sind die Worte: *ejusdem et alter nudus*, denn sie geben uns auch Aufschluss, wie, in welcher Bildung Plinius den Eros von Thespiae, nicht allein den von Parion kannte. Heissen diese Worte aber: »von demselben Künstler existirt auch ein zweiter e b e n f a l l s n a c k t e r Amor« oder: »von demselben existirt auch ein zweiter a b e r (genauer u n d z w a r) n a c k t e r Amor«? Das Zweite ist das allein nach dem Sprachgebrauch Richtige; das Erstere würde durch *idem nudus* ausgedrückt sein. So werden in einem Apollotempel *ad Octaviae porticum* (Plin. h. n. XXXVI. § 34. 35) geschieden: *Apollo Philisci Rhodii*, dann *et alter Apollo nudus*, dann *eum qui citharam in eodem templo tenet, Timarchides fecit;* danach waren

es drei verschiedene Auffassungsweisen des Apollo, die als *nudus*, die als *κιθαρῳδός* und die zuerst genannte, die keines von beiden war. Ebenso ist eine andere viel besprochene Stelle des Plinius (H. N. XXXIV. 8, 4. § 54) aufzufassen, wo von Phidias Werken die Rede ist: *item duo signa quae Catulus in eadem aede palliata et alterum colossicon nudum;* da soll auch nicht von zwei nackten Colossalstatuen gesprochen werden, sondern auch hier werden die *palliata* und das *nudum* sich gegenübergestellt und zwar so, dass unter jenen *palliata* ein *colossicum* war und dass ein zweites *colossicum* aber ein *nudum* auch von Phidias noch daneben existirte. Es waren also drei Werke des Phidias in jenem Tempel, darunter zwei Gewandstatuen, zwei kolossale Statuen und eine nackte. Urlichs sah hierin schon der Hauptsache nach richtig, nur dass er meinte, jene *palliata* seien dann als Eine Gestalt gezählt, zu der ein *alterum* hinzutreten konnte, was gezwungen ist und durch obige Auffassung einfach erledigt wird. In unserer Stelle erhalten wir nun den einfachen Gegensatz: die zwei berühmten Erosstatuen unterscheiden sich dadurch, dass der eine in Parion *nudus* war, der andere in Thespiae nicht. Die ganze Stelle bekommt dadurch erst volles Licht in ihrem Zusammenhang und der berechnete Parallelismus mit den Gegensätzen tritt heraus. Plinius hat von den zwei Venus des Praxiteles gesprochen: *duas fecerat simulque vendebat, alteram velata specie — rejectam Cnidii emerunt immensa differentia famae.* Also hier der Gegensatz der *altera velata specie* und der *rejecta,* also der *altera nuda,* wie sich ergiebt. In den an diese *rejecta,* d. h. die knidische Venus angeschlossenen Notizen bildet die Nachricht von der wahnsinnigen Liebe eines Jünglings den Schluss. Auch die durch die Örtlichkeit Knidos veranlasste Erwähnung einiger anderer berühmter Statuen daselbst trägt nur zur Heraushebung der Venusstatue bei. Nun parallel diesen zwei Venusbildungen geht die Doppelheit der Erosbildung, daher *ejusdem est et Cupido* und weiter *ejusdem et alter nudus*, und dieser zweite, der *nudus* ist, wird *par Veneri Cnidiae nobilitate et injuria* ausdrücklich genannt und diese *injuria* bis auf das *simile amoris vestigium* des wahnsinnig Liebenden nachgewiesen. Knidos und Parion, die beiden wichtigen, unter der römischen Herrschaft blühenden Hafenstädte an der Süd- und Nordspitze der kleinasiatischen Westküste, stehen auch durch ein analoges praxitelisches Werk in vollem

Vergleich, während die Venus von Kos *immensa differentia famae* blieb, Thespiae andrerseits bereits seines Eros zu Plinius Zeit beraubt war und dieser in Rom unter der Masse von Kunstwerken eher verschwand, dann aber bald im Brande der Porticus Octaviae noch unter Titus unterging.

Was heisst aber *nudus* und nicht *nudus* bei den Erotenstatuen? Sind nicht die Erotenbildungen alle *nudi*? Nein, wir kennen solche mit einem Gewande, der Chlamys oder ähnlichen jugendlichen Himatien; so mit der purpurnen Chlamys, sie haltend und im Halten doch nachlassend hatte Sappho ihn vom Himmel kommen sehen. Bald ist sie am Hals noch befestigt, bald fällt sie hinten blos noch hinab, oder fällt über den Arm, wird von der Hand gepackt, bildet endlich die Unterlage des sitzenden oder liegenden Eros oder ist zur Seite eben auf dem Baumstamme niedergelegt[2]). Auch hierin treten uns in der Entwickelung des Erosideals die zwei Richtungen völliger Nacktheit und Gewandbeziehung hervor, wie ich dies früher parallel bei Aphrodite näher nachgewiesen[2]). Wir bleiben bei dieser nächstliegenden Auffassung des *nudus*, das als Übersetzung von *γυμνὸς* hier sich kundgiebt, nicht stehen. Bei jugendlichen, männlichen Gestalten, die in doppelter Thätigkeit erscheinen, bald im ernsten Waffenkampf oder doch dessen Abbildung, dem Waffenspiel, bald im freudigen Genuss, in musischer Thätigkeit unterscheidet sich der *γυμνὸς* vor allen durch den Mangel an Waffen; so fürchtet Euphorbos immer noch den Patroklos, dem die Waffen von Apollo gelöst herabgefallen sind, *γυμνόν περ ἐόντα* (Il. 16, 815); so sagt der *θεράπων* zu Iolaos: wenn du die Last der Waffen fürchtest, *νῦν μὲν πορεύου γυμνὸς, ἐν δὲ τάξεσιν κόσμῳ πυκάζου τῷδε* (Eurip. Heracl. 724). Die Spartanerin durchbohrt mit der Lanze ihren Sohn als *γυμνὸν παλίντροπον ἐκ πολέμοιο* (Anthol. Palat. IX. 61). Ein Epigramm des Palladas *εἰς Ἔρωτα γυμνὸν* (Anthol. Gr. III. p. 133. n. 94) giebt uns in Bezug auf Eros neben anderen Stellen[3]) die völlige

2) Sappho fr. 64 (21) in Lyr. gr. ed. Bergk: *ἐλθόντ' ἐξ ὀράνω πορφυρίαν ἔχοντα προιέμενον χλάμυν*. Auf Bildwerken s. D. A. K. II. T. 50. n. 630; T. 51. n. 637. 639. 641. 646. 647; T. 52. n. 656. 658. 659. 661. 663. 666; T. 53. n. 673. 677. 679; T. 54. n. 686. 688; T. 55. n. 694. 702; auch in Terracotten mehrfach, so Hübner, die antiken Bildwerke in Madrid S. 266. n. 647.

3) Moschus (Idyll [illegible]) sagt von Eros: *γυμνὸς μὲν τό γε σῶμα, νόος*

Bestätigung für diese Auffassung, aber nicht allein das, sondern auch so charakteristische Züge für eine berühmte Statue eines *Ἔρως γυμνός*, dass ich keinen Augenblick zweifle, wir haben hier die Motivirung des weltberühmten Eros von Parion vor uns, über dessen baldigen Untergang wie von dem von Thespiae wir durchaus keine Andeutung haben und der zugleich in den Mauern einer hochangesehenen römischen, von Augustus geordneten, von Hadrian noch erneuerten Colonie[4]) gegen Verpflanzung ganz anders sicher gestellt war als in dem Heiligthum eines verkommenen griechischen Bergstädtchens. Das Epigramm lautet:

*γυμνὸς Ἔρως διὰ τοῦτο γελᾷ καὶ μείλιχός ἐστιν·*
*οὐ γὰρ ἔχει τόξον καὶ πυρόεντα βέλη*
*οὐδὲ μάτην παλάμαις κατέχει δελφῖνα καὶ ἄνθος·*
*τῇ μὲν γὰρ γαῖαν τῇ δὲ θάλατταν ἔχει.*

Also ein ächt waffenloser Eros, ohne Bogen und Geschoss, auch ohne verderbende Fackel, lächelnd und süss mild; er hält zwei bedeutungsvolle und mit dieser Stimmung in vollem Einklang stehende Symbole in den Händen, einen **Delphin** und

---

*δὲ οἱ ἐμπεπύκασται* und führt dann ausdrücklich als fehlend Bogen, Köcher und Pfeil an. In den Anacreonteen (Od. 12 = 14) wird Panzer, Speer und Schild als Waffe den Geschossen des Eros gegenübergestellt. Im Pervigilium Veneris 30 (52) ed. Bücheler heisst es für den Sprachgebrauch entscheidend: *nec tamen credi potest esse Amorem feriatum, si sagittas vexerit, ite Nymphae; posuit arma, feriatus est Amor: jussus est* ***inermis*** *ire,* ***nudus*** *ire jussus est, neu quid arcu neu sagitta neu quid ipse laederet.* 35 (57): *est* ***in armis*** *totus idem, quando* ***nudus*** *est Amor.* 56 (78): *jussit et* ***nudo*** *puellas nil Amori credere.*

4) Strabo X. 5, 7; XIII. 1, 14: *Πάριον πόλις ἐπὶ θαλάττῃ λιμένα ἔχουσα μείζω τῆς Πριάπου καὶ ηὐξημένη ἔκ γε ταύτης· θεραπεύοντες γὰρ οἱ Παριανοὶ τοὺς Ἀτταλικούς, ὑφ' οἷς ἐτέτακτο ἡ Πριαπηνή, πολλὴν αὐτῆς ἀπενέμοντο ἐπιτρεπόντων ἐκείνων.* Die Stadt Adrasteia mit Orakel des Apollo Aktaios und der Artemis ganz aufgelöst: *εἰς δὲ Πάριον μετηνέχθη πᾶσα ἡ κατασκευὴ καὶ λιθία κατασπασθέντος τοῦ ἱεροῦ καὶ ᾠκοδομήθη ἐν τῷ Παρίῳ βωμὸς Ἑρμοκρέοντος ἔργον πολλῆς μνήμης ἄξιον κατὰ τὸ μέγεθος καὶ κάλλος* —. Das Gebiet von Parion, *ἡ Παριανή*, war sehr bedeutend, umfasste unter anderm auch *Ἰλιοκολώνη*. Plin. H. N. IV, 18: *ex adverso coloniae Parianae*; Id. V. 40: *Parium colonia, quam Homerus Adrastiam appellavit*; Steph. Byzant. s. v. *Πάριον*; Eustath. *commentar.* in Dionys. Perieg. 517 aus Arrian. Ihr Name *colonia Parianorum Julia Augusta* oder *col. Gemina Julia Hadriana Parianorum.* Grosse Münzreihen der Stadt s. Mionnet, *Descript. des méd.* II. p. 575 ff., Supplem. V, p. 385 ff. Inschriften s. Böckh, C. I. n. 3648 — 3654 Add. 3654 b.; Orelli, *Syll. inscr.* I. n. 512.

eine **Blüthe**. Das sind treffliche Zeichen des Gottes, der die Geschöpfe des Landes wie des Meeres und der Luft durch den Zauber der Neigung beherrscht, der die dem Meer entsteigende Aphrodite Delphine zügelnd begrüsst oder sie als Göttin des Blüthenlebens im Frühling wie im Menschenleben begleitet, selbst ein voller *παῖς ἐν ὥρᾳ* ist, auf dem Lande geboren, an den Küssen der Blumen aufgezogen, der, um Theognis Worte zu brauchen, wenn die Erde von schwellenden Frühlingsblüthen strotzt, aufsteigt in Jugendschöne, verlässt die wunderschöne Insel Kypros und hingeht durch die Menschen, über die Erde Samen streuend[5]). Dass das Wesen des Eros nach seiner doppelten kriegerischen und feindlichen, psychologischen und physischen Seite durch die Vereinigung dieser Symbole nur vollständig ausgesprochen wird, ergiebt auch eine merkwürdige Stelle des Tzetzes (Chiliad. V, 11. V. 500—509) über die malerische Darstellung des Eros:

*ὡραῖον νέον μείρακα τὸν Ἔρωτα ζωγράφοι*
*τοξότην ζωγραφοῦσι τε σύναμα καὶ πυρφόρον*
*καὶ πτερωτὸν κατέχοντα δελφῖνα τε καὶ πόαν*
*τῇ μὲν γραφῇ τοῦ πτερωτοῦ, τῆς πόας, τοῦ δελφῖνος*
*κρατεῖν τοῦτον σημαίνοντες ἀέρος, γῆς, θαλάσσης.*
*τοξότην καὶ πυρφόρον δὲ σὺν τούτοις ζωγραφοῦσιν*
*ὡς πλήττοντα καὶ φλέγοντα καρδίας τῶν ἐρώντων*
*νεόν δε τοῦτον γράφουσιν σύναμα καὶ ὡραῖον*
*ὡς τοῦ ἐρᾶσθαι καὶ ἐρᾶν πρεπώδους νέᾳ φύσει*
*πρεπωδεστέρου μᾶλλον δὲ τῇ νέᾳ καὶ ὡραίᾳ.*

Die erotische Beziehung des Delphin, der Charakter der *φιλία* und *φιλανθρωπία* bedarf keiner weiteren Erörterung. Unter den Pflanzen kannten die Griechen eine Namens *Πόθος*, aus wel-

---

5) Hes. Theog. 201; Paus. V. 11, 8. Eros und Delphin s. Opp. Halieut. V. 448; Anacreont. 56 (51); Plin. H. N. IX. 8; Plin. Epp. IX. 33; Gell. VII. 8; Tzetz. Chiliad. IV. 47, dazu s. Stark in Leipz. Ber. hist.-phil. Classe. 1860. S. 65 ff. Statuarisch allein in Petersburg, s. *Ermitage impériale. Mus. de sculpt.* 1865. n. 6. Eros Erdgeburt und Pflege mit Blumen: Pervigil. Vener. 78 (80): *hunc ager cum parturiret, ipsa suscepit sinu, ipsa florum delicatis educavit osculis.* Blüthenleben Theogn. 1275: *ὡραῖος καὶ Ἔρως ἐπιτέλλεται, ἡνίκα περ γῆ ἄνθεσιν εἰαρινοῖς θάλλει ἀεξομένη τῆμος Ἔρως προλιπὼν Κύπρον περικαλλέα νῆσον εἶσιν ἐπ' ἀνθρώπους σπέρμα φέρων κατὰ γῆς.* Plato Epigr. in Anthol. Planud. 210: *αὐτὸς δ' ἐν καλύκεσσι ῥόδων πεπεδημένος ὕπνῳ εὕδει μειδιόων.*

cher Kränze gewunden wurden doppelter Farbe, blau und blassbleich und doppelter Bedeutung, glücklicher und unglücklicher Liebe (Theophr. bei Athen. XV. p. 679 D). Ist nun auch unter den Marmorstatuen des Eros oder entsprechender jugendlicher Bildungen keine uns erhalten mit diesen Attributen, sind ja doch die meisten der letzteren modern angefügt, so kommen uns kleinere Nachbildungen in Bronze und in geschnittenen Steinen, sowie Vasenbilder und Spiegelzeichnungen auf das Erfreulichste zu Hülfe. Eine Bronze aus den Rheinlanden zeigt uns wie in Tzetzes Schilderung eine Verbindung der beiderseitigen Attribute, Köcher mit Band und Helm und wieder den Kranz um das Haupt und einen Fisch in der Linken, während die Rechte abgebrochen ist. Einen Fisch reicht Eros dar auf einem Vasenbilde. Auch der Eros mit der Unterschrift *φιλῶ*, welcher einen Fisch an sich drückt, auf einem Cameo der Neapolitaner Sammlung ist bedeutsam genug. Abgesehen von den auf Blüthenzweigen schaukelnden, vor Blüthen stehenden, in Blüthenkelchen schlafenden Eroten, von dem über der mit dem Blumenscepter aufsteigenden Gaea schwebenden Eros finden wir die Knospe mit der Leier in den Händen eines eilig schreitenden Eros einer bekannten Spiegelzeichnung, auf geschnittenen Steinen Blüthenbüschel, Blüthenranken und Zweige oder eine einzelne Pflanze in seiner Hand[6]).

Gerade den Eros von Parion aber abgesehen von der ausdrücklichen Bezeichnung als *nudus* und zwar mit den Symbolen von Delphin und Blüthe zu denken, dazu führt eine einfache Erwägung der Lage Parions und seiner sonstigen Culte. Am inneren Ausgange des Hellespontos gelegen auf vorspringender Spitze des Bergzuges Pityus, fast an drei Seiten vom Meere umgeben, gehört es dem Meere wie dem Lande an und so lag es nahe genug, bei dem Hauptgotte der Stadt diese Doppelbeziehung, die seinem Wesen entsprach, auszudrücken. Dazu kommt vielleicht noch eine andere bestimmende Seite des dortigen

6) Jahrb. d. Ver. d. Alterthumsfr. in d. Rheinl. I. T. 3. 4 (Text von Urlichs S. 65 ff.) = D. A. K. II. T. 41. n. 644; Gerhard, Auserl. Vasenbild. T. 65, 4; Gerhard u. Panofka, Neapels ant. Bildwerke S. 399. R. 6. n. 8; Campana, *Opere in plast. pl.* XIV. n. 62; Agincourt, *Fragm. de sculpt. ant. en terre cuite pl.* 29, 7; *Mon. ined. d. inst. archeol.* IV. t. 39, 4; Gerhard, Eros T. I, 3 = D. A. K. II T. 50. n. 629; Gerhard, Eros T. I, 13. 15 = D. A. K. II. T. 56. n. 705; D. A. K. II. T. 51. n. 640.

Lokalcultes, nämlich die chthonische des Demeterdienstes, wie er von Jason, der als *κτιστὴς* der Stadt verehrt wurde, gestiftet sein sollte und auf den Münzen sich ausprägt. Somit haben wir unserer Überzeugung nach die Grundzüge einer wahrhaft feinsinnigen und anziehenden Conception des Praxiteles gewonnen, welche allerdings abseits liegt von den uns geläufigen Erosbildungen mit Bogen und Pfeil, aber dem Zauber griechischer Poesie und sinniger Sage nahe verwandt ist. Ob der geflügelte nackte sog. Genius mit Dreizack und Strophium in der Linken, der die Rechte auf eine Priaposherme legt, einer kaiserlichen Münze der römischen Colonie Parium nicht als Eros einfach zu bezeichnen ist [7]), will ich ohne eigene Anschauung der betreffenden Münzen nicht entscheiden. Die Analogie der Symbole mit den besprochenen liegt auf der Hand.

Wenden wir uns nun zu dem thespischen Eros, so hat uns also die Stelle, von deren Betrachtung wir ausgingen, gelehrt, dass derselbe nicht als *nudus* d. h. nicht ohne Waffen, auch nicht ohne jede Beziehung zu einem Gewand, speciell der Chlamys aufgefasst war. Weiter führt uns nun das ganz irrthümlicherweise dem Simonides, sonst dem Künstler selbst zugeschriebene, aber sichtlich auch erst später gefertigte Epigramm (Anthol. Planud. 204; Athen. XII. p. 591 a):

*Πραξιτέλης ὃν ἔπασχε διηκρίβωσεν ἔρωτα*
*ἐξ ἰδίης ἕλκων ἀρχέτυπον κραδίης,*
*Φρύνῃ μισθὸν ἐμεῖο διδοὺς ἐμέ. φίλτρα δὲ βάλλω*
*οὐκέτ' ὀϊστεύων ἀλλ' ἀτενιζόμενος.*

Also der Gott schiesst nicht mehr mit seinen Geschossen, er hat es aber gethan, die Waffe wird daher bei ihm vorausgesetzt, aber ihr Gebrauch als ein vollendeter bezeichnet, die Hauptmacht liegt nun in dem intensiven, auf einen Punkt gerichteten, Liebeszauber erregenden Blick. Panofka hat auf diesen Punkt mit Recht aufmerksam gemacht, sowie auf den Namen Himeros, den ihm Antipater von Sidon in einem Epigramm (Anthol. Planud. 167) ertheilt, in dem Aphrodite von Knidos auch mit diesem Eros verglichen wird:

*τὸν δ' ἐνὶ Θεσπιάδαισι γλυκὺν Ἵμερον οὐχ ὅτι πέτρον*
*ἀλλ' ὅτι κὴν ψυχρῷ πῦρ ἀδάμαντι βαλεῖν.*

---

7) Mionnet, *Descr. des médaill.* Suppl. V. n. 682. 732. 759. 761. 812. 815.

Urlichs hat diese Beziehung des Namens Ἵμερος auf den von den Augen des Geliebten ausgehenden Reiz feinsinnig weiter erörtert (Skopas S. 91 ff.). Wir haben daher uns bei dem thespischen Eros Bogen und Pfeil oder Pfeil allein gesteckt noch in der einen Hand gehalten, und das Übrige in der Abrüstung begriffen, etwa den Köcher bereits mit Chlamys zur Seite auf einen Stein oder Stamm niedergelegt zu denken, den noch die Hand berührte. Ob nicht auch die Fackel noch in der andern Hand sich befand, bleibt zu fragen. Die Neapolitaner, früher Farnesische Amorstatue die treffliche, aus der Sammlung Borghese in den Louvre gekommene, von griechischem Marmor, eine sehr grosse, im Stil unbedeutende, aber gut erhaltene Statue des Palastes Altemps, eine kleine aus Rom nach Petersburg gekommene Statue aber ohne Flügel, sowie der Amor, dem Psyche flehend zu Füssen fällt, einer Gruppe in Paris[8]), zeigen uns ganz diese Motivirung und lassen bei dem in der Haltung und Ausdruck entsprechenden Vaticanischen Amor daher auf gleiche Ergänzung schliessen. Die Armbewegungen desselben, besonders der zurückgezogene, ganz gesenkte linke Arm findet erst in einem solchen Ansichhalten (*retinere*) eines Gegenstandes und einem Annähern an einen Stützpunkt seine Erklärung. Das pompejanische Kuppelrelief zeigt auch den gesenkten Pfeil in der Rechten, die Linke an den senkrecht gestellten Bogen sich stützend gelegt. Wie sehr der Blick dieses Amor aber jenem *ἀτενίζειν*, jener den Sinn durchglühenden, Liebe ausströmenden Liebesmacht entspricht, die Hippodamia bei Sophokles an Pelops Auge so meisterhaft schildert (Oenomaus Frg. 3 bei Athen. XIII. 16. p. 564 c), die aus Eros Augen strömend Ibykos in der Kypris Netze ruft (Frg. 2 in Lyr. gr. ed. Bergk), bedarf nicht weiterer Auseinandersetzung; das Original des Praxiteles haben

8) In Neapel Clarac pl. 649. n. 1477; D. A. K. II. T. 50. n. 627; der sog. Genius Borghese V. Borghese S. 9. n. 11; Clarac pl. 281. n. 1486; Gruppe mit Psyche Bouillon III. pl. 10. n. 5; Clarac pl. 282. n. 1461; D. A. K. II. T. 54. n. 688. In Palast Altemps Clarac pl. 644 B. n. 1471 D; wichtig ist die Erhaltung der Arme, selbst theilweis der Finger, woraus entschieden hervorgeht, dass beide Hände etwas hielten, die mehr gehobene rechte Hand fester greifend, während in der linken mehr leicht horizontal gelegt etwas ruhte. Aus dem Garten Mati am Viminal stammt das Fragment in Petersburg, 0,585 M. gross, s. *Ermitage impér. Mus. de sculpt.* n. 858. Relief aus Pompeji bei Panofka a. a. O. T. III, 10.

wir uns noch weiter von jedem mehr schwärmerischen Träumen entfernt zu denken.

Eine eigenthümliche Schwierigkeit bietet bei dem thespischen Eros immer noch eine schwerlich aus der Luft geschöpfte Notiz über die Lokalität bei Athenaeus (XIII. p. 591 a) dar, die bis jetzt nur Gerhard (Gott Eros, Note 20) zu erklären versucht hat. Während aus Pausanias (IX. 27, 3), der die Wegführung des Eros durch Caligula und Nero als ein *ἀσέβημα* gegen den Gott, das den Tod zur Folge hatte, darstellt und aus Cicero (Verr. l. l.) entschieden hervorgeht, dass der praxitelische Eros ein religiös geweihter (*consecratus*) Gegenstand war, er daher im Heiligthum selbst des Eros sich befand, während ferner in einem Fragment des Alciphron (Ep. 3 ed. Seiler) die Aufstellung desselben im *τέμενος* und zwar zwischen Aphrodite und Phryne, der *ὑποφῆτις καὶ ζάκορος Ἀφροδίτης*, auch Werken des Praxiteles ausdrücklich bezeugt wird und auch dies mit der Ausdrucksweise des Pausanias an obiger Stelle stimmt, der sichtlich die Copie des Athenienser Menodoros an derselben Stelle sah, wo einst das Original des Praxiteles stand, so befand sich nach der Erzählung bei Athenaeus das obige Epigramm des Meisters selbst *ἐν τῇ τοῦ Ἔρωτος βάσει τῇ ὑπὸ τὴν σκηνὴν τοῦ θεάτρου*. An und für sich ist der Platz am *ὑποσκήνιον* des Theaters ein für plastischen Schmuck, für Statuen wie für Reliefs, damit auch für Inschriften vielfach verwandter[9]), aber der Ausdruck selbst ist schon eigen gestellt, schwerlich aber zu ändern; die Basis wird also ausdrücklich als dort befindlich angegeben, nicht nothwendig die Statue selbst. In welchem Theater aber befand sich diese Basis und wie kam sie dazu allein genannt zu werden? Gerhard meint, Eros war vorher im Theater zu Athen aufgestellt, wurde dann an Phryne geschenkt und diese entnahm sie von dort, um sie nach Thespiae zu stiften. Die Inschrift weist aber gerade darauf hin, dass Praxiteles eine Erosstatue der Phryne als *μισθὸς* gab und diese wird geschildert, das Geschenk musste also bereits gemacht sein, nicht später erst gemacht werden. Ich kann mir nur die Sache so den-

9) So im Dionysostheater zu Athen fünfzehn verstümmelte Reliefs zwischen Orchester und Skene gefunden, s. Arch. Anz. 1864. S. 151 *. Im Theater zu Arles wichtige Funde am Hyposkenion s. Stark, Kunst und Alterthum in Frankreich S. 591. 592.

ken: im Dionysostheater zu Athen, denn an dieses und nicht an das Theater zu Thespiae kann nach dem Zusammenhang gedacht werden, war späterhin eine Erosstatue mit Inschrift aufgestellt; obige Inschrift, wie Benndorf sehr richtig bemerkt hat, giebt sich in ihrer Form und beschreibenden Weise als eine spätere, im Sinne und Namen des Praxiteles gedichtete, zu erkennen und wollte gar nicht sagen, dass der darüber befindliche Eros jener Eros des Praxiteles selbst sei, sondern knüpfte nur an eine Erosstatue und deren Motivirung einen feinzugespitzten Gedanken über den an Phryne verschenkten Eros des Praxiteles doppelsinnig an.

Julian (Or. II. p. 54 ª ed. Spanheim) hat uns eine Notiz aufbewahrt, dass auf die Flügel des thespischen Eros Gold aufgelegt worden sei, dass dieser Goldüberzug die Feinheit und Präcision der Kunst zerstört habe. Wir können vermuthen, von wem diese Vergoldung ausgegangen sei, nämlich von Nero, der den Eros zum zweiten Male von Thespiae nach Rom entführte, wo er bald mit dem Prachtbau, in dem er sich befand, in einer Exedra der Porticus Octaviae, ein Raub der Flammen werden sollte. Nero war es auch, der eine andere ebenso jugendliche Gestalt, den Knaben Alexander, die Erzstatue des Lysippos, an der er ein besonderes Wohlgefallen hatte, ganz zu vergolden befahl, aber auch hier ging die *gratia artis* über der Kostbarkeit zu Grunde und man kratzte dann den Goldüberzug wieder ab.

Schriftsteller der späteren Zeit haben den Eros von Thespiae noch lange gepriesen, nachdem das Werk des Praxiteles längst versetzt und untergegangen war. Kein Wunder, wenn selbst das Material im Bewusstsein schwand und ein Julianos von Aegypten die Statue zu einer Erzstatue machte. Auch der Verfasser des dem Lucian zugeschriebenen Dialogs Ἔρωτες, in dem uns eine so lebendige, sinnlich glühende Beschreibung der knidischen Aphrodite gegeben ist, spricht noch von dem thespischen Eros als dem vorhandenen Gegenstück derselben, aber offenbar ohne jede eigene Anschauung des Ortes und der thatsächlichen Verhältnisse daselbst, daher er auch diesem dieselbe verführerische päderastische Wirkung, wie dem parischen zuschreibt.

Wir gehen weiter von den beiden berühmtesten Erosbildungen des Praxiteles zu den Zeugnissen anderer Darstellungen desselben Gottes durch denselben Meister und haben vor allem

alle die nutzlosen, willkürlichen Conjecturen abzuweisen, die um jeden Preis nur jene zwei Statuen annehmen und die andern ganz in sich unverdächtigen Berichte nun danach ummodeln. In dem *sacrarium* der Familie des Hejus, des angesehensten Mannes von Messana, befanden sich seit alten Zeiten von den Vorfahren ererbt vier ausgezeichnete Statuen von Kunstwerth, die Marmorstatue des Cupido, die Erzstatue eines Hercules, dann zwei Erzstatuen von Canephoren neben mehreren andern, darunter einer hölzernen *Ἀγαθὴ Τύχη* (*Bona Fortuna*). Diese Statuen bis auf die letzte sind von Verres alle entführt worden nach Rom. Der Cupido und Hercules waren consecrirt, waren Gegenstände der Verehrung, vor denen fast täglich geopfert wurde (Verr. IV. 8, 18). Der Cupido war schon früher einmal zeitweis in Rom gewesen, von dem Aedilen C. Claudius Pulcher entliehen zum Schmucke des forum Romanum bei seinen Spielen, im J. 99 n. Chr. aber wieder zurückgebracht nach Messana (Verr. l. l. 3, 5). In Bezug auf die Auffassung des Cupido haben wir nur den einen aber wichtigen Ausdruck: *idem prius artifex ejusdemmodi Cupidinem fecit illum qui est Thespiis*. Dies *ejusdemmodi* bezeichnet ausdrücklich eine Gleichheit der Darstellung: diese beiden Statuen hatten also nicht nur denselben Meister, waren beide consecrirt, Gegenstände der Verehrung, sondern waren auch in gleicher Weise gebildet. Dies ist für uns entscheidend: der Cupido zu Messana war eine wesentliche Wiederholung des Eros von Thespiae, nicht von Parion. Ob wir nun eine freie Wiederholung des Meisters selbst oder aus seiner Schule annehmen sollen, will ich nicht entscheiden. Unmöglich wäre das Erstere nicht, wahrscheinlicher ist das Zweite. Jedenfalls haben wir es nicht mit einer spätern Copie zu thun wie die des Menodoros von Athen zu Thespiae war, denn bereits um das Jahr 100 v. Chr., also etwa 250 Jahr nach Entstehung des thespischen Eros war das Werk in Messana so anerkannt und berühmt, dass man es für den obigen Zweck des Glanzes und Schmuckes nach Rom entlieh. Hejus hatte es auch selbst, wie Overbeck meint, nicht selbst erwerben müssen, sondern es war notorisch in seinem Familienhaus durch Generationen schon gewesen. Und warum sollte, so gut wie in Rhegion, Messana gegenüber, eine hochberühmte Venus von Marmor sich befand, die man um keinen Preis weggeben wollte (Verr. IV. 60, 135), nicht nach Messana

ein ausgezeichneter Eros in der Blüthezeit von Sicilien gekommen sein?

Die dritte Statuenbeschreibung des Rhetors Kallistratos (Ed. L. Kayser. 1844. p. 27) ist in den einen Handschriften mit den Worten: *εἰς τὸ τοῦ Ἔρωτος ἄγαλμα* einfach bezeichnet; das Lemma anderer Handschriften: *ἀπὸ δὲ τῆς βάκχης πρὸς τὸν Ἔρωτα* giebt die innere Beziehung der folgenden Schilderung zu der vorhergehenden sehr richtig an. Es handelt sich in der That um eine bewusste Gegenüberstellung der Bacchantin des Skopas und des Eros des Praxiteles; es ist die Aufgabe heilige Zeugnisse der Gottbegeisterung (*θεοφορία*), diese Schöpfungen der Kunst zu deuten und auszusprechen; die Künstler sind selbst Propheten geworden, Skopas wie Praxiteles. Die Beschreibung des Eros ist folgende: »Es war ein Eros (der Rhetor schildert wie aus der Erinnerung eines Besuches bei dem Original), ein Werk des Praxiteles, der leibhaftige Eros, ein blühender, jugendlicher Knabe (*παῖς νέος*) mit Flügeln, mit Geschossen (also nicht *nudus*). Das harte Erz ist selbst bezwungen worden, ist fleischig, feucht (*ὑγρός*), ist in seiner Farbe blühend, in seiner Regungslosigkeit bereit geworden Bewegung zu zeigen (*δεῖξαι κίνησιν*). Stehend auf fester Basis täuscht er, als ob er auch der Bewegung in den Lüften, des Schwunges in die Höhe Herr sei (*τῆς μετεώρου κυριεύων φορᾶς*). Die Augen strahlen ein feuriges und liebliches Lächeln aus. So steht er da zum Scheitel die rechte Handwurzel umbiegend, in der anderen Hand hält er hoch (*μετεωρίζει*) das Geschoss. Den Schwerpunkt des Stehens lenkt er mehr nach der linken Seite zu ab, das Heraustreten der linken Weichen (*τὴν τῆς ἀριστερᾶς λαγόνος ἔκστασιν*) wird erzeugt, indem die Sprödigkeit des Erzes in Geschmeidigkeit sich umwandelt. Die Locken beschatten das Haupt, blühend und dicht; hinter der Spitze der Locken überfliegt gleichsam Erröthen dem Anblickenden entgegen das Antlitz und der Betastung giebt das Haar ausweichend nach. Kurzum Praxiteles hat in das Bild des Eros fast sogar Gedanken eingehaucht und mit den Flügeln die Lüfte ihn durchschneiden lassen (*πτέρυγι τὸν ἀέρα τέμνειν ἐμηχανήσατο*)«. Man hat diese Schilderung bisher nur benutzt, um damit die Natur des thespischen Eros und speciell des Amor von Centocelle zu schildern. Friederichs (Praxiteles S. 21) findet in ihr ganz das Motiv der ausruhenden, träumerisch in sich, in das Geheimniss ihres eignen Wesens

versunkenen, eben sich zur Reife entfaltenden Jünglingsnaturen, vergleicht eng damit das Bild des Apollo Lykeios; er mischt damit Ausdrücke einer zweiten Schilderung bei Kallistratos, die, wie wir sehn werden, gar nicht damit zusammengehört. Nun, die Worte des Schriftstellers führen uns auf einen ganz andern Eros, auf einen Eros voll Lebensfrische, voll beginnender Thatenlust, voll begeisternder Kraft; auch nur ein solches konnte mit der Bakche des Skopas verglichen werden. Der Eros steht, aber er ist im Begriff Bewegung zu zeigen, seine Flügel regen sich die Lüfte zu durchschneiden, hoch hinauf strebt er. Beide Arme sind gehoben, nicht ruht die Rechte auf dem Kopfe, nein die Handwurzel ist zu dem Scheitel des Kopfes leicht umgebogen (*ἐπὶ τὴν κορυφὴν τὸν δεξιὸν ἐπικάμπτων καρπόν*), wie auffordernd, sich und andere aufrichtend ist sie gehoben, das Geschoss ist in der andern Hand nicht gesenkt, nein vielmehr hoch in der Luft freischwebend gehalten. Mit dieser Hebung des Geschosses in der Linken stimmt trefflich auch das Hinaustreten der linken Seite. Auch das leise Heben der Füsse, das stärkere des unbelasteten rechten Fusses von der Basis ist mit dem Moment der beginnenden Bewegung, dem Zeichen der *μετέωρος φορὰ* gegeben. Wie sehr diese Auffassung eines Künstlers von Eros der ächt griechischen Natur des die Seele beflügelnden, zu jeder höhern im Sinne der Freiheit und Tüchtigkeit auszuführenden Handlung begeisternden Gottes entspricht, als dessen Name unter den Göttern der Beflügelte und Beflügeler galt, von dem Anakreon zum Olympos sich gehoben fühlt, den Platon preist[10]), bedarf keiner weitern Auslegung, aber es fehlt uns auch nicht an plastischen Beispielen, die man nur willkürlich anders ergänzt oder aufgefasst hat. So kennen wir im Louvre eine solche Statue von parischem Marmor, als Ballspieler gewöhnlich aufgefasst; der Baumstamm zur Seite mit Köcher kann uns als ein durch das Material des Marmors gegenüber der ganz andere Kühnheit der Stellung vertragenden Bronze bedingter Zusatz nicht stören und der Köcher schliesst nicht aus, dass Bogen und Pfeil in der einen gehobenen Hand

10) Plato Phaedr. p. 252 B aus den *ἀπόθετα ἔπη* von Homeriden: *ἀθάνατος δὲ Πτέρωτα διὰ πτερόφοιτον ἀνάγκην*; Anacr. fr 24 (22); Oden 51 (54). Demissis alis wandelt Amor mit zerbrochenen Pfeilen und ausgelöschter Fackel (Ov. Amor. III. 9, 8) bei Tibulls Tode.

sich befanden. Ferner kommen zwei Dresdener Statuen in Betracht und eine treffliche der Sammlung von San Marco, welche, wie ich nachträglich sehe, auch Petrettini in seiner weitschweifigen aber nicht werthlosen Ausgabe des Kallistratos (Milano 1839) zu dieser Beschreibung als Kupfer hat abbilden lassen, ohne jedoch den Nachweis der Motivirung des Schriftstellers dabei irgend zu führen, wie er zur zweiten Beschreibung der Statue des *ἠΐθεος* einen bogenspannenden Amor abbilden liess (!). Genau das von Kallistratos geschilderte Motiv der rechten Hand sowie die Hebung zur *μετέωρος φορὰ* ist ausgeprägt in dem Eros eines geschnittenen Steines, der zugleich die Chlamys über die Schulter geworfen hat, sowie in Erosfiguren, die mit Aphrodite gruppirt zu ihr auf die Spitzen gestellt die Arme freudig emporheben [11]).

Eine zweite eherne Erosstatue des Praxiteles, welche auf der Akropolis in Athen sich befindet, wird fortwährend den Schilderungen des Kallistratos entnommen, ohne dass man sich nach der seit mehr als zwanzig Jahren veröffentlichten neuen kritischen Textesgrundlage (*Flavii Philostrati quae supersunt etc. Callistrati descriptiones edid. A. L. Kayser. Turici* 1844) umgesehen und hier auf das Lemma wie vor allem auf die in überraschender Weise durch die Lesarten des *codex Vaticanus* wie *Laurentianus* verbesserte Schilderung der Statue geachtet hätte. Das eilfte Kapitel hat in den besten Handschriften die Ueberschrift *εἰς τὸ τοῦ ἠϊθέου ἄγαλμα*, gar nicht die in den Ausgaben bisher gewöhnliche *εἰς τὸν Πραξιτέλους ἔρωτα*, die an und für sich schon in ihrer Art unter allen Lemmata des Kallistratos allein stehen würde und nachdem bereits ein Eros des Praxiteles beschrieben war, doppelt unpassend war. Der Name des Eros kommt in der ganzen Beschreibung nicht vor,

11) Der sog. Amor au ballon aus Villa Borghese Bouillon III. pl. 97. n. 7 = Clarac pl. 282. n. 1461 = D. A. K. II. T. 53. n. 676. Man vergleiche auch die Statue im Louvre Clarac pl. 281. n. 1472, mit von der linken Schulter abfallender Chlamys. Die Dresdener s. Leplat pl. 106 = Clarac pl. 642. n. 1462 und Leplat pl. 127 = Clarac pl. 645. n. 1467. Die Venetianer Statue s. Zanetti, *Statue dell Antisala di S. Marco*, t. 24. Auch die Motivirung an der Statue bei Smith Barry Clarac pl. 650 A. n. 1469 A und bei Carlisle Clarac pl. 650 A. n. 1467 A ist ähnlich. Die Zahl der Erosstatuen mit gehobenen Armen und aufstrebender Stellung in Gruppen mit Venus ist nicht klein, s. Clarac pl. 609. n. 1349; 614. n. 1362 A. 1368; pl. 620. n. 1381; pl. 626. n. 1406; pl. 626 A. n. 1368 A.

keine Erwähnung der Flügel oder sonst eins der gewöhnlichen Attribute des Eros und endlich die Grundannahme, dass wenigstens ein θεός und keine menschliche Idealgestalt gemeint sei, verliert in der jetzigen handschriftlichen Lesung: τεθέασαι τὸν ἠΐθεον ἐπ' ἀκροπόλει statt τὸν θεὸν allen Halt. Die Entstehung des Irrthums selbst: θεὸν aus ἠΐθεον liegt aber ebenso klar vor. Also das Erzbild eines ἠΐθεος, eines in voller Jungfräulichkeit blühenden Jünglings (τὸ τῆς ἥβης ἄνθος, auch παιδικῆς ἡλικίας ἄνθος), der der παρθένος gleichgestellt wird, dem sich Verheirathenden entgegengesetzt ist (Hom. Od. 6, 63; Il. 18, 593; 22, 127), der ein παῖς νέος aber auch ὁ ἔφηβος in der Beschreibung genannt wird, haben wir vor uns. Die Ausdrücke für seine Zartheit und Weichheit, für das Lebensvolle, für das Erröthen der Wangen, für das wohlgenährte und glänzende Fleisch des Körpers sind theilweise entsprechend den bei der Schilderung des Eros gebrauchten, aber gelten nicht speciell diesem Gott. Das Liebenswürdige (ἐράσμιον), die aphrodisische Anmuth ist ausdrücklich gemischt mit Scham und Zucht. Das eigenthümliche Motiv dieses reizenden Jünglings wird uns näher bezeichnet und dadurch rückt die ganze Gestalt in eine bestimmte, uns wohlbekannte Klasse, nämlich des Diadumenos. Denn »er bekränzt das Haar mit dem breiten stützenden Band (τελαμών) und entfernt durch die Umbindung die in Locken auf die Stirn herabfallenden Haare von den Augenbrauen, so dass die Stirn selbst dadurch frei wird«. Das Erz schmiegt sich in wunderbarer Weise den feinen Windungen der vorderen Locken an oder entfaltet sich mit dem in weiter Fülle über den Rücken auszubreiten bestrebten Hinterhaare. Wir hören dann noch Eines am Schluss: dieser Ephebe obgleich unbeweglich, schien Bewegung zu haben und zum Reigentanz sich vorzubereiten (εἰς χορείαν εὐτρεπίζεσθαι). Auf den in Aussicht stehenden Tanz, nicht auf einen Sieg bezieht sich also die Umbindung des Hauptes mit der breiten Binde. Von der durch diese Thätigkeit des Umbindens hervorgerufenen Motivirung des ganzen Körpers hören wir nur, wie das Erz sich der Biegung (κάμπη) und Anspannung der Glieder (ἐπιτεῖναι τὰ μέλη πρὸς τὸ σύντονον) völlig anzuschmiegen wusste. Ich mache zunächst darauf aufmerksam, dass der nicht häufige Ausdruck ἠΐθεος in den homerischen Stellen gerade gebraucht wird, wenn es gilt εἰς χορὸν ἔρχεσθαι (Od. 6, 65), wenn Jünglinge und Jungfrauen

tanzen, einander an der Handwurzel fassend (Il. 18, 594) oder im traulichen Liebesgeplauder (*δαρίζειν* Il. 22, 128) begriffen sind. Also auch hier bei uns stimmt der Ausdruck trefflich zur Situation. Und werden wir nicht nur die Worte des Plinius von dem *diadumenum molliter juvenem* und des Lucian (Philopseud. 18) *τὸν διαδούμενον τὴν κεφαλὴν τῇ ταινίᾳ τὸν καλὸν*, der Erzstatue des Polykleitos völlig verstehen, wobei an eine Siegerbinde ebenso wenig zu denken ist, sondern die Binde in obigem Sinne zum *molliter juvenis* trefflich passte? Wohl war es Phidias, welcher zunächst im Bereiche der agonistischen Darstellungen das Motiv des Hauptumbindens mit der Tänia meisterhaft an einer durch Schönheit und Liebesreiz ausgezeichneten Knabengestalt, dem Pantarkes in der Erzstatue wie in Gold und Elfenbein am Thore zu Olympia ausführte[12]. Polyklet hat dieses Motiv nun mit der breiten bakchischen oder aphrodisischen Binde (*διάδημα*) nun auf eine etwas ältere Stufe und in Bezug zwar auf die Orchestik, nicht mehr auf die Gymnastik an seinem Diadumenus durchgebildet, und Praxiteles, wie wir ihn hier sehen, in seiner Erzstatue des *ἤϊθεος* auf der Akropolis zur höchsten anmuthigen, ja bezaubernden Erscheinung entwickelte. Ich wage es nicht unter den nicht häufigen Darstellungen eines Diadumenos in Statuen und Relief eine Unterscheidung nach den Meistern zu treffen; jedenfalls müssen wir aber sagen, dass der Palmstamm, wenn er antik ist, neben der bisher farnesischen, jetzt brittischen Statue und auch die Körperbildung des Jünglings auf einen Anadumenos im Sinne des Phidias nicht auf den *molliter juvenis* passt, dagegen das Relief am Cippus eines Jünglings Namens Diadumenus diesem und der Schilderung des Kallistratos entspricht. Uebrigens zeigen die trefflichen weineinschenkenden Satyrn in Dresden, zu denen ich ein praxitelisches Original vermuthe, diese die Haare aus der Stirne zurückdrängende breite Binde völlig in der von Kallistratos geschilderten Weise und der ganze Körper entspricht mehr unserem *ἤϊθεος* als etwa einer athletischen Gestalt[13].

---

12) Paus. VI. 4, 3: *ὁ παῖς ὁ ἀναδούμενος ταινίᾳ τὴν κεφαλὴν*; V. 11, 2 (am Thron des Zeus) *τὸν δὲ αὐτὸν ταινίᾳ τὴν κεφαλὴν ἀναδούμενον*, dazu Schubart Ztschr. f. Alterth. 1850. n. 17, Bursian in N. Jbb. LXXVII, S. 98.

13) Diadumenos Farnese Clarac pl. 858 C. n. 2189 H. = D. A. K. I. T. 31. n. 136. Torso eines solchen in Villa Borghese in Beschreibung Roms III. 3. S. 233. Das Relief bei Pistolesi il Vaticano descritto T. IV.

Fassen wir nun das Resultat unserer Untersuchungen zusammen, so lässt sich Folgendes mit Sicherheit aussprechen:

1) Der marmorne Eros des Praxiteles zu Parion war durchaus ein *nudus* ohne jede Beziehung zu Gewand und Waffen, der knidischen Venus an körperlichem Reiz und Schönheit völlig entsprechend, ausgestattet mit höchster Wahrscheinlichkeit mit Blüthe und Delphin.

2) Der Eros zu Thespiae, seit Nero bleibend in Rom und dort bald untergegangen, mit später vergoldeten Flügeln, aus pentelischem Marmor gebildet, war dagegen nicht *nudus*, vielmehr mit Beziehung zum Gewand und vor allem zu den ihm eignen Waffen gebildet; er schiesst nicht mit Bogen und Pfeil oder bereitet den Schuss vor, sondern hat geschossen, hält noch in der einen Hand zurückgezogenen Bogen und Pfeil, während Gewand und Köcher bereits zur Seite an einer Stütze niedergelegt sind. Die andere Hand trug möglicherweise die Fackel. Der Zauber des Blickes trat an ihm besonders hervor.

3) Der von Verres dem Hejus zu Messana entführte, später auch in Rom befindliche Eros, ebenfalls eine Marmorstatue, war in der Motivirung der thespischen gebildet. Wenn es keine freie Wiederholung des Praxiteles selbst war, ist die Statue jedenfalls als ein aus der Werkstatt oder Schule des Praxiteles stammendes Werk zu betrachten.

4) Der bronzene Eros des Praxiteles, den Kallistratos schildert, war in dem Moment beginnender freudiger Thätigkeit gedacht, was auch in dem Blicke sich aussprach. Die auf dem linken Beine mit dem Schwerpunkt ruhende Gestalt schien im Begriff zu sein sich von der Basis emporzuheben, die Flügel bereit die Luft zu durchschneiden. Die rechte Hand war vorn zur Stirn emporgeführt sich leicht umbiegend, die linke hielt den Bogen gehoben. Wir besitzen annähernde Copien in Marmor.

5) Ein zweiter Eros in Bronze ist von Kallistratos gar nicht geschildert worden; dagegen eine Erzstatue des Praxiteles auf der Akropolis in Athen, welche einen ἤΐθεος, einen die breite Stirnbinde sich um die weichen Haarlocken legenden, diese aus der Stirne dadurch entfernenden, zum Tanz sich fertig machenden Jüngling darstellte.

---

pl. 84; Bunsen a. a. O. II. 2. S. 122. Die gleiche Kopfbinde bei Weinschenken s. Augusteum T. XXXV = D. A. K. II. T. 39. n. 459, sowie bei dem sog. Meleager in Madrid (Clarac pl. 802 F. n. 2020 C, Hübner, antike Bildwerke in Madrid S. 70 f.).



Herr *Overbeck* las: *über den Kopf des phidias'schen Zeus.*

(Hierzu Tafel 1.)

In meinem Aufsatz »über die Composition des Zeus des Phidias«[1]) habe ich, lediglich mit dem beschäftigt, was wir über die Gesammtgestalt der Statue wissen und aus unsern spärlichen Quellen feststellen können, mich einer Besprechung des Kopfes jenes Bildes und einer erneuten Darstellung der bisherigen Ansichten über das von Phidias geschaffene Ideal des Zeus gänzlich enthalten. Mein Grund hiefür war, abgesehn davon, dass die hier berührte Frage nicht eigentlich in den Bereich meiner damaligen Untersuchungen fiel, hauptsächlich der, dass uns für den Kopf des phidias'schen Zeus bisher ein ähnlich sicheres und authentisches Zeugniss fehlte, wie es uns für die ganze Gestalt in der von mir auf's neue und treuer, als dies früher geschehn war, publicirten eleischen Münze des Hadrian geboten war, an deren Echtheit und massgebenden Bedeutung namentlich nach den Auseinandersetzungen von Jul. Friedlaender[2]) nun doch wohl kein Zweifel mehr sein kann noch sein wird. Ich hätte also damals nach dem Stande unserer kritischen Hilfsmittel über das phidias'sche Zeusideal nichts wesentlich von dem Verschiedenes zu sagen vermocht, was Andere darüber gesagt haben und was ich selbst früher[3]) darüber sagen zu müssen geglaubt hatte. Und dennoch waren mir seit geraumer Zeit Zweifel aufgestiegen, ob unsere ganze bisherige Anschauung von dem Kopfe des phidias'schen Zeus, insofern diese eine concrete war, durchaus berechtigt sei, Zweifel, welche sich ganz

---

1) Symbola philologorum Bonnensium S. 603 ff.

2) Im Anhange meines genannten Aufsatzes S. 619 f. und in den Berliner Blättern für Münz-Siegel und Wappenkunde Bd. 3. Hft. 1. S. 1 ff.

3) Geschichte d. griech. Plast. I. S. 200 u. 208 f.

besonders an das Verhältniss des für den olympischen Zeus so hochbedeutsamen Kotinoskranzes zu dem wallenden Mähnenhaar anschlossen, mit dem wir Alle bisher den Zeus des Phidias ausstatten zu müssen glaubten, während es doch sehr fraglich sein musste, in wiefern Beide mit einander sich so recht vertrügen. Wie wohlbegründet aber diese Zweifel waren, das zeigt sich jetzt, wo wir glücklich genug sind, für die Veranschaulichung des Kopfes des phidias'schen Zeus eine ähnlich authentische und massgebende monumentale Unterlage zu besitzen, wie es für die ganze Gestalt die obenerwähnte eleische Hadriansmünze ist. Jeder Kundige weiss, dass ich von jener zweiten unter Hadrian in Elis geprägten Münze mit dem Kopfe des Zeus rede, welche Friedlaender (a. a. O. Taf. 30 No. 2) nach einem Schwefelabguss des in Paris befindlichen Originals zuerst publicirt hat, und welche ich hier (Fig. 1) nach einem Stanniolabdruck der Schwefelpaste, welchen Friedlaender freundlich genug war, für mich zu machen, aufs neue, unter Vergleichung der ersten Publication durch Hrn. Jul. Koch habe zeichnen lassen, und zwar deswegen, weil mir, und nicht mir allein, die von Prof. Bürckner in Dresden angefertigte Zeichnung bei Friedlaender nicht ganz genau und stilgetreu, sondern mehr oder weniger modernisirt vorkommen will[4]), während doch Alles darauf ankommt, dass wir unser Zeugniss ohne Zusatz und ohne Abzug rein und nett in Händen haben. Wenn ich nun hoffen darf, dass dieses in der hier beifolgenden Zeichnung der Fall sei, so wird es gelten, die aus diesem Zeugniss gewonnene neue und von der bisher allgemein angenommenen mehrfach abweichende Vorstellung von dem Kopf des olympischen Zeus des Phidias in ihrer Authentie zu rechtfertigen, zu prüfen, ob ihr irgend Etwas von dem entgegenstehe, was wir sonsther von Phidias' Zeusideale wissen, und endlich das Verhältniss dieses neu gewonnenen Typus zu dem zu erörtern, welchen man bisher als den kanonischen ohne Weiteres auf Phidias und das in seinem olympischen Zeus aufgestellte Muster- und Vorbild zurückgeführt hat. Vorab aber will ich hier rundaus erklären, dass ich an der

4) Mein Freund, der Maler Prof. Grosse, der mir diese Mittheilung seines Ausspruches nicht verübeln wird, sprach der B.'schen Zeichnung »bendemann'schen« Stil zu, der sich im vorliegenden Falle unschwer erklären lassen wird.

Echtheit der zweiten Münze so wenig zweifle, wie an derjenigen der ersten, auch keinerlei Zweifel für im mindesten berechtigt anzuerkennen vermag. Lege man dieser in römischer Kaiserzeit geprägten Erzmünze nicht mehr als den Werth eines verderbt auf uns gekommenen, aus einem Archetypus abgeleiteten Codex bei, ich werde nicht widersprechen, aber es muss anerkannt werden, dass sie den Werth einer einzigen auf uns gekommenen Handschrift des Originaltextes eines Autors besitzt; und dass eine solche mehr gilt, als hundert Citationen oder auch Nachahmungen desselben Autors bei späteren Schriftstellern, darüber darf, meine ich, kein Zweifel bestehn.

Dafür nun, dass wir in unserer Münze eine beabsichtigte Nachbildung des Kopfes des olympischen Zeus, um zunächst nur dies zu behaupten, besitzen, und dass wir Ursach haben, diese Nachbildung in den wesentlichen und positiven Zügen als gelungen zu betrachten, dafür glaube ich folgende Gründe geltend machen zu können.

Erstens haben, was mir auch Friedlaender bestätigte, römische Münzen von der Art der hier in Rede stehenden mehr oder weniger den Charakter von Schaumünzen[5]), und häufiger auf ihnen, als auf griechischen autonomen Städtemünzen, auf denen sie übrigens bekanntlich ebenfalls vorkommen, finden sich Nachbildungen von an ihrem Prägeort berühmten Kunstwerken, anstatt frei für die Münzen selbst erfundene Typen. Schon hiernach kann man sagen, dass, wenn auf einer in römischer Kaiserzeit in Elis geprägten Münze ein Zeuskopf mit dem Kotinoskranze zum Vorschein kommt, eine allgemeine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, derselbe sei von der Statue copirt. Diese allgemeine Wahrscheinlichkeit wird nun zweitens nicht unwesentlich verstärkt durch das Vorhandensein der anderen Münze mit der Darstellung des olympischen Zeus in ganzer Gestalt. Ist erwiesen, dass diese Darstellung eine in allen Hauptsachen und selbst in feineren Zügen getreue Wiedergabe der Statue des Phidias ist, so liegt es überaus nahe, anzunehmen, dass man gleichzeitig andere Münzen mit dem Kopfe der-

5) Vgl. Eckhel D. N. V. I. Prol. p. XVIII: quae de numis maximi moduli hactenus disputavi, eos rationem verae pecuniae non habuisse, forte etiam ad partem magnam numorum etiam minoris formae, qui inde ab Antoninis (?) per urbes graecas signati sunt, possunt extendi.

selben Statue schmückte, und dass diese Nachbildung denselben Anspruch an unsern Glauben habe, die Aufgabe der Nachbildung sei in ihr im Wesentlichen eben so gut gelungen, wie in jener. Dass dem aber in der That so sei, dafür spricht drittens die schon von Friedlaender (a. a. O. S. 4) unter einem anderen Gesichtspunkte hervorgehobene Übereinstimmung der beiden Münzen in der Wiedergabe des Kopfes. Diese Übereinstimmung muss schon dem aufmerksamen Betrachter des Köpfchens auf der Münze mit der ganzen Gestalt einleuchten, um sie aber noch unmittelbarer fühlbar zu machen habe ich das besagte Köpfchen durch das Mikroskop bei fünfmaliger linearer Vergrösserung nach meinem Gypsabdrucke in der Grösse des Bildes von der Münze mit dem Kopfe allein zeichnen lassen (Fig. 2). Wenn nun das Ergebniss der Vergleichung der beiden Figuren unzweifelhaft das ist, dass die beiden Köpfe sich in allem Wesentlichen, namentlich aber in den Zügen vollkommen entsprechen, welche bei ihnen anderen Darstellungen des Zeuskopfes gegenüber am eigenthümlichsten sind, wenn ferner, wie schon hervorgehoben wurde, die Münze mit der ganzen Gestalt in allen den Zügen, die wir controliren können als ein getreues Abbild der Statue in Olympia zu gelten hat, so wird man dies von ihrer Wiedergabe des Kopfes und folglich auch von der übereinstimmenden, nur des grösseren Massstabes wegen, z. B. in der Behandlung des Haares weiter ausgeführten Darstellung desselben Kopfes auf der zweiten Münze gleicherweise anzuerkennen haben.

Viertens mache ich nun für die Authentie der Darstellung des olympischen Zeuskopfes auf der zweiten Münze (um sie kurz nach dem Datum ihrer Publication so zu bezeichnen) geltend ihren ausserordentlichen Adel und ihre grosse Schönheit. Es ist wahr, der hier vorliegende Typus weicht in mehr als einem Zuge, in dem über die Stirn nur wenig vortretenden, nicht aber emporgebäumten, sondern zur Seite gestrichenen schlicht auf den Nacken und die Schultern fallenden Haar, in dem eben so schlichten, nicht krauslockigen Bart, in dem überaus stillen und einfachen Ausdruck mehr oder weniger von allen bisher bekannt gewesenen Darstellungen des höchsten Gottes ab; er bietet nicht das, was wir als das kanonische Zeusideal zu sehn und zu betrachten gewohnt sind, aber kein mit feinerem Kunstgefühl ausgestatteter Mensch, der es versteht

aus dieser Arbeit eines untergeordneten Stempelschneiders der hadrianischen Zeit auf das von ihm nachgeahmte Urbild zu schliessen und sich dieses in seiner Phantasie lebendig zu machen, wird in Abrede stellen wollen, dass der hier vorliegende Zeustypus die meisten anderen uns bekannten an Adel und Schönheit und an stiller Würde und Milde zugleich übertreffe. Das ist nun zum dritten Male jener Geist der edeln Einfalt und stillen Grösse, in dem sich uns im Verlaufe der letzten Jahre die Parthenos des Phidias[6]), die wir Modernen früher so viel prächtiger ausstaffiren zu müssen glaubten, und sein Zeus in der ganzen Gestalt offenbart hat, jener selbe Geist, von dem wir nach und nach einsehen lernen, wie wenig wir im Stande sind, ihm nachzudenken, und der jedes Mal, wo er uns wiederum entgegentritt, uns wiederum mit tiefem Staunen erfüllt. Und gleichwie erst und nur auf jene Gesammtgestalt des phidias'schen Zeus, welche uns die erste eleische Münze zeigt, nicht auf die gewöhnlichen sitzenden Zeusgestalten mit prahlerisch erhobenem Scepterarm, das schöne Wort des Dio von Prusa Anwendung findet, des Phidias Zeus sei *εἰρηνικὸς καὶ πανταχοῦ πρᾷος*, so gilt das Gleiche auch von diesem Kopfe in gewiss noch höherem Grade, als von irgend einem der andern uns erhaltenen Zeusköpfe, die besten nicht ausgenommen.

Dazu kommt fünftens der Stil. Mehr und mehr ist unsere

---

6) In seiner Abhandlung: »Die Athenastatue des Phidias im Parthenon u. d. neuesten auf sie bezügl. Entdeckungen« schreibt Hr. Prof. Conze S. 5: »Ich führe ausserdem Overbecks Aufsatz in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft (1857. S. 299 ff.) zur Orientirung über den damaligen Stand der Kenntniss und Wieselers (Philologus 1860. S. 531) Aufzählung neuerer Litteratur an«. Hr. Conze unterdrückt also hier die Anführung meines späteren Aufsatzes über denselben Gegenstand (s. diese Berichte 1861. S. 1 ff.), den er doch gar wohl gekannt hat, da er sich bemüssigt fand, gegen denselben zu polemisiren (s. Philologus XVII. 2. S. 367 f. und das Weitere in diesen Berichten 1865. S. 40 ff.). Ich ergreife diese Gelegenheit um zu erklären, dass ich in diesem zweiten Aufsatze die sämmtlichen Reconstructionsmittel gekannt und verwerthet habe, welche für die Gestalt der Göttin selbst, abgesehn von dem Relief des Schildes, Hr. C. kennt und verwerthet, und dass die von ihm a. a. O. S. 5 f. gegebenen Resultate im Positiven wie im Negativen nicht mehr und nicht minder als die von mir vor ihm festgestellten sind. Suum cuique; das Schildrelief hat zuerst Conze behandelt (Archaeol. Zeitung 1865. No. 196 u. 197 und in der angeführten Monographie), und die Art, wie er es gethan, habe ich sofort freudig anerkannt (s. diese Berichte 1865. S. 43).

neuere Forschung dahin gelangt, sich zu überzeugen, dass Phidias, und nicht nur Phidias, sondern auch noch Polyklet, trotz aller hohen Vollendung seiner Kunst sich an den reifen Archaismus näher angeschlossen hat, als man gemeinhin früher annahm, und dass in Beziehung auf die Entwickelung der Formen es in der griechischen Kunstgeschichte keine Sprünge gegeben hat, sondern nur consequenten, wenngleich raschen Fortschritt, ja es wäre nicht unmöglich, dass die Wahrnehmung dieser unbestreitbaren Thatsache den Einen oder den Andern gelegentlich zu Übertreibungen in der Aufstellung archaischer Momente im Stil des Phidias führen möchte. Aber grade in Betreff des Zeus dürfte ein Wink des feinen Dio[7]) beachtenswerth sein, der seinen Phidias sagen lässt: *καὶ ὅσα μὲν λιθοξόων ἔργα καὶ γραφέων ἀρχαιότερα τῆς ἐμῆς τέχνης σύμφωνα ἦσαν πλὴν ὅσον κατὰ τὴν ἀκρίβειαν τῆς ποιήσεως, ἐῶ λέγειν* und *δόξας ὑμετέρας κατέλαβον παλαιὰς ..... καὶ δημιουργοὺς ἄλλους περὶ τὰ θεῖα πρεσβυτέρους ἡμῶν.* Den hier zwei Mal betonten Anschluss an die Zeusdarstellungen früherer Künstler finden wir unbestreitbar viel mehr in dem Typus der zweiten eleischen Münze als in dem Zeustypus, welchen wir bisher als den kanonischen auf Phidias direct zurückzuführen gewohnt waren; und auch dieses scheint mir ein nicht verächtliches Argument für die Authentie unseres neu gewonnenen Zeugnisses.

Wurde bisher auf die Abweichungen des Zeuskopfes unserer Münze von dem gewöhnlich als kanonisch betrachteten Idealbilde des Gottes hingewiesen, so dürfte nun als ein sechstes Argument für die Authentie der Münzdarstellung die Übereinstimmung ihres Typus mit dem bekannten der Zeusköpfe in sehr wesentlichen Stücken geltend zu machen sein, ja in so wesentlichen Stücken, dass nicht allein eine Ableitung des gewöhnlichen Zeusideals aus diesem Kopfe durch fortbildende Umgestaltung vollkommen möglich ist, sondern dass in der That alle hauptsächlichen und constitutiven Züge der Zeusphysiognomie, die Bildung der Haare und des Bartes ausgenommen, in dem Typus der Münze vorhanden sind. Das gilt insbesondere von der Linie des Profils, der überaus schönen Stirn und Nase, den Brauen und der ganzen Partie um das Auge. Und wenn es

7) Dio Chrysost. Olympikos ed. Geel. p. 210. *d.* 211. *a.*

nun keinem Zweifel unterliegt, dass grade die Stirn es ist, welche von allen Theilen des Antlitzes am eminentesten zur Herstellung der Zeusphysiognomie beiträgt, dass sie vor Allem es war, welche Phidias den Ausgangspunkt bei der Schöpfung seines Ideals darbot, so darf man wohl Gewicht darauf legen, grade diesen Gesichtstheil in dem Bilde unserer Münze mit allen sonst bekannten besten Darstellungen des Zeus in Übereinstimmung zu finden. Aber das Haar und der Bart? Ja, beide sind sehr verschieden von dem was wir an dem sog. kanonischen Zeustypus zu sehn gewohnt sind; das Haar bildet nicht jene emporgebäumte, das Gesicht in reicher Lockenfülle herabwallend umrahmende Masse, die vielbesprochene Mähne; es ladet vielmehr über der Stirn nur sehr wenig aus, bildet an den Schläfen und Wangen ein paar kürzere Locken und fällt, das ganze Ohr frei lassend in langen, ziemlich schlichten Strähnen auf Schultern und Nacken hinab. Und der Bart ist auch nicht jener dichtgelockte, den wir bei Zeusköpfen gewohnt sind, und dessen reichlich krause Masse bei mehren sonst vortrefflichen Exemplaren in fast übertriebener Fülle ausladet, mit dem gewaltigen Mähnenhaar übrigens in bester Harmonie; sondern der Bart unseres Münzkopfes ist schlichter, von jener weicheren an blonde oder lichtbraune Farbe erinnernden Gestaltung, welche wir an schönen Köpfen des älteren Dionysos (z. B. dem sog. Sardanapalos im Vatican) oder an denen des Asklepios (z. B. dem schönen florentiner[8]) zu sehn gewohnt sind. Allein, kann uns dieses gegen die Authentie des Zeugnisses unserer Münze einnehmen? müssen wir nicht vielmehr anerkennen, dass gerade hierin eines der stärksten Argumente für dieselbe liegt? Ich denke, dem ist so; denn augenscheinlich ist diese Haartracht für den Kotinoskranz erfunden, der dieselbe schmückt, der mit ihr sich harmonisch verbindet, in ihr zur vollen Geltung kommt, während man nie wird läugnen können, dass ein Kranz in der Mähnenperücke des gewöhnlichen Zeustypus bei der Hauptansicht der Köpfe von vorn gar nicht und selbst in der Profilansicht nicht recht gesehn werden kann, ja dass es noch sehr zweifelhaft sein dürfte, wie man einen Kranz auf den mähnenumwallten Zeusköpfen würde anbringen und geschickt befestigen können, und ganz gewiss, dass eine künstlerisch orga-

8) Denkmäler d. a. Kunst II. No. 771.

nische Verbindung eines Kranzes von Öllaub und des wallenden und sich bäumenden Mähnenhaares z. B. der otriculaner Maske oder der mediceischen oder neapeler Büste nicht möglich ist. Bei der ausserordentlichen Wichtigkeit aber, welche der Kotinoskranz grade für den Zeus in Olympia hatte, ist es augenscheinlich, dass Phidias für denselben eine Haartracht erfinden musste, in welcher der heilige Kranz zur vollen Geltung kam, in's Auge fiel, ohne erst gesucht werden zu müssen, und sich dem Haupte organisch anfügte. Es wäre gewiss nicht leicht gewesen, eine solche Haartracht dem Phidias nachzuerfinden, nun aber, wo die Münze die Frage auf's beste löst, sollen wir den Aufschluss, den sie uns bietet, freudig hinnehmen und weiter anerkennen, dass erstens mit diesem schlichteren bekränzten Haare der weniger krauslockige Bart eben so in harmonischer Übereinstimmung steht, wie der vollere und krausere mit dem Mähnenhaar des gewöhnlichen Typus, und dass zweitens Beides, Haartracht und Bart dem auf der Münze dargestellten Typus grade so vollkommen schön zu Gesichte steht, wie Mähnenhaar und krauser Lockenbart der gewöhnlichen Zeusphysiognomie.

Obgleich ich nun nach allem bisher Gesagten glaube, dass wir das Zeugniss der zweiten eleischen Münze für den Kopf des phidias'schen Zeus eben so getrost und unweigerlich anzunehmen haben, wie dasjenige der ersten für dessen ganze Gestalt, so dürfte es doch am Orte sein, gewissen Einwendungen im voraus zu begegnen, welche möglicherweise erhoben werden könnten und, wie die grosse Überraschung, welche die zweite eleische Münze bei nicht Wenigen hervorgebracht hat, vermuthen lässt, vielleicht werden erhoben werden.

Ein Theil dieser Einwendungen möchte sich auf die in wichtigen Dingen fehlende Übereinstimmung der eleischen Münze mit anderen Monumenten stützen, welche Anspruch darauf haben oder zu haben scheinen, den olympischen Zeus darzustellen oder von dem von Phidias geschaffenen Ideal abzustammen.

Als solche kann ich nun, um von diesen zu beginnen, diejenigen Büsten, obenan die otriculanische, nicht anerkennen, auf welche man sich bisher stets berufen hat, um eine Anschauung des phidias'schen Zeus zu vermitteln. Man war hierzu berechtigt, so lange kein authentisches monumentales Zeugniss für den wahren Typus des olympischen Zeus vorlag, und in

gewissem Sinn und Umfange dauert diese Berechtigung noch jetzt fort. In den Theilen, in welchen diese Büsten mit dem Bilde unserer Münze übereinsimmen, also namentlich in der schönen und mächtigen Gestaltung von Stirn und Augen und Nase, wollen wir uns hüten, in ihnen viel imposantere und klarere Mittel der Vergegenwärtigung des phidias'schen Zeusideals als sie uns das kleine Bild einer nicht zum besten erhaltenen Erzmünze bieten kann, zu opfern, aber in den Theilen, in welchen sie dem Zeugniss der Münze widersprechen, also namentlich in dem aufgebäumten und wallenden Mähnenhaar und in dem mit diesem harmonischen krauslockigen in der Profilansicht den Mund fast ganz oder gradezu ganz verhüllenden Barte, in diesen Theilen können die Büsten keinen Anspruch darauf machen, für richtiger und authentischer zu gelten als die Münze. Und zwar schon deshalb nicht, weil gar kein positiver Grund vorliegt, um sie direct aus dem Zeus des Phidias und nicht vielmehr aus einer der zahlreichen Umwandelungen abzuleiten, welche der Zeus des Phidias durch jüngere Künstler erfuhr [9]), besonders aber deshalb nicht, weil sie keinen Kranz tragen und weil ein Kranz in ihrem Mähnenhaare weder zur Geltung kommt noch rechten Platz findet.

Einen etwas grösseren Anspruch darauf mit ihrem Zeugniss gegen die eleische Münze eintreten zu können, scheinen die bekränzten Zeusköpfe antiochenischer Münzen [10]) zu haben, sofern es wahr ist, dass in Antiochia oder in Daphne durch Antiochus IV. eine genaue Nachbildung des Zeus des Phidias aufgestellt worden, die auch in ganzer Gestalt auf syrischen Königsmünzen sowie in Münzen der Stadt Antiochia mit Seleukidenjahren erscheint. Allein wie schlecht es mit der Zuverlässigkeit des

9) Schon Böttiger war, Kunstmythol. 2. S. 184 f. besonnen genug, zu schreiben: »man muss indess dabei (bei der Ableitung der otriculanischen Büste vom Zeus des Phidias) annehmen, dass, was uns in dieser Büste erscheint, nur Idealüberlieferung im zehnten oder zwölften Gliede ist« und daran zu erinnern, dass sich in Rom gewiss auch ausser dem Capitol, wo die Jupiterstatue schwerlich völlige Ähnlichkeit mit der olympischen gehabt habe (die Differenzen werden sich immer klarer herausstellen), herrliche Musterformen nach dem griechischen Ideal befunden haben.

10) Sowohl der langen Folge mit Jahren der Seleukidenaera wie derjenigen der Antiochenischen Aera, endlich auch der Suite aus der Aera Caesariana in Æ. 3 unter anderen Typen.

Zeugnisses dieser Münzen mit der ganzen Zeusgestalt bestellt sei, das denke ich in meinem schon genannten Aufsatze in den Symbolis philol. Bonnens. S. 615 gezeigt zu haben; und warum wir nun den auf diesen Münzen erscheinenden Zeuskopf höher anschlagen sollen, als jene ganze Gestalt, das vermag ich nicht einzusehn. Mussten jene Münzen der ersten eleischen weichen, so werden diese gegen unsere zweite nicht aufzukómmen vermögen. Zum Überflusse sei bemerkt, dass die Zeusköpfe dieser Münzen von Antiochia weder unter einander constant übereinstimmen (wie bei ihnen z. B. der Kranz im Haare des Zeus auch durch eine Taenie ersetzt wird), noch auch mit dem gewöhnlichen kanonischen Typus eine sonderlich grosse Ähnlichkeit besitzen.

Die relativ grösste Beachtung erheischen dagegen folgende Münzen.

1. Silbermünzen (Didrachmen) von Elis mit der Aufschrift **FA** oder **FAΛΕΙΩΝ**, ehemals fälschlich Faleria in Etrurien zugeschrieben, aber lange als Elis angehörend erkannt [11]). Der auf diesen Münzen vorkommende bekränzte Zeuskopf (Tafel I Figur 3, 4) hat natürlich deswegen Anspruch auf besondere Beachtung, weil Elis die regelmässige Vorstandschaft der olympischen Spiele besass und mit eleischem Gelde der Zeus des Phidias gemacht worden ist. Es liegt deswegen sehr nahe, anzunehmen, dass wenn die Eleer auf ihre Münzen einen Zeuskopf mit dem Ölkranze [12]) prägten, sie ihre Stempelschneider auf das

11) Eckhel D. N. V. I. 90. II. 265. Vgl. Böttiger, Kunstmythologie II. S. 183 mit der Note.

12) Dass der Kranz ein solcher sei wird gewöhnlich in Abrede gestellt, so auch von Wieseler in der von ihm besorgten neuen Auflage der O. Müller'schen Denkmäler der a. Kunst zu II. No. 6; man erkennt hier wie in vielen anderen Fällen Lorbeerkränze. Ob mit Recht, mag ich nicht entscheiden, will vielmehr nur daran erinnern, dass das Blatt des Ölbaums und dasjenige des Lorbeers mit einander die grösste Ähnlichkeit haben, nur dass das Ölblatt, wie wir es jetzt an den zahmen Ölbäumen kennen, schmaler ist, als das Lorbeerblatt. Wie sich in dieser Beziehung der Kotinos zum zahmen Ölbaum verhält weiss ich nicht, nur glaube ich darauf hinweisen zu sollen, dass der Kranz des Zeus in der zweiten hadrianischen Münze von Elis, welcher doch ganz gewiss aus Kotinoslaub gebildet ist, nicht wesentlich andere Blätter hat, als die Kränze, die man gewöhnlich Lorbeerkränze nennt, und zwar selbst in solchen Fällen, wie bei dem Zeuskopfe der lokrischen Münze in den Denkmälern d. a. Kunst II. No. 6 *d*.

Vorbild der weltberühmten Statue hingewiesen haben mögen. Diese Annahme hat denn auch Böttiger in seiner Kunstmythologie II. S. 183 gemacht und ausgesprochen, wir dürften mit Sicherheit glauben, »dass wir das echte Profil des Phidiassischen Jupiterkopfes auf Münzen von Elis besitzen«, und »wir erkennen in den Jupiterköpfen dieser Münzen die echte Idealform des Phidiassischen Jupiters«.

2. Ein Goldmünzchen der Pisaten in der Prokesch-Ostenschen Sammlung, abgeb. in der Archaeolog. Zeitung von 1849 Taf. 9. No. 10 [13]) (auf unserer Tafel No. 5). Da bekanntlich die Pisaten in Ol. 104 zusammen mit den Arkadern nach Besiegung der Eleer die Feier der olympischen Spiele an sich rissen [14]), so ist es wohl denkbar, dass ein auf pisater Münzen erscheinender Zeuskopf sich an den Typus des phidias'schen Idealbildes angeschlossen habe.

3. Silbermünzen (Didrachmen) von Arkadien (bei uns Fig. 6) die schon von mehren Seiten auf die so eben schon erwähnte Feier der olympischen Spiele durch Arkader und Pisaten in der Anolympias Ol. 104 bezogen worden sind, und ihrem höchst vortrefflichen Stil nach ohne Zweifel in diese Zeit fallen können. Die in einigen, nicht in allen Exemplaren vorhandene [15]) Inschrift OΛVM in feinster Schrift an dem Felsen, auf welchem der Pan des Rev. sitzt wird verschieden erklärt; O. Müller zu den Denkm. d. a. Kunst No. 181 sagte: »der arkadische Gott Pan thronend auf dem Olympos (OΛVM), einer arkadischen Berghöhe [16]), mit Beziehung auf die Herrschaft über Olympia«, Brunn dagegen, Künstlergesch. II. S. 437 meinte in den Buchstaben den Anfang eines Stempel-

---

Ist aber der Kranz der Zeusköpfe auf den eleischen Autonommünzen wirklich Lorbeer, so ist, wie Wieseler a. a. O. sagt, an eine Beziehung dieser Typen auf den mit Kotinos bekränzten Zeus des Phidias nicht zu denken, um so weniger also können dieselben gegen den Typus unserer zweiten hadrianischen Münze Zeugniss ablegen. Dasselbe gilt natürlich von den hiernächst zu besprechenden Münzen Arkadiens und Philipps II.

13) Vgl. S. 94, wo die Münze Elis beigelegt wird. Warum?

14) Die Stellen bei Clinton Fasti Hell. p. 108.

15) Sie findet sich Mionn. descr. II. p. 244. 7. pl. 73. 6, Mus. Hunter. tab. 7. 4, Denkm. d. a. Kunst I. No. 181, nicht auf der Mionnet'schen Schwefelpaste der ersten Sammlung No. 688, die mir vorliegt, und nach der meine Zeichnung gemacht ist.

16) Vgl. Eckhel D. N. V. II. 298, Pausan. VIII. 38. 2.

schneidernamens zu finden, was mir nicht recht wahrscheinlich vorkommt. Sollte Müllers Annahme das Richtige treffen, so würde dadurch eine directe Beziehung des Typus der Vorderseite dieser Münzen zu dem olympischen Zeus sehr wahrscheinlich; dass dieser Kopf gewöhnlich als der des lykaeischen Zeus erklärt wird (*videtur esse Iovis nomine Lycaei in Arcadia culti* sagt Eckhel), will offenbar nicht Viel bedeuten; denn natürlich denkt man bei einem arkadischen Zeus zuerst und so lange an den Lykaios, bis die Beziehung auf einen anderen wahrscheinlich wird. Irgend eine specifische Bezeichnung als Lykaios[17]) hat der hier in Rede stehende Zeuskopf nicht.

4. Silbermünzen (Didrachmen) Philipps II. von Makedonien[18]). Eine nähere Bezüglichkeit des bekränzten Zeuskopfes dieser Münzen, deren unsere Tafel 3 Exemplare (Fig. 7, 8, 9) enthält, auf den olympischen Zeus anzunehmen wird erstens dadurch möglich, dass die Reverse der Goldmünzen sich bezeugtermassen auf Philipps olympischen Sieg mit dem Viergespann beziehen[19]), zweitens aber besonders dadurch, dass Philipp nach dem Falle Olynths Ol. 108. 2 in Dion olympische Spiele mit grossem Glanz in Scene setzte[20]), was ihm füglich Veranlassung gegeben haben mag, den Kopf grade des eleischen olympischen Zeus auf seine Münzen zu prägen.

Dies sind also die Monumente, in welchen man aus den so eben angeführten Gründen eine mehr oder weniger directe Bezugnahme auf den olympischen Zeus des Phidias würde annehmen können.

Fragen wir nun, wie sie sich zu dem Bilde auf der zweiten eleischen Hadriansmünze verhalten und welches Zeugniss sie für oder wider dessen Authentie ablegen?

Dass sie im Grossen und Ganzen viel mit einander Über-

---

17) Etwa durch ein Wolfsfell oder auch nach Massgabe des bei dem Regenzauber in Arkadien nach Paus. 8. 31. 4 gebrauchten Eichenzweiges durch eine Bekränzung mit Eichenlaub.

18) Eckhel D. N. V. II. p. 94.

19) Eckhel D. N. V. II. p. 94. Sollte nicht auch die Reverse unserer Silbermünzen, welche einen Reiter mit der Taenie im Haar und einem langen Zweige in der Hand auf kräftig schreitendem Pferde zeigen, sich auf einen, uns nicht überlieferten Sieg Philipps mit dem Rennpferde beziehn?

20) Clinton F. H. p. 126 f.

einstimmendes haben, muss von vorn herein zugestanden werden, und ebenso, dass sie von manchen anderen Darstellungen des Zeus, nicht allein in den Büsten und Statuenköpfen, sondern auch auf anderen Münzen mehr abweichen, als sie unter einander verschieden sind. So zeigen sie, was von besonderer Wichtigkeit ist, mit einander übereinstimmend eine ungleich weniger mähnenartige Anordnung des Haares, vielmehr eine solche, die mehr auf den Schmuck des Kranzes hin componirt ist, als namentlich diejenige der für kanonisch geltenden Marmorköpfe. Auch in der Art, wie das Haar bald mehr in gesonderten Strähnen (Fig. 7—9), bald mehr als wenig krause Lockenmasse (Fig. 4, 5) hinter dem Ohr unter dem Kranze hervor auf den Nacken fällt, stimmen dieselben mit einander, wenn auch nicht genau überein, und nicht minder haben sie in der nicht eben sehr krauslockigen Gestaltung des Bartes etwas Gemeinsames. Allein, so wie schon in den hervorgehobenen Zügen feinere Differenzen vorliegen, so lässt sich die Übereinstimmung auch schwerlich weiter, als in den besprochenen Theilen verfolgen; die Physiognomie selbst, sowohl in den einzelnen Zügen, in der Bildung der Stirn und Nase, in derjenigen des Superciliarbogens, in der Einfügung des Auges unter demselben, in der Grösse des Auges, in der Anfügung der Linie des Bartes an die Wange, in der Gestaltung des Mundes, endlich in dem bald mehr ernsten und strengen, bald mehr milden und freundlichen Ausdruck, ist in fast allen Exemplaren, ja in den zunächst zusammengehörigen Münzen, den eleischen, denen des Philipp mehr oder weniger merkbar verschieden. Ist dem aber so, so werden wir doch schliessen müssen, dass es sich in diesen Münzen nicht um directe und beabsichtigte Copien eines und desselben Originals handelt, sondern um frei erfundene, für die Münzen selbst gefertigte Typen, welche, da sie eines und dasselbe göttliche Wesen darzustellen bestimmt sind, natürlich in den constitutiven Zügen der Physiognomie sowohl wie z. B. in dem Kranz und der für diesen geeigneten Anordnung des Haares zusammentreffen, ja in welche immerhin Reminiscenzen von einem und demselben Original, hier mehr dort weniger zahlreich und bestimmt hinübergegangen sein mögen, ohne dass man gleichwohl berechtigt wäre, ihnen einen anderen Charakter, als den der freien Wiederholung eines Grundtypus zuzusprechen. Diesen Charakter einer freien Reproduction eines in den letzten

Grundlagen allerdings unwandelbaren Idealtypus, in welchen die Summe dessen eingeht, was die Kunst in ihren verschiedenen Verzweigungen für ein solches Ideal gethan hat, wird man ja wohl bei den meisten, wenn nicht allen Münzstempeln mit Götterköpfen aus der guten Zeit der griechischen Kunst anzuerkennen haben. Die Stempelschneider dieser Periode waren nicht so unfrei, dass sie der Aufgabe gegenüber, den oder jenen Götterkopf zu bilden, auf eigene Production und Composition verzichtet und sich auf die Copirung des Kopfes einer Statue zurückgezogen hätten, das thaten erst die Stempelschneider der Spätzeit, der überhaupt die Selbständigkeit der Erfindung und die Frische der Production ausgegangen war, wenn nicht immer, so doch ohne Zweifel häufig. Ist dem aber so, dann werden wir anzuerkennen haben, dass die in Rede stehenden griechischen, in feineren Zügen von einander verschiedenen Münzen in dem, worin sie von der hadrianischen Münze abweichen kein Zeugniss abzulegen vermögen gegen deren Authentie in der Wiedergabe des Kopfes der phidias'schen Statue, während sie in den Stücken, in welchen sie mehr oder weniger genau unter einander und wiederum mit der hadrianischen Münze übereinkommen, für deren Echtheit und Treue zeugen, insofern diese Stücke bei den griechischen Münzen Reminiscenzen von dem Werke des Phidias sind, welche in die freien Wiederholungen des Grundtypus des olympischen Zeus hinübergegangen sind.

Es bleibt nach dem vorstehend Entwickelten noch übrig, kurz zu untersuchen, ob irgend Etwas von dem, was wir aus litterarischen Quellen über den Zeus des Phidias wissen, mit der aus der zweiten eleischen Hadriansmünze gewonnenen Anschauung desselben im Widerspruch stehe.

Dies ist nun zuerst sicherlich nicht der Fall mit jenen Stellen, welche im Allgemeinen die Schönheit und hohe Vollendung des in Phidias' Zeusstatue ausgeprägten Ideals des höchsten Gottes in verschiedenen Ausdrücken preisen, noch auch mit denen, welche besonders ihre Grossartigkeit und Erhabenheit hervorheben. Denn vollendet schön ist der Typus, welchen uns die Münze zeigt, und wer sich in dieses Bild so recht hineinsieht, wer in seiner Phantasie dasselbe in kolossalen Massstab zu übersetzen versteht, der wird gestehn müssen, dass schwerlich ein Zeuskopf gedacht werden kann, welcher mit

friedseliger Stille und Milde gleiche Würde und Grossheit verbindet.

Etwas anders verhält es sich mit der allgemein feststehenden Annahme, dass Phidias das kanonische Musterbild des Zeus geschaffen habe, das heisst dasjenige, dessen bestimmende Züge die spätere Kunst nicht wieder verlassen, sondern nur je nach Massgabe der besonderen in jedem Falle vorliegenden Aufgabe und der in jedem einzelnen Falle auszudrückenden besonderen Wesensseiten des höchsten Gottes modificiren konnte. Denn dass dieses das Wesen und die Macht des einmal vollendeten höchsten Idealtypus in der griechischen Kunst, und nicht in ihr allein, gewesen sei und immer bleiben werde, darf im Ernste nicht bezweifelt werden, nur wird es in jedem einzelnen Falle zu untersuchen sein, wie weit der Zwang des kanonischen Musters reiche und worin dasselbe Modificationen unterliegen müsse. Und so auch hier. Dass in der That der Zeus des Phidias auf alle späteren Darstellungen des Gottes entscheidenden Einfluss gehabt habe, soll und kann nicht bezweifelt werden, obwohl diese Annahme sich unter den Aussprüchen der Alten direct nur auf die Worte des Dio Chrysostomus (Olymp. p. 209 *d*) stützen kann, welcher sagt, Phidias' Zeus sei der Art, dass Niemand, der ihn gesehn habe, sich den Gott leicht anders vorstellen könne (*ὡς μηδένα τῶν ἰδόντων δόξαν ἑτέραν ἔτι λαβεῖν ῥᾳδίως*). Allein, ist denn in dem uns jetzt geoffenbarten Bilde nicht in der That das kanonische Zeusideal gegeben in allen Theilen, in der Stirn und den Brauen, in den Augen und der Nase, ausser in den Haaren und dem Bart? Wird irgend Jemand, der auch nur den Zeustypus der allerbekanntesten Büsten und Statuenköpfe kennt, und der nicht weiss, um wen es sich in dem Münzbilde handelt, auch nur einen Augenblick den Zeus in ihm verkennen? Ich glaube zuversichtlich nein sagen zu dürfen. Was aber die Haare und den Bart anlangt, deren von dem gewöhnlichen Typus abweichende Bildung, die oben hervorgehoben, hier nicht wiederum geläugnet werden soll, so wolle man Zweierlei hier wohl erwägen. Erstens, ob uns irgend Jemand bezeugt oder irgend Etwas berechtigt, ohne directes Zeugniss anzunehmen, dass Phidias sein Zeusideal mit dem aufgebäumten und wallenden Mähnenhaare ausgestattet habe? und zweitens, ob es nicht vollkommen denkbar sei, dass grade die Bildung von Haar und Bart zu den Modificationen gehöre, welche

die spätere Kunst mit dem Musterbilde des Phidias vorgenommen hat?

Das Erstere bietet in der That einige Schwierigkeit. Denn wenn nach einer bekanntlich mehrfach überlieferten Anekdote Phidias selbst auf jene Verse der Ilias 1. 528 f. als sein Paradeigma verwiesen haben soll, in denen ausser dem Winken der Brauen auch noch das hervorgehoben wird:

*ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπεῤῥώσαντο ἄνακτος*
*κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο,*

wobei es gar nicht darauf ankommt, ob wirklich Phidias selbst jene Verweisung ausgesprochen hat, oder ob die Anekdote aus dem Eindruck entstanden ist, welchen die Statue machte, so scheint uns das hier angedeutete Vorwallen oder Herniederwallen des Haares von dem Haupte des doch unzweifelhaft *κατανεύων* Gewährung winkenden Gottes in der That leichter vorstellbar, wenn man an das gewöhnliche Mähnenhaar denkt, als wenn man sich dieses von dem Kranze umwundene, hauptsächlich hinten in langen Locken herabfallende Haar des Kopfes der eleischen Münze ansieht. Allein einmal fragt sich, wie viel Einfluss hierbei die Gewöhnung an eine einmal festgewurzelte Vorstellung hat, sodann wird sich nicht läugnen lassen, dass man auch die langen Hinterhauptslocken unseres Zeus auf der Münze beim Neigen des Hauptes sich bewegt denken kann, und noch viel weniger, dass Phidias' Zeus bekränzt gewesen ist, was von dem homerischen in jener Scene kaum anzunehmen, für ihn jedenfalls gleichgiltig ist. Endlich aber fragt es sich, ob in der Verweisung des Phidias auf jenes Paradeigma nicht vielmehr auf die unübertrefflich in ihm geschilderte Erhabenheit auch des eine Bitte freundlich gewährenden Gottes gezielt werde, als auf die concreten Züge, welche der Dichter hervorhebt. Das Letztere ist freilich neuerdings mehrfach, von Brunn und auch von mir selbst angenommen worden, und es könnte scheinen, dass ich hier im Begriffe und in Gefahr sei, einen Rückschritt von einer schon gewonnenen feineren Darstellung des Verhältnisses des Künstlers zum Dichter zu machen, wenn ich mich vielmehr auf den Gesammteindruck der homerischen Schilderung, als auf die Bildung von Brauen und Haar als Ausgangspunkte des Idealtypus des Phidias berufe. Ich will auch nicht etwa in Abrede stellen was ich früher selbst behauptet habe, dass concrete Einzelzüge einer dichterischen Schilderung vollkommen im Stande

und geeignet seien, ein vollendetes plastisches Bild in der Phantasie eines bildenden Künstlers anzuregen; allein ich bekenne offen, dass mir die Phrase bei Macrobius (5. 13) von Phidias: *de superciliis et crinibus totum Iovis voltum collegisse* nicht eben sehr imponirt. Richtig ist nur das, was in jener von Meinecke obelisirten Stelle Strabons (8. 354) hervorgehoben wird, dass die höchste Grossartigkeit in der homerischen Schilderung des Zeus darin bestehe, dass, was Hera in dem bekannten Verse (Il. 8. 199):

*σείσατο δ' εἰνὶ θρόνῳ, ἐλέλιξε δὲ μακρὸν Ὄλυμπον*

durch Bewegung des ganzen Körpers (ὅλῃ κινηθείσῃ) bewirkt, Zeus durch die blosse Bewegung der Brauen unter Mitleidenschaft des Haares (*ταῖς ὀφρύσι μόνον νεύσαντος, συμπαθούσης δέ τι καὶ τῆς κόμης*) hervorrufe. Aber so wie hier auch nach Strabons Auffassung das Haar erst in zweiter Linie zur Belebung der Vorstellung mitwirkt, so liegt in der That der Kern derselben in dem übermächtigen Winken der Brauen. Und wenn Phidias die Brauen seines Zeus so bildete, dass man ihnen dies machtvolle Winken zutrauen durfte, wenn er mit diesen Brauen die ganze erhabene Physiognomie, besonders die Stirn in Einklang setzte, so mochte er ruhig, um anderer Zwecke willen, das Haar in den Kotinoskranz fassen, umbekümmert darum, wie Viel und welche Theile von demselben bei einem Neigen des Hauptes in Bewegung gerathen und herniederwallen würden.

In Betreff aber der zweiten oben gestellten Frage, nämlich, ob nicht die Bildung des Haares zu demjenigen gehören könne, worin die spätere Kunst den Zeustypus des Phidias modificirt haben mag, lässt sich freilich bis jetzt positiv nicht antworten, was vielleicht um so eher möglich sein wird, je eher man sich gewöhnt, die Mähnenbildung des Zeushaares nicht mehr vom olympischen Zeus des Phidias abzuleiten. Bis jetzt können wir wohl nur so Viel sagen, dass dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Meister zuerst in Anwendung gebracht worden ist, welcher bei einem von ihm darzustellenden Zeus einen Kranz im Haare entweder nicht brauchte oder nicht brauchen konnte, und welchem das relativ schlichte Haar des phidias'schen Zeus ohne Kranz mit Recht kahl und nicht imposant genug erschienen sein mag. Auf irgend einen einzelnen Meister hinzuweisen wäre einstweilen noch verwegen und könnte zu Nichts führen; es ist möglich, dass wir in genauerem Studium

der Münzen mit den verschiedenen nicht bekränzten Zeusköpfen mit der Taenie oder auch ganz ohne Haarschmuck über kurz oder lang auf eine verfolgbare Spur kommen; für heute scheint mir nur das evident, dass in den hier mit der eleischen Hadriansmünze und ihrem echten Typus des phidias'schen Zeus verglichenen anderen Münzen mit dem Kopfe des bekränzten Zeus schon Spuren, und zwar nicht undeutliche, einer Fort- und Umbildung des Haares dem Mähnenhaar entgegen vorliegen, ohne dass dieses Mähnenhaar bereits völlig so gebildet wäre, wie wir es an dem gewöhnlichen Typus der Zeusköpfe zu sehn gewohnt sind.

Herr *Zarncke* legte einen Aufsatz vor *über das althochdeutsche Gedicht vom Muspilli.*

Das von Schmeller unter dem nicht ganz zutreffenden aber durch seine Kürze sich empfehlenden Titel »*Muspilli*« herausgegebene althochdeutsche Gedicht ist im Laufe des letzten Decenniums wiederholt der Gegenstand eingehenderer Untersuchung gewesen, durch Bartsch in Pfeiffer's Germania III, 7fg. (Juli 1857), durch Feifalik im Februarhefte des Jahrg. 1858 der Sitzungs-Berichte der phil.-histor. Classe der k. Akad. d. W. in Wien (Bd. XXVI), durch Müllenhoff in der Zeitschr. f. D. A. XI, 381 (Juli 1858). Der Letztere hat seine Ansichten, mit einigen Einschränkungen, wiederholt in seinen und Scherer's »Denkmälern Deutscher Poesie und Prosa« (1864), die unter III auch unser Gedicht enthalten. Nach dieser Ausgabe, die am meisten verbreitet sein dürfte, wird im Folgenden citirt werden, obwohl die Constituirung des Textes im Einzelnen zu manchen Bedenken Veranlassung giebt.

Bartsch und Müllenhoff haben der metrischen und kritischen Berichtigung des Textes eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, auf diese Seite der Untersuchung soll hier nicht zurückgegriffen werden. Bartsch hat daneben eine Zerlegung des Gedichtes in drei von einander unabhängige Stücke (I. 1—30; II. 37—62; III. 31—36. 63—103), und Feifalik wenigstens die Entfernung des einen dieser Stücke (37—62) verlangt. Beide haben, im Anschlusse an Jacob Grimm's Behauptungen in seiner Mythologie, nicht bloss in dieser ausgehobenen Partie, sondern auch in dem übrigen Gedichte heidnische Anschauungen entdecken wollen, und Bartsch geht hiervon mit einer den Leser fast beeinflussenden Sicherheit aus, als ob diese Annahme keines weiteren Beweises bedürfe. Allerdings hat sich Müllenhoff in der Zeitschr. f. D. A. sowohl gegen die Zerlegung des Gedichtes

wie gegen die Annahme einer wesentlich in Betracht kommenden heidnisch-mythologischen Grundlage ausgesprochen. Aber er hat seinen Widerspruch ohne Beweis gelassen (denn Behauptungen wie diese, a. a. O. 390: der übrige Inhalt des Aufsatzes sei schlechterdings nicht zu billigen, werden Bartsch schwerlich zur Zurücknahme seiner Ansicht bewegen) und gerade an der Stelle, wo er einen Beweis zu liefern schien (über den Anschluss von Vers 63 an 36, vgl. a. a. O. 392), hat er seine Ansicht später (in den Denkmälern S. 260) zurückgenommen und sich der Behauptung von Bartsch und Feifalik, dass 37—62 den Zusammenhang unterbrächen und später eingeschoben seien, angeschlossen, nur mit dem Unterschiede, dass jene darin das Bruchstück eines alten Gedichts erkennen wollen, Müllenhoff es für später hinzugedichtet erklärt. Auch sonst zeigt es sich, dass Müllenhoff auf einige nothwendig in Betracht zu ziehende Momente seine Untersuchung nicht ausgedehnt hat.

Denn jene drei Gelehrte haben es gleicherweise unterlassen, die christlich-kirchlichen Vorstellungen über die in unserm Gedichte behandelten Dinge einer eingehenderen Erörterung zu unterziehen. Meiner Ansicht nach aber muss der Gang einer methodischen Untersuchung in diesem und ähnlichen Fällen der sein, dass man bei einem Gedichte, das sich durchaus für ein christliches ausgiebt, zunächst versuche, wie weit man mit der Herbeiziehung des christlichen Mythus gelange, und erst wenn dieser sich zur Erklärung als nicht ausreichend erwiesen hat, die Frage aufwerfe, ob etwa die heidnische Mythologie jene Erklärung zu liefern oder zu vervollständigen im Stande sei.

Die nachstehenden Untersuchungen sind in der Hauptsache schon vor einer längeren Reihe von Jahren angestellt, zum Theil auch schon niedergeschrieben worden, ehe noch alle oben genannten Abhandlungen erschienen waren. Eine Reihe trüber Jahre unterbrach damals meine wissenschaftliche Thätigkeit fast völlig. Indem ich erst allmählig alte Pläne wieder aufzunehmen und alte Niederschriften wieder durchzugehen begonnen habe, sind mir auch die Notizen über das Muspilli wieder vor Augen gekommen, die ich im Folgenden, etwas überarbeitet und in Beziehung gesetzt zu den erwähnten drei Abhandlungen, vorlege, da es mir scheint, als ob sie auch heute noch zur Aufklärung über jenes poetisch bedeutendste unserer althochdeutschen Denkmäler etwas beizutragen vermöchten.

### 1. Das zwiefache Gericht.

In den ersten 30 Versen unseres Gedichtes wird erzählt, wie die Seele unmittelbar nach ihrem Austritte aus dem Körper je nach ihren Handlungen (ein Streit zwischen Engeln und Teufeln entscheidet darüber) entweder den Freuden des Himmels oder den Strafen der Hölle überwiesen wird, die dann beide mit lebhaften Farben ausgemalt werden. Mit Vs. 31 beginnt darauf die Schilderung des jüngsten Gerichtes, vor welchem nun die Seele abermals ihr Urtheil empfängt. Hierin erkennt Bartsch einen Widerspruch: (S. 13) »Wo ein Streit um die Seelen zwischen Engeln und Teufeln bereits entschieden hat, die einen dahin, die andern dorthin gegangen sind, kann da noch ein Gericht erfolgen? Eher wäre das Umgekehrte denkbar.« Er lös't demgemäss die beiden Theile als von einander unabhängig auseinander.

Aber Bartsch übersieht hiebei, dass jener vermeintliche Widerspruch nicht dem Dichter zur Last fällt, sondern begründet ist in der christlichen Kirchenlehre. Er vergisst zu unterscheiden zwischen dem Zustande der von ihrem Körper getrennten Seele und der mit der Wiederauferstehung des Fleisches am jüngsten Tage beginnenden Zeit. Auch für jene Zwischenperiode ward und wird noch jetzt vom christlichen Dogma ein verschiedener Zustand der Seelen der Guten und Bösen angenommen; schon die Parabel von Lazarus und dem reichen Manne musste diese Vorstellung hervorrufen, und nicht wenige Stellen des Neuen Testaments unterstützen diese Annahme. Darum sagt (obwohl eine Anführung einzelner Stellen, da fast jeder theologische Schriftsteller sie zahlreich bieten würde, unnöthig erscheinen könnte) Augustin (Opera ed. Mon. Ord. S. Bened. ed. sec. X, 1367): *Hoc autem medio tempore inter depositionem et receptionem corporis secundum ea, quae gesserunt per corporis tempus, sive cruciantur animae sive requiescunt.* Und derselbe (a. a. O. X, 724): *Nam illud quod rectissime et valde salubriter credit, iudicari animas cum de corporibus exierint antequam veniant ad illud iudicium, quo eas oportet iam redditis corporibus iudicari atque in ipsa, in qua hic vixerunt, carne torqueri sive gloriari, hoc itane tandem ipse nesciebas?* Dem gemäss kommen zum jüngsten Gerichte die Seelen sowohl aus der Hölle wie aus dem Himmel herbei. So z. B. im Linzer Entechrist (Fundgruben II, 130, 22):

*Sá ze der stunde Von der engil munde Dizint diu horn dicke. In aime ougenblicke Irstánt die dôtin alle, Beide die in dem hellewalle Gebitin hânt unz dare Unt ouch die got in sîner beware Vil scône behaltin hât Oder swie iz umbe sie stât: Die suln irstân algelîche Mit ganzem lîbe wærlîche.* U. s. w.

Zu Bedenken hat diese doppelte Verurtheilung, die der abgeschiedenen Seele und die des wiedererstandenen Menschen, schon frühe Veranlassung gegeben*) und man hat sich auf mannigfache Weise darüber hinwegzuhelfen gesucht. Cyrill von Alexandrien will nicht zugeben, dass vor dem jüngsten Tage über das Schicksal der Seelen entschieden werde. Selbst die Erzählung vom reichen Manne und Lazarus erklärt er nur für eine Parabel, weil jener Zustand der Vergeltung erst nach der Auferstehung anfangen werde; auch Gregor von Nyssa und Ephraem der Syrer wollen von keinem Zwischenzustande wissen. Einige dachten geradezu an eine Art Seelenschlaf oder wenigstens an einen Zustand der Unthätigkeit (vgl. Flügge Gsch. d. Glaubens an Unsterblichkeit III, 216. 317 fg.). Andere suchten wenigstens die Ansicht abzulehnen, als ob jene Sonderung der Guten und Bösen vor dem jüngsten Gerichte auf einem Gerichtsausspruche beruhe. Lactanz Instit. div. VII, 21 spricht es ganz ausdrücklich aus: *Nec tamen quisquam putet animas post mortem protinus iudicari.* Eustratius in seinem um 580 geschriebenen *λόγος ἀνατρεπτικὸς πρὸς τοὺς λέγοντας μὴ ἐνεργεῖν τὰς τῶν ἀνθρώπων ψυχὰς μετὰ τὴν διάζευξιν τῶν ἑαυτῶν σωμάτων*, den Leo Allatius 1655 in seiner Schrift De utriusque eccles. perpet. in dogmate de purgatorio consensione S. 319 fg. herausgegeben hat, wirft die Frage auf (S. 531): *τί οὖν πρὸ τῆς καθολικῆς ἀναστάσεως γέγονεν ἡ κρίσις;* und beantwortet sie verneinend: *οὐ τοῦτο φαμέν*; jener verschiedene Zustand während der Zwischenzeit sei nicht die Folge eines Richterspruches sondern komme aus der Natur der Sache, die Seele, die nur für irdisches Sinn hatte, wird von der Erde, in der sich der Hades befindet, fest gehalten, sie entschwebt nicht zu den Engeln und den Gerechten, sie kann (S. 538) an dem Fürsten der Welt und

*) Wohl zu beachten ist auch, dass die angelsächsischen Gedichte der Strafen und Freuden der vom Körper getrennten Seele so höchst selten, und auch dann nur andeutungsweise, Erwähnung thun, z. B. Reden der Seelen, bei Grein I, 198, 5 fg. 103 fg. 144 fg. Sie legen alles Gewicht einzig und allein auf die Entscheidung des jüngsten Gerichts.

der Finsterniss nicht vorüber kommen. Gemeiniglich fand man in dem zweiten Gerichte eine Erhöhung der Strafe wie des Glückes. So Gregor d. Gr. in den Diall. IV, 25: *Si igitur nunc sunt in coelo animae iustorum, quid est quod in die iudicii pro iusticiae suae retributione recipiant? Hoc eis nimirum crescit in iudicio, quod nunc animarum sola, postmodum vero etiam corporum beatitudine perfruuntur, ut in ipsa quoque carne gaudeant, in qua dolores pro domino cruciatusque pertulerunt. Pro hac quippe geminata eorum gloria scriptum est: In hora sua duplicia possidebunt* (Isaias 61, 7; in Verbindung gebracht mit Apocal. 6, 11). Aehnlich Augustin. Auch Eustratius sagt (S. 526) *ὥσπερ οἱ ἅγιοι νῦν, οἱ καὶ πρὸ τῆς ἀναστάσεως, κἂν μὴ τελείως, ἐδοξάσθησαν*, und so viele Andere. Aber freilich die Vorstellung von einer zweimaligen Verurtheilung lag so nahe, dass wer nicht mit schärferem Nachdenken auf den Unterschied einging, leicht in jene Annahme verfallen konnte. Hierüber weiter unten, wo sich Beispiele genügend finden werden. Andererseits ist ganz gewiss, dass die Ausbildung der Lehre vom Fegefeuer augenscheinlich gefördert ward durch die Abneigung gegen eine zweimalige definitive Verurtheilung.

Also aus jener Annahme einer zweimaligen Sonderung und Verweisung der Seelen zu Qual und Wonne können wir einen Grund zur Zerlegung unseres Gedichtes nicht entnehmen.

Aber allerdings ist kaum irgendwo jene Doppelverurtheilung und die darin scheinbar liegende Ungereimtheit so auf die Spitze getrieben wie in unserem Gedichte, und dieser Punct verdient noch unsere Aufmerksamkeit. Unser Gedicht lässt nämlich gleich nach dem Tode die Guten völlig eingehen zu den himmlischen Freuden, sie kommen *ûf in himilô rîhhi*, sie gewinnen *pû in parâdîsû*, und zwar *hûs in himele*, und das verstösst gegen die alte und correcte Auffassung des Dogma. Auch Müllenhoff hat hierauf nicht geachtet, obwohl er schon dadurch darauf hätte aufmerksam werden sollen, dass die von ihm in den Denkmälern S. 255 angeführten Parallelstellen ohne Ausnahme von dem nach dem jüngsten Gerichte eintretenden himmlischen Leben gemeint sind.

Denn wenn auch schon in der Zeit zwischen dem Tode und dem jüngsten Gerichte die Seelen der Guten und Bösen getrennt sind, so sind die ersteren doch nach der Darstellung der Bibel und der älteren Kirchenlehrer noch nicht eingegangen in den

Himmel selbst, auch die letzteren noch nicht der wirklichen Hölle überliefert. Das Neue Testament verlegt den Wohnort der abgeschiedenen Seelen, den es *ᾅδης*, auch *ἄβυσσος* nennt, *ὑποκάτω τῆς γῆς* (Apocal. 5, 13), *ἐν τῇ καρδίᾳ τῆς γῆς* (Matth. 12, 40), und nennt seine Bewohner *οἱ καταχθόνιοι* (Phil. 2, 10); immer ist von sämmtlichen Seelen die Rede (vgl. W. Schmidt, De statu animarum medio inter mortem et resurrectionem, Zwickauer Programm, Michaelis 1861 S. 14). Der obere Theil ist für die Guten bestimmt und heisst *ὁ παράδεισος* (Luc. 23, 43), auch *ὁ κόλπος Ἀβραάμ* (Luc. 16, 22; vgl. 4 Maccab. 13, 16); der untere Theil ist die Wohnung der Bösen. Unter den älteren Kirchenschriftstellern (von denen, die eine Art Seelenschlaf annehmen oder sich andere philosophisch-allegorische Deutungen erlauben, sehe ich ab) verdanken wir die erste ausführliche Schilderung von dem Zustande der Seelen nach dem Tode dem Hippolytus in dem Bruchstück *περὶ τῆς τοῦ παντὸς αἰτίας* (Opp. ed. Fabricius, Hamburg 1716, I, S. 220 fg.): Die Seelen der Guten und Bösen sind an demselben Orte, den auch er *ᾅδης* nennt, *ἐν ᾧ ψυχαὶ πάντων κατέχονται ἄχρι καιροῦ, ὃν ὁ θεὸς ὥρισεν, ἀνάστασιν τότε πάντων ποιησάμενος*, ferner *χωρίον ὑπόγειον, ἐν ᾧ φῶς κόσμου οὐκ ἐπιλάμπει.* Vom Thore führt der Weg zum Aufenthalte der Guten (dem Schosse Abraham's) rechts, wo es hell ist, der zum Aufenthalte der Bösen links; letzterer ist in der Nähe der Hölle. An einen gemeinsamen unterirdischen Ort denkt auch Tertullian De anima c. 55: *Habes etiam de paradiso a nobis libellum, quo constituimus omnem animam apud inferos sequestrari in diem domini.* Irenäus (Contra haereses V, 31) nimmt einen Ort *in inferioribus terrae* an, *ubi erant mortuorum animae; manifestum est quia et discipulorum Christi animae abibunt in invisibilem locum, definitum eis a Deo, et ibi usque ad resurrectionem commorabuntur*, und die Ansicht derer, *qui dicunt, simul atque mortui fuerint, se supergradi caelos* verwirft er ebenda als ketzerisch. Der Descensus ad inf., der zweite Theil des s. g. Evangelium Nicodemi, cap. 18 nennt den gemeinsamen Aufenthalt *ᾅδης, τὰ σκοτεινὰ ἐκεῖνα*: einen verschiedenen Wohnort der Guten und Bösen erwähnt er nicht ausdrücklich, spricht aber auch nicht dagegen. Nicht anders scheint die Annahme in den sibyllinischen Büchern zu sein, vgl. VIII, 241 beim Eintritt des jüngsten Gerichts *Ταρτάρεον δὲ χάος τότε δείξει γαῖα χανοῦσα.* Vgl. auch C. Alexandre's Aus-

gabe, Bd. II, Exc. VI, S. 524 fg., wo die betreffenden Stellen gesammelt sind. Ebenso Lactanz, der so oft den sibyllinischen Büchern folgt, Div. instit. VII, 21: *Nam omnes animae in una communique custodia detinentur donec tempus adveniat, quo maximus iudex meritorum faciat examen.* Justinus Mart. Dial. c. Tryph. 5 sagt: *Τὰς μὲν τῶν εὐσεβῶν ἐν κρείττονί ποι χώρᾳ μένειν, τὰς δὲ ἀδίκους καὶ πονηρὰς ἐν χείρονι, τὸν τῆς κρίσεως ἐκδεχομένας χρόνον τότε.* Novatian (De trinitate cap. 1) sagt *Locus enim est, quo piorum animae impiorumque ducuntur, futuri iudicii praeiudicia sentientes.* Auch Ambrosius spricht nur von der Erwartung künftiger Freuden (De bono mortis 10): *Ergo dum exspectatur plenitudo temporis exspectant animae remunerationem debitam. Alias manet poena, alias gloria: et tamen nec illae interim sine iniuria, nec istae sine fructu sunt.* Die Freuden der Guten bestehen in dieser Zeit besonders in der frohen Hoffnung eines glücklichen Erfolges ihrer Thaten am letzten Gericht und in der tröstenden Aussicht auf künftige Ruhe und künftiges Glück. Ebenso geht Hilarius nicht wesentlich weiter, wenn er es auch liebt, die Freuden der Gerechten lebhaft zu schildern und den Schoss Abraham's wohl selbst das Reich Christi nennt. Vgl. Flügge a. a. O. S. 242—245. Nach Hieronymus werden alle Seelen im *Infernus*, der von der *Gehenna* verschieden ist, aufbewahrt; der Ort ist unter der Erde (vgl. Flügge a. a. O. III, 1, 266), im *infernus ultimus* ist die äusserste Finsterniss. Augustin spricht sich dahin aus, die Seelen seien vor der Auferstehung *in requie, sed non in ea sunt actione, qua corpora recepta vegetantur*, sie leben *in abditis receptaculis sicut unaquaeque digna est requie vel aerumna pro eo quod sortita est in carne quum viveret* (De civit. Dei 9; Enchirid. ad Laurent. 108). Auch er kennt ein *infernum superius et inferius*; in dem ersteren waren die *antiqui sancti* bis zu Christi Höllenfahrt, seitdem sind die *boni fideles* allerdings nicht mehr dort, vgl. De civit. Dei cap. 15 und De genesi ad litteram lib. 12: *quamquam et illud me nondum invenisse confiteor, inferos appellatos, ubi iustorum animae requiescunt,* Opp. ed. Mon. Ord. S. Ben. Parisina, 1836, III, S. 509, sondern an einem andern unkörperlichen Orte, den er aber nicht genauer zu bestimmen wagt. Er denkt die Seelen in einem traumähnlichen Zustande: *sunt tamen et vera laetitia et vera molestia facta de substantia spirituali. Nam et in somniis magni interest utrum in laetis an in tristibus simus* (III, S. 508). Er legt

auf den ganzen Zwischenzustand wenig Gewicht. Der eigentliche Lohn und die eigentliche Strafe werden erst mit der Auferstehung beginnen. Ganz ähnlich stellt Cassiodorius (De anima cap. 12) den Zwischenzustand dar: *usque ad tempus iudicii aut de praeteritorum actuum pravitate moeremur aut de operationis nostrae probitate laetamur ... Hanc igitur mortem in ista vita paene quietus somnus imitatur.* Auch hier beginnt Freude und Strafe eigentlich erst mit dem jüngsten Gerichte, ganz wie auch Augustin annahm. Augustin's Ansichten sind überhaupt um deswillen von besonderer Wichtigkeit, weil er bald allgemein als kirchliches Orakel verehrt und bei der Ausbildung der späteren Dogmatik zu Grunde gelegt ward. Und so hat denn auch Isidorus Hispalens. in seinen Sententiae, der Hauptquelle der Dogmatik der folgenden Zeit, den Zwischenzustand der Seelen dem Augustin entsprechend geschildert, Gute und Böse früher an einem Orte: *infernus in medio terrae esse perhibetur* (Etymol. 14, 9); De different. verb. de litt. J: *Pars superior inferni Inferus est, ubi quieverunt ante adventum Christi animae iustorum; pars vero inferior Infernus, in quo traduntur animae impiorum*, seit Christi Höllenfahrt freilich nicht mehr; auch hier stimmt er zu Augustin. Desgleichen Ildefons von Toledo u. A. (vgl. Flügge a. a. O. S. 385 fg.).

Mit dieser Vorstellung des Neuen Testaments, der Kirchenväter und der älteren Dogmatiker stimmt nun unser Gedicht nicht überein, indem es den Gerechten sogleich nach dem Tode den Himmel zur Wohnung anweist. Aber, wenn auch gegen die Hauptautoritäten der Kirche verstossend, steht der Verfasser desselben mit seiner Anschauung doch nicht allein. Dass die zwiefache Verurtheilung und ihre Folgen nicht immer strenge aus einander gehalten wurden, kann nicht Wunder nehmen, um so weniger als der Name παράδεισος im N. Testamente auch von dem Aufenthaltsorte Gottes und der Engel gebraucht ward (2 Cor. 12, 4; Apocal. 2, 7), der höher liegen sollte als der dritte Himmel (vgl. 2 Cor. 12, 2 u. 4). Indem man auf den gleichen bildlichen Ausdruck hin beide Orte identificirte, durfte sich die Vorstellung bilden, der Ort der abgeschiedenen Seelen der Guten sei ebenfalls bereits im Himmel. Ueber diese verschiedenen Deutungen spricht sich Olympiodor in Ecclesiast. c. III aus, welche Stelle Fabricius anführt: ἡ μὲν ἱστορία τὸν παράδεισον ἐπὶ γῆς εἶναι διδάσκει· τινὲς δὲ ἔφησαν ὅτι καὶ ὁ

*παράδεισος ἐν τῷ ᾅδει τυγχάνει· ἑτέρους δὲ ἔδοξε τὸν παράδεισον ἐν οὐρανῷ εἶναι.* — Hiezu trat noch eine weitere Ueberlegung. Christus sollte, so deutete man die Stelle in dem Briefe an die Epheser 4, 8—10, hinabgestiegen sein in die Unterwelt und einige dort gefangen Gehaltene befreit haben (*ascendens in altum captivam duxit captivitatem: dedit dona hominibus*). Der Descensus ad inf. (s. o.) giebt die Namen derer an, die er mit sich hinweggenommen habe ins irdische Paradies, Andere, besonders Griechen, bezogen die Befreiung auf Alle. Hatte Christus so aus der Zahl der vor seiner Zeit Gestorbenen Einige aus dem Hades befreit, so lag der weitere Schluss nahe, dass die Gerechten aus der Zahl seiner Gläubigen fernerhin ohne Weiteres in das ausserhalb des Hades gelegene Paradies, das man nun bald zum himmlischen erhöhte, gelangen würden. Schon Augustin nahm so etwas an, aber er hat noch keine Andeutung, dass er sich unter dem ferneren Sitze der *beati fideles* den Himmel und dort ein Leben voll himmlischer Freuden denke, im Gegentheil nimmt er einen sehr gedämpften Zustand der Seelen in der Zwischenzeit an (s. o.). Aber Eustratius, der erste, der für eine lebhaftere Activität der Seelen nach dem Tode ausdrücklich und mit Eifer auftrat, stellt es anders dar a. a. O. S. 534 fg. und so deutet er bereits das Gleichniss vom Lazarus: *πρὸ μὲν τῆς ἐνανθρωπήσεως τοῦ Χριστοῦ καὶ τοῦ πάθους καὶ τῆς ἐκ νεκρῶν αὐτοῦ ἀναστάσεως .... δῆλον, ὡς εἰς τὰ κατώτερα μέρη τῆς γῆς αἱ ψυχαὶ κεκρατημέναι τῶν πάντων ἦσαν, ἅπερ καὶ ἀνέσπασεν ὁ κύριος.* S. 537: *περὶ δὲ τῆς νῦν τῶν ἁγίων ψυχῶν διαγωγῆς ἤδη σεσαφήνισται τρανῶς, ὅτι καὶ ἐν οὐρανῷ μετ᾽ ἀγγέλων χορεύουσιν, ἐπεὶ καὶ περὶ Λαζάρου φησίν.* Nur die Bösen bleiben an der Erde, wie es ja auch von Lazarus heisse, Engel hätten ihn in Abraham's Schoss getragen, vom reichen Manne aber ausdrücklich nur *ἐτάφη, sepultus est.* In der abendländischen Kirche finde ich ungefähr um dieselbe Zeit die gleiche Ansicht zuerst direct ausgesprochen durch Gregor den Grossen, den eigentlichen kirchlichen Begründer und Ausbilder der Lehre vom Fegefeuer; dieser nimmt wiederholt an, dass seit Christi Auferstehung die Seelen der Gerechten sofort in den Himmel gelangten, z. B. Diall. IV, 25: Petr. *Sed nosse velim, si ante restitutionem corporum in caelo recipi valeant animae iustorum?* Greg. *Hoc neque de omnibus iustis fateri possumus neque de omnibus negare. Nam sunt quorundam iustorum animae, quae*

*a coelesti regno quibusdam adhuc mansionibus differuntur. In quo dilationis damno quid aliud innuitur, nisi quod de perfecta iusticia aliquid minus habuerunt? Et tamen luce clarius constat, quia perfectorum iustorum animae mox ut huius carnis claustra exeunt in coelestibus sedibus recipiuntur ... Paulus dissolvi desiderat et esse cum Christo. Qui ergo Christum in coelo esse non dubitat, nec Pauli animam esse in coelo negat* u. s. w. Bis zu Christi Auferstehung nimmt auch Gregor den Hades als die gemeinsame, in zwei Abtheilungen zerfallende Wohnung aller Seelen an.

Seit der Ausbildung der Lehre vom Fegefeuer und ihrer Nutzbarmachung für die katholische Kirche lag es im Interesse dieser, die Freuden der Seelen der Gerechten schon in der Zeit des Zwischenzustandes im Gegensatz zu den Leiden der Gestraften möglichst drastisch hervortreten zu lassen, und diesem Wunsche wurde, zumal in homiletischen Schriften, die correctere Auffassung des Dogma vielfach zum Opfer gebracht. Dass es dabei an Widersprüchen nicht fehlen kann, liegt auf der Hand, namentlich gehen bei Sammlern die Ansichten des Augustin und Gregor d. Gr., obwohl sie über diese Frage schon weit aus einander liegen, oft einträchtig neben einander. So sagt Julianus, Erzbischof von Toledo im 7. Jh., in seinem ausführlichen *προγνώστικον futuri saeculi* II, 6—8, bis zur Höllenfahrt Christi seien alle Seelen in den Hades gekommen, seitdem aber gelangten die Seelen der Seligen gleich nach dem Tode in das himmlische Paradies, wo sie im Genuss verdienter Glückseligkeit die Auferstehung erwarteten (II, 1: *Alter paradisus coelestis, ubi animae beatorum statim ut a corpore exeunt, transferuntur atque digna felicitate laetantes exspectant receptionem corporum suorum*). Diese Darstellung entnimmt er aus Gregor, den er auch citirt. Unmittelbar darauf aber in Cap. 9 spricht er dem Augustin nach und in offenbarem Widerspruche mit dem eben Gesagten, die Seelen würden *in abditis receptaculis* verwahrt: *Per tempus, quod inter hominis mortem et ultimam resurrectionem interpositum est, animae in abditis receptaculis continentur sicut unaquaeque digna est vel requie vel aerumna, pro eo quod sortita est in carne vivens.*

Die Ansicht des Gregor gewann fortan an Auctorität, und wenn auch ausführliche Darstellungen es nicht unterlassen, noch immer ausdrücklich hervorzuheben, dass die Leiden und Freuden des jüngsten Gerichtes die des Zwischenzustandes weit-

aus überträfen, so sieht man doch, dass, seit einmal der Himmel als Aufenthaltsort der Seelen gleich nach dem Tode genannt war, die Schilderungen der Freuden und Leiden vor und nach dem jüngsten Gerichte, zumal ihre Ausmalung fortan recht eigentlich in der Zeittendenz lag, leicht in einander überfliessen konnten, und dass man eine Unterscheidung zu machen nur dann sich veranlasst sah, wenn man unmittelbar beide mit einander zu vergleichen hatte. Wie sehr man namentlich die himmlischen Freuden der Seelen zu steigern bemüht war, zeigt z. B. recht augenscheinlich Beda (dessen Schrift »de die iudicii« mir leider nicht zugänglich war) in der Schilderung der Vision, von der er in der Hist. eccl. gent. Anglorum V, 12 erzählt. Die Seele wird von einem Engel geführt. *Nec mora, exemptum tenebris in auras me serenae lucis eduxit, ... Et ecce ibi campus erat latissimus et laetissimus tantaque fragrantia vernantium flosculorum plenus, ut omnem mox foetorem tenebrosae fornacis, qui me pervaserat, effugaret admirandi huius suavitas odoris. Tanta autem lux cuncta ea loca perfuderat, ut omni splendore diei sive solis meridiani radiis videretur esse praeclarior. Erantque in hoc campo innumera hominum albatorum conventicula sedesque plurimae agminum laetantium. Cumque inter choros felicium incolarum medios me duceret, cogitare coepi quod hoc fortasse esset regnum coelorum, de quo praedicari saepius audivi.* Aber er irrt sich, es ist nur der Aufenthalt der noch nicht völlig Gerechten. *Cumque procedentes transissemus, aspicio ante nos multo maiorem luminis gratiam quam prius, in qua etiam vocem cantantium dulcissimam audivi, sed et odoris fragrantia miri tanta de loco effundebatur, ut is, quem antea degustans quasi maximum rebar, iam permodicus mihi odor videretur: sicut etiam lux illa campi florentis eximia, in comparatione eius quae nunc apparuit lucis, tenuissima prorsus videbatur et parva.* Aber auch dies ist noch nicht der Wohnort der Seligen, vielmehr nur in der Nähe derselben liegend. Dabei belehrt ihn der Engel: *quicumque in omni verbo et opere et cogitatione perfecti sunt, mox de corpore egressi ad regnum coeleste perveniunt.*

Dieser neueren, den Schriften des Neuen Testamentes wie den Kirchenvätern bis zu Gregor noch fremden Vorstellung huldigt auch unser Gedicht, und zwar in ganz besonders hohem Grade. Auch seine Tendenz fällt ganz in die seit Gregor immer allgemeiner werdende Richtung, es strebt danach, mit lebhaften

Farben den Unterschied zwischen Strafe und Belohnung in jenem Leben darzulegen. Auch ein bischen kirchlicher Eigennutz, der diese Richtung so sehr förderte, blickt durch in der wohlberechneten Anpreisung des Almosengebens, die gegen Ende hervortritt, Vs. 97. Gerade Gregor hatte auch dies wiederholt anempfohlen, z. B. Diall. IV, 37 *Nam qui praemium aeternae lucis eleemosynarum largitate promerebitur, nimirum constat, quia auro aedificat mansionem suam;* und ibid. 40 *Quod tamen credendum est, quia ex illa eleemosynarum suarum largitate hoc obtinuit, ut tunc potuisset promereri veniam, cum iam nihil posset operari,* und so öfter. Man braucht hieraus nicht zu schliessen, der Verf. müsse ein Geistlicher gewesen sein. Wie gut weiss nicht auch der Verfasser des Heljand, der doch, wie wir wissen, ein Laie war, den Wünschen und Bedürfnissen der Diener der christlichen Kirche Ausdruck zu geben, z. B. Vs. 1860—1874 der Ausgabe von Heyne, wo er eindringlich darlegt, man müsse den Geistlichen, den Lehrern des Volkes, ihren Unterhalt gerne gewähren, und sie hold und in Ehren halten.

Des Fegefeuers ist mit keiner Andeutung Erwähnung gethan. Der Schluss des Erdenlebens scheint ganz ausdrücklich als ausschlaggebend angesehn zu werden; vgl. Vs. 30. 36. 97.

Die Aneinanderfügung der beiden Verurtheilungen in unserem Gedichte ist, auch wenn wir das schwerlich zu entbehrende *denne* Vs. 31 restituiren, eine sehr unvermittelte. Eine Lücke anzunehmen scheint mir indess nicht wahrscheinlich, ein vermittelnder Uebergang dünkt mich nicht im Charakter des Gedichtes zu liegen, das offenbar nur die Hauptsachen, in Schilderung wie Ermahnung, mit lebhaften Farben hervorzuheben bestrebt ist. Vielleicht enthielt der fehlende Eingang den Gedanken: Schon vor der schliesslichen Entscheidung am Tage des Weltgerichtes wird über die Seele geurtheilt, bereits an dem Tage, wo der Mensch stirbt. Dann würde auch *wanta* Vs. 2 ebenso wie *denne* Vs. 31 wiederherzustellen sein.

## 2. Der Streit der Engel und Teufel.

Den in deutschen und französischen Gedichten des Mittelalters wiederholt geschilderten Streit von Engeln und Teufeln um die abgeschiedene Seele hat Jacob Grimm in seiner Mythologie, nachdem er S. 392 Anm. noch die Möglichkeit einer Her-

leitung aus christlicher Ueberlieferung (der Epistel Judae 9, dem apocryphischen liber Enoch) offen gelassen hatte, S. 796 fg. für heidnischen Ursprunges erklärt. Man darf wohl sagen, dass auch nicht der Versuch eines Beweises erbracht worden ist. Dennoch hat Bartsch (Germania III, 19) jene Annahme als zweifellos angesehen und knüpft an sie mit weiter gehenden Schlussfolgerungen an, und ebenso Feifalik (a. a. O. S. 352)*). Dagegen hat sich Müllenhoff erklärt und Grimm's frühere Andeutung wieder aufgenommen, der Ursprung der Vorstellung möge in der Epistel Judae Vs. 9 zu suchen sein, wo der Erzengel Michael mit dem Teufel um den Leichnam des Moses streitet. Aber das ist wenig glaublich, da es sich hier um den Körper, dort um die Seele handelt, was zwei ganz verschiedene Vorstellungen sind, die unmöglich einander direct erzeugen konnten. Höchstens könnte man zugeben, dass, als später der mit dem Teufel kämpfende Engel, oder, da dies das gewöhnlichere ist, der Anführer der kämpfenden Schaar den Namen Michael erhielt, auf diese Namengebung jene Stelle von Einfluss gewesen sei. Aber auch hier ist es noch wahrscheinlicher, dass Apocalypse 12, 7 die Veranlassung gegeben hat, wo es heisst *Et factum est praelium magnum in coelo. Michael et angeli eius praeliabantur cum dracone, et draco pugnabat et angeli eius.*

Die Entstehung jener Vorstellung haben wir auf dem Gebiete des christlichen Mythus zu suchen, wo zu ihrer Erzeugung Alles vorbereitet war, während die heidnische Mythologie gar keine irgend wahrscheinlichen Anknüpfungspuncte gewährt.

Dass Engel sich der menschlichen Seele bei ihrem Abscheiden annähmen, war in Bezug auf die Guten schon durch die Parabel von Lazarus gegeben, von dem es Luc. 16, 22 heisst: *Factum est, ut moreretur mendicus et portaretur ab Angelis in sinum Abrahae.* Von der Seele des reichen Mannes wird dies allerdings nicht erwähnt und wir haben gesehen, in welcher Weise Eustratius dies deutete. Aber bei allen denen, die annahmen, dass die Seelen zwar alle in den Hades gelangten, dort aber an zwei verschiedenen Stellen untergebracht würden,

*) Selbst Karajan an einer Stelle, wo es ihm daran liegen musste, in jenem Streite eine christliche Vorstellung nachweisen zu können, beugte sich vor Jac. Grimm's Annahme: »Ich weiss recht gut, dass . . .« Vgl. Ueber eine bisher unerklärte Inschrift, Wien 1865, S. 17.

musste sich die Vorstellung nothwendig bilden, dass Gute wie Böse an ihren Bestimmungsort geführt würden. So sagt Joh. Chrysostomus, de Lazaro concio II (Opp. ed. Montfaucon, ed. Paris. altera, I S. 893): *οὐ γὰρ αὐτόματος ἡ ψυχὴ πρὸς ἐκείνην ἀναχωρεῖ τὴν ζωὴν, ἐπειδὴ μηδὲ δυνατόν. Εἰ γὰρ πόλιν ἐκ πόλεως ἀμείβοντες τοῦ χειραγωγοῦντος δεόμεθα, πολλῷ μᾶλλον ἡ ψυχὴ τῆς σαρκὸς ἀποῤῥαγεῖσα καὶ πρὸς τὴν μέλλουσαν μεθισταμένη ζωὴν τῶν ὁδηγησόντων αὐτὴν δεήσεται.* Dazu kam, dass man Engel wie Teufel als dabei interessirt dachte, die Seelen für sich zu gewinnen, es musste also jeder Theil darauf bedacht sein, seine Rechte wahrzunehmen. So war die Vorstellung einer Auseinandersetzung, einer Abwägung der Gründe, eines Streites zwischen beiden mit Nothwendigkeit gegeben.

Nur eine Stelle ist mir bekannt, wo die Seelen selbstständig zu entschweben scheinen und der Böse in eigener Person seine Rechte wahrzunehmen sucht, in der Vita Antonii von Athanasius cap. 66: *Μετὰ ταῦτα γοῦν διαλέξεως αὐτῷ ποτε γενομένης πρός τινας εἰςελθόντας πρὸς αὐτὸν περὶ τῆς διαγωγῆς τῆς ψυχῆς καὶ ποῖος μετὰ ταῦτα αὐτῇ τόπος ἔσται, τῇ ἑξῆς νυκτὶ καλεῖ τις αὐτὸν ἄνωθεν λέγων· Ἀντώνιε, ἀναστὰς ἔξελθε καὶ βλέπε. ἐξελθὼν τοίνυν (ᾔδει γὰρ τίσιν ὑπακούειν ὀφείλει) καὶ ἀναβλέψας ἐθεώρησέ τινα μακρὸν ἀειδῆ καὶ φοβερὸν, ἑστῶτα καὶ φθάνοντα μέχρι τῶν νεφελῶν καὶ ἀναβαίνοντάς τινας ὥσπερ ἐπτερωμένους· κἀκεῖνον ἐκτείνοντα τὰς χεῖρας καὶ τοὺς μὲν κωλυομένους παρ᾽ αὐτοῦ, τοὺς δὲ ὑπεριπταμένους καὶ διελθόντας λοιπὸν ἀμερίμνως ἀνάγεσθαι. ἐπὶ μὲν οὖν τοῖς τοιούτοις ἔτριζε τοὺς ὀδόντας ὁ μακρὸς ἐκεῖνος, ἐπὶ δὲ τοῖς ἀποπίπτουσιν ἔχαιρε· καὶ εὐθὺς πρὸς Ἀντώνιον ἐγένετο φωνή· νόει τὸ βλεπόμενον καὶ διανοιχθείσης αὐτῷ τῆς διανοίας ἐνενόει τῶν ψυχῶν εἶναι τὴν πάροδον καὶ τὸν ἑστῶτα μακρὸν εἶναι τὸν ἐχθρὸν* u. s. w.

Gemeiniglich führen im Einklange mit der Angabe in der Parabel von Lazarus Engel die abgeschiedenen Seelen an ihren Bestimmungsort, hier und da, wie es scheint, dieselbe Gattung der Engel sowohl an die Orte der Qual wie der Freude. So sagt der alte Verfasser der Quaest. et Respons. ad orthod. (in den Werken des Justinus Martyr), quaest. 35: *Post excessum a corpore statim fit iustorum et iniustorum distinctio. Aguntur enim ab angelis in loca sibi convenientia, iustorum quidem animae in*

*paradisum ... iniustorum autem animae in inferorum loca.* Sonst aber führen freundliche Geister die Guten zu den Wohnungen der Gerechten, Quälgeister dagegen die Bösen zum Tartarus.

Zuweilen wird dies geschildert, als ob es selbstverständlich sei, zu welcher Seite die Seele gehört, so dass ohne Weiteres der betreffende Geist sich ihrer annimmt. So bei Hippolytus in der bereits oben citirten Stelle aus dem Bruchstück *περὶ τῆς τοῦ παντὸς αἰτίας*. Da heisst es *οἱ δίκαιοι ἐν τῷ ᾅδῃ νῦν μὲν συνέχονται ἀλλ' οὐ τῷ αὐτῷ τόπῳ, ᾧ καὶ οἱ ἄδικοι. μία γὰρ εἰς τοῦτο τὸ χωρίον κάθοδος, οὗ τῇ πύλῃ ἐφεστῶτα ἀρχάγγελον ἅμα στρατιᾷ πεπιστεύκαμεν· τὴν πύλην διελθόντες οἱ καταγόμενοι ὑπὸ τῶν ἐπὶ τὰς ψυχὰς τεταγμένων ἀγγέλων οὐ μιᾷ ὁδῷ πορεύονται, ἀλλ' οἱ μὲν δίκαιοι εἰς δεξιὰν φωταγωγούμενοι καὶ ὑπὸ τῶν ἐφεστώτων κατὰ τόπον ἀγγέλων ὑμνούμενοι ἄγονται εἰς χωρίον φωτεινόν· .... οἱ δὲ ἄδικοι εἰς ἀριστερὰν ἕλκονται ὑπὸ ἀγγέλων κολαστῶν, οὐκέτι ἑκουσίως πορευόμενοι, ἀλλὰ μετὰ βίας ὡς δέσμιοι ἑλκόμενοι· οἷς οἱ ἐφεστῶτες ἄγγελοι διαπέμπονται ὀνειδίζοντες καὶ φοβερῷ ὄμματι ἐπαπειλοῦντες εἰς τὰ κατώτερα ὠθοῦντες.* Damit stimmt Joh. Chrysostomus, De Lazaro concio II (a. a. O. S. 893): *Καὶ καθάπερ ἐν τῷ σκάμματι πολλά τινα τραύματα λαβόντα καὶ αἵματι κατεῤῥαντισμένον, εἶτα τὴν κεφαλὴν ἀναδησάμενον οἱ πρὸ τοῦ σκάμματος ἑστῶτες ὑποδεξάμενοι μετὰ πολλῆς τῆς εὐφημίας οἴκαδε ἄγουσι κροτοῦντες, εὐφημοῦντες, θαυμάζοντες· οὕτω καὶ τὸν Λάζαρον ἄγγελοι τότε ἀπήγαγον, ἐκείνου δὲ τὴν ψυχὴν ἀπῄτουν φοβεραί τινες δυνάμεις, ἴσως ἀπεσταλμέναι ἐπὶ τούτῳ.* Macarius Alexandrinus in der Schrift *περὶ ἐξόδου ψυχῆς δικαίων καὶ ἁμαρταλῶν* (vgl. Jac. Tollii Insignia itinerarii Italici, Utrecht 1696, S. 194) sagt: *ὅταν ἀποσταλῶσιν ἄγγελοι παραλαβεῖν τὴν ψυχὴν εἴτε δικαίου εἴτε ἁμαρταλοῦ τρέμει τὴν παρουσίαν τῶν φοβερῶν καὶ ἀποτόμων ἀγγέλων.* Eustratius a. a. O. S. 538: *Ὁμοίως δὲ καὶ περὶ τῶν ἐν κακίᾳ οὐσῶν ψυχῶν ἔνιοι τῶν πατέρων εἶπον, ὅτι πως ἀπὸ τῶν σωμάτων παραλαμβάνονται εἴτε ὑπὸ πονηρῶν εἴτε ὑπὸ ἀγαθῶν ἀγγέλων.* Julian, Erzbischof von Toledo im 7. Jahrh., hat im Prognosticon lib. I ein ganzes Capitel (das zehnte) *quod praesto sint angeli quando homines moriuntur;* er spricht aber nur von dem Ende der Gerechten. Andererseits erzählt Gregor d. Gr. in den Diall. IV, 38 eine Vision, in der am Sterbebette eines reichen Wollüstlings sich nur die Teufel einstellen: *Qui ad ex-*

*tremum veniens eadem hora, qua iam de corpore erat exiturus, apertis oculis vidit tetros et nigerrimos spiritus coram se assistere et vehementer imminere, ut ad inferni claustra eum raperent.*

Woran erkannten nun die wartenden guten und schlimmen Geister die ihnen zugehörenden Seelen? Um den guten Engeln zugetheilt zu werden war vor Allem das Zeichen der Taufe unumgänglich nothwendig. Das wird wiederholt eingeschärft. So von Macarius a. a. O. *ἐπὶ δὲ τῶν ψυχῶν τῶν μὴ ἐχουσῶν βάπτισμα τὸ ἅγιον οὐχ οὕτως· ἀλλὰ ἀπεινῶς ἄγγελοι ἀπότομοι λαμβάνουσι τὰς ἀφωτίστους ψυχὰς ἀπὸ τοῦ σώματος τύπτοντες καὶ λέγοντες· Δεῦρο ἀσεβὴς ψυχή* u. s. w. Nach Anderen muss sie führerlos umherirren. So sagt Basilius d. Gr. in der *ὁμιλίᾳ εἰς τὸ ἅγιον βάπτισμα* (Opp. Basel 1551, S. 189): *νῦν ὥσπερ ἐπὶ τρυτάνης ἑστάναι νόμιζέ σου τὴν ψυχήν, ἔνθεν ὑπ᾽ ἀγγέλων κἀκεῖθεν ὑπὸ δαιμόνων διελκομένην. τίσιν ἄρα δώσεις τὴν ῥοπὴν τῆς καρδίας; ... ἄγγελοί σε παραλήψονται ἢ καθέξουσιν οἱ κατέχοντες*; die Taufe ist nöthig, weil sie das Zeichen Gottes aufprägt: *πῶς ἀντιποιηθῇ σου ὁ ἄγγελος, πῶς δὲ ἀφέληται τῶν ἐχθρῶν, ἐὰν μὴ ἐπιγνῷ τὴν σφραγίδα; πῶς δὲ σὺ ἐρεῖς· Τοῦ θεοῦ εἰμὶ, μὴ ἐπιφερόμενος τὰ γνωρίσματα;* darum lasse man sich bei Zeiten taufen (das. S. 192): *νὺξ καὶ ἐρημία τῶν βοηθούντων· ὁ βαπτίζων οὐ πάρεστιν, ὁ θάνατος παρέστηκεν, οἱ ἀπάγοντες κατεπείγουσι· τίς ὁ ἐξαιρούμενος; .... ἥξει ἄγγελος κατηφὴς ἀπάγων βιαίως κατὰ σύρων σου τὴν ψυχὴν* u. s. w. Gregor von Nyssa, der Bruder des Basilius, in der oratio adversus eos qui differunt baptismum (Opera Tom. II, Paris 1638, S. 126, in der Uebersetzung des Gentianus Hervetus) sagt ähnlich: *Animam minime illuminatam et regenerationis gratia non ornatam nescio an angeli suscipiant, postquam fuerit separata a corpore. Quomodo enim, cum non sit obsignata, nec ullum ferat signum sui domini? Quam est verisimile per aerem ferri errantem et vagantem et minime quaesitam, ut quae domino careat, quaerentem quietem et locum, in quo maneat, et non invenientem**). Beiläufig möge bemerkt werden, dass sich aus die-

---

*) Diese oratio ist in den von mir benutzten Ausgaben der Werke des Gregor nur in der Uebersetzung gegeben; da Eustratius unsere Stelle in griechischer Sprache anführt und wahrscheinlich, wie in seinen sonstigen Citaten, genau die Worte des Originals wiedergiebt, so möge dieselbe hier Platz finden. Eustr. a. a. O. S. 471: *ψυχὴν ἀφώτιστον καὶ τῇ*

ser Vorstellung offenbar der Volksaberglaube entwickelt hat, die Seelen ungetaufter Kinder würden zu Irrlichtern.

Schon in den voranstehenden Stellen ist die Möglichkeit von Conflicten und die Nothwendigkeit von Auseinandersetzungen zwischen Engeln und Teufeln angedeutet. Beispiele von solchen sollen nun aufgeführt werden.

Die Auseinandersetzung findet zuweilen schon am Sterbebette statt, so dass der Zweifel, wem die Seele zufallen werde, beim Abscheiden derselben bereits gehoben ist. So erzählt Beda in der Histor. eccles. gent. Anglorum V, 13 die Vision eines Sterbenden: *Intraverunt domum hanc duo pulcherrimi iuvenes et resederunt circa me, unus ad caput et unus ad pedes; protulitque unus libellum perpulchrum sed vehementer modicum ac mihi ad legendum dedit, in quo omnia quae umquam bona feceram intuens scripta reperi et haec erant nimium pauca et modica. Receperunt codicem neque aliquid mihi dicebant. Tum subito supervenit exercitus malignorum et horridorum vultu spirituum domumque hanc et exterius obsedit et intus maxima ex parte residens implevit. Tunc ille qui et obscuritate tenebrosae faciei et primatu sedis maior esse videbatur eorum, proferens codicem horrendae visionis et magnitudinis enormis et ponderis paene importabilis, iussit uni ex satellitibus suis mihi ad legendum deferre. Quem cum legissem, inveni omnia scelera, non solum quae opere vel verbo, sed etiam quae tenuissima cogitatione peccavi, manifestissime in eo tetricis esse descripta litteris. Dicebatque ad illos qui mihi adsederant viros albatos et praeclaros: Quid hic sedetis, scientes certissime, quia noster est iste? Responderunt: Verum dicitis, accipite et in cumulum damnationis vestrae ducite. Quo dicto statim disparuerunt ....., moxque moriar et paratis ad rapiendum me daemonibus in inferni claustra pertrahar.* Die untergeschobene epistola beati Cyrilli ad St. Augustinum de miracu-

---

*χάριτι τῆς παλιγγενεσίας μὴ κοσμηθεῖσαν, οὐκ οἶδα, εἰ οὐδὲ οἱ ἄγγελοι μετὰ τὸν χωρισμὸν τοῦ σώματος ὑπαδέχονται. πῶς γὰρ τὴν ἀσφράγιστον, τὴν μηδὲν τῆς δεσποτείας ἐπίσημον φέρουσαν, ἣν εἰκὸς ἐμφέρεσθαι τῷ ἀέρι πλανωμένην καὶ ἀλιτεύουσαν καὶ ἀζήτητον ὡς ἀδέσποτον ἐπιθυμοῦσαν ἀναπαύσεως καὶ μονῆς καὶ μὴ εὑρίσκουσαν.* S. 525 u. 546 wiederholt sich dasselbe Citat. Statt *εἰ οὐδὲ* oben ist wohl bloss *εἰ* zu schreiben; an jenen drei Stellen wird verschieden gelesen, 474 bloss *οὐδὲ*, 525: *εἰ οὐδὲ*, 546: *οὐδὲ εἰ*. Vielleicht ist *οὐδὲ* ein Schreibfehler, der durch das voraufstehende *οἶδα* veranlasst ward.

14*

lis beati Hieronymi, die wohl erst nach Gregor d. Gr. fällt, erzählt cap. 3 eine ähnliche Vision vom Tode des Eusebius, wo aber, der Tendenz der Schrift gemäss, Hieronymus die Rolle der guten Engel übernimmt. Der sterbende Eusebius ruft: *Nonne videtis daemonum agmina, quae me debellare cupiunt?* er schildert dann lebhaft ihr schreckliches Gebaren. Aber *ad extremam horam gloriosus Hieronymus apparuit, eum benigne confortans. Cuius adventu omnis illa Daemonum turba quasi infinita, eius timore perterrita, ab eo velut fumus evanuit.* Ein anderer erzählt ebenda: *Adveniente mortis meae hora tanta in loco quo migraturus iacebam nefandorum affluit spirituum multitudo, quod prae multitudine dinumerari omnino non possent, quorum species talis erat, quod ea nil poenosius nilve horribilius excogitari potest.* Eine Engelschaar, an ihrer Spitze der heil. Hieronymus, rettet auch ihn: *Nam dum omni vigore spiritus destitutus eorum verbis paululum assentirem, gloriosus affuit Hieronymus, magno vallatus agmine angelorum. Qui ubi illos spiritus immundos fuit intuitus me tam dure exacerbantes, valde commotus erga eos voce terribili eis dixit: Quid ad hunc nequitiae et omnis maledictionis spiritus venistis? Nesciebatis hunc meis fore fovendum auxiliis? Protinus hunc relinquentes abite et vestras ab eo elongate nequitias, quantum distat oriens ab occasu. Hic illa maledictorum spirituum societas perterrita diris ululatibus et clamoribus limen loci, in quo iacebam, excessit.*

Gewöhnlicher aber ist, dass der Streit und die Auseinandersetzung erst unmittelbar nach dem Tode stattfindet. So erzählt Athanasius im Leben des hl. Antonius cap. 65: *Μέλλων γὰρ (ὁ Ἀντώνιος) ἐσθίειν ποτὲ καὶ ἀναστὰς εὔξασθαι περὶ τὴν ἐννάτην ὥραν ᾔσθετο ἑαυτὸν ἁρπαγέντα τῇ διανοίᾳ· καί, ὅτι παράδοξον, ἑστὼς ἔβλεπεν ἑαυτὸν ὥςπερ ἔξωθεν ἑαυτοῦ γινόμενον καὶ ὡς εἰς τὸν ἀέρα ὁδηγούμενον ὑπό τινων. Εἶτα πικροὺς καὶ δεινούς τινας ἑστῶτας ἐν τῷ ἀέρι καὶ θέλοντας αὐτὸν κωλῦσαι ὥςτε μὴ διαβῆναι· τῶν δὲ ὁδηγούντων ἀντιμαχομένων ἀπῄτουν ἐκεῖνοι λόγον, εἰ μὴ ὑπεύθυνος αὐτοῖς εἴη. Θελόντων τοίνυν συνᾶραι λόγον ἀπὸ τῆς γεννήσεως αὐτοῦ ἐκώλυον οἱ τὸν Ἀντώνιον ὁδηγοῦντες λέγοντες ἐκείνοις· Τὰ μὲν ἀπὸ τῆς γεννήσεως αὐτοῦ ὁ κύριος ἀπήλειψεν. ἐξ οὗ δὲ γέγονε μοναχὸς καὶ ἐπηγγείλατο τῷ θεῷ, ἐξέστω λόγον ποιῆσαι. τότε κατηγορούντων καὶ μὴ ἐλεγχόντων, ἐλευθέρα γέγονεν αὐτῷ καὶ ἀκώλυτος ἡ ὁδός. καὶ εὐθὺς εἶδεν ἑαυτὸν ὥςπερ ἐρχόμενον*

*καὶ πρὸς ἑαυτὸν ἑστῶτα καὶ πάλιν ἦν ὅλως Ἀντώνιος.* Die Erzählung schliesst mit dem Satze: *ἐν τούτῳ γὰρ ὁ ἐχθρὸς ἔχει τὴν ἐξουσίαν, ἐν τῷ μάχεσθαι καὶ πειράζειν διακωλύειν τοῖς διερχομένοις.* Der heil. Maximus in der Stelle, die der Protosynzellus Gregorius in seiner Apologie gegen das Schreiben des Bischofs Markus von Ephesus anführt: *Quis mei similium, peccatorum sordibus pollutus, non paveat sanctorum Angelorum praesentiam, a quibus, ex hac vita iussu Dei discessurus, vi et iracunde e corpore vel invitus extruditur? Quis sibi conscius scelerum non reformidet ferocissimum et inhumanum impiorum daemonum occursum, cum eorum unusquisque per aeris spatium miseram animam post egressum ad sese tenacissime pertrahat, et illa manifestis convicta criminibus spem omnem acquirendae beatitudinis miserabiliter abiiciat? — Ita post habitam in aere per spiritualia nequitiae quaestionem rationisque supputationem sequitur praecipitatio ad inferos.* Gregor d. Gr. in den Visionen des vierten Buches der Dialoge cap. 36 erzählt mehreres Hergehörige, so von Einem, *qui cum iam ductus esset, ut in flammas et ipse mergeretur, subito angelum corusci habitus apparuisse fatebatur, qui eum in ignem mergi prohiberet*, und von einem anderen: *a quibusdam teterrimis viris .... per coxas deorsum atque a quibusdam albatis et speciosissimis viris coepit per brachia sursum trahi. Cumque hoc luctamen esset, ut hunc boni spiritus sursum mali deorsum traherent, ipse qui haec videbat ad corpus reversus est.* Beda in der Hist. eccles. gentis Anglorum III, 19 erzählt von Furseus: *Qui reductus in corpore et die tertia rursum eductus vidit non solum majora beatorum gaudia sed et maxima malignorum spirituum certamina, qui crebris accusationibus improbi iter illi coeleste intercludere contendebant; nec tamen protegentibus eum angelis quicquam proficiebant;* und bald darauf: *Sequuntur adversus ipsum accusationes malignorum, defensiones spirituum bonorum, copiosior coelestium agminum visio.* Dann folgt eine speciellere Schilderung. Furseus hatte von einem Sterbenden ein Gewand angenommen; als er mit den Engeln am höllischen Feuer vorüberwandelt, schleudern die Teufel jenen Sünder auf ihn zu und entzünden seine Schulter. *Quem angelus sanctus statim adprehendens in ignem reiecit. Dicebatque hostis malignus: 'Nolite repellere quem antea suscepistis, nam sicut bona eius peccatoris suscepistis, ita et de poenis eius participes esse debetis'. Contradicens angelus: 'Non, inquit, propter avaritiam sed propter*

*salvandam eius animam suscepit'. Cessavitque ignis.* — Eine andere Vision erzählt Beda V, 12: *Interea ascenderunt quidam spirituum obscurorum de abysso illa flammivoma et adcurrentes circumdederunt me atque oculis flammantibus et de ore ac naribus ignem putidum efflantes angebant; forcipibus quoque igneis, quos tenebant in manibus minitabantur me comprehendere nec tamen me ullatenus contingere, tametsi terrere praesumebant. Qui cum undiqueversum hostibus et caecitate tenebrarum conclusus huc illucque oculos circumferrem, si forte alicunde quid auxilii, quo salvarer. adveniret, apparuit retro via qua veneram quasi fulgor stellae micantis inter tenebras, qui paulatim crescens et ad me ocius festinans ubi adpropinquavit, dispersi sunt et aufugerunt omnes qui me forcipibus rapere quaerebant spiritus infesti. Ille autem qui adveniens eos fugavit, erat ipse qui me ante ducebat.* Alcuin in dem Poema de pontificibus et sanctis ecclesiae Eboracensis hat Vs. 944—956 das eben Erzählte in Hexameter gebracht, die sich aber an die Worte des Originals so genau anschliessen, dass man von ihrer Anführung hier füglich absehen kann. Diese Stellen des Beda und Alcuin, sowie die gleich anzuführenden aus den Briefen des Bonifacius zeigen zugleich, dass die Vorstellung vom Streite der Engel und Teufel um die scheidende Seele bei den Angelsachsen keineswegs unbekannt war.

Auch Bonifacius theilt in seinem Briefe an Eadburga eine Anzahl Visionen eines Wiedererstandenen mit, die dasselbe berichten (bei Jaffé S. 55 fg.): *Praeterea referebat, illo in temporis spatio, quo extra corpus fuit, tam magnam animarum migrantium de corpore multitudinem illuc, ubi ipse fuit, convenisse, quam totius humani generis in terris non fuisse antea existimaret. Innumerabilem quoque malignorum spirituum turbam nec non et clarissimorum chorum supernorum angelorum adfuisse narravit. Et maximam inter se miserrimos spiritus et sanctos angelos de animabus egredientibus de corpore disputationem habuisse, daemones accusando et peccatorum pondus gravando, angelos vero relevando et excusando.* Von sich selber berichtet dann der Wiedererstandene: *Et se ipsum audisse, omnia flagitiorum suorum propria peccamina ipsius propria voce contra illum clamitasse et eum dirissime accusasse. ... Similiter et maligni spiritus, in omnibus consonantes vitiis, accusando et duriter testificando et loca et tempora nefandorum actuum memorantes, eadem quae peccata dixe-*

*runt conclamantes probabant. ... Et sic cumulatis et conputatis sceleribus antiqui hostes adfirmabant, eum reum peccatorem iuris eorum et condicionis indubitanter fuisse. E contra autem, dixit, excusantes me clamitabant parvae virtutes animae, quas ego miser indigne et inperfecte peregi. ... Et has illi inmensae claritatis angelici spiritus magnificando, defendentes me, adfirmabant.* Darauf wird noch ein anderer Fall erzählt (S. 58): *Narravit quoque, ad illum conventum inter alias venisse cuiusdam hominis animam, qui in abbatis officio defunctus est, quae speciosa nimis et formosa esse visa est. Quam maligni spiritus rapientes contendebant sortis eorum et condicionis fuisse. Respondit ergo unus ex choro angelorum dicens: Ostendam vobis cito, miserrimi spiritus, quia vestrae potestatis anima illa probatur non esse. Et his dictis repente intervenit magna cohors candidarum animarum, quae dicebant: Senior et doctor noster fuit iste et nos omnes suo magisterio lucratus est Deo; et hoc pretio redemptus est et vestri iuris non esse dinoscitur. Et quasi cum angelis contra daemones pugnam inirent, et adminiculo angelorum eripientes illam animam de potestate malignorum spirituum liberaverunt. Et cum increpans angelus daemones dixit: Scitote modo et intelligite, quod animam istam sine iure rapuistis, et discedite, miserrimi spiritus, in ignem aeternum. Cum vero hoc dixisset angelus, ilico maligni spiritus levaverunt fletum et ululatum magnum; in momento et quasi in ictu oculi pernici volatu iactabant se in supra dictos puteos ignis ardentis, et post modicum intervallum emersi, certantes in illo conventu iterum de animarum meritis disputarunt.* Eine besondere Eigenthümlichkeit bietet noch die folgende Schilderung (S. 59 fg.): *Quem (regem Mercionum) videbat angelico quodam umbraculo contra impetum daemoniorum quasi libri alicuius magni extensione et superpositione defensum. Ipsi autem daemones anhelando rogabant angelos, ut, ablata defensione illa, ipsi permitterentur crudelitatis eorum voluntatem in eo exercere. Et imputabant ei horribilem ac nefandam multitudinem flagitiorum, et minantes dicebant illum sub durissimis inferorum claustris claudendum et ibi, peccatis promerentibus, aeternis tormentis cruciandum esse. Tunc angeli solito tristiores facti dicebant: Pro dolor, quod homo peccator iste semet ipsum plus defendere non permittit, et ob ipsius propria merita nullum ei adiutorium possumus praebere. Et auferebant superpositi tutaminis defensionem. Tunc daemones gaudentes et exultantes de universis mundi partibus congregati maiori*

*multitudine quam omnium animantium in saeculo fieri aestimaret diversis eum tormentis inaestimabiliter fatigantes lacerabant.*

In allen diesen Beispielen wird der Streit zwischen Engeln und Teufeln allein erledigt, sie verständigen sich schliesslich, wobei die Engel zwar ein gewisses Uebergewicht darlegen, aber oft doch auch den Gründen der Teufel gegenüber von ihren Ansprüchen zurücktreten. Ein wirklicher Kampf, der Versuch einer Entscheidung durch Gewalt kommt nur selten vor und wird nur andeutungsweise erwähnt.

Ein den Streit entscheidender Obmann, ein höchster Richter, wird nur in dem schon erwähnten Briefe des Cyrill an Augustin angenommen. Hier wird ein wirkliches Gericht gehalten und somit ist man nun also wirklich zu einer doppelten förmlichen Verurtheilung der Seelen in jenem Leben gelangt, gegen deren Annahme man in der älteren Zeit sich so bestimmt erklärte. In der genannten Schrift cap. 3 giebt Gott selber den endgültigen Entscheid: *Subito in ictu oculi anima ineffabiliter fuit ante Dei iudicantis praesentiam deportata. ... Hinc Daemonum multitudo stabat, mala testificantes, quae fecimus, locum modum et tempus testificantes* .. Auch hier tritt der Tendenz des Schriftchens gemäss Hieronymus als Vertheidiger und Erretter auf: *Cumque iam nihil deesset nisi sententiam publicari, quae peccatoribus digne datur, ecce gloriosus Hieronymus, angelorum ingenti multitudine comitatus, ad praesidentis iudicis thronum veniens, nostram sententiam suspendi impetravit.* Noch ausführlicher im 24. Capitel: *Deinde alterius cuiusdam anima ante maiestatem regiam, circumstantibus multis nequam spiritibus eum gravissime accusantibus praesentatur. Cumque a diabolis in longum accusatio traheretur et nullus ex adverso aliqua responderet, vir quidem septies sole splendidior* (wieder der heil. Hieronymus) ... *in pedes se erexit ... omnibus se opponens accusantibus hunc suum fuisse fidelissimum et devotum et ei continue exhibuisse reverentiam specialem, eisdem mox loquendi audaciam abstulit et taciturnitatem praenotavit. Postmodum vero ille flectens ante regem genua, huic suo fidelissimo veniam et aeternam requiem solita pietate et misericordia infinita clementissime elargiri, ita tamen quod pro commissis in mundo flagitiis in purgatorio purgaretur, suis precibus, ut voluit, adeptus est. Tunc omnis illa nefandorum spirituum multitudo gemens et ululans de illo loco protinus se removit.*

Es sind im Vorstehenden absichtlich nur solche Beispiele zusammengestellt, die zweifellos älter sind als das Gedicht vom Muspilli. Sie würden sich mit Leichtigkeit bedeutend vermehren lassen, aber sie werden, hoffe ich, ausreichen um den Beweis zu liefern, dass wir nicht in der germanischen, überhaupt nicht in der heidnischen, sondern in der christlichen Mythologie die Entstehung der Vorstellung vom Streit der Engel und Teufel um die abgeschiedene Seele zu suchen haben.

Dass unter dem Streite (*dâr pâgant siu umpi*) auch in unserem Gedichte nicht ein Kampf, sondern ein auf Gründe sich stützender Streit zu verstehen sei, ganz wie in fast allen angeführten Beispielen, scheint mir schon aus den Worten *suona* und *gehalôt werde* hervorzugehen. Erst viel später wird die Annahme eines wirklichen Kampfes populärer.

### 3. Der Kampf des Elias mit dem Antichrist.

Auch in dem Kampfe des Elias mit dem Antichrist und dem Weltbrande, wie ihn unser Gedicht darstellt, hat man eine nur äusserlich christianisirte heidnisch-mythologische Vorstellung finden wollen. So schon Grimm in der Myth. 158, wo er sich jedoch über die Annahmen des christlichen Mythus noch sehr ungenau orientirt zeigte, und 768 fg., darnach Bartsch a. a. O. S. 46 fg., und Feifalik a. a. O. S. 353 fg. Auch hier scheint mir überall zu sehr von der heidnischen Grundlage als zweifellos ausgegangen zu sein, und auch hier meine ich muss zunächst die christliche Mythologie erörtert werden, um zu sehen, wie weit man mit ihr gelange.

Allerdings enthält die Darstellung unseres Gedichtes eine Reihe wesentlicher Abweichungen von der christlichen Auffassung.

Zunächst: der Antichrist ficht der christlichen Mythologie zufolge nicht mit Elias allein, wie in unserm Gedichte, sondern mit Elias und Enoch.

Denn die Vorstellung von dem Kampfe des Antichrist beruht auf Apocal. 11, 3 fg. und dort werden zwei Gegner angenommen: *Et dabo duobus testibus meis et prophetabunt diebus mille ducentis sexaginta, amicti saccis .... Et cum finierint testimonium suum, bestia, quae ascendit de abysso, faciet adversus eos bellum et vincet illos et occidet eos.* In den folgenden Versen wird

dann erzählt, wie sie nach 3½ Tagen wieder auferstehen und dann in einer Wolke gen Himmel fahren.

Frühe schon hat man diese Stelle gedeutet auf Elias und Enoch. Dass Elias vor der Wiederkunft des Messias noch einmal auf Erden erscheinen werde, war eine alte Annahme. Neben ihm scheint man schon frühe noch einen zweiten Propheten erwartet zu haben, wie Ev. Joh. 1, 21 fg. andeutet, wo der bestimmte Artikel *ὁ προφήτης* wohl zu beachten ist. Vgl. Alexandre's Ausgabe der Sibyllinischen Orakel, Bd. II, Excurs. VI, S. 514. Besonders Enoch's Name musste sich leicht zu dem des Elias gesellen. Beide waren ungestorben von dieser Erde entrückt, Elias auf dem feurigen Wagen gen Himmel (Reg. 4, 2, 11), Enoch ins Paradies auf nicht genauer beschriebene Weise (vergl. Genes. 5, 24. Hebräerbr. 11, 5. Ecclesiasticus 44, 16). Eine Hinweisung des letztern auf das jüngste Gericht durfte man überdies in dem Briefe Judä Vs. 14 u. 15 finden.

Der erste, der nachweislich jene Stelle der Apocalypse so deutet, ist Hippolytus in seiner Schrift *περὶ Χριστοῦ καὶ Ἀντιχρίστου* (bald nach 200 geschrieben; vgl. Overbeck, Quaestionum Hippolytearum specimen, Jena 1864) cap. 43 fg. u. 46 fg. Dass an der von ihm citirten Stelle, Malach. 4, 5, nur von dem einen Elias die Rede ist, stört den Verf. nicht, er bezieht sie ungestört auf beide, auf Elias und Enoch.

Indess darf man wohl annehmen, dass auch in diesem Puncte Hippolyt nur seinem Lehrer Irenaeus folgte, der schon Elias und Enoch neben einander nennt. Freilich spricht er nirgends von ihrem Kampfe mit dem Antichrist, aber er sagt von Enoch (contra omnes haereticos IV, 16, 2): *translatus est et conservatur usque nunc testis iusti iudicii Dei*, und (ibid. V, 5, 1) von Beiden: *κἀκεῖ μένειν τοὺς μετατεθέντας ἕως συντελείας.* Er beruft sich hiebei ausdrücklich auf die *πρεσβύτεροι, τῶν ἀποστόλων μαθηταί.* Die Zusammenstellung war also alt. Möglich wäre es nun freilich, dass man früher schon, auch ohne Beziehung auf jene Stelle der Apocalypse, wegen der Gleichheit ihres Lebensendes Elias und Enoch nebeneinandergestellt hätte, und erst Hippolyt in ihnen die beiden vom Antichrist zu überwindenden Propheten erkannt hätte. Indess macht die Darstellung des Hippolyt nicht den Eindruck, als sei er der Erfinder dieser Deutung.

Von nun an ist diese Annahme eine ziemlich allgemein ver-

breitete. Tertullian de anima cap. 50 sagt: *Translatus est Enoch et Elias, nec mors eorum reperta est, dilata scilicet. Ceterum morituri reservantur, ut antichristum sanguine suo exstinguant.* In der Theorie der christlichen Dogmatik nahm, wie schon hier angedeutet wird, die Tödtung der Beiden fortan eine nothwendige Stelle ein. Denn da sie, ungestorben wie sie waren, noch den irdischen Körper nicht abgelegt hatten, so ward ihnen erst mittels ihrer Tödtung durch den Antichrist die Möglichkeit gewährt, des verklärten Körpers der Seligen bei der Auferstehung theilhaft zu werden. Vgl. Augustin contra Julianum 6, 30. Ephraem Theopolitanus in Photii Biblioth. cod. 229 S. 252 ed. Bekker.

Der Descensus ad inferos, die zweite Hälfte des später s.g. Evangelium Nicodemi, lässt beide auftreten und sagen (cap. 25): *οἳ καὶ μέλλομεν ζῆσαι μέχρι τῆς συντελείας τοῦ αἰῶνος· τότε δὲ μέλλομεν ἀποσταλῆναι παρὰ θεοῦ ἐπὶ τῷ ἀντιστῆναι τῷ ἀντιχρίστῳ καὶ ἀποκτανθῆναι παρ᾽ αὐτοῦ* u. s. w.

Andere kirchliche Schriftsteller, die jene Stelle ebenso deuten, sind, um nur Einige zu erwähnen, Ambrosius in Ps. 45, dann in Comment. in epist. ad Corinthios primam; Hilarius zu I Cor. 4, 9; Hieronymus Epist. ad Marcellam (ed. Francof. III, S. 93); Augustin erwähnt Elias und Enoch beisammen als deren Tod noch bevorstehe (Tom. X, 2138^B der zweiten Benedictiner Ausgabe: *Qui creduntur ad exiguum temporis redituri in has terras, ut etiam ipsi cum morte confligant et quod primi hominis propagini debetur exsolvant*). Gregorius Moralium lib. IX, cap. 3. XI, 9. XIV, 22. XXXV, 9. Homil. 12 in Ezech. und Homil. 7 in Evangel. Pseudo-Prosper de promiss. et praedict. cap. 13. 15 u. 16. Endlich auch Alcuinus de fide trinitatis III, 49 (*Eliam et Enoch maximos prophetas venturos esse ecclesiae habet fides*), Ambrosius Ansbertus in Apocal. lib. V, Biblioth. Patrum Max. Tom. XIII, S. 522 fg. u. A. Endlich auch Adso in seiner Schrift über den Antichrist, die in späterer Zeit bald dem Augustin, bald dem Alcuin und auch dem Hrabanus Maurus zugeschrieben ward und sich in den Werken dieser drei Schriftsteller zu finden pflegt; auf ihr beruhen dann die mittelalterlichen Darstellungen, wie sie namentlich in Deutschland seit dem Ende des 11. Jahrh. aufkamen, in denen allen Enoch und Elias als Kämpfer auftreten. Schriftsteller der griechischen

Kirche, die dieselbe Darstellung geben, zählt auf Thilo in dem Codex Apocryph. Novi Testamenti S. 765 fg. Anm.

War nun so die Annahme von einer Wiederkunft des Elias und Enoch zum Kampfe mit dem Antichrist namentlich seit dem 10. Jahrh. ganz allgemein, so war sie doch in der älteren Zeit keineswegs so fest gegründet, dass nicht Abweichungen von derselben stattgefunden hätten. Berief sie sich doch auf eine Stelle, in der keine Namen genannt waren. Augustin vergisst das nicht, wiederholt macht er auf das Unsichere dieser Deutung aufmerksam. *Plerique*, sagt er, *exponunt Apocalypsim Ioannis de duobus illis prophetis* (Elias und Enoch) Opp. ed. Mon. Ord. S. Bened. edit. alt. II, 1069 A, und: *si non fallitur quaedam ex scriptura Dei conjectura fidei,* ibid. V, 1791 A; er sagt, er gäbe nicht viel darauf, zu den eigentlichen Artikeln des Glaubens gehöre diese Deutung nicht. Ja, in seinen Homilien über die Apocalypse (Tom. III, 2) bezieht er die *testes duo* (Apoc. 11, 3) auf das alte und neue Testament. Und darin stimmen ihm Andere bei, z. B., was für uns nicht unwichtig ist, Beda in den Anmerkungen zur Apocalypse.

So finden sich denn auch andere Deutungen. In der pseudohippolytischen Schrift *περὶ τῆς συντελείας τοῦ κοσμοῦ* cap. 21 wird, unbekümmert um die in der Apocalypse begründete Zweizahl, dem Elias und Enoch noch Johannes evangelista hinzugefügt: *ἡ δὲ δευτέρα τοῦ Χριστοῦ παρουσία, ἐν ᾗ μέλλει ἔρχεσθαι ἐν δόξῃ, Ἐνὼχ και Ἡλίαν καὶ Ἰωάννην τὸν θεολόγον ἀναδείξει .... καὶ ὅταν κηρύξωσι ταῦτα πάντα παρὰ τοῦ διαβόλου ἐν ῥομφαίᾳ πεσοῦνται καὶ πληρώσουσι τὴν μαρτυρίαν αὐτῶν.* Dies geschah, weil man auch den Johannes zu denen rechnete, die nicht gestorben seien, mit Bezug auf Ev. Joh. 21, 23 *Exiit ergo sermo iste inter fratres, quia discipulus ille non moritur.* Ebenso sagt Ephraem Antiochenus bei Photius Cod. 229: *ὅτι δὲ περίεστιν ὁ παρθένος Ἰωάννης, ὥσπερ τὸν Ἐνὼχ καὶ τὸν Ἡλίαν, παράδοσις μαρτυρεῖ, οὕτω καὶ τοῦτον. καὶ τὸ ἐν τοῖς εὐαγγελίοις δὲ εἰρημένον εἰς τὸν αὐτὸν ἡμᾶς νοῦν ἕλκει ... οὐ γάρ τις ἀθάνατον αὐτὸν εἶναι φησὶν, ἀλλὰ διαμένειν μετὰ Ἐνὼχ καὶ Ἡλία μεχρὶ τῆς δευτέρας τοῦ Δεσπότου παρουσίας.* Und Ambrosius Enarrat. in Ps. 45 n. 10: *Nam et bestia illa antichristus ex abysso ascendit, ut adversus Eliam atque Enoch atque Ioannem, qui propter testimonium domini Iesu terris sunt redditi, proeliaretur, ut legimus in Ioannis apocalypsi.*

In einigen Handschriften fehlt *atque Ioannem*, wohl, weil die Schreiber später daran Anstoss nahmen, denn dass Ambrosius dasselbe was von Elias und Enoch auch von Johannes annahm beweist seine Expos. ev. Lucae (Benedictiner Ausgabe Tom. VII, S. 1411) wo er mit der Erzählung vom Enoch und Elias das Wort Christi von Johannes (Ev. Joh. 21, 22 fg.) zusammenstellt. Noch mehr Beispiele derselben Annahme führt auf Thilo a. a. O. S. 764 fg. Anm.

Besonders häufig wird Enoch's Name durch einen anderen ersetzt; beruhte er doch allein auf einer gelehrten Vermuthung, neben der auch wohl andere eine Stelle finden durften. Statt seiner ward Moses genannt. Auch von diesem lief eine ziemlich verbreitete Sage, er sei nicht gestorben sondern gen Himmel gefahren. So bei Josephus Antiq. Iud. III, 5. 7. IV, 8. 48. coll. I, 3. 4. IX, 1. 2. Maimonides Praef. zum Talmud: *Sic dixerunt magistri nostri, Moses, magister noster, non est mortuus sed ascendit ac deo in coelo ministrat.* Clemens Alexandr. spricht von seiner *ἀνάληψις*, nennt ihn *ἀναλαμβανόμενον.* Vgl. Thilo a. a. O. S. 763 Anm., wo noch mehr Stellen aufgeführt werden. Und ihn mit Elias zusammenzustellen, dazu musste sein Erscheinen neben diesem in der Transfiguration Jesu (Matthaeus 17, 3. Marcus 9, 3. Luc. 9, 29 fg.) doppelt auffordern. Andere dachten an Jeremias, dessen Tod nicht erzählt wird, und der Matth. 16. 14 neben Elias genannt wird. Auch Helisaeus findet sich erwähnt. So sagt Victorinus im Comment. zur Apocalypse 11, 3 (Biblioth. P. P. Tom. III, S. 418): *Multi putant eum Heliam esse et Helisaeum aut Mosen: sed utrique mortui sunt: Hieremiae autem mors non invenitur, quare omnes veteres nostri tradiderunt illum esse Hieremiam.* Hilarius im Comment. zu Matth. cap. 20 § 10: *Et hos quidem eosdem prophetas duos* (Moyses und Elias): *praevenientes adventum eius esse intelligimus, quos apocalypsis Ioannis ab antichristo perimendos esse dicit, licet variae vel de Enoch vel de Ieremia plurimorum exstiterint opiniones, quod alterum eorum sicut Eliam mori oporteat;* er weist dann dies zurück und wieder auf Moses hin: *si quis conditionem et mortis et sepulcri Moysi diligenter adverterit et secretarum scripturarum* (wohl die apocryphe *ἀνάληψις* oder *ἀνάβασις* des Moses, aus der Vs. 9 der Epistel Judä herrühren soll) *secundum Apostoli auctoritatem cognitionem adeptus sit, intelliget omnia ita esse tractata, ut Moyses potuerit iam videri.*

Unangefochten aber blieb der Name des Elias. Auf ihn als den Vorläufer des Messias hatte schon Malachias 4, 5 und 6 hingewiesen: *Ecce ego mittam vobis Eliam prophetam antequam veniet dies domini magnus et horribilis. Et convertet cor patrum ad filios et cor filiorum ad patres eorum, ne forte veniam et percutiam terram anathemate.* Im Ecclesiasticus 48, 10 hiess es von ihm: *Qui scriptus est in iudiciis temporum lenire iracundiam Domini, conciliare cor patris ad filium et restituere tribus Jacob.* Von den Juden war dies auf die Ankunft des irdischen Messias gedeutet worden, und Einige vermutheten daher in Christus selber den Elias. Vgl. Matth. 16, 14. Joh. 1, 21 fg. Christus seinerseits nannte um deswillen den Johannes seinen Elias. Vgl. Matth. 11, 14; 17, 12 u. 13, ja bei Lucas nennt bereits der Engel Gabriel bei der Annunciation den Johannes so, vgl. Luc. 1, 17. Zugleich aber hatte Christus hinzugefügt (Matth. 17, 11): *Elias quidem venturus est et restituet omnia.* Vgl. Marc. 9, 10 fg. Und dies ward natürlich von der christlichen Auslegung bezogen auf Christi Wiederkehr am Ende aller Dinge.

So ist denn an unzähligen Stellen, wo von der Wiederkunft Christi, vom jüngsten Gericht etc. gehandelt wird, nur von Elias die Rede. Nur von ihm spricht Justinus Martyr in dem Dialogus cum Tryphone cap. 49 (Opera ed. Otto, II, 159), nur ihn kennen die sibyllinischen Orakel (hsgg. von Alexandre, Paris 1841) II, 187 fg. in der Schilderung des jüngsten Gerichts:

> *καὶ τότ᾽ ὁ Θεσβίτης* (d. i. Elias) *γε ἀπ᾽ οὐρανοῦ ἅρμα τιταίνων*
> *οὐράνιον γαίῃ δ᾽ ἐπιβὰς τότε σήματα τρισσὰ*
> *κόσμῳ ὅλῳ δείξει τε ἀπολλυμένου βιότοιο,*

nur ihn erwähnt Theodoret haeret. fabb. lib. V, 23 (de Antichristo); nachdem hier das Treiben des Antichrist geschildert ist, fährt er fort: *ἐπιφέρει δὲ ὅτι τάχιστα τούτῳ μὲν πανωλεθρίαν, Ιουδαίοις δὲ θεραπείαν. ἀποστελεῖ γὰρ τὸν Θεσβίτην Ἡλίαν καὶ ἐξαπάτην διελέγχοντα τὴν ἐκείνου καὶ τὴν σωτῆρος αὐτοῦ προμηνύοντα προςουσίαν.* Augustin hebt De civitate Dei cap. 29 nur des Elias Wiederkunft hervor und nennt ihn *magnus mirabilisque propheta* und so auch noch an andern Stellen. Hilarius im Comm. zu Matth. 17, 4 beschränkt sich ebenfalls auf Elias, nicht anders Origenes in Joh. I. (Tom. V, S. 85). Seine Parallelisirung mit Johannes d. T. musste seinen Namen doppelt populär machen. Es würde zu weit führen, nur annähernd

die Stellen hervorzuheben, in denen Elias allein genannt wird; man darf sagen, überall, wo nicht speciell auf den Kampf mit dem Antichrist Bezug genommen wird, finden wir nur des Elias Namen. So mag nur noch eine Stelle aus dem von Alouin zusammengestellten Homiliarius hier einen Platz finden, weil sie uns unmittelbar an die Zeit führt, in der unser Gedicht entstand, (Ausgabe Cöln 1576 Fol. S. 42[b]) *quia sicut Elias secundum Dei adventum praeveniet, ita Ioannes praevenit primum; sicut ille praecursor venturus est iudicis, ita iste praecursor factus est redemptoris.*

Die christliche Litteratur hat es von allem Anfange an mit der Kritik nicht eben strenge genommen. Wir sahen oben, wie Hippolytus die Worte der Apocalypse 11, 3, die von 2 Propheten spricht, ohne Anstoss zu nehmen, mit Malach. 4, 5 zusammenreimte, wo von Elias allein die Rede ist: *Ἀναγκαίως δεῖ πρώτους τοὺς προδρόμους αὐτοῦ φανερωθῆναι, καθὼς διὰ Μαλαχίου φησί· πέμψω ὑμῖν Ἠλίαν τὸν Θεσβίτην .... οὗτοι οὖν παραγενόμενοι κηρύξουσι* u. s. w. Ebenso vermochte die pseudohippolytische Schrift (s. o.), ferner Ephraem Antiochenus und Ambrosius die Zahl der Vorläufer des jüngsten Gerichtes auf drei zu bringen, während sie sich unmittelbar auf die Stelle der Apocalypse beriefen, die ausdrücklich nur zwei nennt, z. B. (s. o.): *ut adversus Eliam atque Enoch atque Ioannem ... proeliaretur, ut legimus in Ioannis apocalypsi.* Kann es da Wunder nehmen, wenn bei der hervorstechenden Bedeutung, die der allein unangefochtenen Vorstellung von der Wiederkehr des Elias vor dem jüngsten Gerichte gezollt ward, auch einmal die Annahme Platz griff, er allein habe den Kampf mit dem Antichrist zu bestehen? Und in dieser Auffassung steht unser Gedicht nicht allein, es hat einen Vorgänger an Lactanz.

L a c t a n z in den Divinae institutiones VII, 17 sagt: *Sed planius quomodo id eveniat exponam. Imminente iam temporum conclusione propheta magnus mittetur a Deo, qui convertat homines ad Dei agnitionem et accipiet potestatem mirabilia faciendi. Ubicunque non audierint eum homines claudet coelum et abstinebit imbres et aquam convertet in sanguinem et cruciabit illos siti ac fame et quicunque conabitur eum laedere procedet ignis de ore eius et comburet illum. His prodigiis atque virtutibus convertet multos ad Dei cultum.* Man sieht deutlich, dass, obwohl nicht genannt, nur Elias gemeint ist; die Prädicate weisen auf ihn hin, und

überdies folgt bekanntlich Lactanz wiederholt und mit Vorliebe den Darstellungen der sibyllinischen Bücher, die nur den Elias kennen. Dann heisst es weiter: *Peractisque operibus ipsius alter rex orietur ex Syria malo spiritu genitus, eversor ac perditor generis humani, qui reliquias illius prioris mali cum ipso simul deleat. Hic pugnabit adversus prophetam Dei et vincet et interficiet eum et insepultum iacere patietur, sed post diem tertium reviviscet atque inspectantibus et mirantibus cunctis rapitur in coelum.*

Es ist die Möglichkeit allerdings nicht von der Hand zu weisen, dass diese Stelle direct einen Einfluss auf unsern Verfasser oder seinen Gewährsmann geübt haben könne, denn wir wissen, dass die Werke des Lactanz vom 7. bis 9. Jahrh. in den fränkischen Landen gelesen und abgeschrieben, die griechischen Verse aus den sibyllinischen Büchern sogar damals mit einer lateinischen Uebersetzung versehen worden sind. (Vgl. Montfaucon, Palaeogr. graeca S. 223 u. 235 fg.) Aber für nöthig halte ich diese Annahme nicht. Die Momente, aus denen sich jene Vorstellung entwickelte, lagen so nahe, dass sie gar wohl, auch unabhängig von Lactanz, noch ein zweites Mal sich bilden konnte.

Eine zweite Abweichung unseres Gedichtes von den sonstigen christlichen Darstellungen ist die, dass nach diesen der Antichrist den Elias und Enoch besiegt und tödtet, während er hier im Kampfe den Kürzern zieht. Man könnte sich berufen wollen auf Aeusserungen, wie bei Tertullian de anima 50: reservantur ut antichristum sanguine suo exstinguant, oder bei Theodoret a. a. O., wo es heisst: *ἐπιφέρει δὲ* (*ὁ θεὸς*) *ὅτι τάχιστα τούτῳ μὲν* (*τῷ ἀντιχρίστῳ*) *πανωλεθρίαν, Ἰουδαίοις δὲ θεραπείαν. ἀποστελεῖ γὰρ τὸν Θεσβίτην Ἡλίαν* u. s. w. Aber von derartigen Andeutungen zu der Annahme, es habe irgendwo unter Christen die Vorstellung gewaltet, dass der Antichrist von Elias besiegt werde, führt doch kaum eine sichere Brücke. Höchstens kann man sagen, dass so viele Schriftsteller nur die glänzende Ankunft des Elias, um den Antichrist zu widerlegen, schildern, speciell des Kampfes mit ihm und des Todes dabei aber nicht gedenken (z. B. Augustin an einigen Stellen, Theodoret u. a.), so dass, wenn der Dichter anderweit von einem Kampfe mit dem Antichrist

erfuhr, er vielleicht bona fide den Verlauf als selbstverständlich so annehmen mochte, wie er ihn darstellt. Jedesfalls werden wir hier eine selbstständige Abweichung des Dichters zugeben müssen, mochte er nun nicht genügend unterrichtet sein, oder, was wohl ebenso wahrscheinlich, mochte er, um die verwickelten Specialitäten des Dogma unbekümmert und Anstoss daran nehmend, dass der magnus mirabilisque propheta Dei ein Opfer des Antichrist werden sollte, den Kampf des letztern mit dem Elias und seine spätere Vernichtung durch den Engel Michael (durch den die gewöhnliche Annahme ihn fallen lässt, während einige Quellen ihn auch nach II. Thessal. 2, 8 vor dem Glanze des Erlösers zusammenbrechen lassen) mit genialer Kühnheit in Einen Kampf zusammenziehen, gewiss mit mächtiger Erhöhung des poetischen Eindruckes. Völlig ausser Beziehung zu unserm Gedichte wird die jüdische Tradition stehn, nach der allerdings Elias den Bösen Sammael tödtet. Vgl. Eisenmenger 2, 696. 851.

Auch für die dritte Abweichung liegt keine sichere directe Quelle oder directe Analogie vor. Nirgends wird der Beginn des allgemeinen Weltbrandes und Weltunterganges, den Altes wie Neues Testament vor den Beginn des jüngsten Gerichtes verlegt (vgl. Psalm 49, 3. 96, 3 fg. Jesaias 51, 6 u. ö. Matth. 24, 29. Marc. 13, 25. Petr. epist. II, 3, 7), mit dem Tode oder der Erscheinung des Elias in causale oder auch nur nähere temporale Verbindung gebracht *), am allerwenigsten findet sich irgendwo eine Angabe, dass des Elias Blut dies hervorgerufen habe. Auch hier bin ich geneigt, eine eigene kühne und geniale Ideenverbindung des Dichters anzunehmen, zu der er aber die Elemente völlig zubereitet vorfand. Mit Feuer hatte Elias wiederholt während seines Lebens Wunder verrichtet. So bewies er den 450 Priestern Baals gegenüber durch Feuer vom Himmel, welches sein Opfer verzehrte, dass Jehovah Gott sei (3 Reg. 18, 38 *cecidit autem ignis domini et voravit holocaustum* u. s. w.), die ihn zu fangen abgesandten Boten des Ahazias (Ahasja) werden zwei-

*) Es ist auch unrichtig, wenn Müllenhoff, Denkm. S. 260, sagt, die Apocalypse wisse von einem verheerenden Erdbeben nach dem Tode der Propheten. Erst nach der Wiedererweckung und der Himmelfahrt der beiden beginnt das Erdbeben, vgl. Apocal. 11, 11—13.

mal durch himmlisches Feuer verzehrt (4 Reg. 1, 12, *Respondens Elias ait: Si homo Dei ego sum, descendat ignis de caelo et devoret te et quinquaginta tuos. Descendit ergo ignis de coelo et devoravit illum et quinquaginta eius;* u. ib. 1, 14 *Ergo descendit ignis de coelo et devoravit duos principes quinquagenarios primos et quinquagenos qui cum eis erant*), endlich war er auf feurigem Wagen gen Himmel gefahren (4 Reg. 2, 11 *ecce currus igneus et equi ignei diviserunt utrumque*, den Elias und Elisaeus, *et ascendit Elias per turbinem in coelum*). Dem entsprechend characterisiert ihn der Ecclesiasticus 48, 1 fg. *Et surrexit Elias propheta quasi ignis et verbum ipsius quasi faculà ardebat ... verbo domini detinuit coelum et deiecit de coelo ignem ter .... qui receptus est in turbine ignis, in curru equorum igneorum!* Und ganz hiezu stimmt, wenn nun von den beiden Zeugen, mit denen der Antichrist kämpfen soll, erzählt wird, Apocal. 11, 5: *Et si quis voluerit eos nocere, ignis exiet de ore eorum et devorabit inimicos eorum, et si quis voluerit eos laedere, sic oportet eum occidi.* Wird nicht hiedurch eine Vorstellung erweckt, die sich schon ganz nahe berührt mit der in unserm Gedichte ausgemalten? Und nach Apocal. 20, 7 fg. wurden *Diabolus* (Satanas) und die *bestia* (Antichrist) schliesslich wirklich im Kampfe durch Feuer vertilgt: *Satanas congregabit eos in proelium .... et descendit ignis a Deo de coelo et devoravit eos, et Diabolus, qui seducebat eos, missus est in stagnum ignis et sulphuris, ubi et bestia* (bezieht sich hierauf *der inan farsenkan scal?*) *et pseudoprophetae cruciabuntur die ac nocte in saecula saeculorum.* Und dies sie vertilgende Feuer war in der That das die Welt verzehrende Endfeuer, denn unmittelbar darnach beginnt das Gericht, ibid. Vs. 11: *Et vidi thronum magnum .... et vidi mortuos, magnos et pusillos, stantes in conspectu throni et libri aperti sunt ... et iudicati sunt mortui.* Also auch hier der Weltbrand wirklich unmittelbar an einen Kampf mit Satanas und Antichrist angereiht! Konnte nicht, indem man cap. 11, 3 fg. und cap. 20, 7 fg. locker combinirte, die Vorstellung sich bilden, der Verlauf sei wirklich der in unserm Gedichte geschilderte gewesen? mochte nun diese Deutung die eines begabten Dichters, oder die eines geistlichen Interpreten sein.

Auch sonst wird bei den Schriftstellern, die den Elias allein nennen, das Eintreten der ἐκπύρωσις unmittelbar mit dem Auftreten desselben in Verbindung gesetzt. So in den sibyllini-

schen Büchern II, 196, nachdem unmittelbar vorher (s. o.) des Elias Herankommen geschildert ist:

*Καὶ τότε δὴ ποταμός τε μέγας πυρὸς αἰθομένοιο*
*Ῥεύσει ἀπ᾽ οὐρανόθεν καὶ πάντα τόπον δαπανήσει*
*Γαῖάν τ᾽ ὠκεανόν τε μέγαν γλαυκήν τε θάλασσαν.*

Und in dem Feuer kommt der Antichrist um, ebenda III, 73:

*Καὶ Βελίαρ φλέξει καὶ ὑπερφιάλους ἀνθρώπους*
*Πάντας, ὅσοι τούτῳ πίστιν ἐποιήσαντο.*

Als ganz eigenthümliche Züge des Muspilli bleiben demnach nur übrig die Besiegung des Antichrist durch Elias, und der Beginn des Weltbrandes durch das in die Erde träufelnde Blut desselben. Alles Uebrige war durch die christliche Ueberlieferung ausreichend an die Hand gegeben. Und dass mit dieser in Betreff der letzten Dinge etwas freier konnte umgegangen werden, giebt Augustin ausdrücklich zu, De civitate Dei, cap. 30: *De modo eorum et ordine et tempore liberam sivit esse conjecturam!*

Vergleichen wir nun die Darstellung unsers Gedichtes mit der nordisch-heidnischen Ueberlieferung, die man in ihm noch zu entdecken vermeint hat, mit der Schilderung des Götterkampfes und Weltbrandes, so ist die eine Uebereinstimmung nicht abzuweisen: Der Weltbrand beginnt in Völuspâ und Snorra Edda unmittelbar nach dem Kampfe der Götter mit den Dämonen, während die vulgate Darstellung der christlichen Mythologie noch manche Acte zwischen den Kampf des Antichrist und den Weltbrand einzuschieben pflegt. Doch haben wir gesehen, dass die Apocalypse auch hier Momente hat, die gar wohl zu einem nähern Zusammenrücken der beiden Schilderungen Veranlassung geben konnten.

Indess wäre dies Moment immerhin gewichtig, wenn nur nicht alle übrigen Vergleichungspuncte uns im Stiche liessen. Nicht um einen vorgängigen Einzelkampf, wie übereinstimmend in der christlichen Annahme und im Muspilli, handelt es sich in Völuspâ sondern um eine allgemeine Schlacht der Götter mit den dämonischen Wesen und um die gegenseitige Vernichtung derselben; ausführlich wird das Herankommen derselben und ihre Schlachtordnung geschildert, und wie einer den andern tödtet, worauf dann Surtr die Welt in Brand steckt, der Alles vernichtet mit Ausnahme des Vidarr und Vali. Wenn noch speciell darauf hingewiesen wird, dass in Völuspâ der Beginn des

Weltbrandes (Str. 57 bei Moebius) sich unmittelbar an die Strophe anschliesst — und hier stimmt die Strophenfolge in allen Ueberlieferungen überein — in welcher der Kampf des Thor mit der Midgardschlange erzählt ist (für welche beide man im Muspilli Antichrist und Elias christlich substituirt glaubt), so kann das die Vorstellung von dem Götterkampfe als einer allgemeinen Vernichtungsschlacht nicht ändern, aus der dieser Kampf nur eine Episode ist. Wie wenig man auch aus jener Stellung der Strophen den Gedanken an einen causalen Zusammenhang entnehmen dürfe, zeigt schon Snorri, der in seiner Schilderung der Götterdämmerung, obwohl der Völuspâ folgend, doch den Kampf des Thor und der Midgardschlange keineswegs mit dem Beginn des Weltbrandes zusammenstellt, sondern schon viel früher erzählt: *Thórr berr banaord af Midgardsormi ok stigr thadan braut IX fet, thá fellr hann daudr til jardar fyrir eitri thvi er ormrinn blaess á hann. Úlfrinn gleypir Ódin, verdr that hans bani; en thegar eptir snýst fram Vidarr ok stigr ödrum fæti í nedra keypt úlfsins ... anarri hendi tekr hann enn efra keypt úlfsins ok rúfr sundr gin hans, ok verdr that úlfsins bani. Loki á orostu vid Heimdall, ok verdr hvárr annars bani. thvi naest slýngr Surtr eldi yfir jördina ok brennir allan heim.*

Man sieht, eine Heraushebung der Episode von Thor und der Midgardschlange aus der allgemeinen Götterschlacht ist nicht gestattet, ein Causalnexus zwischen ihr und dem Weltbrande findet nicht statt, nach Beendigung des allgemeinen Vernichtungskampfes entzündet Surtr die Erde. Die Vergleichungspuncte, die die nordische Mythologie für die Darstellung im Muspilli bietet, sind also ungemein viel lockerer als die, welche die christliche Mythologie gewährt, ganz abgesehen von dem Hauptinhalte des Gedichtes, der mit der christlichen Darstellung völlig übereinstimmt, zu den nordischen Schilderungen in gar keinem Zusammenhange steht. Was man an kleineren, selbst wörtlichen Uebereinstimmungen nachzuweisen versucht hat, ist wohl schon von Müllenhoff erledigt, überdies von Bartsch bereits darauf aufmerksam gemacht, dass Völuspâ schliesslich offenbar neutestamentliche Einflüsse verräth, so dass die Uebereinstimmungen in der Schilderung des Weltuntergangs hierauf zurückzuführen sind. Darum stimmen auch die angelsächsischen und die späteren deutschen Gedichte hierin zusammen. Wenn aber Bartsch gar die altehrwürdige Posaune des Welt-

gerichtes, eins der ältesten und beglaubigtsten Hauptstücke des christlichen Mythus, die in unserem Gedichte in christlich-correctester Weise ertönt, zu Heimdall's Horn machen möchte, so hören hier, falls wir nicht vorher Alles nach willkürlichem Ermessen umgeworfen haben, alle Vergleichungspuncte auf, denn Heimdall's Horn ertönt vor dem Kampfe, nicht, wie die tuba im christlichen Mythus und das himiliska horn im Muspilli, nach demselben, ferner ruft jenes die Götter zur Schlacht, dieses die Leiber zur Auferstehung.

### 4. Das Ganze.

Bartsch, Feifalik und Müllenhoff stimmen darin überein, die Partie, welche vom Antichrist und Weltbrande handelt, für eingeschoben zu erklären. Die hauptsächlichsten Gründe, die Bartsch vorbrachte, sind schon von Müllenhoff zurückgewiesen: die angenommenen besonderen sprachlichen und metrischen Alterthümlichkeiten, und das Auseinanderreissen der beiden Erwähnungen des *mahal* Vs. 34 und 63. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass an letzterer Stelle von dem irdischen, an ersterer von dem jüngsten Gerichte die Rede ist; der ganze Zusammenhang, besonders auch Vs. 64, dulden keine andere Auslegung. Um so auffallender ist es, dass Müllenhoff schliesslich in den Denkmälern S. 260 doch wieder auf die Aussonderung jenes Stückes zurückgekommen ist. Er meint, in dem ursprünglichen Gedichte habe die Erzählung von Elias Kampfe gefehlt, ein Interpolator habe sie als zu der Schilderung der letzten Dinge gehörig hinzugedichtet, sei aber an eine falsche Stelle gerathen; falsch aber sei die Stelle, weil der Kampf dem jüngsten Gericht vorangehe, in unserm Gedichte aber bereits Vs. 31 von dem letzteren die Rede sei, worauf erst Vs. 38 fg. die Schilderung jenes Kampfes folge. Hiergegen muss eingehalten werden, dass, wenn auch das jüngste Gericht im engern Sinne erst nach dem Fall des Antichrist beginnt, doch die letzten Dinge überhaupt sehr oft mit unter jenem Namen begriffen werden, da sie als Vorzeichen nothwendig zu demselben gehören. Viele solche Beispiele liessen sich aufzählen, es genüge auf eines hinzuweisen, in Augustin's Schrift De civitate Dei XX, cap. 30: *In illo itaque iudicio vel circa illud iudicium has res didicimus esse venturas, Eliam Thesbitem, fidem Iudaeorum, Antichristum*

*persecuturum, quae omnia quidem ventura esse credendum est.* Ebensogut konnte auch unser Dichter bereits das Bevorstehen des Gerichts, die Entbietung zu demselben (denn weiteres wird nicht gesagt) erwähnen, ehe er den Antichrist einführte.

Allerdings der Anfang *Daz hôrtih rahhôn* Vs. 38 ist ganz geeignet für den Beginn eines Gedichts. Aber ist darum ausgeschlossen, dass der gleiche Anfang nicht auch im Innern an besonders markirten Stellen erscheinen könne? Wie oft steht nicht im Heljand *Sô gifragn ik*, *that gifragn ik*, und wer wollte jetzt wohl noch die von Schmeller als möglich hingeworfene Vermuthung aufrecht erhalten, dass an allen diesen Stellen wirklich Arbeiten anderer Verfasser begönnen? Eine besonders markirte Stelle aber ist die genannte in unserm Gedicht ohne Zweifel. Es ändert sich, so zu sagen, die Scene. Bis dahin mit den Dingen nach dem Tode beschäftigt, versetzt uns der Dichter plötzlich auf die Erde und flicht die dort spielenden, zu den letzten Dingen gehörenden Ereignisse mit kurzen, kühnen Zügen ein. Ebensowenig können die Reime Vs. 61 (und vielleicht auch 62) als effectvolle Schlussverse angesprochen werden, denn auch Vs. 79 ist gereimt, ohne doch einen Schluss zu bilden.

Auch der Zusammenhang beweist, dass das Stück nicht eingeschoben sein kann. Wenn fest steht, dass unter dem *mahal* Vs. 63 ein anderes als in Vs. 34 zu verstehen sei, so ist die Anschiebung von Vs. 63 an Vs. 36 eine Unmöglichkeit. Ganz abgesehen von der dreimaligen Wiederholung von *mahal* kurz nach einander (34, 34, 63), wären die beiden verschiedenen *mahal* so unmittelbar neben einander völlig unerträglich. Zudem gehören die Verse von 63 an, wie mir scheint, nothwendig mit den voraufgehenden zusammen. Reisst man sie auseinander, so macht man die Ermahnungsreden armseliger, einseitiger, das eine Mal nur an die streitenden Parteien, das andere Mal nur an die Richter sich wendend. Lässt man jene Verse verbunden, so wendet sich die Rede allgemein gegen den Egoismus und die Leidenschaften der Männer, wie sie im öffentlichen Leben vor Augen traten. Dass aber die Seele des öffentlichen Lebens bei unsern Vorfahren zur Zeit, als das Christenthum bei ihnen eingeführt ward, Gericht und Process waren, das wird wer in den altnordischen Sagen einige Belesenheit besitzt nicht in Abrede stellen wollen. Wenn die Ermahnung an die Richter ausführlicher geworden ist als die an die streitenden Parteien,

so liegt das in der Natur der Sache, in der grösseren Wichtigkeit, die die Unbescholtenheit der letzteren für das öffentliche Wohl besass, doppelt damals, wo über schlechte Richter oft geklagt wird. Aus diesem Grunde halte ich auch diese Verse nicht für eine Interpolation; der schlechten Ueberlieferung mag Manches zuzuschreiben sein, was in ihnen auffällt.

Müllenhoff hält den Verfasser nach Vs. 37 und 48 für einen ungelehrten Laien. Das scheint auch mir wahrscheinlich; ein geistlicher Dichter hätte sich überdies die besprochenen Abweichungen von den Darstellungen der biblischen und kirchlichen Schriften schwerlich zu erlauben gewagt. Wir haben also neben dem angelsächsischen Caedmon und dem altsächsischen Verfasser des Heljand auch einen oberdeutschen Volksdichter, der dazu benutzt ward, seinen Volksgenossen die neue Lehre zugänglich zu machen. Wenn aber Müllenhoff fortfährt, derselbe habe nur nach Hörensagen und ungenauer Erinnerung gedichtet, so finde ich darin wieder das Bestreben bethätigt, die Dichter unserer älteren Litteratur so unselbstständig und gedankenlos wie möglich erscheinen zu lassen und was sie Schönes geschaffen haben auf Missverständnisse und Zufall zurückzuführen, beileibe nicht auf selbstständige geniale Conception. Sichere Entscheidung im Einzelfall ist natürlich meistens nicht möglich, aber im Allgemeinen fühle ich mich der gerade entgegengesetzten Annahme geneigter. Und so auch in diesem Falle. Die verwickelte, allmählig aus verschiedenen Deutungen und Beziehungen zusammengewachsene Darstellung von den Vorgängen bei den letzten Dingen ist hier in wahrhaft genialer Weise mit freier Benutzung der vorliegenden Momente und in hochpoetischer Diction zu einer Einheit verflochten. Warum sollte dies Missverständnissen verdankt werden, warum nicht aus einer selbstständigen Gedankenthätigkeit des Dichters hervorgegangen sein? Zwang ihn doch der Styl der Allitteration zu zusammenfassender Behandlung. Wenige mächtige Hauptereignisse musste er haben, die er markig hervorheben und hell beleuchten konnte, nicht eine Masse von Kleinigkeiten, die in ausführlicher Schilderung an einander zu fügen waren.

Mir ist unser Gedicht ein schönes Zeugniss für den frischen jugendkräftigen Sinn, mit dem der germanische Geist sich des Christenthums bemächtigte, unbekümmert noch um die ver-

zwickten Einzelheiten des Dogmas, aber um so bewegter und ergriffener von den Hauptmomenten.

Auch von Seiten der Technik und des Styls muss das Gedicht mit Bewunderung erfüllen. Es ist ausser dem Hildebrandsliede das einzige Gedicht in deutscher Sprache (neben den altnordischen Liedern), in welchem der durch die Allitteration bedingte Styl zu seinem Rechte gelangt ist. Weder das oft bombastische Pathos der angelsächsischen Litteratur noch die appositionsreiche Redseligkeit des altsächsischen Dichters, sie beide den Verfall der Allitteration und die Nothwendigkeit einer neuen Stylform darlegend, können sich mit unserm Gedichte messen, das ohne Zweifel eine der schönsten Zierden unserer Litteratur ist.

# ÖFFENTLICHE GESAMMTSITZUNG
## AM 12. DECEMBER 1866
# ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS.

Herr *Overbeck* las über: *Zeus' Geburt und Kindheitspflege in antiken Kunstdarstellungen.*

Der Geburtsmythus des Zeus, als ein Ganzes genommen, gehört, wenn auch nicht zu den am häufigsten, so doch zu den nicht eben selten dargestellten Gegenständen der bildenden Kunst; jedoch vermögen wir nur einen Theil desselben, die Pflege seiner Kindheit, in einer grösseren Anzahl von Darstellungen nachzuweisen, welche sich theils auf die verschiedenen Sagen der verschiedenen Orte beziehn, welche sich als Geburtsstätten des Zeus oder als Stätten der Pflege seiner ersten Kindheit nannten[1]), theils auf die Variationen des von der Poësie fast allein ergriffenen und gestalteten kretischen Mythus gründen, die wir aus litterarischen Zeugnissen kennen. Von den anderen Theilen des Gesammtmythus, namentlich der Geburt selbst, sodann von dem wichtigen Acte der Täuschung des Kronos durch den eingewindelten Stein, welchen er anstatt des Zeus verschlang, sind nur ganz vereinzelte Kunstdarstellungen bekannt.

No. 1. Am Heraeon bei Argos war die Geburt des Zeus (*Διὸς γένεσις*) nebst dem Kampfe der Götter mit den Giganten, dem Kriege gegen Troia und der Einnahme Ilions dargestellt, wie Pausanias[2]) angiebt; wie aber diese Darstellung beschaffen war

---

1) Vgl. Schoemann: de Jovis incunabulis, Greifswald 1842, auch in dessen gesammelten Schriften II. S. 250., Welcker Griech. Götterlehre II. S. 238 ff.

2) Pausan. II. 17. 3: *ὁπόσα δὲ ὑπὲρ τοὺς κίονάς ἐστιν εἰργασμένα τὰ μὲν ἐς τὴν Διὸς γένεσιν καὶ θεῶν καὶ Γιγάντων μάχην ἔχει, τὰ δὲ ἐς τὸν πρὸς Τροίαν πόλεμον καὶ Ἰλίου τὴν ἅλωσιν.*

sagt Pausanias nicht, und daher gehn hierüber die Ansichten der Gelehrten aus einander, ja selbst über die Stelle, welche sie im Bilderschmucke des Tempels einnahm, herrscht keine Einigkeit. Und doch hangt Beides wesentlich zusammen, und die Vorstellung, die wir uns von der Stelle machen, wo die Bildwerke angebracht waren, wird die Vorstellung von diesen Bildwerken selbst bedingen.

Was also zunächst das Örtliche anlangt, kann man erstens sicher aus Pausanias' Worten schliessen, dass das Bildwerk theils der Vorderseite, theils der Hinterseite des Tempels angehörte, denn nur dies kann füglich mit der Theilung der Gegenstände zu 2×2 durch *τὰ μὲν* und *τὰ δὲ*, Zeus' Geburt und Gigantenkampf einer-, Krieg gegen Troia und Ilions Einnahme andererseits gemeint sein.

Wenn man aber weiter dem constanten Sprachgebrauche des Pausanias unbefangen folgt, so muss man sich dafür entscheiden, beiderlei Gegenstände in den Metopenfries zu verlegen[3]), denn den Fries, bei dem dorischen Tempel natürlich den Metopenfries bezeichnet Pausanias mit dem Ausdruck *ὑπὲρ τοὺς κίονας*, nicht den Giebel. In diesen will gleichwohl Welcker[4]) wenigstens einen Theil der von Pausanias genannten Gegenstände, und zwar, was uns zugleich am nächsten interessirt, einerseits die Geburt des Zeus, andererseits die Iliupersis verlegen. Es soll nun nicht geläugnet werden, dass die Argumente, die er für diese Annahme vorträgt, zum Theil recht plausibel aussehn. Gerechtfertigt ist die Behauptung, dass dem nach dem Brande des früheren Tempels Ol. 89 neu erbauten, nach Massgabe der aufgefundenen Ruinen[5]) ansehnlichen und reichen, mit einer kolossalen chryselephantinen Tempelstatue von Polyklet ausgestatteten Heraeon der Schmuck der Giebelfelder nicht

3) Dies thut Winkelmann, Baukunst d. Alten Cap. 2. § 14 g. Ende (Werke Bd. 2. S. 461 ed. Eiselein), ebenso Stieglitz, Archaeol. d. Baukunst 1. S. 28, und auch neuerlich hat Wieseler in seinem Artikel »Giganten« in der Ersch u. Gruberschen Encyclop. S. 148 a die Zeusgeburt zusammen mit den Darstellungen aus der Gigantomachie in den Fries, aber in einen mit Ross, Theseion S. 9 Note angenommenen fortlaufenden Fries, verlegt. Für den Metopenfries erklärt sich dagegen auch Heydemann in einer mir so eben zugegangenen Schrift: »Iliupersis auf einer Trinkschale des Brygos« S. 8.

4) Alte Denkmäler I. S. 191 f.

5) Siehe »Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos, ein Brief von Prof. A. Rizo Rangabé in Athen an Prof. Ross in Halle, Halle 1855.«

leicht gefehlt haben werde[6]), auch würde es sehr wunderlich herauskommen, wenn Pausanias nur der Metopen, nicht zugleich und vor jenen der Giebelgruppen gedacht hätte, welche doch ein viel Bedeutenderes waren. Richtig scheint mir ferner die Bemerkung, dass die Geburt des Zeus, man denke sie nun wie Welcker sie angiebt, — dargestellt etwa durch zwei Kureten, die über dem Kinde die Schilde schlagen — oder anders, schwerlich für mehr als eine Metope ein Gegenstand sein konnte, welche sich neben einem anderen Gegenstande, dem Kampfe der Götter und der Giganten, der eine ganze Reihe von Metopen füllen musste, wie in Selinunt[7]) und in Delphi[8]), seltsam genug ausnimmt[9]). Zugeben kann man endlich auch, dass sich die Zeusgeburt und Ilions Einnahme, der Sache nach und ideell gefasst, zum Schmucke der Giebelfelder eines Heratempels wohl eigneten. Aber das Alles ist nicht entscheidend, und weiter wird man Welckern nicht beistimmen können.

Schon die Bemerkung (S. 193) über den Säulen (*ὑπὲρ τοὺς κίονας*) sei der Giebel so gut wie die Metopen, trifft nicht recht

6) Dass in der That der Tempel seine Giebelgruppen gehabt habe, scheint aus den bei der Ausgrabung gefundenen Sculpturen, deren einige von kolossalem Massstabe sind, ziemlich unzweifelhaft hervorzugehn; vgl. die eben angeführte Schrift S. 18 f und das Verzeichniss das. S. 23.

7) Serradifalco, Antichità della Sicilia Vol. II. tav 28, 29.

8) Welcker, Alte Denkmäler I. S. 170 ff.

9) Heydemann a. a. O. S. 8 glaubt aus der Vergleichung der Ara Capitolina (s. u.) für die Zeusgeburt, diese im weiteren Sinne verstehend, hinreichenden Stoff für mehre Metopen zu gewinnen, eine Ansicht, der ich mich nicht anschliessen kann. Beiläufig, dass die Einnahme Ilions in einer Metopenreihe nicht hätte dargestellt werden können, ist Welckern (a. a. O. S. 192) nicht zuzugeben; sie kann sehr füglich in ihre einzelnen Scenen zerlegt und so wiederum im Nebeneinander der Metopenreihe ein Ganzes bildend gedacht werden, und eine ganze Reihe der am meisten hervorstechenden Scenen, als z. B. Palladienraub, Aias und Kassandra, Neoptolemos und Polyxena, Menelaos und Helena, Akamas und Demophon mit Aethra, Neoptolemos und Priamos, Astyanax' Tod, Aeneas' Auswanderung sind für Metopendarstellungen vollkommen so gut geeignet, wie irgendwelche Kentauren-, Amazonen-, Giganten- oder sonstige Kämpfe, und sind zum Theil in Kunstwerken nachweisbar, die sich ohne sonderliche Mühe in Metopencompositionen würden verwandeln lassen, oder die solchen ohne Weiteres entsprechen, wie dies z. B. mit dem Relief Aias und Kassandra im Casino der Villa Borghese (s. m. Gallerie heroischer Bildw. Taf. 27. No. 2.) der Fall ist. Auch der *πόλεμος πρὸς Τροίαν*, wenn wir hierunter den Inhalt der Ilias und der kleinen Ilias verstehn, würde sich leicht in einer guten Zahl von charakteristischen Scenen als Metopenbilder componiren lassen. Derselben

zu, da Pausanias die Giebel mit *ἀετοὶ* bezeichnet; es ist ferner eine starke Zumuthung, dass wir glauben sollen, Pausanias sei von der Gruppe der Zeusgeburt im Giebel so ohne Weiteres, da Giebel und Metopen an einander grenzen, auf die Metopen mit der Gigantomachie übergesprungen und er habe dieses mehr als summarische Verfahren bei dem hinteren Giebel mit der Iliupersis wiederholt, so jedoch, dass er hier die Metopen ganz übergangen hätte; denn den Krieg gegen Troia und die Iliu Halosis nimmt Welcker für einen Gegenstand, während es doch bei Pausanias eben so deutlich zwei Stoffe sind, wie Zeusgeburt und Gigantenkampf an der anderen Seite des Tempels. Am entschiedensten entgegenstemmen muss ich mich aber der Behauptung, die Geburt des Zeus sei ein für eine Giebelgruppe der Composition nach geeigneter Gegenstand. Die Parallele der von Pausanias[10]) ebenfalls nur mit den beiden Worten »Geburt der Athena« bezeichneten Inhalts der östlichen Giebelgruppe des Parthenon kann eben so wenig verfangen, wie die Worte: die Geburt einer Gottheit ist eine Scene wie die der Sonne im Aufgang. Denn die eigenthümliche Natur des Geburtsmythus des Zeus ist hierbei gänzlich aus den Augen verloren. Athena wurde von Zeus ohne Heimlichkeit geboren, sie konnte man umgeben — und im Parthenongiebel ist dies geschehn — mit allen olympischen Gottheiten als staunenden Zeugen und freudig Theilnehmenden, von ihr aus konnte Botschaft ausgehn in alle Lande und bis an das Ende der Erde[11]), so dass man ihre Darstellung mit dem Okeanos und mit Helios und Selene abschliessen konnte, die aus demselben hervor- und in denselben hinabtauchen. Ähnlich lässt sich auch die Geburt der Aphrodite in einer figurenreichen Darstellung behandeln, und sie ist ja so von Phidias am Fussgestell seines Zeus in Olympia behandelt worden[12]), und Ähnliches mag weiter von der Geburt anderer Gottheiten gelten, nur grade von derjenigen des Zeus gilt es nicht, wenn man die geforderte Einheit der Composition in einer Giebelgruppe wahren und dem Mythus nicht in's Gesicht schlagen wollte. Denn den Zeus gebiert Rhea h e i m l i c h vor Kronos in

Ansicht ist Heydemann a. a. O. S. 9, der für die Iliupersis sehr schicklich auf die Darstellungen des neapeler Helmes (bei ihm Taf. III. 1) verweiset.

10) Pausan. I. 24. 5. *ἐς δὲ τὸν ναὸν ὃν Παρθενῶνα ὀνομάζουσιν, ἐς τοῦτον εἰσιοῦσιν ὁπόσα ἐν τοῖς καλουμένοις ἀετοῖς κεῖται, πάντα ἐς τὴν Ἀθηνᾶς ἔχει γένεσιν* κ. τ. λ.

11) S. meine Gesch. d. griech. Plastik I. S. 245 u. 246.

12) Pausan. V. 11. 8.

der diktaeischen Grotte, und ich wüsste nicht, welche Personen in hinreichender Anzahl, um ein Giebelfeld zu füllen, man um die geheime Wiege des Zeus gruppiren wollte, es sei denn, dass man, *Διὸς γένεσις* in dem weiteren Sinne verstehend, dass darin alles auf dieselbe Bezügliche begriffen wäre, in den Giebel eine Scenenfolge — die heimliche Geburt, die Kindheitspflege, Kronos' Überlistung — zusammenfassen wollte, was nun und nimmer eine Giebelgruppencomposition abgiebt noch abgeben kann.

Erwägt man das hier Vorgetragene von allen Seiten genau, so wird man zu dem Ergebniss gelangen, dass es sich um eine Lücke im Texte des Pausanias handelt, und dass uns die Angabe der Gegenstände der Giebelgruppen verloren gegangen ist, eine Annahme welche sich auch sprachlich wohl rechtfertigen lässt [13]). Fällt somit die *Διὸς γέενεσις* dem Metopenfriese zu, so ist damit über ihre Darstellung doch nur sehr unbestimmt entschieden, so dass wir eine künftige Aufklärung von der genaueren Prüfung und Zusammenordnung der bei der Aufgrabung des Heraeon gefundenen reichlichen Sculpturreste erwarten oder erhoffen müssen, die ja doch, so Gott will nicht für immer als disiecta membra in dem »Localmuseum« in Argos liegen bleiben werden.

Wenn wir also vor der Hand den Wunsch, die Art der Darstellung der *Διὸς γένεσις* am Heraeon näher kennen zu lernen und den in derselben ausgedrückten Act des Gesammtmythus zu bestimmen, schweigen heissen müssen, so bleibt als einziges Monument des ersten Actes übrig:

No. 2, das Relief an der Vorderseite der Ara Capitolina [14]),

---

13) Die Verbindung der Worte: *Ἀρχιτέκτονα μὲν δὴ γενέσθαι τοῦ ναοῦ λέγουσιν Εὐπόλεμον Ἀργεῖον* mit den unmittelbar folgenden: *ὁπόσα δὲ ὑπὲρ τοὺς κίονάς ἐστιν εἰργασμένα* bei Pausanias a. a. O. ist so abrupt und so wenig logisch, dass man bei der Natürlichkeit der Annahme, Pausanias habe die Giebel ausdrücklich erwähnt, den Gedanken nicht fernliegend finden wird, es sei ein Satz der Art verloren gegangen: Polyklet — oder wer immer sonst — hat den plastischen Schmuck besorgt, und was sich von diesem (*καὶ ὁπόσα μέν*) in den Giebeln befindet, von dem bezieht sich das im vorderen auf das und das, das im hinteren auf jenes. Nun schliesst sich das *ὁπόσα δὲ ὑπὲρ τοὺς κίονάς ἐστι* natürlich an, und das *τὰ μὲν — τὰ δὲ* findet in dem vorangegangenen Hinweis auf Eingangs- und Hinterseite des Tempels seinen eben so natürlichen bestimmten Halt.

14) Museo Capitolino, Salone Postament zu No. 3, Platner in der Beschreib. Roms III. 1. S. 229, abgeb. Mus. Capit. IV. tab. 7, L. Rè e F. Mori Sculture del Mus. Capit. I. atrio tav 3, Millin, Galérie mythologique pl. 3. No. 7, Müller-Wieseler, Denkm. d. a. Kunst II. No. 803 und vielfach sonst in abhängigen Stichen, zuletzt in E. Brauns Vorschule der Kunstmythologie Taf. 2.

deren allein erhaltener unterer Theil[15]) die in Geburtswehen einsam gelagerte Rhea darstellt, wie sie die linke Hand und den Blick nach oben wendet, wohl um, gemäss Hesiod[16]), in ihrer Angst zu Gaea und Uranos zu flehen[17]). Der Umstand, dass Rhea hier zum Gebären die liegende Stellung eingenommen hat, während das Gebären in kniender Stellung der älteren Sitte entspricht[18]), lässt auf kein besonders altes, das dem Mythus Angemessenste streng wahrendes Vorbild schliessen, wie denn überhaupt diese Darstellung von sämmtlichen desselben Altars am wenigsten bedeutend erscheint. Die Verschleierung ist bei Gebärenden und Wöchnerinnen in späteren Monumenten gewöhnlich[19]). In eine Metope lässt sich diese Figur nicht componiren.

Neben diese einzige Darstellung des ersten Actes des Mythus stellen sich zwei, welche den zweiten, die Überlistung des Kronos mit dem eingewindelten Steine enthalten.

No. 3. Statue der Rhea mit dem eingewindelten Steine von Praxiteles bei dem Eingang in den Tempel der Hera Teleia in Plataeae; denn eine Einzelstatue der Rhea, nicht eine Statuengruppe Rhea und Kronos, glaube ich auch jetzt, wie früher[20]) nach den Worten des Pausanias (IX. 2. 7) annehmen

15) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist trotzdem die bildliche Darstellung vollständig und der obere Theil der Platte trug etwa die Weihinschrift; denn nicht allein ist von weiteren Figuren nirgend eine Spur, sondern man sieht auch nicht ein, wer hier weiter zugegen gewesen sein könnte.

16) Hes. Theogon. 469 sq.:

*ἀλλ' ὅτε δὴ Δί' ἔμελλε θεῶν πατέρ' ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν*
*τέξεσθαι, τότ' ἔπειτα φίλους λιτάνευε τοκῆας*
*τοὺς αὐτῆς, Γαῖάν τε καὶ Οὐρανὸν ἀστερόεντα,*
*μῆτιν συμφράσσασθαι, ὅπως λελάθοιτο τεκοῦσα*
*παῖδα φίλον κ. τ. λ.*

17) So erklären nach Foggini, Mus. Cap. a. a. O.. Platner, Braun, Wieseler a. d. aa. O., anders Millin, aber sicher verkehrt.

18) S. Welcker, kleine Schriften III. S. 185 ff. Der Dichter der Theogonie Vs. 460 scheint Rhea knieend gebärend gedacht zu haben, wenn er sagt, Kronos habe seine Kinder verschlungen:

*ὅστις ἕκαστος*
*νηδύος ἐξ ἱερῆς μητρὸς πρὸς γούναθ' ἵκοιτο.*

19) Vgl. R. Rochette, M. I. 77. 1. Bartoli et Bellori Admiranda 65, Winkelmann, M. J. 184, Guattani, M. J. 1784 Giugno tav. 1. 2 und Wieseler zu d. Denkm. d. a. Kunst II. No. 892, der mit Recht die Verschleierung des Zeus bei der Geburt des Dionysos auf dem Nugent'schen Sarkophag hierauf bezieht.

20) Geschichte der griech. Plastik II. S. 28 f.; eine Gruppe scheint

zu müssen, welche lauten: *ἐσελθοῦσι μὲν Ῥέα τὸν πέτρον κατειλημένον σπαργάνοις, οἷα δὴ τὸν παῖδα ὃν ἔτεκε, Κρόνῳ κομίζουσά ἐστι.* Denn wäre Kronos mit dargestellt gewesen, so hätte Pausanias aller Wahrscheinlichkeit nach geschrieben: *Ῥέα τε ἔστι καὶ Κρόνος, ἡ μὲν τὸν πέτρον κτλ. ὁ δὲ κτλ.* und somit auch den Kronos, die gleich wichtige zweite Person der Gruppe, direct erwähnt, was seiner Weise viel mehr entspricht; dazu kommt, dass in diesem Falle Pausanias statt *κομίζειν* eher ein Wort gebraucht haben würde, welches ein Geben, Darreichen, Darbieten präciser ausdrückt, und endlich, und dies ist für mich das Entscheidende, lässt sich das im folgenden Satze stehende: *λίθου δὲ ἀμφότερα τοῦ Πεντελησίου, Πραξιτέλους δέ ἐστιν ἔργα* nur auf die unmittelbar vorher genannte Statue (*ἄγαλμα*) der Hera Teleia und noch eine Statue (die der Rhea), nicht auf jene Statue und eine Gruppe beziehn.

Leider erfahren wir nun über diese praxitelische Rhea, welche als listige Gattin und besorgte Mutter eine tief pathetische Gestalt und so recht eine Aufgabe für den Meissel des grossen Seelenbildners sein musste, nichts Näheres, und sind, da sie eine Einzelstatue war, auch nicht berechtigt, einen inneren Zusammenhang zwischen ihr und

No. 4, dem Relief der rechten Nebenseite der Ara Capitolina[21]) anzunehmen, welches Rhea zeigt, wie sie den eingewindelten Stein anstatt des Kindes dem Kronos darbietet, welcher, das Hinterhaupt mit der Hand stützend, mit einem Gestus, der gewiss nicht auf Leidenschaft hinweist, sondern den verschlagen sinnenden, *ἀγκυλομήτης*[22]) bezeichnet, die Rechte vorstreckt,

---

dagegen Brunn, Künstlergeschichte I. S. 337 anzunehmen; ich sage scheint, weil aus den Worten des Textes volle Gewissheit nicht zu gewinnen ist; allein im Index II. S. 771 finden wir: »Rhea in Gruppe von Praxiteles, I. 337.« –

21) Beschreib. Roms a. a. O., abgeb. Mus. Capitol. IV. tab. 8., L. Rè e Mori a. a. O. tav. 4, Millin a. a. O. 3. 16, Müller-Wieseler a. a. O. No. 804, Braun a. a. O. und sonst noch oft. Die Ergänzungen in der Zeichnung des Mus. Capit. und den von dieser abhängigen sind in der Beschreib. Roms und in der Braun'schen Zeichnung richtig angegeben, sie sind für das Ganze unwesentlich, welches auch durch eine moderne Retouche nicht irgend wesentlich alterirt ist.

22) Wieseler erinnert a. a. O. mit Recht daran, dass derselbe Gestus auch bei Einzeldarstellungen des Kronos, wie Millin a. a. O. 1. 1., Tölken, Verzeichniss der berliner Gemmensammlung Cl. III. Abth. 1. No. 6 u. 7 und sonst vorkommt; vergleiche auch das gleich folgende Fragment No. 5.

um das ihm Dargebotene in Empfang zu nehmen. Dies Relief gehört in seiner ganzen Composition zu den grössten Meisterwerken des Alterthums, und muss auf ein gar herrliches Vorbild zurückgehn, das man nur zu gern unter den Werken des Praxiteles suchen möchte. Allein wenngleich die Rhea sowohl in ihrer hochedeln Gestalt wie in der Haltung und in der tiefen Seelenbewegung, welche aus ihrem bei aller geheuchelten Unbefangenheit zögernden Herantreten spricht, eine des praxitelischen Meissels durchaus würdige Schöpfung sein mag, nicht minder vortrefflich ist der Kronos erfunden, welcher, weit entfernt, gierig zuzufahren und in blinder Leidenschaft das ihm Dargebotene zu ergreifen[23]), mit einer in dieser Situation gradezu furchtbaren Bedächtigkeit zu Werke geht, so dass wir in jedem Augenblicke fürchten müssen, er werde den Betrug entdecken. Eben diese Haltung des Kronos, welche zugleich die Frage, wie die Verschlingung des grossen Gegenstandes bewerkstelligt werden soll, gar nicht aufkommen lässt, und die Gedanken abzieht von dem komisch Widerwärtigen, welches der Act der Verschlingung selbst unfehlbar haben würde, eben diese Haltung des Kronos vergegenwärtigt uns die ganze hohe Wichtigkeit des Momentes, der ein Act der Weltentwickelung ist, verleiht dem ganzen Werke das höchste dramatische Leben und das spannendste Interesse, und macht die Rhea zu einer der rührendsten Frauengestalten der ganzen antiken Kunst.

Möglicherweise gehörte zu einer Gruppe gleichen Gegenstandes No. 5 das aus dem Palaste Ruspoli in die Galeria dei candelabri unter No. 183 versetzte Fragment eines Kronos[24]), aus Muschelkalk und von ziemlich roher Arbeit, welches in

---

Braun sagt a. a. O. S. 3 zu Taf. 2 »die Weise, in welcher er (Kronos) mit der Linken unbewusst nach dem Hinterkopf greift, deutet die verhaltene Leidenschaftlichkeit an» dagegen S. 21 zu Taf. 35. »wir haben diesen bedeutungsvollen Gestus bereits bei der Darstellung seiner Überlistung durch Rhea zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er kehrt beim Kronos ständig (?) wieder und bezeichnet sorgenvolles Nachdenken.«

23) Grade dies (Kronos nehme den Stein »mit begierlicher Hast« entgegen) behauptet von ihm Braun a. a. O. S. 3 gegen jeden Augenschein und mit gründlicher Verkennung der schönsten Feinheit des Kunstwerks; wenn er gleich darauf von dem Contrast der geheuchelten Offenheit Rheas zu dem »tückischen Argwohn« des Kronos redet, so macht er dadurch Nichts gut, sondern widerspricht nur sich selbst.

24) Abgeb. in Braun's Vorschule Taf. 35, vgl. S. 21 und dessen Ruinen und Museen Roms S. 494 (hier als mit No. 262 bezeichnet vermerkt).

dem ganzen Motiv der Composition in so auffallendem Grade mit dem capitolinischen Relief übereinstimmt, dass man sich den Gott füglich der Rhea gegenüber, die rechte Hand gegen den dargebotenen Stein ausstreckend denken kann. Eine Nöthigung, das Fragment auf eine Gruppe zu beziehn liegt indessen durchaus nicht, und zwar um so weniger vor, da Kronos in ähnlicher Composition in Einzeldarstellungen nachgewiesen ist (oben Note 22)[25].

In der Darstellung der dritten Scene des Geburtsmythus des Zeus gehn, wie schon bemerkt, die Sagen verschiedener Locale aus einander, was sich auch in Kunstwerken verfolgen lässt.

No. 6 und 7, zwei Denkmäler der arkadischen Nymphenpflege sind bei Pausanias VIII. 47. 3 und VIII. 31. 4 verzeichnet, das erstere ein Relief an einem Altar im Tempel der Athene Alea in Tegea, welchen Pausanias auf eine Stiftung des Melampus, Amythaons Sohn zurückführt, wodurch wir doch wohl, natürlich ohne diese Stiftungssage wörtlich zu glauben, berechtigt sind, das Bildwerk für archaisch zu halten. Es stellte Rhea und die Nymphe Oinoë dar, welche das unmündige Zeuskind halten (*ἔχουσιν*), was man wohl als eine Übergabe des Kindes von der Mutter an die Pflegerin oder Amme verstehn darf[26]. Zu beiden Seiten dieser Mittelgruppe fanden sich dann noch je vier Nymphen, einerseits Glauke, Neda, Theisoa und Anthrakia, andererseits Ida, Hagno, Alkinoë und Phrixa; endlich waren vielleicht auch noch die Musen und Mnemosyne hinzugefügt[27]. Mehre

25) Wie Braun in diesem Falle in seiner Vorschule S. 21 den Gestus der linken Hand erklärt ist oben (Note 22) mitgetheilt; in s. Ruinen und Mus. Roms schreibt er: »er führt die Linke mit bedeutungsvollem Gestus gegen das Ohr hin, als ob er sich selbst an das Orakel erinnern wollte, welches seiner Herrschaft eine begrenzte Dauer verkündigt hatte.« Das ist eben so falsch beobachtet wie verkehrt motivirt; denn die linke Hand, deren Finger erhalten sind, liegt nicht entfernt am Ohr, sondern greift so an den Schleier wie diejenige des Kronos der capitolinischen Ara oder ist nachdenklich an den Kopf gelegt.

26) Ähnlich wie der kleine Dionysos übergeben und empfangen wird, z. B. Denkm. d. a. Kunst II. No. 398 u. 399. Vgl. übrigens Callim. h. in Jov. vs. 33 sq.

27) Allerdings kann man nach dem Wortlaute bei Pausanias a. a. O. (*εἰργασμέναι δὲ ἐπὶ τῷ βωμῷ Ῥέα μὲν καὶ Οἰνόη...... ἑκατέρωθεν δέ εἰσι τέσσαρες ἀριθμόν....... πεποίηται δὲ καὶ Μουσῶν καὶ Μνημοσύνης ἀγάλματα.*) zweifeln, ob diese Gestalten zu derselben Composition ge-

der hier genannten Personen finden wir in dem zweiten Denkmal, dem Relief an einem Tische im Tempel der Grossen Göttinen zu Megalopolis wieder, welches jedenfalls aus der Blüthezeit der Kunst stammt und vielleicht für ein Werk des Damophon von Messene gelten kann, der die Statuen der Göttinen in diesem Tempel gearbeitet hat. Das Bildwerk zeigte Neda, welche das Zeuskind trug[28], Anthrakia, eine der Arkadernymphen, mit einer Fackel, Hagno mit einer Hydria in der einen und einer Phiale in der anderen Hand, endlich Archirrhoë und Myrtoëssa, die ebenfalls Hydrien trugen, aus denen auch Wasser floss[29]. Dies Letztere erinnert an den von Kallimachos im Hymnus auf Zeus[30] aufbewahrten Sagenzug, dass nach des Zeus Geburt und als Rhea den Berg mit ihrem Scepter geschlagen hatte, das bis dahin quellenarme Arkadien reichlich bewässert wurde.

No. 8. Aegion in Achaia liess das Zeuskind auf seiner Flur von einer Ziege säugen[31], eine Sage, auf welche Cavedoni[32] mit Recht das Bild einer Münze von Aegion, die Streber[33] herausgegeben hat, bezieht, in welchem man zwischen zwei kahlen Bäumen oder Felsen das Zeuskind am Euter einer Ziege, von einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln bewacht, aber ohne die Kuretenumgebung des kretischen und poëtischen Mythus sieht.

Beiläufig seien hier auch die autonomen und Imperatoren-Münzen von Aegae in Kilikien mit dem Typus einer bald liegenden[34], bald stehenden Ziege[35] erwähnt, welcher viel-

hören, was der Sache nach nicht unwahrscheinlich ist, insofern durch Mnemosyne und die Musen das Gedächtniss und die musische Verherrlichung der hier dargestellten wichtigen Thatsache angedeutet wird. Ähnlich wird bei Hesiod Theog. 44 ff. Theogonie als Gegenstand des Musengesanges angegeben.

28) Dies in genauer Übereinstimmung mit Kallimachos a. a. O.

29) Dass die im vorhergehenden § von Pausanias als ebenfalls an demselben Tische dargestellten zwei Horen, Pan mit der Syrinx und Apollon mit der Kithar mit zu dieser Vorstellung gehört haben, wie Welcker, Griech Götterl. II. S. 239 annimmt, ist weder der Sache nach, noch dem von W. sehr ungenau wiedergegebenen Texte des Pausanias nach wahrscheinlich.

30) Callim. h. in Jov. 18—31.

31) Strab. VIII. p. 387. Vergl. auch Welcker, Gr. Götterl. II. S. 238.

32) Bull. d. Inst. 1843. p. 108.

33) Denkschriften der k. bayr. Akad. Phil.-hist. Cl. VII. S. 61. Taf. 2. No. 26.

34) Mionn. Descript. III. p. 539 sq. 10 u. 11; p. 543. 32, Suppl. VII 152. 9 u. 10.

35) Mionn. a. a. O. 540. 12 u. 13; p. 543. 33; p. 545. 42.

leicht auch mit einer Sage von des Zeus dortiger Ernährung durch eine Ziege zusammenhangt, insofern Eckhel[36]), dem Welcker (a. a. O. 239) folgt, mit Recht in der Frau mit dem Füllhorn in einem Arme und einem Kinde auf dem anderen auf Imperatorenmünzen derselben Stadt[37]) die Nymphe Amaltheia, Tochter des Melisseus von Kreta mit dem Zeuskind auf dem Arm und in dem Horn dasjenige der Ziege erkennt, welche den kleinen Zeus nährte, worüber ich nicht mit Sicherheit entscheiden mag.

Reicher als andere Orte hat Kreta seine Sage von der Kindheitspflege des höchsten Gottes ausgestattet, welche denn auch allein von der nationalen Poesie ergriffen und in mancherlei Variationen[38]) uns überliefert ist. Auch in der bildenden Kunst ist die kretische, besonders durch den Waffentanz der Kureten gekennzeichnete Kindheitssage des Zeus allein durch eine grössere Anzahl von Monumenten vertreten, welche, wie die litterarische Überlieferung, und nicht auf allen Punkten mit diesen in Übereinstimmung, mancherlei Variationen darbieten.

Die älteste Wendung der Sage scheint die zu sein, welche das Zeuskind von einer Ziege, αἶξ, dem in der Aegis wiederkehrenden Symbol des Wetter- und Sturmgewölks, oder von der Amaltheia genannten Ziege nähren lässt. Auch in den Monumenten ist die Darstellung dieser Sagenwendung nicht selten[39]).

No. 9. Am sichersten dürfen wir die kretische Ziege Amaltheia in dem Relief der dritten Seite der Ara Capitolina[40]) erkennen. Das Kind sitzt auf felsigem Grunde und greift nach dem Euter der zu ihm umschauenden Ziege; diese anmuthig componirte Gruppe ist umgeben von zwei Kureten oder Korybanten, welche, im Tanzschritte sich bewegend, ihre Schilde mit den Schwerdtern schlagen, um das Geschrei des Kleinen, damit es Kronos nicht höre, zu übertönen[41]). Links auf einem nur wenig sichtbaren

---

36) Eckhel, D. N. V. III. p. 37. 37) Mionn. a. a. O. 541. 20.

38) Schoemann, de Jovis incunabulis p. 12 f. = Opuscula II. 258. Welcker Gr. Götterl. II. 230 ff.

39) Stephani, Compte-rendu de la commiss. imp. d'archéol. p. l'année 1864. p. 193 sagt sogar, Darstellungen dieser Scene sowie der Säugung des Telephos durch die Hirschkuh begegneten uns in so zahlreichen Kunstwerken der römischen Epoche, dass deren Aufzählung zu weit führen würde; ich kann leider nur eine beschränkte Zahl nachweisen.

40) Beschreibung Roms a. a. O., Mus. Capit. IV. 7, Rè e Mori I. 5, Braun Vorschule Taf. 8, Müller-Wieseler Denkm. d. a. Kunst II. 805. und sonst.

41) Vgl. Apollod. I. 1. 6. u. A.

Throne sitzt ein Weib mit einer Mauerkrone, für welche man verschiedene Namen in Vorschlag gebracht hat. Doch dürfte von diesen derjenige der personificirten Insel Kreta[42]) nur sehr geringe Wahrscheinlichkeit für sich haben. Vielmehr empfiehlt sich auf den ersten Blick die Erklärung, welche die mit Kybele identificirte und deshalb mit der Thurmkrone geschmückte Rhea erkennen will[43]). Gegen dieselbe aber spricht ausser der durchaus jungfräulichen Erscheinung der Gestalt und ihrem, wenn sie die Mutter ist, schwer zu rechtfertigenden Abseitsitzen, besonders, dass Rhea in den beiden andern Reliefen derselben Ara durchaus nicht als Kybele gebildet ist[44]), so dass, wollte man sie hier als solche anerkennen, man einem und demselben Monumente zwei verschiedene mythologische Ansichten unterschieben würde; endlich spricht gegen Rhea-Kybele noch der Gestus ihrer linken Hand, mit der sie das Gewand vor dem Busen erhebt[45]). Denn ich kann Wieseler (a. a. O.) nur durchaus zustimmen, wenn er in diesem Gestus das bekannte der Nemesis eigenthümliche Zeichen des Maasses[46]) erkennt, und demgemäss die fragliche Figur als die mit Nemesis, der die Thurmkrone gelegentlich gegeben ist[47]), identificirte Adrasteia[48]) erklärt, welche in den meisten Berichten[49]) als die Wärterin und oberste Pflegerin des von der Ziege Amaltheia gesäugten Zeuskindes genannt wird, und die zugleich als die Schwester der Kureten gilt.

No. 10. Grabara aus der Matteischen Sammlung im Gabi-

---

42) Braun a. a. O. S. 4, Ruinen u. Mus. Roms S. 187.

43) Foggini im Mus. Capit. a. a. O., Millin a. a. O., Braun Annali dell' Inst. XII. (1840) p. 144.

44) Dies ist schon von Platner in der Beschreib. Roms a. a. O. geltend gemacht worden.

45) Dass sie (Rhea-Kybele) mit dem Schleier ihre Thränen trocknen wolle, wie Millin a. a. O. annahm, ist schon von Platner a. a. O. mit Recht zurückgewiesen; eine solche Erklärung ist aber nicht blos »gesucht« sie ist verkehrt und abgeschmackt.

46) Müller, Handb. § 398. 4. 47) S. Denkm. d. a. Kunst II. No. 951.

48) Vgl. Gerhard, Griech. Mythol. § 591 und die dort citirten anderen Paragraphen, Preller, Griech. Mythol. (1. Aufl.) I. 332 f. In Adrastea vereinigen sich übrigens Nemesis und Kybele, s. Preller a. a. O. u. Welcker, Griech. Götterl. II. 232.

49) Apollon. Rhod. Arg. III. 133 ff., Callim. h. in Jov. 47 und an beiden Stellen die Scholien, auch Apollod. I. 1. 6.

netto delle Maschere des vaticanischen Museums[50]. Das Zeuskind am Euter der Ziege in ganz ähnlicher Composition wie auf der Ara Capitolina. Drei Umstände veranlassen mich, dies Monument rein italischen Ursprungs hier mit aufzuführen, obwohl die Ziege auch dem italischen Vejovis heilig ist[51]: erstens die Popularität des poëtischen Mythus von Zeus' Kindheitspflege auch bei den römischen Dichtern[52], zweitens die schon hervorgehobene Übereinstimmung der Composition mit der des capitolinischen Reliefs und drittens besonders die Hinzufügung von Tauben rechts und links neben der Gruppe, während ein auf dieselbe herabschauender Adler oberwärts in der Guirlande angebracht ist. Dies Beides, die Anwesenheit von Tauben und dem Adler stimmt überein mit dem was von der Ernährung des Zeuskindes auf Kreta die Dichterin Moiro von Byzanz[53] berichtet:

*Ζεὺς δ᾽ ἄρ ἐνὶ Κρήτῃ τρέφετο.....,*
*τὸν μὲν ἄρα τρήρωνες ὑπὸ ζαθέῳ τράφον ἄντρῳ*
*ἀμβροσίην φορέουσαι ἀπ᾽ Ὠκεανοῖο ῥοάων·*
*νέκταρ δ᾽ ἐκ πέτρης μέγας αἰετὸς αἰὲν ἀφύσσων*
*γαμφηλῇς, φορέεσκε ποτὸν Διὶ μητιόεντι.*

Eine Verbindung des Vejovis aber mit Adler und Tauben hat, unseres Wissens, nicht stattgefunden.

No. 11. Die Analogie dieser Grabara wird uns sodann wohl auch berechtigen das wiederum ganz ähnliche Relief einer zweiten dergleichen im Museo Chiaramonti desselben Museums[54] mit Gerhard und Platner auf Amaltheia und den kretischen Mythus zu beziehn, obgleich dies nicht ohne den Ausdruck einiges Zweifels geschehn soll, welcher dadurch eingegeben wird, dass an demselben Altar die Wölfin mit Romulus und Remus gebildet ist. Weist uns dies auf italische Sage, so dürfte die drittens an derselben Ara gebildete Nereide (Aphrodite?) auf einem Ketos von zwei Eroten begleitet wiederum zu der Annahme einer Vermischung von Griechischem und Römischem an diesem Monumente berechtigen, so dass eine Bezugnahme auf den kretischen Zeusmythus nicht als ausgeschlossen bezeichnet werden darf.

---

50) Beschreibung Roms II. 2. 208, abgeb. bei Pistolesi, Il Vatic. descr. ed illustr. Vol. V. tav. 66. 2.

51) S. Preller, Röm. Mythol. S. 236.

52) Verg. Georg. IV. 150, Ovid. Fast. III. 639 sqq. V. 115 u. A.

53) Bei Athen. XI. p. 491. b.

54) Beschreib. Roms II. 2. 53 No. 196.

Unmöglich kann man dagegen entscheiden, ob die in der Sala degli animali des Vatican[55]) aufgestellte Ziege, welche von einer jugendlichen Hand am Barte gefasst wird, der Rest einer Gruppe von Amaltheia mit Zeus sei, wie Gerhard und Platner annehmen oder ob diese Gruppe dem italischen Vejovis und seiner Ziege galt. Fast gewiss scheint mir ferner, dass eine kleine Bronzegruppe des fürstlich Waldeckischen Museums zu Arolsen[56]), nicht wie Gaedechens und vor ihm Gerhard[57]) angenommen hat, auf den kretischen Zeus, sondern auf den italischen Vejovis bezogen werden müsse. Die kleine Gruppe zeigt nämlich den nackten Knaben auf der ruhig liegenden und sich halb nach ihm umschauenden Ziege sitzend und sich hin und her schaukelnd. Man kann Gaedechens zugeben, dass die Ziege dadurch, dass sie ganz ruhig den Schabernack des Knaben erträgt, sich als keine gewöhnliche Ziege zu erkennen gebe; allein auf der Ziege Amaltheia kommt der kleine Zeus nur ganz vereinzelt[58]), häufig dagegen Vejovis oder sein Genius vor[59]), nicht minder der ohne Zweifel identische Jupiter Crescens in verschiedenen Kaisermünzen[60]).

No. 12. Kretische Münzen unter verschiedenen Kaisern geprägt, mit der ständigen Beischrift *ΚΡΗΤΩΝ ΚΟΙΝΟΝ* zeigen das Zeuskind auf einer Kugel sitzend, welche doch wohl am richtigsten als Weltkugel[61]), nicht als jener wohllaufende Ball verstanden wird, den Adrasteia dem Kinde zum Spielwerk machte; auf zweien unter Traian geprägten dieser Münzen[62]) steht zur Seite eine Ziege, die auch hier als die Amme Amaltheia zu betrachten ist; von den anderen weiterhin.

In anderen Darstellungen des Mythus fehlt die Ziege, und Nymphen, welche das Kind mit Milch und Honig nährten, treten an deren Stelle. Der Name aber der das Zeuskind pflegenden Nymphe wird verschieden angegeben, bald als Adrasteia (oben Note 49), der sich Ida beigesellt, bald als Amaltheia, Tochter

---

55) Beschreib. Roms II. 2. S. 165. No. 144.

56) Gaedechens, die Antiken des fürstl. W.schen Museums zu Arolsen S. 37. No. 26.

57) Im Schorn'schen Kunstblatt von 1827. S. 347.

58) Auf einer unter Traian in Kreta geprägten Münze, s. Mionnet Suppl. IV. 298. 12.

59) Vgl. Preller, Röm. Mythol. S. 236.

60) Vgl. Rasche, Lex. Numismat. II. 2. p. 877 und was er anführt; ein Beispiel Millin, Gal. myth. 10. 48.

61) Vergl. Denkm. d. a. Kunst II. No. 776, 791 und den Text zu 785.

62) Mionnet a. a. O. p. 298 No. 10 u. 11.

verschieden benannter Väter[63]), während in einem weiterhin anzuführenden Münztypus die das Zeuskind haltende von Kureten umgebene Nymphe als die kretische Diktynna bezeichnet wird.

Auch in Kunstwerken finden wir das Zeuskind in den Armen und in der Pflege weiblicher Wesen, und zwar bemerken wir auch unter diesen Verschiedenheiten, welche uns nöthigen werden, auf einen gemeinsamen Namen für diese Zeuspflegerinnen zu verzichten und in ihnen verschiedene Wesen, also auch den Ausdruck verschiedener mythologischer Traditionen zu erkennen.

No. 13. Ein Terracottarelief der ehemaligen Campana'schen Sammlung in Rom[64]) zeigt in der Mitte ein auf niedrigem, aber mit einer Rückenlehne versehenen Throne sitzendes, völlig, aber höchst einfach bekleidetes Weib, welches das Antlitz liebevoll einem in ihrem Schoosse liegenden Knaben zuwendet, der zu schreien scheint, und den sie, ihn zart mit den Armen umfassend, zu beruhigen sich bemüht. Diese Gruppe umgeben die in grösserem Massstabe gebildeten Kureten oder Korybanten, welche, ohne grade, wie in einigen der folgenden Monumente, im Tanze der Pyrrhiche begriffen zu sein, dennoch in einer tanzartigen Bewegung auf die Zehen erhoben ihre schützend über die Gruppe vorgestreckten Schilde mit den Schwerdtern schlagen, so recht augenscheinlich wie um das Geschrei des Kindes zu übertönen[65]). Lassen nun auch diese Kuretengestalten keinen Zweifel übrig, dass es sich hier um die kretische Kindheitspflege des Zeus handele, so ist doch damit der Name des Weibes, in dessen Armen wir das Kind finden, noch keineswegs bestimmt. An die Mutter selbst, an Rhea zu denken verbietet besonders die überaus schlichte Erscheinung der anspruchslosen Gestalt, deren gänzlich ungeschmücktes Haar namentlich der Vorstellung einer grossen Göttin widerspricht, obgleich andererseits der Thron, auf welchem sie sitzt, sich für ein Wesen untergeordneten Ranges, wie irgend eine der die Kindheit des Zeus pflegenden Nymphen nicht recht zu schicken scheint. E. Braun, mit dem

---

63) Vgl. Jacobi, Mythol. Wörterbuch v. Amalthea.

64) Abgeb. in den Mon. dell' Inst. III. tav. 17 mit Erläuterungen von E. Braun, Annali XII. (1840) p. 141 sqq., und in Campana, Opere in plastica tav. 1.

65) Apollod. I. 1. 6, Hygin. Fab. 139.

Campana übereinstimmt, will Adrasteia erkennen. Er fasst hierbei den Thron (p. 144 sq.) als auf das Zeuskind, den künftigen Herrscher des Olymp bezüglich, der in einem weiter unten zu besprechenden Münztypus von Magnesia selbst als Kind auf dem Thron erscheint. Diese Bedeutung des Thrones, meint Braun, werde durch die Dazwischenkunft eines Wesens weniger hohen Ranges nicht aufgehoben, eine Ansicht, zu der wir uns freilich nur im Hinblick auf den Thron, auf welchem die Adrasteia unserer Nummer 9 sitzt, und auch so nicht ohne einige Zurückhaltung zu bekennen vermögen, da die Adrasteia jenes Monumentes nicht allein mit Nemesis, sondern vielleicht auch mit Kybele verschmolzen zu denken ist, und eben dadurch einen Anspruch auf die Geltung einer grossen Göttin gewinnt, der ihre stattliche, von der unserer Nymphe sehr verschiedene Erscheinung entspricht. Für Adrastea macht Braun besonders geltend erstens die Angabe des Kallimachos (h. in Jov. 47.), dass sie es war, welche das Zeuskind eingeschläfert habe, was speciell dem Relief entspreche, wobei jedoch übersehn ist, dass Kallimachos sagt *κοίμισεν λίκνῳ ἐνὶ χρυσέῳ*, wovon in dem Relief nicht entfernt eine Spur ist, zweitens, dass Adrasteia die Schwester der Kureten genannt wird (oben Note 49), so dass demnach hier drei geschwisterlich verbundene Wesen mit der Pflege und dem Schutze des Zeuskindes betraut wären.

Es ist nicht zu läugnen, dass dieser letztere Gedanke, welcher dem in der Composition so wohl abgeschlossenen Monument auch eine innere und ideelle Einheit giebt, viel Ansprechendes habe; dennoch muss der Name der Adrasteia hier zweifelhaft erscheinen, weil wenigstens Kallimachos, von dessen Gelehrsamkeit wir in diesem Punkte den genauesten Bericht erwarten dürfen, mit der Pflege des Zeuskindes durch Adrasteia die Ernährung desselben durch die Ziege Amaltheia verbindet:

*σὺ δ' ἐθήσαο πίονα μαζὸν*
*Αἰγὸς Ἀμαλθείης*[66].

Passt deswegen auch, aus eben diesem Grunde, der Name der Adrasteia vollkommen für die Figur des Reliefs an der Ara Capitolina, welche die Ernährung durch die Ziege nur überwacht,

66) Apollon. Rhod. a. a. O. (Note 49) und sein Scholiast nennen Adrasteia freilich die *τροφὸς Διός*; aber *τροφός* ist ja nicht wie *τιτθή* Säugamme, sondern im weiteren Sinne Nährerin und Pflegerin.

so muss es nahe liegen, für die das Kind selbständig pflegende Nymphe in einer Darstellung, in welcher die Ziege weggelassen ist, einen anderen Namen vorzuziehn, welcher die Stellvertretung der Ziege durch eine menschliche oder halbgöttliche Amme ausdrückt. Dass dieser Name nur derjenige der Nymphe Amaltheia (Note 63) sein könne, leuchtet ein, und diesem Namen vor allen anderen in unserem Relief den Vorzug zu geben kann uns auch der Umstand nicht abhalten, dass in

No. 14 einer unter Traian auf Kreta geprägten Silbermünze[67]), die vielfach abgebildet und besprochen worden ist[68]), die mit kurzem Chiton und Jagdstiefeln bekleidete, in der Rechten einen Speer (oder Pfeil) haltende weibliche Figur, welche als Pflegerin des Zeuskindes auf einem Felsen sitzend von zwei Kureten oder Korybanten (nicht »soldats« wie Mionnet schreibt) umgeben scheint, durch die Beischrift als Diktynna (*ΔΙΚΤΥΝΝΑ ΚΡΗΤΩΝ*) bezeichnet wird. Denn, abgesehn davon, dass Diktynna durch keine schriftlichen Nachrichten als die Pflegerin des Zeuskindes bezeugt ist, so dass dieser Münzdarstellung ein besonderer, vielleicht in seiner tieferen Bedeutung noch zu erforschender Mythus zum Grunde liegt, den man auf andere Monumente zu übertragen einstweilen kein Recht hat, abgesehn hievon ist die Diktynna der Münze durch ihre Tracht so bestimmt charakterisirt und von der Nymphe unseres Reliefs so bestimmt unterschieden, dass man ihren Namen auf diese nicht ohne augenscheinliche Willkühr würde anwenden können.

Hier muss ich nun kurz eines Monumentes gedenken, über welches ich früher[69]) ausführlich gehandelt habe, und welches, wenn es sich, wie ich dies a. a. O. glaubte nachweisen zu können, in diesem Kreise halten liesse, als die Krone aller Denkmäler derselben bezeichnet werden müsste.

Ich spreche von dem oft abgebildeten und besprochenen[70]) ehemals Giustinianischen, dann im Appartamento Borgia des Vatican, jetzt im Museum des Lateran aufgestellten grossen Relief, in welchem man in älterer Zeit ohne Anstoss die Pflege

---

67) Mionnet, Déscr. Suppl. VI. 297, 8.

68) Vgl. Eckhel D. N. V. II, p. 302 und Wieseler zu den Denkm. d. a. Kunst II. No. 32. a.

69) In diesen Berichten von 1861 S. 75 ff.

70) Zu den a. a. O. S. 75. Note 1 u. 2 verzeichneten Abbildungen ist seitdem als neueste hinzugekommen diejenige bei Garucci, Sculture del Museo Lateranense 1861. tav. 29.

des Zeuskindes erkannte, bis die Entdeckung gemacht wurde, dass der von einer mit Epheu bekränzten Frau aus einem mächtigen Trinkhorn getränkte Knabe ein spitzes Ohr, also das Abzeichen satyresker Natur habe. Seitdem hat man dies Monument aus dem hier in Rede stehenden Kreise gestrichen und in denjenigen des Lebens der Satyre versetzt. Nun habe ich aber im Jahre 1859 vor dem Original wahrzunehmen geglaubt, was auch Platner[71]) und wie ich damals übersehn hatte, E. Braun[72]) annahmen, der fragliche Kopf, durch dessen Hals ein Kittstreifen geht, sei aufgesetzt und modern, folglich für die Erklärung unverbindlich. Allein, dass dieses ein Irrthum sei ist seitdem von W. Helbig[73]) bemerkt, und ich habe mich bei meinem neuerlichen Aufenthalt in Rom im Frühling 1865, als ich die mir früher fehlende Gelegenheit hatte, auf einer Leiter zu dem Relief hinaufzusteigen, vollkommen überzeugt, dass Helbigs Angabe[74]), der Bruch setze sich durch die Platte fort und der Kopf hafte unzweifelhaft fest auf dem Grunde, durchaus das Richtige treffe. Das Spitzohr des Knaben also ist keine moderne Erfindung; die andere Frage, ob dasselbe durch eine Verletzung und eine diese auszugleichen bestimmte, wenn auch nur geringfügige, Überarbeitung (denn nur eine solche ist nöthig gewesen) in die Form gebracht worden sei, in der wir es heute sehn, kann ich nicht entscheiden[75]). Ist aber in der That das hier getränkte Kind

---

71) Beschreibung Roms II. 2. S. 8.

72) Ruinen und Museen Roms S. 842.

73) Archaeolog. Zeitung v. 1863. S. 44 ff., 55 f. 1864 S. 167 f.

74) S. besonders Arch. Ztg. 1864 a. a. O.

75) Dass die auch von mir grösstentheils schon a. a. O. S. 84 Note 12 besprochenen angeblichen Repliken, welche Helbig anführt, um die satyreske Natur des Knaben auf dem lateranensischen Relief zu erhärten, beweisend seien, kann ich nicht anerkennen. Auf dem Relieffragment in der Sala degli animali des Vatican (Helbig a. a. O. 1863 S. 55), welches in der That als Replik des lateranensischen gelten kann, fehlt die in Rede stehende Figur ganz; der in Relief ausgeführte Satyrbube, der aus einem Becher trinkt, in der Galeria dei candelabri (Helbig a. a. O. 1863 S. 45 abgeb. aus Mus. Pio-Clem. IV. 31 in den Denkm. d. a. Kunst II. No. 481) ist von dem Knaben des lateranensischen Reliefs so mannigfach verschieden, dass ich nicht begreife, mit welchem Rechte man ihn als Wiederholung jenes, anstatt als eine Composition für sich bezeichnen will, die bei der Ähnlichkeit des Grundmotivs (ein trinkender Knabe) natürlich gewisse Vergleichungspunkte mit jener andern darbieten muss. Die fragmentirte Statue im Mus. Chiaram. (Helbig a. a. O. 1863 S. 56) ist mir allerdings nicht so

ein Satyrbube, so muss ich bekennen, dass mir das lateranensische Relief eines der grössten Räthsel der Archaeologie und dass es mir namentlich unerklärlich scheint, wie nicht allein die so bedeutend ausgebildete Höhle, welche sich als die diktaeische so wohl erklären würde, sondern wie namentlich die beiden Wahrzeichen des Zeus: der Adler mit dem Hasen und das Vogelnest mit der Schlange mit einer idyllischen Scene aus dem Leben der Satyrn zusammenkommen sollen. Denn um diese Wahrzeichen handelt es sich, nicht nur um reicher ausgestattete landschaftliche Umgebung', welche Helbig[76]) mit bekannten Analogien belegt. Wer die hier erwachsenden Schwierigkeiten gewissenhaft erwägen will, den muss ich doch bitten, meinen angeführten Aufsatz im Zusammenhang durchzulesen.

Auf dem Arme eines stehenden Weibes finden wir das Zeuskind in

No. 15, kretischen Münzen aus der Serie der Imperatorenmünzen mit der Inschrift *ΚΡΗΤΩΝ ΚΟΙΝΟΝ*[77]), umgeben von dem Adler einer- und dem gefüllten Füllhorn andererseits. Eckhel[78]) nennt das Weib ohne Anstoss Amaltheia, und da sich gegen diesen Namen schwerlich Stichhaltiges wird sagen lassen, so scheint es auch gerathen, bei diesem Namen stehn zu bleiben.

No 16. Nicht ohne Bedenken verschiedener Art, aber dennoch in der Hoffnung, die bisherigen, in alle Wege ungenügenden Erklärungen[79]) sei es direct, sei es durch Anregung zu erneuter Untersuchung indirect zu fördern, füge ich dieser Reihe die berühmte Gruppe im Museo Chriaramonti des Vatican No. 241[80])

---

gegenwärtig, als dass ich über dieselbe absprechen könnte; allein was würde eine auch in der Hauptsache mit der Composition der fraglichen Figur in dem lateranensischen Relief übereinkommende Darstellung für die specifische Bedeutung jener gegenüber der allbekannten Thatsache beweisen, für welche die Belege in Fülle vorhanden sind, dass dieselbe oder fast dieselbe Figur von der antiken Kunst in ganz verschiedenem Sinne angewendet worden ist? Vielleicht ist es auch nicht überflüssig zu bemerken, dass der kleine Zeus auf dem in den Ann. d. Inst. XII. (1840) tav. d'agg. K abgebildeten Relief (s. unten) in seiner ganzen Stellung dem Satyrbuben der Galeria dei candelabri fast genau, jedenfalls viel genauer, als dieser dem Knaben des lateranensischen Reliefs entspricht.

76) A. a. O. 1868 S. 46. 77) Mionnet Déscr. II. 259, 11, Suppl. IV. 300, 32. 78) Eckhel D. N. V. II. 301.

79) So bezeichnet sie auch Stephani Compte rendu de la commiss. imp. archéol. pour l'année 1864 p. 189. Note 1.

80) Beschreib. Roms II. 2. S. 194, abgeb. b. Winkelmann, Mon. ined.

ein, welche bisher ganz allgemein als die Darstellung einer Mutterpflichten übenden Hera, die einzige ihrer Art[81]) gilt, wobei nur über den dem Knaben an ihrer Brust zu gebenden Namen die Meinungen auseinander gehn.

Winkelmann hatte an Herakles gedacht und Minervini hat neuerdings in ausführlicher Darlegung[82]) diese Deutung systematisch zu stützen versucht, während Visconti, dem Andere, wie O. Müller, Gerhard und neuerlich auch Wieseler folgen, für das Kind den Namen Ares in Anspruch nehmen. Beide Erklärungen haben gleich viel gegen sich. Der Mythus von dem an Heras Brüsten die Unsterblichkeit trinkenden Herakles, über welchen Minervini a. a. O. die Stellen gesammelt hat, ist bedeutungsvoll genug, um in einem Kunstwerke, wie das in Rede stehende vorausgesetzt werden zu dürfen, wie er denn in der That der bildenden Kunst nicht fremd geblieben ist[83]). Dagegen aber fällt in die Wage nicht allein, dass namentlich das von Minervini publicirte Vasengemälde eine ganz andere Darstellung giebt, sondern viel entschiedener noch, dass unsere Gruppe dem Mythus in seinem wesentlichen Bestande deswegen nicht entspricht, weil die hier dargestellte Frau dem Kinde offenbar mit der vollsten mütterlichen Hingebung und Zärtlichkeit die Brust reicht, so dass in ihr ohne Zweifel nur eine wirkliche Mutter mit ihrem eigenen Kinde oder eine an ihren Dienst mit ganzer Seele hingegebene Amme erkannt werden darf. In dem Verhältniss der wirklichen Mutter zum eigenen Kinde steht nun freilich Hera zu Ares, Juno zu Mars, allein diese Mutterschaft hat Wichtigkeit und tiefere sacrale Bedeutung nur im italischen Cultus[84]), und specifisch italisch ist, wenn auch von römischer Arbeit, das Monument entschieden nicht, sondern specifisch griechisch, und für Griechenland beruht Ares' Abstammung von

---

No. 14, Mus. Pio-Clem. I. tav. 4 Millin, Gal. myth. 89, 142, Müller-Wieseler Denkm. d. a. Kunst II. No. 62 und mehrfach sonst in abhängigen Zeichnungen.

81) Die Juno Lucina oder Juno Augusta römischer Kaisermünzen, die ein Kind in Windeln im Arme hält, darf um keinen Preis mit dieser dem Kinde die Brust gebenden Göttin verwechselt oder in irgend einer Art mit ihr verbunden werden.

82) Il mito di Ercole che succhia il latte di Giunone, Memorie dell' Acad. Ercolan. VI. Napoli 1854 p. 317 ff.

83) Minervini a. a. O., vgl. Stephani a. a. O. S. 190 f.

84) S. Preller, Röm. Mythol. S. 245 u. 802.

Hera nicht allein auf einem seichten combinatorischen Mythus, der einzig und allein erfunden ist, um Ares im olympischen Göttersystem unterzubringen[85]), weswegen sie auch von der lebendigen nationalen Poësie nicht gefeiert wird, sondern sie ist auch in sich von so gar keiner Bedeutung, namentlich für alle uns bekannten Culte der Hera und des Ares so vollkommen gleichgiltig, dass man nicht einsieht, wie die Kunst dazu gekommen sein sollte, dieselbe, und zwar obendrein in einem Werke darzustellen, das füglich nur als ein dem Cultus sehr nahe stehendes, im besten Sinne hieratisches aufgefasst werden kann.

Hat man dies einmal eingesehn, so wird man auch unschwer gewahr werden, dass das Weib unserer Gruppe kaum in einem Zuge ihres milden, fast jungfräulichen Antlitzes — es sei denn etwa in der Gestaltung des Mundes — an den heraeïschen Typus erinnert, selbst an denjenigen madonnesken nicht, der uns in der wunderbar schönen Büste aus Palast Pentini im Braccio nuovo des Vatican verbürgt ist, und dass wohl grösstentheils die Gewohnheit, Köpfe, die mit der Stephane geschmückt sind, zunächst als Hera zu deuten[86]), auch hier den Namen veranlasst hat.

Halten wir also fest, dass die einzige mögliche Voraussetzung einer Gruppe, wie diese, ein bedeutungsvoller, von der Poësie und im Cult gefeierter Mythus von einer Mutter mit ihrem Kinde oder einer muttergleichen Amme mit ihrem Säugling sei[87]), so wird der Kreis, in welchem wir die Erklärung suchen können, ein nicht eben weiter sein[88]).

An Leto und Apollon kann nicht gedacht werden, da in dem homerischen Hymnus auf den delischen Apollon Vs. 123 ff., dem Niemand widerspricht, der Dichter ausdrücklich hervorhebt:

> οὐδ᾽ ἄρ Ἀπόλλωνα χρυσάορα θήσατο μήτηρ,
> ἀλλὰ Θέμις νέκταρ τε καὶ ἀμβροσίην ἐρατεινὴν
> ἀθανάτοις χείλεσσιν ἐπήρξατο[89]).

85) Vgl. Welcker, Griech. Götterl. I. 413 ff.

86) So sagt Winkelmann a. a. O.: »Das Diadema unterscheidet Juno von der Nymphe Adrastea, die dem Jupiter die Brust gab« [?].

87) Der häusliche Cult verschiedener θεαὶ κουροτρόφοι, welcher manche Terracotten einer Frau mit dem Kinde an der Brust veranlasst haben mag (s. Stephani a. a. O. S. 189) reicht für die Erklärung einer Marmorgruppe nicht aus.

88) Über die Seltenheit des Motivs des Säugens überhaupt handelt Stephani a. a. O. S. 184 ff.

89) So nach Baumeister.

Stephani hat (a. a. O.) eine unbezweifelbar antike Gemme publicirt, welche Aphrodite ihrem Sohne Eros die Brust reichend darstellt; aber an Aphrodite und Eros ist aus mehr als einem handgreiflichen Grunde bei der vaticanischen Gruppe nicht zu denken.

Von berühmten Müttern bleibt also nur Rhea mit dem Zeuskinde und Demeter mit dem Jakchoskinde, die mammosa Ceres ab Jaccho, von berühmten Ammen ausser etwa Amaltheia, Leukothea (oder Nysa?) mit dem Dionysoskinde übrig.

Diese Letzte scheint in der von Guattani[90]) herausgegebenen, sehr stark restaurirten[91]) Gruppe im Hofe des Palasts Lante in Rom gemeint zu sein[92]), da das Kind auf einem nebrisartigen Fell sitzt, dergleichen dem ihr von Hermes überbrachten Dionysoskinde die Nymphe (Nysa?) in dem Relief des Kraters des Salpion entgegenbreitet[93]). Von diesem oder einem analogen bakchischen Attribut ist in der vaticanischen Gruppe keine Spur.

Bleiben Demeter und die Mutter oder Amme des Zeus. Und zwischen diesen wage ich nicht unbedingt zu entscheiden.

Denn, wenn man es auf der einen Seite auffallend finden muss, Demeter, wenn sie gemeint ist, was an und für sich, der Gestalt nach wenigstens, nicht unmöglich genannt werden kann, nicht durch irgend eines ihrer bezeichnendsten Attribute, am einfachsten etwa durch den Ährenkranz oder den Schleier in Verbindung mit der Stephane[94]) bestimmt charakterisirt zu sehn, so darf andererseits nicht übersehn werden, dass Rhea in keiner der uns überlieferten poëtischen Versionen des Mythus als Nährerin ihres Kindes vorkommt, das sie vielmehr sei es von der Ziege Amaltheia, sei es von Bienen und Tauben oder durch verschiedene Nymphen nähren lässt. Und da es jedenfalls gerathen ist, sich für die Erklärung von Kunstwerken wie dieses, hauptsächlich an den poëtischen Mythus zu halten, während es dem pragmatischen Zusammenhange dieses poëtischen Mythus

90) Monumenti Inediti 1805 tav. 5.

91) Ergänzt sind an der weibl. Figur der Kopf und Hals mit dem oberen Theile der Brust, der rechte Arm ganz, vielleicht auch der linke zum Theil, am Kinde der ganze Oberkörper bis zum Nabel und das linke Bein.

92) Das Motiv des Anbietens der Brust ist vielleicht erst durch den Restaurator in diese Gruppe gekommen.

93) Denkmäler der alten Kunst II. No. 396.

94) Wie z. B. in einer der wenigen sicheren Statuen der Göttin Denkm. d. a. Kunst II. 87.

eher entspricht, dass Rhea ihr Kind nicht selbst nähren kann, um nicht Kronos' Verdacht zu erregen, so kann auch die Berufung darauf, dass Rhea mit Kybele identificirt worden, welche als die eigentliche Mutter und Amme des ihr allein gehörenden Kindes dasteht[95]), ebensowenig volle Überzeugung über die Bedeutung der Gruppe hervorbringen, wie die Thatsache, dass Rhea als Adrasteia erscheint (oben Note 48), und dass sie um so füglicher die Rolle dieser das Zeuskind pflegenden Nymphe selbst übernehmen kann, da diese in der That von der Mutter gar nicht verschieden, Rhea wirklich Adrasteia gewesen zu sein scheint, nicht als »unentfliehbare« Nemesis, wie der spätere Synkretismus verstand, sondern als Göttin der Fülle, wie sie Welcker früher[96]) erklärt hat.

Allen diesen Zweifeln gegenüber ist nun aber wiederum nicht zu übersehn, dass unsere Gruppe mit derjenigen in dem Campana'schen Terracottarelief (No. 13) in auffallendem Grade übereinstimmt, und sich von dieser hauptsächlich nur dadurch unterscheidet, dass dort das Kind nicht an der Brust seiner Pflegerin liegt, und dass diese gänzlich ungeschmückten Hauptes, ohne Zweifel nur eine schlichte Nymphe ist. Als solche aber können wir die weibliche Figur unserer Gruppe nicht betrachten, weil wir einerseits Nichts von mütterlicher Function der Zeuspflegerinen wissen, und weil es andererseits bedenklich ist, so oft auch, besonders in Vasengemälden und einigen anderen Denkmälerclassen, die Stephane als Haarschmuck sehr verschiedener weiblicher Wesen höheren und niederen Ranges, bis zu sterblichen Frauen hinab vorkommt, dieselbe in statuarischer Ausführung ohne unzweideutige Parallelen, welche mir zur Zeit nicht bekannt sind, bei anderen Frauen als einer der grossen Göttinen anzunehmen.

In weiblicher Obhut und von Kureten oder Korybanten umgeben zeigen das Zeuskind einige Münzen phrygischer Städte, nämlich

No. 17. Ein Grosserz von Apamea in Phrygien, unter Traianus Decius geschlagen[97]). Eine lebhaft nach rechts schreitende,

95) Vgl. Welcker, Griech. Götterl. II. S. 216 ff.

96) Welcker zu Schwenks Etymolog.-mytholog. Andeutungen S. 302 f.

97) Mionnet, Déscript. IV. p. 238, 268, sehr ungenügend abgeb. in den Denkm. d. a. Kunst II. No. 33 nach einer auch mir vorliegenden Mionnet'schen Schwefelpaste, No. 270 der kleineren Sammlung.

oberwärts entblösste Frau, welche ihr bogenförmig fliegendes Gewand mit der Rechten über dem Kopfe ergreift, trägt mit der Linken das Zeuskind. Da wir von der Wendung des Mythus, welchen Phrygien sich angeeignet hatte, nicht wissen, dass sie eine besondere Nymphe als Pflegerin des Zeuskindes kannte, so können wir den Namen des Weibes mit Sicherheit nicht bestimmen, aber eben so wenig der Bezeichnung desselben als Rhea, welche ihr von mehren Seiten [98]) zu Theil geworden, mit Grund widersprechen. Nur von einer Grotte, in welcher sich nach den angeführten Gelehrten die Göttin mit dem Kinde befinden oder in welche sie geflohen sein soll, ist auf der Münze nicht die geringste Spur. Zwei Kureten oder Korybanten mit erhobenen Schilden umgeben die Gruppe rechts und links und decken sie gegen oben, der Kopf eines dritten nebst seinem Schilde ercheint hinter derselben. Ob dieser Schild als Grottenwölbung versehn worden ist, weiss ich nicht.

No. 18 *a. b.* Bronzemünzen von Laodikea in Phrygien, unter Caracalla geschlagen [99]), zeigen eine ähnliche Gruppe, das eine Mal mit vier, das andere Mal mit dreien Kureten, ausserdem ist in diesem letzteren Exemplar der Adler über der Gruppe beigegeben und beide Male wird dieselbe von zwei Flussgöttern, dem Kapros und dem Lykos eingefasst. Auf eine von dem Autor der Libri Sibyllini aufbewahrte Spur des phrygischen Mythus von der Pflege des Zeuskindes, wonach dasselbe nach seiner Geburt dreien Kureten zur Erziehung in Phrygien übergeben worden wäre, hat Eckhel (D. N. V. III. p. 160) hingewiesen.

Die dritte Gruppe von Darstellungen der Kindheitspflege des Zeus bilden diejenigen Monumente, welche den kleinen Gott lediglich in der Obhut der Kureten oder Korybanten zeigen. Unter ihnen ist obenan zu nennen

No. 19, ein in mehren Repliken uns erhaltenes Terracottarelief [100]),

*a.* in der ehemaligen Campana'schen Sammlung [101])

*b.* aus Tusculum, in der Sammlung der Königin Witwe von Italien auf Schloss Agliè bei Turin [102])

---

98) O. Müller und Wieseler zu den Denkm. a. a. O., Welcker zu Müllers Handbuch 352. 1. 99) Mionnet a. a. O. p. 330, 781 u. 782.

100) Vgl. Braun in den Ann. dell' Inst. XII. 1840 p. 148.

101) Abgeb. in Cmpana, opere in plastica tav. 2.

102) Publicirt in Caninas Tusculo, wie Braun a. a. O. angiebt, die

*c*. **Fragment im Palast Colonna in Rom**[103]).

In einer vortrefflich componirten, nur durch die gar zu symmetrische Stellung der gehobenen Beine beeinträchtigten Gruppe umtanzen drei Kureten oder Korybanten in schwungvoller, an Orgiasmus erinnernder Pyrrhiche, die Schilde gegen einander erhebend das zwischen dem ersten und zweiten Tänzer von links her am Boden sitzende Zeuskind, welches wie erfreut aufblickt und die Händchen erhebt, während vor ihm zwischen dem zweiten und dritten Kureten der geflügelte Blitz gebildet ist.

Verwandt ist:

No. 20 ein ornamentales Relief auf dem Panzer einer Marmorstatue aus Herculanum, No. 10 im ersten Corridor des Museums von Neapel[104]), welche durch eine unglückliche moderne Restauration in einen sogenannten »Pyrrhus« verwandelt worden ist. Zwei Kureten oder Korybanten in Harnischen, über welche ein flatternder Mantel geworfen ist, tanzen einander gegenüber, wobei der eine mit seinem Schwerdt auf den Schild des anderen schlägt, der auch seinerseits sein Schwerdt zu gleichem Zwecke bereit hält. Zwischen ihnen, und zwar, um dem Nabel im Panzer auszuweichen, auf der Höhe ihrer Knie, sitzt der kleine Zeus »spielend auf Blitzen« wie Gerhard sagt, wozu ich bemerken muss, dass der Donnerkeil sehr undeutlich, wenn überhaupt vorhanden ist[105]).

Ausser diesen Monumenten, welche wir als auf dem poëtischen Mythus beruhend betrachten dürfen, besitzen wir noch eine kleine Reihe hieher gehöriger Münzen kleinasiatischer Städte, deren Darstellungen eine Übertragung des Mythus auf die Orte ihrer Prägung beweisen. Es sind die folgenden:

No. 21. Erzmünze von Seleukia Pieriae unter Macrinus geschlagen[106]), drei Korybanten auf ihre Schilde schlagend: (nicht

---

Tafel kann ich nicht angeben, da mir das Werk nicht zugänglich ist; wiederholt in den Annali a. a. O. tav. d'agg, K.

103) Vgl. Ann. a. a. O. p. 141 u. 144.

104) Gerhard u. Panofka. Neapels ant. Bildwerke S. 12 f. No. 24, Finati, Il regal Museo Borbonico descritto I. p. 179 No. 22.

105) Ob der Tanz mehrfacher Pyrrhichistenpaare ohne Anwesenheit des Zeuskindes in dem Relief des Vatican, Mus. Pio-Clem IV. 9, Pistolesi, Vaticano descritto V. 83, Braun Vorschule Taf. 4 mit unserem Mythus irgend Etwas zu thun habe, ist mir sehr zweifelhaft.

106) Mionnet, Déscript. V. p. 260, 941. Vgl. Eckhel D. N. V. III. 160

sur des tambourins, wie Mionnet sagt) umgeben das auf einem Sessel sitzende Zeuskind.

No. 22. Erzmünze von Magnesia Ioniae unter Caracalla geschlagen[107]; zwei Korybanten ihre Schilde schlagend umgeben das auf einer Stele (? einem Altar ?) sitzende Zeuskind.

No. 23. Grosserz von Maeonia Lydiae unter demselben Kaiser geschlagen im Fontana'schen Cabinet in Triest[108]. Das Zeuskind, hier von dreien Korybanten umtanzt, sitzt auf einem grossen Thron mit hoher Lehne[109].

Eine vierte und letzte Gruppe von Monumenten dieses Kreises bilden diejenigen Münzen, denn nur um solche handelt es sich, welche das Zeuskind allein, ohne alle weibliche Pflege so gut wie ohne Ziege und ohne Korybanten zeigen, nämlich:

No. 24. eine unter Antoninus Pius in Tralles Lydiae geprägte Erzmünze[110], welche im Abschnitt die Inschrift *ΔΙΟΣ ΓΟΝΑΙ* hat. In ihrem Typus finden wir das Zeuskind auf dem Gipfel eines Berges, während ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen über demselben schwebt, was entweder auf die Sage[111] bezüglich sein mag, dass der Adler mit Zeus zusammen geboren sei, oder auf die andere[112], dass er das Zeuskind mit seinen ausgebreiteten Flügeln gegen Regen und die heissen Strahlen der Sonne geschützt habe. Auf eben dieselbe Sage mag sich der Adler mit ausgebreiteten Schwingen beziehn, den wir nebst der Inschrift *ΔΙΟΣ ΙΔΑΙΟΥ* auf dem Rv. einer unter Domitian geschlagenen kretischen Münze[113] finden; denn am Ida war ja Zeus' Geburtsstätte.

No. 25. Kretische Münzen der Serie mit der Inschrift *ΚΡΗΤΩΝ ΚΟΙΝΟΝ*, deren zwei auf denen neben dem Zeuskinde eine Ziege steht schon oben unter No. 12 angeführt wurden, zeigen das von dem Adler begleitete Zeuskind auf der Weltkugel

---

107) Mionn. a. a. O. III. p. 151, 660 vgl. 661, (nach M.) wo drei Korybanten mit Schilden und Schwerdtern vor einer Gottheit auf einem Altar tanzen. 108) Abgeb. Mon. dell' Inst. I. tav. 49 a. No. 2, vgl. Annali V. (1833) p. 125 sq., XII. (1840) p. 148.

109) Derselbe kehrt ähnlich als Rev. eines Zeuskopfes auf Münzen von Larissa Syriae wieder, s. Millingen, Recueil de méd. inéd. grecques R. 1822 p. 77. pl. IV. No. 15.

110) Mionnet, Déscript, Suppl. VII. p. 471, 715, vgl. Cavedoni Spicileg. p. 227. Bull. dell' Inst. 1844 p. 110.

111) Schol. Il. VIII. 247. 112) Suid. v. λάγος.

113) Mionnet, Déscript. II. 259, 8.

sitzend[114]), bald einfach, bald, wie in dem einen der schon angeführten Exemplare von sieben Sternen umgeben, in mitten deren auch auf einer anderen, unter Titus geprägten Münze dieser Serie[115]) der erwachsene *ZEYC KPHTAΓENHΣ* blitzschleudernd dargestellt ist. Eckhel[116]) bezog dieselben auf das sternerfüllte olympische Haus des Zeus bei Nonnos (Dionys. XXXI. 56); vielleicht sind sie aber als die sieben Planeten zu fassen, welche Zeus umgeben, um ihn als Herrn der Welt zu bezeichnen.

---

Zum Schlusse müssen hier noch zwei Monumente erwähnt werden, deren Beziehung auf die Geburt und die Kindheitspflege des Zeus unsicher ist, nämlich:

No. 26. ein Relieffragment von einem Altar, eingemauert in die Wand eines Hauses in Sorrent[117]). Auf einem Throne, neben dem ein Löwe hockt, sitzt Kybele (-Rhea); hinter demselben steht mit erhobenem Schilde und wie im Tanzschritte bewegt ein Kuret oder Korybant, der sich nach einer herantretenden, verschleierten, vielleicht — die Zerstörung des Reliefs gestattet kein ganz sicheres Urtheil — den Gestus der Nemesis machenden Frau umschaut. Die Möglichkeit, und nur von einer solchen kann die Rede sein, das Relief etwa durch das zu Füssen der Kybele (-Rhea) von der Ziege gesäugte Zeuskind und einen zweiten Korybanten, vielleicht auch noch eine Nymphe zu vervollständigen, liegt eben so nahe, wie für die Frau am linken Ende, falls die Haltung ihres linken Armes richtig erkannt ist, der Name der Adrasteia. Sehr interessant würde, falls diese Erklärung des Reliefs das Richtige trifft, die vollzogene Verschmel-

---

114) Mionnet a. a. O. No. 12.

115) Mionnet a. a. O. p. 258, 7. Vgl. Böttiger, Amalthea I. 28, Note*.

116) D. N. V. II. 301.

117) Abgeb. in Gerhards Antiken Bildwerken Taf. 22, wiederholt in den Denkmälern d. a. Kunst II. No. 810. Dasselbe bildet die zweite Seite eines Altars, dessen erste, von Gerhard unter Müllers (Handb. § 412. 3, vgl. m. Gallerie heroischer Bildwerke S. 162) Beistimmung auf Manto im delphischen Tempel bezogene Seite a. a. O. Taf. 21 abgebildet ist. Möglicherweise gehören die das. auf Taf. 23. u. 24. abgebildeten, in Stil und Maassen genau übereinstimmenden Reliefe als dritte und vierte Seite zu demselben Altar, obwohl auch Gerhard im Text zu den Antiken Bildwerken S. 269 f. dies nicht als gewiss bezeichnet, und obwohl die Verbindung der vier Bilder durchaus im Dunkeln ist.

sur des tambourins, wie Mionnet sagt) um [illegible] Verbindung
Sessel sitzende Zeuskind. [illegible] in einem

No. 22. Erzmünze von Magnesia [illegible]
schlagen [107]); zwei Korybanten ihr [illegible] Relief aus Falerii,
das auf einer Stele (? einem Altar [illegible] im ersten Zim-

No. 23. Grosserz von Maeonia [illegible] der dasselbe
geschlagen im Fontana'schen [illegible] auf die Kind-
kind, hier von dreien Kory [illegible] aber starke Zweifel
grossen Thron mit hoher Le [illegible] nicht hinausgekom-

Eine vierte und le [illegible] — denn von ei-
Kreises bilden diejenige [illegible] für den Zeus geltend
es sich, welche das Z [illegible] sein — auf dem ein
so gut wie ohne Zieg [illegible] ein Vogel, vielleicht

No. 24. eine unt [illegible] Boden, welches einem
Erzmünze [110]), we [illegible] und Trinkhorn her-
hat. In ihrem T [illegible] rechten Hand erhobe-
eines Berges, [illegible] zu zeigen scheint. Braun
über demselb [illegible] wohllaufenden Ball«, das
züglich sein [illegible] 61) erkennen, der aber
sei, oder a [illegible] gedacht werden kann.
ausgebreit [illegible] des Vogels als eine jener
der Sonn [illegible] Ambrosia nährten (oben S. 241)
Adler mi [illegible] Beziehung der Eiche auf den
Inschrift [illegible] im Dunkeln aber bleibt die
schlage [illegible] einen Sellerpriester nennen
Zeus' [illegible] bekränzt schiene, was ihn

No. [illegible] würde, obwohl Flussgötter wie-
*KOI* [illegible] Dies Alles ist überaus vag,
Zieg [illegible] Erklärung des Reliefs dahinstehn,
das [illegible] auf's Reine zu kommen ver-
[illegible] Deutungen von Nebendingen

ryb [illegible] Manto im Tempel der Kybele ist
tan [illegible] die Darstellung der Vorderseite ei-
[illegible] Nebenseite nicht in der Weise maass-
[illegible] der Hauptperson verbürgte
[illegible] Anwesenheit der Manto
[illegible] zu suchen hat, fehlt.
[illegible] Deutung und macht
[illegible] als ein Zeugniss für
[illegible] Cultus mit dem



[illegible]

*[illegible]* [illegible]

: *Franken.*

Der Aufsatz des Herrn [illegible] Verdienst. [illegible] Mittelalters [illegible] 31 fg. hat ein doppeltes [illegible] haben, dass die ganze [illegible] die trojanische Abstammung der [illegible] meistens wirklich sich [illegible] dass auf [illegible] den s. g. Fredegar [illegible] die hiervon scheinbar [illegible] ferner, das [illegible] Citat eine [illegible] zu haben [illegible] ronymus [illegible] angewandt zu haben [illegible] eine Hinweisung auf die Fortsetzung der [illegible] s. g. Prosper Tiro setzten Chronik des Eusebius [illegible] das Gebiet überzeugend nachwies. [illegible] auf das Gebiet der historischen Forschung [illegible] Methode und einen der Mythenforschung mit seiner [illegible] ich ihm nicht mehr alten Mythus zu gewinnen [illegible] wäre er ohne Vor zu folgen. [illegible] dass er selber, [illegible] Resultat seiner Untersu- eingenommenheit für ein [illegible] Schlusse hätte gelangen chung gewesen, zu einem ganz anderen müssen.

Nach meiner Ansicht nämlich liegt es zweifellos zu Tage, dass jene beiden grundlegenden Quellen sich ihrerseits zurück führen lassen auf das eben genannte Citat aus dem s. g. Prosper Tiro, dass in diesem die eigentliche Quelle der ganzen Sage zu suchen ist, dass diese aber nicht auf einer von jenem getheilten Annahme, sondern auf einem Missverständnisse seiner Worte beruht, mit anderen Worten, dass die ganze s. g. Sage von der trojanischen Abkunft der Franken auf eine allmählig immer mehr specialisierende Ausmalung eines gelehrten Missverständnisses zurückzuführen ist.

zung der Zeusmutter Rhea mit der Kybele und die Verbindung der Mutter mit der Pflegerin und den Korybanten in einem Denkmal sein[118]).

No. 27. Das zweite Monument, ein Brunnenrelief aus Falerii, früher im Appartamento Borgia des Vatican, jetzt im ersten Zimmer des lateranensischen Museums, hat E. Braun, der dasselbe in seinen Antiken Marmorwerken Taf. 5 publicirt, auf die Kindheitspflege des Zeus bezogen, obwohl er selbst über starke Zweifel und über viele Lücken in seiner Erklärung nicht hinausgekommen ist. Unter einem überhangenden Felsen, — denn von einer Höhle, welche Braun erkennt und für den Zeus geltend macht, kann doch schwerlich die Rede sein — auf dem ein Eichenbaum wächst, an dessen Wurzel ein Vogel, vielleicht eine Taube, sitzt, sehn wir ein Kind am Boden, welches einem lang bekleideten Mann, der mit Kantharos und Trinkhorn herantritt, mit freudigem Eifer einen in der rechten Hand erhobenen kleinen rundlichen Gegenstand zu zeigen scheint. Braun wollte in diesem Gegenstande den »wohllaufenden Ball«, das Spielzeug des Zeuskindes (oben Note 61) erkennen, der aber kaum in dieser Gestalt und Kleinheit gedacht werden kann. Eher kann man sich die Erklärung des Vogels als eine jener Tauben, welche das Zeuskind mit Ambrosia nährten (oben S. 241) gefallen lassen, wie denn auch die Beziehung der Eiche auf den Gott nahe genug liegt. Gänzlich im Dunkeln aber bleibt die Bedeutung des Mannes, den Braun einen Sellerpriester nennen möchte, wenn er nicht mit Schilf (?) bekränzt schiene, was ihn als Flussgott charakterisiren würde, obwohl Flussgötter wiederum selten stehend gebildet sind. Dies Alles ist überaus vag, und somit muss die ganze Erklärung des Reliefs dahinstehn, die, wo wir mit Hauptsachen nicht auf's Reine zu kommen vermögen, auch nicht durch mögliche Deutungen von Nebendingen gehalten werden kann. —

118) Gerhards Erklärung (a. a. O.): Manto im Tempel der Kybele ist eigentlich durch Nichts begründet, da die Darstellung der Vorderseite eines Altars doch für diejenige der Nebenseite nicht in der Weise maassgebend sein kann, dass sie die Wiederholung einer Hauptperson verbürgte oder erheischte, und da jedes Zeugniss für eine Anwesenheit der Manto im Heiligthume der Kybele, in dem sie auch Nichts zu suchen hat, fehlt. Wieseler benennt die Figuren, verzichtet aber auf jede Deutung und macht nur auf das Interesse aufmerksam, welches der Altar als ein Zeugniss für die auch sonst verbürgte Verbindung des apollinischen Cultus mit dem der Kybele in Anspruch nehme.

Herr *Zarncke* legte einen Aufsatz vor *über die s. g. Trojanersage der Franken.*

Der Aufsatz des Herrn K. L. Roth in Pfeiffer's Germania I, 34 fg. hat ein doppeltes Verdienst, einmal, nachgewiesen zu haben, dass die ganze reiche Litteratur des Mittelalters über die trojanische Abstammung der Franken in allem Wesentlichen, meistens wörtlich, sich zurückführen lässt auf zwei Quellen, auf den s. g. Fredegar scholasticus und auf die Gesta Francorum (über die hiervon scheinbar unabhängigen Darstellungen s. unten), ferner, das älteste Citat, eine Verweisung auf den heiligen Hieronymus, zuerst richtig angewandt zu haben, indem er darin eine Hinweisung auf die Fortsetzung der von Hieronymus übersetzten Chronik des Eusebius durch den s. g. Prosper Tiro überzeugend nachwies. Wenn Roth aber sodann, das Gebiet der historischen Forschung verlassend, übergeht auf das Gebiet der Mythenforschung mit seiner lockeren Methode und einen alten Mythus zu gewinnen sucht, so vermag ich ihm nicht mehr zu folgen, glaube vielmehr, dass er selber, wäre er ohne Voreingenommenheit für ein mythisches Resultat seiner Untersuchung gewesen, zu einem ganz anderen Schlusse hätte gelangen müssen.

Nach meiner Ansicht nämlich liegt es zweifellos zu Tage, dass jene beiden grundlegenden Quellen sich ihrerseits zurückführen lassen auf das eben genannte Citat aus dem s. g. Prosper Tiro, dass in diesem die eigentliche Quelle der ganzen Sage zu suchen ist, dass diese aber nicht auf einer von jenem getheilten Annahme, sondern auf einem Missverständnisse seiner Worte beruht, mit anderen Worten, dass die ganze s. g. Sage von der trojanischen Abkunft der Franken auf eine allmählig immer mehr specialisierende Ausmalung eines gelehrten Missverständnisses zurückzuführen ist.

I. Die Angabe des Prosper Tiro.

Das s. g. Chronicon imperiale (weil es nach den Jahren der Kaiser, nicht nach Consuln rechnet) oder Pithoeanum (nach dem ersten Herausgeber) des s. g. Prosper Tiro (zum Unterschiede von dem Chronicon consulare des Prosper Aquitanus), eine der Fortsetzungen der Chronik von Eusebius-Hieronymus, reicht bis zum Jahre 455, und man hat keinen Grund, zu bezweifeln, dass es noch im Laufe des fünften Jahrhunderts geschrieben sei; sicher fällt es vor die Zerstörung der Vandalenherrschaft in Africa (534), denn es heisst im 21sten Jahre des Theodosius: *Carthago a Wandalis capta. . . . Ex hoc quippe a Wandalis possidetur.* Vgl. Roncallius, Vetustiora Lat. Script. Chronica. Patavii 1787. Tom. I, S. 754. Dies enthält die folgenden vier Angaben über frühere Beherrscher des Frankenreiches, bei Roncallius a. a. O. I, 739 fg.

1. Im 4ten Jahre des Gratian (d. i. 382).
   *Priamus quidam regnat in Francia, quantum altius colligere potuimus.*
2. Im 24—26sten Jahre des Honorius (ca. 418?)
   *Faramundus regnat in Francia* [1]).
3. Im 5ten Jahre des Theodosius (d. i. 428)
   *Clodius regnat in Francia.*
4. Im 25sten Jahre desselben (d. i. 448)
   *Meroveus regnat in Francia.*

Uns geht zunächst nur die erste Angabe an: *Priamus quidam regnat in Francia, quantum altius colligere potuimus.* Die letztern Worte können nicht bedeuten was Wuttke (Die Kosmographie des Istriers Aithikos, 1853, S. LX) meint, es sei schon vorher davon in der Chronik zu lesen gewesen; ich finde vielmehr den Sinn darin, der Verfasser gebe die Königsreihe, so hoch hinauf er sie habe zusammenbringen können; über Priamus hinaus habe er nicht gelangen können. Ebenso scheint auch Roth die Worte zu verstehen, a. a. O. S. 41.

1) Man sieht, wie flüchtig Herr Du Méril verfährt, wenn er in den Poesies populaires latines antérieures au douzième siècle S. 86. Note 2 sagt: »On en vint même jusqu'à changer le nom de Pharamundus en Priamus; c'est du moins ainsi que nous expliquons le passage des fastes de Prosper Tiro: *Priamus quidam regnat in Francia.*«

Da der Name *Priamus* für einen fränkischen König sehr auffallend ist, so hat man in früherer Zeit, wo man noch nicht geneigt war, jede auffallende Einzelheit zu mythischen Constructionen freudigst zu verwerthen, an eine alte Verderbniss gedacht. Man hat gemeint, es habe wohl ursprünglich *Priarius* da gestanden. Priarius war der Name eines deutschen Fürsten, von dem z. B. Ammianus Marcellinus XXXI, 10, 10 berichtet. Aber freilich war er kein Frankenkönig sondern ein Alemanne, auch konnte er nicht im vierten Jahre des Gratian noch herrschen, da die Schlacht bei Argentaria, in welcher er fiel, bereits im Jahre 377, noch zu Valens Lebzeiten, geschlagen ward, auch schon in der Chronik des Hieronymus erwähnt war. Indess die Sorgfalt und Zuverlässigkeit des Verfassers des Chronicon imperiale ist nicht eben sehr zu rühmen, er steht hinter dem s. g. Prosper Aquitanus weit zurück, und einige Momente gab es wohl, die bei flüchtiger Kritik seinen Irrthum veranlassen konnten. Der Verf. des Chron. imper. giebt die Ereignisse unter den Jahren der Kaiser, nicht, wie gewöhnlich und wie im Chronicon consulare, unter Aufführung der Consuln. Jene Schlacht fand nun statt unter dem vierten Consulat des Gratian; ist da der Irrthum nicht erklärlich, wenn er bei Einführung seiner neuen Chronologie das vierte Consulatsjahr mit dem vierten Kaiserjahre desselben verwechselte? Auch konnte ihn eine oberflächliche Ansicht der Stelle bei Ammianus wohl verleiten, in dem Priarius einen Franken zu suchen. Dort wird auf Seite der Römer ein *rex Francorum* erwähnt, und bald darauf heisst es von den Gefallenen mit so ehrender Bezeichnung, wie man sie nur bei Erwähnung der eigenen Todten vermuthet: *inter alios audaces et fortes viros interfecto etiam rege Priario.* Freilich der Zusammenhang musste sehr bald über den Irrthum belehren, aber wie manche viel grössere Flüchtigkeiten gewährt die Historiographie und überhaupt die Litteratur des Mittelalters! Also für von vornherein verwerflich, abgeschmackt und »kleinlich« (Roth S. 43) darf man die Aufstellung jener Möglichkeit nicht erklären.

Doch dies nur nebenbei. Für unsere Untersuchung ist es ohne Werth. Für sie kommt es nur darauf an, zu constatiren, dass der Verfasser jener Notiz, wenn er auch wirklich *Priamus* schrieb, doch an den Trojanerkönig nicht gedacht hat. Schon von vornherein kann man einem Manne, der den Hieronymus

fortzusetzen unternahm, wohl zutrauen, dass er wusste, dass bei diesem bereits von dem Trojanerkriege und von Priamus an der gehörigen Stelle die Rede gewesen war, auch konnte es ihm schwerlich beifallen, den trojanischen Krieg in eine Zeit zu versetzen, die kaum 100 Jahre vor der Zeit war, in der er selbst schrieb. So barbarisch ist, wie wir sehen werden, die Geschichtschreibung selbst im 7ten Jahrhundert noch nicht und kaum im 8ten Jahrhundert gewesen. Definitiv aber hat er jede Möglichkeit, bei seinen Worten an den Trojaner Priamus zu denken, durch den Zusatz abgeschnitten: *Priamus quidam.* So konnte er nicht schreiben, wenn er jenen meinte. Schrieb er wirklich selber *Priamus*, so wollte er diesen durch jenen Zusatz augenscheinlich von dem Trojanerkönig ganz bestimmt trennen. Es müssen also auch Diejenigen, die es über sich gewinnen können, eine volksmässige Trojanersage mit all den gelehrten Namen wie *Priamus*, *Troja*, *Pompejus*, *Phryges*, *Sicambria*, *Valentinian*, *Antenor* etc. überhaupt für möglich zu halten (»aus der mündlichen Sage trug ein patriotischer Franke den Namen ins Chronicon ein« Roth S. 43), wenigstens das zugeben, dass Prosper Tiro eine solche Sage nicht kannte, und aus ihrer Kenntniss jenen Namen des ältesten Frankenkönigs nicht entnahm. Prosper Tiro's Worte sind kein Zeugniss für das Vorhandensein dieser Sage, sie sind ein Zeugniss gegen dieselbe[2].

Aber bedenklich und irreführend waren diese Worte. Wenig noch in einer Zeit, in der die gelehrte Erbschaft der römischen Welt noch einigermassen fortlebte, ungefährlich so ziemlich noch für das 6te Jahrh., für Männer wie Gregor u. ä. Aber die durch sie drohende Gefahr wuchs, je mehr jene Erbschaft schwand, und im 7ten Jahrh. und in der ersten Hälfte des 8ten war endlich das Frankenreich auf der Stufe gelehrter Barbarei angelangt, in der jene Worte ihren irreführenden Einfluss mit Erfolg äussern konnten, um so mehr, als das Werk, in dem sie

2) Auch Roth sagt S. 44: »Der Zusatz *quidam* scheint anzudeuten, dass der Chronograph nicht gemeint war, ihn mit dem berühmten Könige, unter welchem Troja zerstört wurde, zu identificiren.« Aber wofür hielt er ihn denn, wenn er ihn aus der Sage entnommen haben und nun selber als Zeuge für diese gelten soll? Der Priamus der Sage ist doch einzig und allein der Trojanerfürst und giebt sich auch nur für diesen aus.

standen, sehr verbreitet gewesen zu sein scheint. Skaliger behauptet wenigstens 10 Handschriften zu kennen (Thes. temp. 1606. Animadv. p. 5), wozu noch andere kommen (Vgl. Archiv VII. 232 Anm.). Sie äusserten ihren Einfluss, indem sie die beiden folgenden Darstellungen hervorriefen, deren Zurückbeziehung auf sie nunmehr nachzuweisen ist.

### II. Fredegarius scholasticus.

Ein Ungenannter, von Skaliger und von seinem ersten Herausgeber Freher »Fredegar scholasticus« genannt, verfasste um die Mitte des 7ten Jahrhunderts (nach 658, nicht 678, wie bei Roth S. 34 u. 44 gedruckt steht) in Burgund Auszüge aus verschiedenen Chroniken, indem er zugleich an manchen Stellen mehr oder weniger ausführliche Zusätze einschob; so excerpirte er den Liber generationis, den Hieronymus, den Idatius, den Isidor und den Gregorius Turonensis, dem letzteren ein Chronicon eigener Mache hinzufügend, das bis zum Jahre 642 geht.

In den Excerpten aus der Chronik des Hieronymus schob er an der Stelle, wo vom trojanischen Kriege und Troja's Zerstörung kurz die Rede ist, ein längeres Capitel ein. In H. Canisii Lectt. perantiquae, ed. J. Basnage, Tom. II. Antwerpen 1725. S. 166 fg. findet man, freilich aus einer wenig alten Handschrift, die Stelle in ihrem vollen Zusammenhange (sie macht Cap. III bis V aus), bei Bouquet II, 461 ist sie herausgenommen und unter dem Titel *Inter excerpta ex Eusebii Chronico Hieronymo interprete* nach einer fast gleichzeitigen Handschrift (noch aus dem 7ten Jahrh.), dem Codex Claromontanus (auch Sirmondianus, auch Cod. ms. Collegii Parisiensis societatis Jesu genannt, vgl. Bouquet II, 124 u. 128) mitgetheilt. Hiernach lautet die Stelle:

*In illo tempore Priamus Helenam rapuit: Trojanum bellum decennale surrexit: causa mali quod trium mulierum de pulcritudine certantium praemium fuit una earum Helena pastore judice pollicente. Memnon et Amazones Priamo tulere subsidium: exinde origo Francorum fuit. Priamum regem primo habuerunt; postea per Historiarum libros scriptum est qualiter habuerunt regem Frigam, postea partiti sunt in duabus partibus; una pars*

*perrexit in Macedoniam, vocati sunt Macedones secundum populum, a quo recepti sunt, et regionem (regem* Canis.) *Macedoniae, qui opprimebatur a gentes vicinas; invitati ab ipsis fuerunt, ut eis auxilium praeberent. Per quos postea cum subjuncti in plurima procreatione crevissent, ex ipso genere Macedones fortissimi pugnatores effecti sunt. Quod in postremum in diebus Philippi regis et Alexandri filii sui fama confirmat illorum fortitudinem qualis fuit. Clara et illa alia pars quae de Frigia* (richtiger *Friga* bei Canisius) *progressa est ab Olixo per fraudem decepti, tamen non captivati, nisi exinde dejecti per multis regionibus pervagantes cum uxores et liberos.*

*Electo a se rege, Francione nomine, per quem Franci vocantur, in postremo, eo quod fortissimus ipse Francio in bellum fuisse fertur, et multo tempore cum plurimis gentibus pugnam gerens, partem Asiae vastans, in Europam dirigens, inter Rhenum vel Danuvium et mare consedit.*

*Ibique mortuo Francione, cum jam pro praelia tanta quae gesserat parva ex ipsis manus remanserit, Duces ex se constituerunt. Attamen semper alterius ditione negantes, multo post tempore cum Ducibus transegerunt, usque ad tempora Pompegii Consolis; qui et cum ipsis dimicans seu cum reliquas gentium nationes quae in Germania habitabant totasque ditione subdidit Romanam. Sed continuo Franci cum Saxonibus amicitias inientes adversus Pompegium rebellantes, ejusdem renuerunt potestatem. Pompegius in Spaniam contra gentes dimicans plurimas moritur. Posthaec nulla gens usque in praesentem diem Francos potuit superare, qui tamen eos suae ditioni potuisset subjugare. Ad ipsum instar et Macedones, qui ex eadem generatione fuerunt, quamvis gravia bella fuissent attriti, tamen semper liberi ab externa dominatione vivere conati sunt.*

*Tertiam ex eadem origine gentem Torcorum fuisse fama confirmat: ut cum Franci Asiam pervagantes pluribus praeliis transissent, ingredientes Europam, super litore Danuvii fluminis inter Oceanum et Thraciam una ex eis ibidem pars resedit. Electum a se utique regem, nomen Torquoto, per quod gens Turcorum nomen accepit.*

*Franci hujus itineres gressum cum uxores et liberes agebant; nec erat gens, qui eis in praelium potuisset resistere. Sed plurima egerunt praelia, quando ad Rhenum consederunt, dum a Torquoto minuati sunt, parva ex eis manus aderat. A captivi-*

*tate Trojae usque ad primam olympiadem fiunt anni CCCCVI.*

Die zu Anfang und Ende gesperrt gedruckten Worte sind aus Hieronymus[3]) und verrathen auch dem, der Canisius Ausgabe nicht zur Hand hat, hinlänglich, wohin diese Stelle gehört. Herr Karl A. F. Pertz hätte daher, wenn er auch übrigens von Fredegar und der Einrichtung seines Werkes Nichts wusste, wie das in der That der Fall zu sein scheint, schon durch jenes der Stelle aufgedrückte Heimathszeugniss vor der Vermuthung geschützt sein sollen, diese Stelle sei aus der angeblich von Hieronymus übersetzten Kosmographie des Aethicus entnommen und statt jener von Bouquet als Ueberschrift gegebenen Worte sei vielmehr zu lesen (als ob jene Worte eine Ueberschrift im Codex seien) *Excerpta ex Ethici cosmographia Hieronymo interprete*, eine Ansicht, bei der man überhaupt nicht weiss, wie man sie sich zusammenreimen soll. Denn die Darstellung des s. g. Aethicus hat mit der Erzählung des Fredegar gar Nichts Thatsächliches, nur den Namen *Francus* gemein (s. u.). Freilich, trifft Herrn K. Pertz der Vorwurf, die Hingehörigkeit jener Stelle unter die Excerpte aus dem Hieronymus bestritten zu haben, ohne dass er auch nur einen Blick in des Hieronymus Chronik gethan hatte[4]), so möchte man von Herrn Prof. Wuttke vermuthen, er sei überhaupt gar nicht mit der Einrichtung jenes Tabellenwerkes bekannt gewesen, wenn er (die Kosmographie des Istrier Aithikos S. LX), ganz abweichend von Herrn K. Pertz, dessen Ansicht über die Uebersetzung durch Hieronymus er doch theilt, alles Ernstes die Behauptung aufstellt, Hieronymus habe, nachdem er anfangs bei Uebersetzung des Eusebius den Aethicus noch nicht gekannt, später jene ganze oben angeführte Stelle in der Chronik hinzugesetzt, ja noch mehr; denn Herr Wuttke nennt Fredegar's lange Erzählung nur einen »Auszug« aus der »nachträglichen Hinzufügung des Hieronymus.«

Es ist selbstverständlich ein eigenthümlicher Zusatz des Fredegar, wie er deren sehr viele hat, und nicht bloss in den

---

3) Bei Hieronymus steht aber richtig: *Alexander Helenam rapuit.* Die Gründe der Aenderung in den Excerpten sind wohl unschwer zu errathen.

4) Uebrigens trifft dieser Vorwurf auch Roth, der S. 42 ebenfalls nicht merkt, dass die chronologische Angabe am Schlusse aus Hieronymus ist, und der sie daher dem Fredegar selber zurechnet.

Excerpten aus Gregor, wie Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 2te Aufl. S. 77 anzunehmen scheint, sondern ziemlich reichlich auch in den früheren Büchern. Er deutet auch in seiner Vorrede eigens auf solche Zusätze hin (bei Bouquet II, 413 *singillatim congruentia stilo inserui*).

Noch ein zweites Mal kommt er auf denselben Gegenstand zurück, gleich nach dem Anfange der Excerpte aus Gregor's Werke. Vgl. Bouquet II, 394. Dort lautet das zweite Capitel:

*De Francorum vero regibus beatus Hieronymus, qui jam olim fuerunt, scripsit. Quod* (lies *Quos) prius Virgilii Poetae narrat Historia Priamum primum habuisse regem, cum Troja fraude Ulixis caperetur, exindeque fuisse egressos: postea Frigam habuisse regem; bifaria divisione partem eorum Macedoniam fuisse adgressam, alios cum Friga vocatos Frigios, Asiam pervagantes, in litore Danuvii fluminis et maris Oceani consedisse. Denuo bifaria divisione Europam media ex ipsis pars cum Francione eorum rege ingressa fuit. Qui Europam pervagantes cum uxoribus et liberis Rheni ripam occuparunt: nec procul a Rheno civitatem ad instar Trojae nominis aedificare conati sunt. Coeptum quidem est, sed imperfectum opus remansit. Residua eorum pars, quae super litore Danuvii remanserat, [habuit?] electum a se Turchot nomine regem, per quem vocati sunt Turchi, et per Francionem alii vocati sunt Franci, multis post temporibus cum Ducibus externas dominationes semper negantes.*

In beiden Stellen wird fast ganz dasselbe gesagt. Von Kleinigkeiten abgesehen, unterscheiden sie sich nur durch das, was die erste eigenthümlich von Pompejus fabelt und was die zweite von dem Anfange einer Stadtgründung erzählt. Beide Stellen berufen sich auch im Anfange auf Quellen und wiederholt finden wörtliche Anklänge statt, die freilich in einer Erzählung von demselben Schriftsteller nicht auffallen können.

Um so auffallender ist der wesentliche Unterschied im Styl und in der Darstellungsweise. Jene erste Stelle lautet ganz so, wie wir gewohnt sind das Latein des biedern Fredegar geschildert zu finden; da lesen wir *a gentes vicinas*, *per multis regionibus*, *cum uxores et liberes*, *pro praelia tanta*, *cum reliquas nationes*, *ditione subdidit Romanam* u. s. w. Nichts von alledem in der zweiten Stelle, ja statt dessen eine Ausdrucksweise, die man fliessend, fast elegant nennen möchte. Die Darstellung ist klar, während an der ersten Stelle derselbe Inhalt unklar und zer-

backt herauskommt. Man vergleiche z.B. auch, wie ungeschickt die Erzählung von der List des Ulixes deplaciert wird, wie allgemein die Berufung auf die Quellen ist und zwar offenbar an falscher Stelle u. a.

Naheliegend könnte hier die Vermuthung scheinen, die zweite Stelle habe Fredegar einem uns noch unbekannten Schriftsteller entlehnt und wörtlich abgeschrieben, an der ersten Stelle hätten wir dagegen sein eigenes Machwerk vor uns. Hiergegen würde nicht entscheidend eingehalten werden können, dass die zweite Erzählung ja an einer späteren Stelle stehe, und wer seine Quelle abschreiben wolle, dies doch wohl das erste Mal thue; denn es scheint, als ob das Werk des Fredegar keineswegs in der Reihenfolge entstanden ist, wie die Chroniken ihrem Inhalte nach auf einander folgen. In dem bunten Durcheinander der Vorrede (Bouquet II, 413) findet sich der Satz: *Cum haec ita se habeant, necessarium duxi veritatem diligentius insequi et ob id in prioribus his chronicis, quasi quodam futuro opere, omnium mihi regna et tempora praenotavi.* Das klingt doch gerade so, als habe er die früheren Bücher, und zu denen würde die Chronik des Hieronymus jedesfalls gehören, erst später hinzugefügt.

Aber diese Vermuthung, in der zweiten Erzählung die aus einem anderen Schriftsteller entlehnte Quelle der ersten zu erblicken, scheitert an einer allgemeineren Beobachtung, die ich, so nahe sie zu liegen scheint, noch von keinem Historiker ausgesprochen finde. Die bemerkte Verschiedenheit des Styls in beiden Erzählungen findet sich nämlich überhaupt im ganzen Fredegar und theilt diesen in zwei Theile. Jene Ungeheuerlichkeiten in der Anwendung der lateinischen Sprache finden sich nur in den drei ersten Chroniken, in den Excerpten aus dem Liber generationis, dem Hieronymus und Idatius, bis zum Schlusse des letzteren noch in blühendster Fülle. Wie es mit den Excerpten aus Isidor steht, kann ich nicht entscheiden, da diese Partie, soviel ich weiss, noch nicht gedruckt ist. Aber in den Excerpten aus Gregor, dann in der eigenen Chronik Fredegar's finden sie sich durchaus nicht. Auch hier zwar herrscht keineswegs ein classisches Latein, es finden sich gar manche rein mittelalterliche Eigenheiten, z. B. Auster wird indeclinabel behandelt, die Städtenamen bleiben oft im Locativ, auch wo ein regierter Casus verlangt wird, es kommen Nominativi abso-

luti bei Participien vor statt der Ablativi u. a. Aber jene eigentlich als für Fredegar characteristisch geltende Handhabung des Latein herrscht hier nicht mehr. Auch die Vorrede, die offenbar zum Schluss des ganzen Werkes geschrieben ist, schliesse ich von dieser Beobachtung nicht aus. Freilich herrscht in Betreff des Inhaltes ein so unverständliches Durcheinander, dass man sich aufs Rathen legen muss, wenn man etwas verstehen will, zumal in der ersten Hälfte; aber die Grammatik des Latein braucht sich nicht empfindlich zu beklagen, und wo wir den Sinn und Zusammenhang verstehen, werden wir auch den Styl erträglich, ja gut finden. Jene ungeheuerliche Unverständlichkeit der ersten Hälfte möchte ich auf andere Weise zu erklären versuchen. Fredegar schrieb seine Chronik später als in dem Jahre, mit dem er schliesst. Warum fuhr er nicht fort? Einen besonderen Grund zu schliessen hatte er nicht, ihn wird der Tod bei seiner Arbeit überrascht haben, aber erst, als er sich bereits dem Ende derselben näherte und bereits mit dem Entwurfe zu seinem Prolog sich beschäftigt hatte. Einen solchen, meine ich, wird er hinterlassen haben, in welchem allerlei Gedanken, die in dem Prolog zu äussern gewesen wären, niedergeschrieben waren, bald in längerem Zusammenhange, bald ganz kurz, bald nur in einzelnen, vielleicht noch dazu unleserlich geschriebenen Worten (so erkläre ich die Worte des Anfangs und die abweichenden Lesarten), und nicht in der Reihenfolge, die den Gedanken zukam. Der erste Abschreiber, oder die ersten, wollten auch diesen Entwurf sich nicht entgehen lassen und schrieben auch ihn ab, so gut es gehen wollte. So ward Vieles unverständlich, Anderes gerieth bunt durch einander. Ich erinnere an Leibniz'ens Annales imperii Brunsvicenses, die bis zum Jahre 1024 führen sollten, bei denen er aber über dem Jahre 1005 vom Tode ereilt ward, indessen dennoch bereits Entwürfe zur Vorrede zurückliess. Vgl. die Ausgabe von G. H. Pertz I, S. XXII und die dort mitgetheilten Facsimile. Aehnlich, denke ich, wird das ausgesehen haben, was sich nach Fredegar's Tode vom Prologe vorfand.

Dies Problem des doppelten Styles bei Fredegar zu lösen überlasse ich den Historikern; durch Annahme einer Ueberarbeitung oder Verschiedenheit der Ueberlieferung scheint es seine Erklärung nicht gewinnen zu können. Für mich genügt es, daraus das Resultat zu ziehen, dass wir von den beiden obigen

Erzählungen die letzte nicht als eine entlehnte Quelle ansehen dürfen. Aber immerhin bleibt die Bemerkung richtig, dass die erste nur eine corrupte Wiedererzählung der zweiten ist, welche letztere auch wohl zuerst niedergeschrieben ward (s. o.); so dass, von der wunderlichen Verkehrtheit der Einmischung des Namens des Pompejus absehend, wir nur die zweite ins Auge zu fassen haben, und uns mit den kleinen Incongruenzen der ersten nicht zu behelligen brauchen.

Unsere Stelle nennt ihre Quellen. Zuerst: *De regibus, qui jam olim fuerunt, scripsit beatus Hieronymus.* Niemand wird noch die Ansicht Roth's[5]) bestreiten wollen, dass hierunter die den Handschriften des Hieronymus angehängte kurze Fortsetzung desselben durch Prosper Tiro zu verstehen sei, der ja die älteren fränkischen Könige nennt, Priamus, Faramund u. s. w. Zweitens: *Virgilii poetae historia.* Wer mit der Weise, wie im Mittelalter citirt zu werden pflegt, bekannt ist, wird die Vermuthung nicht für gewagt halten, dass wir unter diesen Worten nichts anderes zu verstehen haben als Virgil's Aeneide. Nur ist der Satz nicht ganz correct ausgedrückt. Nicht das schrieb Virgil's Historia, dass Priamus der erste Frankenkönig gewesen sei, sondern sie erzählte nur von dem Priamus Weiteres, von dem Hieronymus gesagt hatte, dass er jenes gewesen sei. Aehnliche nicht streng logische Ausdrucksweisen sind in der mittelalterlichen Prosa, der lateinischen, wie der deutschen, wie der altnordischen, sehr häufig. Virgil's Aeneis ist nur die ergänzende, ausfüllende Quelle gewesen. Aus ihr erfuhr er von der List des Ulysses, von der Vertreibung der Trojaner, und dass diese auch *Phryges* genannt worden waren, woraus der Verfasser sich nicht scheute *Frigii* zu machen.

5) Nachträglich bemerke ich, dass bereits Du Méril in den Mélanges arch. et litt. S. 8. Note 2 dieselbe Ansicht aufgestellt hat, indem er sagt: »Elle (la tradition) remonterait au 4e siècle, si comme le disent Frédégaire et le chronicon Moissiacense, elle avait été recueillie par Saint Jérome; mais elle ne se trouve pas dans les oeuvres de ce père, que nous possédons encore, et on a pu le confondre avec le continuateur de sa chronique, Prosper Tiro Aquitanus (die Beifügung des letzteren Wortes sowie das dann Folgende ist freilich wieder eine Flüchtigkeit), qui, s'il est le même que le poète de ce nom, mourut en 463.« Herrn Dr. J. Schrader in Berlin bin ich für Mittheilung dieser Stelle aus dem mir nicht zu Gebote stehenden Buche zu Dank verpflichtet.

Nehmen wir nun hinzu, dass die Annahme, Völker zu einem ἥρως ἐπώνυμος in Beziehung zu stellen, und ihre Namen von einem solchen abzuleiten, von dem Alterthume auf das Mittelalter überkommen war, dass überdies Isidor, welchen Fredegar, auch wenn er seine Chronik nicht excerpirt hätte, nothwendig kannte, in seinen Etymologien IX, 2, 101 gesagt hatte: *Franci a quodam proprio duce vocari putantur*, eine Angabe, die er selber schon von Anderen hatte, denn um 560 sagt der Byzantiner Laurentius Lydus in seiner Schrift De magistr. Rom. III, 56, die Franken würden genannt ἐξ ἡγεμόνος, — bedenken wir ferner, dass nothwendig von Troja zum Rhein vom Erzähler eine Brücke geschlagen, ein Weg geschildert werden musste, und dass dieser doch am einfachsten durch Europa am schwarzen Meere vorbei, die Donau entlang, an den Rhein führte, so werden wir zugeben müssen, dass die aus den genannten Quellen geschöpfte Kenntniss für den Erzähler hinreichend war, um jene Schilderung zu entwerfen, welche er uns von dem Ursprunge der Franken, ihrem Namen, ihrem Führer[6]) und ihrer Wanderung auftischt. Wir brauchen zwecks ihrer Erklärung zu einer geheimnissvollen Volkssage unsere Zuflucht nicht zu nehmen.

Ob bei Erwähnung der begonnenen Stadt *ad instar Trojae nominis* bereits ein Missverständniss des Namens *Colonia Trajana* mitgewirkt hat, mag dahin gestellt bleiben. Möglich ist es allerdings, doch mag diese Beziehung auch erst jüngeren Datums sein.

Woher die Nachricht von der gemeinsamen Abstammung der Macedonier und namentlich der Türken kommt, lässt sich nicht bestimmen. Möglich, dass unser Fredegar sie schon vorfand; indess kann sie füglich auch in seinem eigenen Kopfe entstanden sein. Der Name der Türken bewegte seit dem Ende des 6ten Jahrhunderts, namentlich seit dem Jahre 627 die Ge-

6) Bei Fredegar kommt der Name *Francus* zuerst als Eigenname einer Person vor. Wenn Roth wiederholt behauptet (s. S. 49 u. 52), dies sei schon auf der s. g. fränkischen Völkertafel der Fall, die nach Müllenhoff (Anhang zu Mommsen's Verzeichniss der röm. Provinzen, Berlin, 1863) ins Jahr 520 zu setzen ist, so irrt er, denn da sind alle diese Namen Völkernamen und Accusativi Pluralis, freilich ohne allen Respect vor Casusendung, es heisst: *Istio genuit Romanos Brittones Francus Alemannus. haec sunt gentes IV.* Auch vorher hiess es *Erminus genuit Gotos Walagotos Wandalus Gipedes et Saxones* und *Inguo genuit Burgundiones Thoringus Langobardus Baioarius.*

müther auch des Occidents mächtig (vgl. Roth a. a. O. S. 44 fg.), man wird sich auch über ihren Ursprung allerlei Gedanken gemacht haben, und unser Verfasser hatte ja noch den Namen *Phrygii (Phryges)* aus dem Kreise der Trojaner zur Disposition, den er auf die Macedonier nicht gut anwenden konnte. Jedesfalls hilft uns hier, einem erst jüngst aufgetretenen Volke gegenüber, ein alter Göttermythus ebenfalls nicht. Auch trennt selbst Roth diese Erwähnung als einen selbstständigen, nicht sagenhaften Zusatz ab (S. 44 fg.).

Fredegar nennt also mit ausdrücklichen Worten den Prosper Tiro als die Quelle der Verwirrung und Verirrung, die er vorträgt. Dennoch glaube ich nicht, dass er den Prosper unmittelbar selber benutzt hat. Abgesehen davon, dass sich unter seinen Excerpten keine aus diesem Schriftsteller finden, vermisse ich auch die Erwähnung des *Faramundus*, den er schwerlich unangebracht gelassen hätte, wenn er den Prosper Tiro selber gelesen hatte.

Auch die Frage, ob er der erste war, der den Trojaner Priamus mit dem Priamus des Prosper Tiro identificirte und dadurch mit den Franken in Verbindung setzte, kann aufgeworfen werden. Es giebt eine oder einige Handschriften des Hieronymus, die bei der Erzählung vom trojanischen Kriege noch die Bemerkung enthalten *exinde origo Francorum fuit,* also dieselben Worte, die auch Fredegar in der ersten Erzählung hat. Vgl. Wuttke a. a. O. LV. Pontacus entfernte sie mit Recht als einen späteren Zusatz. Denn dass sie in der Redaction des Hieronymus noch nicht gestanden haben, ergiebt sich schon daraus, dass die armenische Uebersetzung sie nicht kennt; überdies hat, soviel ich weiss, keine der älteren Handschriften dieselben, auch noch lange über Fredegar's Zeit hinaus. Während es daher an sich nicht unmöglich wäre, dass Fredegar jene Worte schon vorgefunden hätte in einer ihm vorliegenden Handschrift des Hieronymus, so ist dies doch nach dem Stande der Ueberlieferung nicht wahrscheinlich, vielmehr glaublicher, dass jene Worte aus seinen Excerpten in eine oder einige spätere Handschriften gelangt sind.

Doch wie dem sein möge, mochte auch Fredegar vielleicht nur eine Verirrung weiter verbreiten, die er bereits vorfand, immer stand er der Entstehung derselben noch nahe genug, um noch ihre Quelle angeben zu können.

Bei solcher Entstehung jener Sage darf nun freilich nicht geleugnet werden, dass auf sie doch immer auch von Einfluss der Umstand sein konnte, dass bereits andere Völker, vornämlich die Römer, ihren Ursprung auf Troja zurückgeführt hatten, dass also eine solche Anknüpfung bereits etwas Geläufiges war, ja als etwas der nationalen Eitelkeit Schmeichelndes erschien. Ohne solchen Vorgang würde man höchst wahrscheinlich den Namen *Priamus* ohne weitere Combination als einen *Priamus quidam* haben auf sich beruhen lassen.

## III. Die Gesta Regum Francorum.

Die Gesta Francorum, im dritten Jahrzehend des 8ten Jahrhunderts (ca. 725) in Neustrien entstanden, sind unabhängig von den Excerpten und Aufzeichnungen Fredegar's. Freilich leugnet Hr. Karl Pertz dies, a. a. O. S. 191, er nennt sie geradezu *excscripta ex Gregorii Turonensis historia epitomata, cui auctor vulgo assignatur Fredegarius scholasticus.* Aber ganz abgesehen von der Auseinandersetzung Giesebrecht's in der Uebersetzung des Gregor v. T. II, S. 266 und Abel's in der Uebersetzung des Fredegar und der Gesta S. 8 fg., hätte ihm schon die flüchtigste Vergleichung beweisen können, dass die Gesta nicht die Historia epitomata, sondern den unverkürzten Gregorius vor sich hatten. Und wie demnach die Chroniken im Ganzen von einander unabhängig sind, sind es auch ihre Erzählungen vom trojanischen Ursprunge der Franken.

Von den beiden Abdrücken bei Bouquet II, 542 fg. wähle ich nicht den zuerst von Freher herausgegebenen Text, sondern den nach dem Cod. eccles. Cameracensis, der augenscheinlich in jenem überarbeitet worden ist. Offenbar oder höchst wahrscheinlich richtige Lesarten der anderen zu diesem Texte stimmenden Handschriften habe ich in den Text aufgenommen.

*Principium regnorum Francorum eorumque originem vel gentium illarum ac regum gesta proferamus. Est autem in Asia oppidum Trojanorum, ubi est civitas quae Ilium dicitur, ubi regnavit Aeneas. Gens illa fortis et valida, viri bellatores atque rebelles nimis, inquieta certamina objurgantes, per gyrum finitima debellantes. Surrexerunt autem reges Graecorum adversus Aeneam cum multo exercitu, pugnaveruntque contra eum caede magna,*

*obruiturque illic multus populus Trojanorum. Fugit itaque Aeneas et reclusit se in civitate Ilium, pugnaveruntque adversus hanc civitatem annis decem. Ipsa enim civitate subacta, fugit Aeneas tyrannus in Italia locare gentes ad pugnandum. Alii quoque ex principibus, Priamus videlicet et Antenor, cum reliquo exercitu Trojanorum, duodecim millia intrantes in navibus, abscesserunt et venerunt usque ripas Tanais fluminis. Ingressi Maeotidas paludes, navigantes pervenerunt intra terminos Pannoniarum juxta Maeotidas paludes et coeperunt aedificare civitatem ob memoriale eorum, appellaveruntque eam Sicambriam. Habitaveruntque illic annis multis, creveruntque in gentem magnam.*

*Eo itidem tempore gens Alanorum prava ac pessima rebellaverunt contra Valentinianum imperatorem Romanorum ac gentium. Tunc ille exercitum movit, hostem magnum de Roma contra eos perrexit, pugnam iniit superavitque eos atque devicit. Illi itaque caesi super Danubium fluvium fugerunt et intraverunt in Meotidas paludes. Dixit autem imperator: Quincunque potuerit introire in paludes istas et gentem illam pravam ejecerit, concedam eis tributa donaria annis decem. Tunc congregati Trojani fecerunt insidias sicut erant edocti ac cogniti: et ingressi in Meotidas paludes cum alio populo Romanorum ejecerunt inde Alanos percusseruntque eos in ore gladii. Tunc appellavit eos Valentinianus imperator Francos, Attica lingua, hoc est feros, a duricia vel audacia cordis eorum.*

*Igitur post transactos decem annos misit memoratus imperator exactores una cum primario duce de Romano senatu, ut darent consueta tributa de populo Francorum. Illi quoque, sicut erant crudeles et immanissimi, consilio inutile accepto, dixerunt ad invicem: Imperator cum exercitu Romano non potuit ejicere Alanos de latibulis paludum, gentem fortem ac rebellem. Nos enim qui eos superavimus, cur solvimus tributa? Consurgamus igitur contra primarium hunc vel exactoribus istis percutiamusque eos et auferamus cuncta quae secum habent: et non demus Romanis tributa et erimus nos jugiter liberi. Insidiis vero praeparatis interfecerunt eos.*

*Audiens haec imperator, in furore et ira nimis succensus praecepit hostem commovere Romanorum et aliarum gentium cum Arestarco principem militiae, direxeruntque aciem contra Francos. Fuit autem ibi strages magna de utroque populo. Videntes enim Franci, quod tantum exercitum sustinere non possint, interfecti ac caesi fugerunt: ceciditque ibi Priamus eorum fortissimus. Illi quoque*

*egressi a Sicambria venerunt in extremis partibus Hreni fluminis in Germaniarum oppidis, illucque inhabitaverunt cum eorum principibus, Marchomire filium Priamo et Sunnone filium Antenor; habitaveruntque ibi multis annis. Sunnone autem defuncto acceperunt consilium ut regem sibi unum constituerent, sicut caeterae gentes. Marchomiris quoque dedit eis hoc consilium et elegerunt Faramundum ipsius filium et elevaverunt eum regem super se crinitum. Tunc habere leges coeperunt* u. s. w. *Mortuo quippe Faramundo rege Chlodionem filium ejus crinitum in regnum patris sui elevaverunt* u. s. w.

Uebereinstimmend sind in dieser Darstellung mit der bei Fredegar nur ganz allgemeine Puncte, einmal, dass die Franken eine lange Zeit sich erst anderweit niederlassen, ehe sie an den Rhein wandern; auch die Gegend fällt ziemlich zusammen (obwohl die Franken bei Fredegar an die Donau, in den Gesta zuerst an den Tanais gehen), aber sie lag einmal nothwendig auf dem Wege von Kleinasien nach dem Rheine [7]). Ferner stimmt überein, dass die Franken eine Stadt anlegen, aber das gehörte wohl als selbstverständlich zu ihrer Niederlassung, und bei Fredegar wird sie am Rhein gebaut und nach Troja genannt, in den Gesta in Pannonien und heisst Sicambria, ein Name, der wohl aus dem Volksnamen der Sicambern zurückgebildet wor-

7) Mascou's Ansicht, die Trojasage möge veranlasst sein durch Erinnerungen an die Heimfahrt der vom Kaiser Probus am Pontus angesiedelten Franken (Gesch. d. Teutschen bis zu Anfang d. fränk. Monarchie S. 197), widerlegt sich schon dadurch, dass jene s. g. Sage übereinstimmend nur den Landweg kennt, jene Franken aber sich zur See durchschlugen; sie plünderten die Küste von Asien und Griechenland, landeten in Afrika und Sicilien, fuhren in den atlantischen Ocean hinaus, umschifften die Küsten von Spanien und Gallien und erreichten glücklich ihre Heimath. — Wenn Hermann Müller noch jetzt daran fest hält, dass die Franken in der That aus Troja abstammten, die Sage also in der Hauptsache volle Wahrheit berichte (vgl. Jahrbb. des Ver. v. Alterthumsfreunden im Rheinlande, 17ter Jahrg. 1863. S. 56 fg.) und wenn er dies durch Herleitung deutscher Worte aus dem Griechischen zu erweisen sucht (z. B. Carolus = *χράλης* = *χρέων*; Pippinus = *πέπων*; Francus = *φράγκος* von *φράσσω*; Sigambrus = Cambrus = *κάμβρος*, *κάβειρος*; Gambrivius = *γομβρίβιος*; Burgundio von *πυργόω*; Merwingus = *μήριγγος*; rachinburgius = *ῥαχινοπύργιος*; scapinus = *σκεπάνιος*, *σκεπίνειος*; Germanus von *Γέγμη*, von welchem Namen es zwei Städte in der Nähe von Troja, in Mysien, gab; *γέρμη* = *φρᾶγμα*, also Germanus = *φράγκος*), so hat das gegenwärtig wohl kaum noch einen anderen Werth als den der Curiosität.

den ist. Indess für unmöglich halte ich es nicht, dass zwischen den Angaben der Gesta und Fredegar's Darstellung ein feiner Faden des Zusammenhanges vorhanden ist. Von einem viel gebrauchten Werke, wie dem des Fredegar, dessen Auszug aus Gregor auch als selbstständiges Buch Verbreitung fand (vgl. Wattenbach a. a. O. S. 77. Anm. 3), darf man wohl annehmen, dass manche Behauptungen desselben durch Hörensagen wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen Verbreitung fanden.

Aber an eine directe Benutzung ist nicht zu denken. Die Macedonier und Türken werden gar nicht erwähnt; der Name der Franken wird auf andere Weise gedeutet, nach einem ganz anderen etymologischen Princip, das ebenfalls oft in Anwendung gebracht ward. Auch hier diente Isidor als Quelle, der an der schon angeführten Stelle auch dieser Deutung erwähnt: *Alii eos a feritate morum nuncupatos existimant; sunt enim in illis mores inconditi naturalisque ferocitas animorum.* Dem redseligen Verfasser der Gesta wird dies die Veranlassung, einen kleinen historischen Roman vorzutragen. Wenn er dabei die Attische Sprache als die den Namen gebende bezeichnete, so that er dies schwerlich auf genauere Kenntniss derselben hin, sondern gerieth auf sie, weil die ihm bekannten Sprachen die Deutung nicht gewährten. Aus Gregor ist genommen, dass die Franken in Pannonien gesessen hätten (vgl. Gregor II, 9, bei Bouquet II, 166: *Tradunt multi eosdem de Pannonia fuisse digressos et primum quidem littora Rheni amnis incoluisse*), gegen Ende lenkt er immermehr auf Gregor über. Marchomir, Sunno, Chlodio kommen auch bei diesem bereits vor, desgleichen die *reges criniti* (vgl. II, 9), nur schaltet der nicht eben kritische Verfasser mit seinen Angaben ziemlich frei, wie recht characteristisch die Kühnheit beweist, mit der er Marcomir zu einem Sohne des Priamus, den Sunno zum Sohne des Antenor macht.

Aber die Hauptquelle, die der ganzen Darstellung zu Grunde liegt und sie veranlasst hat, ist auch hier die Stelle aus dem Prosper Tiro. Die Gesta citiren ihn nicht, wie Fredegar es that, und doch haben sie ihn directer benutzt als dieser. Das verräth sich durch zweierlei. Einmal durch Einführung des *Faramundus*, der nur in dem Chronicon imperiale erwähnt wird, sodann dadurch, dass der递 Haupttheil der Geschichte unter den Kaiser *Valentinian* verlegt wird. Denn jener Priamus des Prosper Tiro lebt unter Valentinian; allerdings zählt das Chronicon

nicht nach des letzteren Regierungsjahren, aber es erwähnt ihn in der Nähe jener obigen Anführungen sehr häufig. Vgl. bei Roncallius a. a. O. S. 740 fg.: *Gratianus cum fratre Valentiniano regnat annos sex. — Maximus timens orientalis imperii principem Theodosium cum Valentiniano foedus iniit. — Justina mater Valentiniani. — Maximus locum irrumpendi quod cum Valentiniano junxerat foedus, invenit. Valentinianus veritus imminentem jam cervicibus suis tyrannum, ad Theodosium confugit. — Theodosius cum exercitu ad Italiam transgrediens Maximum interfecit et Valentinianum proprio regno reddidit. — Valentinianus Viennae ab Arbogasta comite suo extinguitur, in cujus locum tyrannidem Eugenius invadit. Ad vindicandum Valentiniani interitum et opprimendum Eugenii tyrannidem Theodosius in Italiam transgreditur, aperto Dei favore conspirantibus in id ipsum elementis.*

Virgil war dem Verfasser wohl bekannt, aus ihm entnahm er den Namen *Ilium*, auch den *Antenor* und dass derselbe ebenfalls vertrieben worden sei (vgl. Aeneis I, 246). Den Aeneas machte er zum König von Troja, vielleicht bona fide, da er dem Helden der Aeneis den ersten Platz als selbstverständlich gebührend annehmen mochte. Den trojanischen Priamus machte er zu einem Fürsten, und fast scheint es, als ob er noch so viel kritisches Gewissen gehabt habe, den alten Trojaner Priamus nicht unter Valentinian zu verlegen. Wenn er sagt: *Habitaveruntque illic annis multis creveruntque in gentem magnum*, so möchte man annehmen, er lasse eine Reihe von Jahrhunderten vergehen bis zu den dann geschilderten Ereignissen unter Valentinian, und der dann auftretende Priamus sei ein Priamus II. Aber eine genauere Erörterung seiner Darstellung zeigt, dass diese günstige Annahme nicht richtig ist. Schon die Worte *Eo itidem tempore* widersprechen dieser Auffassung; noch deutlicher aber die dann folgende Erzählung, dass Markomir, der Sohn des Priamus, und Sunno, der Sohn des Antenor, die Franken von Sicambria fort an den Rhein führen. Was er also bis dahin schildert, geschieht Alles während eines Menschenalters, auch der mächtige Zuwachs des Volkes, und Troja ist also kurz vor Valentinian zerstört. Der Annahme weiterer Quellen bedürfen wir nicht. Wenn der Verfasser vor der Belagerung Troja's einen für die Troer unglücklichen Kampf annimmt, so braucht er das nicht einer Quelle entlehnt zu haben, es konnte

ihm selbstverständlich scheinen, dass die Troer, bevor sie sich in ihrer Burg einschlossen, vorher eine Feldschlacht wagten[8]. Sollten sich aber für die eine oder die andere Angabe (z. B. für *Arestarchus*, wie bei Fredegar für *Pompejus*) einmal noch Quellen entdecken lassen, so darf man als sicher voraussetzen, dass sie der zu damaliger Zeit gelesenen gelehrten oder aftergelehrten Litteratur angehören werden, nicht der Volkssage.

Hiernach darf der Beweis wohl als erbracht angesehen werden, dass beide Schilderungen von dem trojanischen Ursprunge der Franken zurückgehen auf die erwähnte Stelle des Prosper Tiro, im Ganzen unabhängig von einander, wenn auch der Verfasser der Gesta indirect etwas beeinflusst sein mag durch die von Fredegar verbreitete Annahme.

### IV. Andere ältere Quellen?

Unsere Annahme fällt, wenn Darstellungen dieser Sage oder Anspielungen auf sie nachgewiesen werden können, die älter sind als Fredegar. Mit diesem Anspruche sind die folgenden aufgetreten.

1) Die Historia Daretis Frigii de origine Francorum. Sie findet sich in einigen Handschriften des Fredegar unter den Excerpten aus Hieronymus unmittelbar vor der oben ausgehobenen Partie eingeschoben. Vgl. Canisii Lectt. perantiquae a. a. O. S. 166. G. H. Pertz im Archiv VII, 257 fg. Bouquet hatte (II, 461 Anm.) nicht übel Lust, darin die Quelle der Erzählung Fredegar's zu finden und Karl Pertz a. a. O. S. 193 ist geneigt ihm zuzustimmen; auch noch K. L. Roth in der Germania I, 36 führt sie unter den Quellen des 7ten Jahrh. auf.

Nun ist es allerdings sehr zu bedauern, dass dieses Schriftstück noch nicht gedruckt worden ist, ja dass auch weder Canisius noch Bouquet noch Pertz irgend etwas über seinen Inhalt oder auch nur seinen Umfang angegeben haben. Dennoch glaube ich, dass schon die blosse Berücksichtigung der handschriftlichen Ueberlieferung hinreicht zu beweisen, dass wir es hier mit einem viel späteren Machwerk zu thun haben; denn jene Histo-

8) Wie unsere Vorvordern über solche Lage dachten, lehrt Sigrdrífumál 21, 2—6. *Berjask er betra en brenna sé inni audstöfum.*

ria findet sich nur in späteren Handschriften seit dem Ende des 9ten Jahrh., und zwar nur in solchen, die erst abgeleitet sind aus den die dritte Gruppe (mit der Fortsetzung bis zum Jahre 768) bildenden. Vgl. Archiv VII, 257. 258. Dass eine Verwechselung vorgegangen sei mit dem bekannten Werke »Historia Daretis de excidio Troiae«, werden wir selbstverständlich den genannten Gelehrten nicht zutrauen dürfen, obwohl es etwas bedenklich erscheint, wenn bei Bouquet a. a. O. (II, 461, Anm. b.) auf Voss. lib. 3. Hist. Latt. verwiesen wird, wo eben nur von dem trojanischen Kriege des Dares die Rede ist. Ruinart scheint übrigens zwei Darstellungen jener Historia de origine Francorum gekannt zu haben. Vgl. seine Praefatio bei Bouquet II, 124. Genauere Nachrichten wären jedesfalls sehr erwünscht.

2) Die sich dem Hieronymus zuschreibende Uebersetzung der angeblichen Kosmographie des Aethicus. Noch K. Pertz und Wuttke bezweifelten die Wahrheit dieser Angabe nicht. Seit den gründlichen Untersuchungen von K. L. Roth und Kunstmann und der in keinem Puncte überzeugenden advocatorischen Replik von Wuttke wird aber wohl ausser dem Letzteren schwerlich noch irgend Jemand die frühere Annahme vertheidigen wollen. In der That, es gehörte von allem Anfange an eine gute Dosis unphilologischen Sinnes dazu, um jenes Werk dem Hieronymus beilegen zu können. Ein Styl, wie er hier herrscht, ist nur im 7ten und 8ten Jahrh. im Occident möglich gewesen, und er hindert uns nicht, das Werk jünger anzusetzen als Fredegar und selbst als die Gesta. Es ist die Arbeit eines dreisten Betrügers, der der Weltgeschichte des Hieronymus eine Kosmographie an die Seite stellen und damit einen ähnlichen Erfolg erzielen wollte. Darum erborgte er den Namen des letzteren und erlog ein ähnliches Verhältniss zu einem griechischen Original. Er hat seine Absicht erreicht, denn sein Werk, so unbrauchbar es war (in dem ältesten St. Galler Bücherverzeichnisse aus der Mitte des 9ten Jahrh. ist von ziemlich gleichzeitiger Hand an den Rand geschrieben: *Pittaciolum inutile*), ist doch ungemein häufig abgeschrieben, so dass noch jetzt an 40 Handschriften desselben existiren. Das Hauptinteresse des Buches besteht darin, dass man aus ihm lernt, was Alles ein Aufschneider im 7ten oder 8ten Jahrh. sich seinem Publicum gegenüber erlauben durfte.

Seine Darstellung des Zusammenhanges der Franken mit Troja ist eben so wüst und confus wie alles Uebrige. Romulus, nachdem er den Remus getödtet hat, besiegt die Lacedämonier, verwüstet sodann Pannonien, überschreitet den Simois und zerstört Troja zum zweiten Male, nachdem er den *Francus* und *Vassus, qui ex regia prosapia remanserant*, besiegt hat. Die Besiegten schliessen ein Bündniss mit den Albanern und übersteigen die Gebirge von Histrien, Romulus eilt zurück und siegt abermals. Darauf fliehen Francus und Vassus von Neuem, — doch diese Stelle ist in ihrer Confusion zu characteristisch, als dass es sich nicht verlohnte, sie ihrem Wortlaute nach mitzutheilen.

*Francus, ut diximus, et Vassus videntes se superatos, terram autem afflictam et vastatam in solitudinemque redactam, relinquentes propria* (also Troja; aber sie waren ja vorher zu den Albanern gegangen, und Romulus war heimgekehrt, um Rom vor ihnen zu schützen; wie kommen sie nun plötzlich wieder nach Troja? offenbar hat der Verfasser keinen Begriff von der Lage Troja's zu Rom) *cum paucis sodalibus vel viris expeditis, pulsi a sede, statim Rhaetiam penetrantes* (von Troja aus!) *ad invia et deserta Germaniae pervenerunt, laevaque Maeotidas paludes dimittentes* (das war also eine Reise ziemlich im Bogen, von Troja über die Alpen durch Germanien dahin, wo die Mäotischen Sümpfe ihnen zur Linken lagen, also nördlich von der unteren Donau), *more praedonum piratico et strophoso atque latronum degentes, urbem construunt, Sicambriam barbarica sua lingua nuncupant, id est gladium et arcum, more praedonum externorumque positam.* Vgl. K. Pertz a. a. O. S. 191 fg.[9]).

Hier haben wir einen *Francus* = *Francio* des Fredegar (den *Vassus* hat Roth aus Gregor v. T. zu erklären versucht; vgl. Roth a. a. O. S. 43); die Mäotischen Sümpfe und die Stadt Sicambria aber weisen auf die Darstellung der Gesta. Da in der Schilderung der letzteren relativ noch leidlicher Zusammenhang waltet, in der Kosmographie aber der wüsteste Wirrwar, so ist von vornherein die Annahme die wahrscheinlichere, der Verfasser der letzteren habe aus Fredegar und den Gesta geschöpft; ob direct oder indirect, mag dahin gestellt bleiben.

---

9) Was K. Pertz a. a. O. S. 194 versucht, um einigen Sinn in dieses Gewäsche zu bringen, ist ganz verunglückt.

Durch eine etymologische Conjectur suchte er seinem Werke eine neue Zierde zu verleihen.

Die handschriftliche Ueberlieferung widerspricht dieser Annahme — die Kosmographie sei jünger anzusetzen als die Gesta — keineswegs, denn die älteste Notiz, die wir in Betreff der Handschriften der Kosmographie besitzen, weis't ins Jahr 754 (vgl. Wuttke, die Aechtheit des Auszuges etc. S. 10). Nicht lange vorher wird das Werk entstanden sein.

Die Ehre, als eine selbstständige Gestaltung der Trojanersage aufgezählt zu werden, die auch noch Roth dieser Darstellung erweis't (a. a. O. S. 35), verdient dieselbe also nimmermehr.

3) Eine angebliche Urkunde des fränkischen Königs Dagobert.

Von dieser spricht zweimal Herr Edélestan du Méril, beide Male unverzeihlicher Weise ohne ein Citat hinzuzufügen. In den Mélanges archéol. et litter. S. 3. Note 2 heisst es von der Trojanersage: »cette tradition n'en serait donc pas moins du 5te siècle; et, loin de s'éteindre, elle devint plus générale et parut plus authentique. Il y a dans une charte de Dagobert: *Ex nobilissimo et antiquo Trojanorum reliquiarum sanguine nati.*« Ferner in den Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle S. 36. Note 2: »Non seulement cette opinion était adoptée par les écrivains, Frédégaire, Roricon, Hunibald, Aimoin, Paul Warnefrid, Adon de Vienne, Othon de Frésingue, les auteurs du Gesta regum Francorum, des Chroniques de Saint Denys et du Chronicon Moissiacense, Hinkmar, Philippe Rigord, Guillaume le Breton, Conrad d'Usperg, Vincent de Beauvais, Sigebert de Gemblours, Annie de Viterbe, Hugues de Saint Victor, Jean de Marmoutiers, Thomas de Loches, Paul Constantin, le Phrygien, Robert Gaguin, Jean de Trithème, Aeneas Sylvius, Flavien le Blond, Sébastien Munster, Jean Bouchet, Ronsard, Jean le Maire de Belges et Jacques de Cassan; — mais elle se trouve positivement exprimée dans plusieurs chartes royales. Ainsi on lit dans une charte de Dagobert: *Ex nobilissimo et antiquo Trojanorum reliquiarum sanguine nati*; et dans une de Charles le Chauve: *Ex praeclaro et antiquo Trojanorum sanguine orti.* Die letztere Urkunde hat Nichts Auffallendes, um jene Zeit war die Annahme des trojanischen Ursprunges der Franken längst allgemein verbreitet. Anders steht es mit der Urkunde Dagobert's.

Es ist meinen Bemühungen nicht gelungen, diese Urkunde aufzufinden, doch fürchte ich nicht, dass sie meiner Beweisführung Gefahr drohen wird. Freilich, wäre sie ächt und wäre die Annahme Th. Creizenach's (Die Aeneis etc. im Mittelalter. Programm, 1864. Frkft. a. M. S. 26) richtig, dass sie von Dagobert I. († 638) ausgestellt sei, so würde in meiner obigen Darstellung Manches anders gefasst werden müssen. Aber, von der Möglichkeit eines Irrthums bei einem so flüchtigen Manne, wie Du Méril, abgesehen, giebt es noch manche Einwürfe, die das Gewicht jener Angabe abschwächen. Bekanntlich gab es drei Dagoberte: von ihnen regierte Dagobert I, 622—638; Dagobert II, 674—678; Dagobert III, 711—715. Die Urkunde könnte also von einem der beiden letzten ausgestellt sein und ist dann nicht mehr von Interesse, da sie dann nach Fredegar fällt. Sollte sie aber auch Dagobert I. zugeschrieben werden, so wäre der Verdacht der Unechtheit erst zu entfernen, denn bekanntlich sind gerade auf den Namen Dagobert eine grosse Anzahl Urkunden gefälscht, z. B. von den 40 Urkunden desselben, die Pardessus, Diplomata, Chartae, Epistolae, Leges aufführt (Nr. 232 bis 290), sind nicht weniger als 30 nachweislich erdichtet, nur 8 sind echt und 2 ungewiss. Die fast wörtliche Uebereinstimmung der oben angeführten Stelle mit der in einer Urkunde Karl's des Kahlen lässt mich eine Fälschung von vornherein doppelt wahrscheinlich finden. Deshalb habe ich nicht angestanden, meine Beweisführung als abgeschlossen anzusehen, auch ohne jene Urkunde eingesehen und erörtert zu haben.

Meine Vermuthung über die Irrelevanz dieser angeblichen Urkunde Dagobert's findet eine erwünschte Bestätigung darin, dass wir noch eine andere Urkunde besitzen, die ebenfalls des trojanischen Ursprungs Erwähnung thut und vor Fredegar's Chronik fallen soll, und mit deren Echtheit es nicht besser steht. Auf sie hat bisher Niemand aufmerksam gemacht. Es ist eine Urkunde eines Clodulphus, dux Austriae Mosellanicae, vom Jahre 646, in der einem Kloster eine Schenkung verbrieft wird. Darin nennt sich der Aussteller: *Nos Clodulphus, dux Austriae Mosellanicae, Arnulfi ducis filius, filii Arnoldi, ex antiquo ac nobili Francorum Trojanorumque stirpe natus, universis* etc. Sie steht bei Pardessus a. a. O. II, S. 84 unter Nr. CCCX, und in der Note ist der Beweis geführt, dass sie eine grobe Fälschung ist.

### V. K. L. Roth's Beweisführung.

Zu einem ganz anderen Resultate als die vorstehende Darstellung gelangt Herr K. L. Roth a. a. O. Er bringt es zur Aufstellung einer »gallischen und germanischen Stammsage«, die auf einem religiös-mythischen Grunde erwachsen sei[10]. Die umfassende und gründliche Gelehrsamkeit, die in jenem Aufsatze waltet, macht es nothwendig, die Mängel seiner Beweisführung aufzudecken. Wir können dieselbe nach zwei Gesichtspuncten zerlegen; einmal sucht Roth die Existenz einer alten Volkssage von dem in Rede stehenden Inhalte nachzuweisen, sodann in dieser einen alten Mythus aufzudecken. Ich glaube aber, dass Roth in beiden Beziehungen von einer vorgefassten Ansicht ausgegangen ist und dies in der Art seiner Schlussfolgerungen hinlänglich documentirt.

Roth constatirt, dass alle späteren mittelalterlichen Erzählungen vom trojanischen Ursprunge der Franken sich zurückführen lassen entweder auf Fredegar oder auf die Gesta oder auf beide zugleich (nur einmal auf den s. g. Aethicus), ja dass sie meistens diese ihre Quellen noch wörtlich auszuschreiben pflegen. Was folgt daraus? Gewiss nur, dass eben ausser aus jenen Quellen Nichts über die Sage zu erholen war, dass sie in ihnen allein existirte, aus ihnen allein fortlebte. Was schliesst aber Roth daraus? Er sagt S. 83: »Somit ist bis zu Ende des zehnten Jahrhunderts an den beiden alten Sagenberichten Nichts geändert, namentlich Nichts hinzugefügt worden, ein Umstand, der für die Treue der fränkischen Erzähler gewiss nur ein günstiges Vorurtheil erwecken kann. Erst mit dem 11ten u. 12ten Jahrh. tritt das

---

10) »Der verlorne fränkische Mythus bezog sich wohl auf Wodan und das Reich, aus welchem der Gott bald auf längere bald auf kürzere Zeit vertrieben ist.« Roth S. 48. Die verschiedenen Gestaltungen der Sage sollen ausgedrückt sein in den Combinationen: Ulixes (der unermüdliche Wanderer Wodan; freilich aber ist Ulixes kein Trojaner) - Asciburgium, Francus-Sicambria (aber beide gehören zwei verschiedenen Sagengestaltungen an), Siegfried-Santen. Ebd. S. 49. Erst die Uebernahme der arvernischen Trojasage soll aus dem Ulixes einen Francus gemacht haben. Aber konnte die Uebertragung vor Chlodwig eintreten? und schrieb nicht Prosper Tiro aller Wahrscheinlichkeit nach vor Chlodwig?

Bestreben zu Tage, jene rohen Ueberlieferungen durch Zusätze glaubwürdiger und durch chronologische Genauigkeit brauchbarer zu machen«; und noch bestimmter S. 41: »Diese treue Zähigkeit, mit der das ganze Mittelalter hindurch, und bis ins 11te Jahrhundert ohne bemerkenswerthen Zusatz, diese Erzählungen wiederholt und geglaubt wurden, bürgt für deren hohes Alterthum und allgemeine Verbreitung.« So entnimmt er ganz unerlaubter Weise aus jenem Verhalten der späteren und abgeleiteten Quellen rückwärts einen Beweis dafür, dass Fredegar und der Verfasser der Gesta eine vorgefundene Volkssage, freilich jeder eine andere Gestalt derselben, treu aufzeichneten.

Nicht minder gezwungen wird das Schweigen der früheren Schriftsteller gedeutet. Gregor v. Tours »scheint die Volkssage stillschweigend übergangen und beseitigt zu haben« (S. 40). Wenn er aber sagt, *tradunt multi*, *Francos de Pannonia fuisse digressos*, so soll das ein Beweis sein, dass Gregor die Sage in der Gestalt kannte, wie die Gesta sie erzählen[11]). Nur der umgekehrte Schluss ist methodisch gerechtfertigt. Nicht anders steht es mit Isidor. »Wenn Isidor der trojanischen Abkunft beide Male nicht gedenkt, so wird dies wohl auf einer Auslassung von Seiten des classisch gebildeten Referenten beruhen« (S. 39). Wenn er aber Etymol. IX, 2, 101 sagt: »*Franci a quodam proprio duce vocari putantur. Alii eos feritate morum nuncupatos existimant*«, so soll die Anführung dieser beiden etymologischen Deutungen den Beweis liefern, dass ihm beide Darstellungsweisen, die Fredegar's wie der Gesta, bekannt waren. Auch hier liegt der umgekehrte Schluss, so lange nicht der Beweis für das frühere Vorhandensein der beiden Erzählungen anderweit geliefert ist, methodisch weit näher. Ja selbst der Byzantiner Laur. Lydus, wenn er die Franken ἐξ ἡγεμόνος genannt sein lässt, soll dadurch verrathen, dass er die Sage in der Gestalt, wie sie bei Fredegar erscheint, gekannt habe. Wenn so »unter den indirecten Zeugen für das Alter der fränkischen

---

11) Ich halte es für durchaus unerlaubt, wie Roth es thut, die Worte des Gregor: *de Francorum vero regibus quis fuerit primus, a multis ignoratur* so zu fassen als bedeuteten sie: wer die ersten Könige der Franken gewesen seien, darüber hat die grosse Menge (eben das an die Sage glaubende Volk) ganz unrichtige Ansichten.

Trojasage ein spanischer und ein byzantinischer Schriftsteller aufgezählt werden«, so sieht man, die Existenz der beiden Erzählungen als Volkssagen nebeneinander (an sich schon eine wenig glaubliche Annahme) war dem Verfasser nicht das Resultat eines Beweises, sondern eine mitgebrachte Vorstellung. Dasselbe zeigt sich, wenn endlich (S. 41) behauptet wird (»wir dürfen mit Zuversicht behaupten«), dem Prosper Tiro hätte die Sage in der Gestalt der Gesta vorgelegen, weil er Priamus und Faramundus erwähnt (»der so eben verfolgte Traditionsfaden knüpft sich mittelst der Namen *Pannonia*, *Priamus* und *Faramundus* unverkennbar an die Relation der Gesta Francorum an,« Roth S. 41). Es wird wohl oben hinlänglich dargethan sein, dass auch hier das Verhältniss ein umgekehrtes war.

Noch künstlicher muss Roth seine Beweise wählen, wenn er dann die Sage hinleiten will auf das Gebiet des Mythus. Hier muss die s. g. Snorra Edda behülflich sein, um in das richtige Fahrwasser zu gelangen. Nach Einführung des Christenthums hatte sich eine euhemeristische Deutungsweise des alten heidnischen Götterkreises bemächtigt. Odin und die Asen waren Helden, die aus Asien (zu dieser Annahme verleitete der Name) durch Mitteleuropa nach Scandinavien eingewandert waren. So Saxo Grammaticus, so Snorri in der Heimskringla. Diese Darstellung ward aber in dem Formáli und Eptirmáli der s. g. jüngeren Edda (dass dieses Buch nicht von Snorri selbst herrühren könne, hoffe ich in einem späteren Aufsatze zu erweisen) mit der Erzählung von Troja in Verbindung gesetzt, denn seit die Franken sich wie die alten Römer von den Trojanern herleiteten und dies allgemein angenommen war, seitdem namentlich auch Gotfried v. Monmouth die Sage auf die Briten angewandt hatte, wollte auch der Verf. der Edda sein Volk nicht zurückstehen lassen. Nun kamen die Asen nicht mehr bloss aus Asien, sondern speciell aus Troja; der Verf. führt dies im Einzelnen in ganz willkürlicher, abgeschmackter und widerspruchsvoller Weise durch, wie das ein kritisch denkender Mann wie Snorri nie gethan haben würde. Der Vorgang ist sehr einfach und sehr erklärlich. Ueberdies liegt die Quelle deutlich vor, sie ist eben wieder Fredegar selber. Was diese Benutzung in der Edda rückwärts für die alte Gestalt der Sage beweisen könne, sieht man nicht recht ein. Aber Roth belehrt uns bald darüber: »Die Vergleichung dieser Analogien lehrt

uns den rechten Gesichtspunkt kennen, aus welchem die fränkische Trojasage will beurtheilt sein. Während sich nämlich diese letztere in allen ihren Darstellungen das Ansehen giebt, geschichtliche Nachrichten über die Ursprünge des fränkischen Volkes geben zu wollen, so bewegt sich der entsprechende (?) normannische Sagenkreis grossentheils noch (noch? wir sehen ihn ja vor unseren Augen aus Fredegar's Angaben erst entstehen!) und seiner ursprünglichen Gestalt nach ausschliesslich auf religiös-mythologischem Boden« (S. 47). Also muss, wie in die nordische Mythologie die Trojanersage hineingetragen ward, nun umgekehrt in die fränkische Trojanersage der Mythus hineingetragen werden! Damit sind wir auf dem richtigen Geleise angelangt, und nun geht es unaufhaltsam weiter hinein in die Gebiete des Göttermythus: »auch die Trojasage der Franken wird ursprünglich einen historisirenden Commentar zu einem Götter- und Heroenmythus gebildet haben.«

Auf die nun folgende Beweisführung brauche ich im Einzelnen nicht weiter einzugehen, da ich die Berechtigung des Ausgangspunctes derselben leugnen muss. Auch da geht es übrigens nicht ohne wunderliche und ungenaue Behauptungen zu. So wird von Paulus Diaconus gesagt, er melde I, 9: »dass Wodan, der Hauptgott der Germanen, einst in Griechenland gelebt habe.« Das klingt, als handele es sich um eine deutsche Sage. Aber Nichts Derartiges steht an jener Stelle. Die Worte lauten: *Wodan sane, quem adjecta littera Gwodan dixerunt, ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur, et ab universis Germaniae gentibus ut Deus adoratur, qui non circa haec tempora* (bezieht sich auf die vorhergehend erzählte Sage von der Ertheilung des Namens »Langobarden«) *sed longe anterius, nec in Germania sed in Graecia fuisse perhibetur.* Also nicht von einer Wanderung des Wodan aus Griechenland zu den Deutschen ist die Rede, sondern Paulus Diaconus, indem er jenes Märchen von der Namengebung lächerlich machen und widerlegen will, führt als Gegengründe an, einmal, dass Wodan gar nicht jener Zeit angehöre, in der die Geschichte sich zugetragen haben solle, sondern einer viel früheren und dann, dass er gar nicht nach Deutschland gehöre, sondern Mercurius sei, der bekanntlich in Griechenland gelebt habe, dass er also aus zwiefachem Grunde bei der Schlacht der Winiler nicht habe zugegen sein können.

---

Ich glaube also, dass die Erzählung von der trojanischen Abstammung der Franken keine Volkssage, geschweige ein alter Mythus sei [12]), sondern dass ihre Entstehung nur auf dem gelehrten Gebiete und zwar im 7ten Jahrhundert zu suchen ist, dass sie dort einem leicht erklärlichen Missverständnisse verdankt wird, das zu unkritischen Combinationen und Ausmalungen Veranlassung bot, bald dann dem Volke wie seinen Fürsten zu schmeicheln begann, und so allmälig nicht nur allgemein geglaubt ward, sondern auch auf mehrere fremde Litteraturen, namentlich auf die der Normannen, der Belgier, der Briten und der Skandinavier, ja selbst der Türken (vgl. Roth S. 44) einen Einfluss ausübte, freilich den gelehrten Character auch hier nie ganz verläugnend. Dass die Kenntniss der Sage von der trojanischen Abstammung der Römer bei der Bildung der fränkischen Sage von einigem Einfluss mag gewesen sein, ist oben angedeutet. Die Kenntniss weiterer ähnlicher Sagen, wie die einiger gallischer Völkerschaften, der Arverner (Roth S. 51 fg.; Creizenach, die Aeneis im MA. S. 26) und vielleicht auch der Häduer (Roth S. 50 fg.), traue ich der Belesenheit des 7ten Jahrhunderts nicht zu, auch deutet auf sie keine Spur hin.

Freilich wird es Gelehrte geben, die diese meine Deutung von vornherein als »kleinlich« verwerfen werden (vgl. Roth S. 43), indem ihnen allein das als wissenschaftlich berechtigt erscheint, was auf Gewinnung eines Mythus, einer »Meta-

12) Auch die Hereinziehung unserer Heldensage beirrt mich nicht. Dass der gelehrte Verfasser des Waltharius, Gerold (nicht Eckehard), in einem nach classischem Muster verfertigten lateinischen Gedichte den *Hagene von Troneje* zu einem *Hagano de germine Trojae* machte, das lag wohl schon an sich so nahe, dass man gar nicht erst daran zu erinnern braucht, dass ja für ihn Hagen ein Franke war und dass der trojanische Ursprung der Franken zu seiner Zeit bereits eine allgemein verbreitete Annahme war. Wenn man dann weiter gieng, und zu einer Zeit, als man durch doppelte Verwechselung aus der *Colonia Trajana* den Namen *Klein Troie* für Xanten (dabei dachte man auch an den Fluss *Xanthus* in Troas) gebildet hatte, den Hagen in Xanten localisirte und mit gelehrter Deutung ihn identificirte mit Hektor von Troja, das kann gewiss auch nur als ein sehr leicht verständlicher Vorgang angesehen werden. Man vgl. die interessante Urkunde vom Jahre 1468 in Lacomblets Archiv f. d. Gesch. d. Niederrheins I. Bd. 1. Heft S. 172, und bei Braun, die Trojaner am Rhein, 1856. S. 5.

physik der Sage« (Braun, die Trojaner, S. 52) hinaussteuert. Diese muss ich bei ihrer Ansicht lassen, möchte ihnen aber doch zu erwägen geben, ob wir nicht ganz in der Nähe unserer Sage einen ganz ähnlichen Vorgang nachweisen können. Wenn die grössere Anzahl der Handschriften der Kaiserchronik (vgl. die Ausgabe von Massmann I, 370) angiebt, Antenor habe Passau gegründet, wenn diese Annahme dann übergeht in die aus der Kaiserchronik abgeleiteten Werke und so eine Verbreitung gewinnt, dass schon Otto von Freisingen ihrer als einer Sage erwähnt [13]), ist das nicht aus einem ähnlichen Missverständnisse hervorgegangen, indem man Passau mit Padua verwechselte, weil das erstere ebenfalls häufig mit dem lateinischen Namen des letzteren *Patavium* genannt ward? Wird man auch hier eine alte mythische Volkssage, eine Metaphysik der Sage construiren wollen und etwaige Gegner solcher Deutung als »kleinlich« abfertigen?

---

13) Otto Frising. im Chronicon I, 25 (bei Urstisius, Germ. Hist. S. 19): *Quare quidem Galliae urbem Pictavim, nonnulli Bojoariae Pataviam, alii vero Venetiae Paduam Patavium putant.*

Herr *Fleischer* legte die zweite Fortsetzung der *Beiträge zur arabischen Sprachkunde* vor (s. diese Berichte 1863, S. 93 ff. und 1864, S. 265 ff.).

*De Sacy*'s Gramm. arabe, 2. Ausg., I, 266, § 593. »Les noms propres ne désignent que des individus, et ils les désignent par l'idée de leur nature individuelle«. Ausser den Individualeigennamen (nomina propria im engern Sinne) und als Mittelglied zwischen ihnen und den Gattungsnennwörtern (nomina generica oder appellativa) giebt es bei den Arabern Gattungseigennamen, die, im Gegensatze zu den erstgenannten und besonders den gewöhnlichen Eigennamen von zahmen und Hausthieren (Mufaṣṣal S. ٩ Z. 4 — 7), nicht bestimmten einzelnen, sondern, gleich den Gattungsnennwörtern, aber, zum Unterschiede von diesen, in der Regel als an und für sich, ohne Anwendung des Artikels, determinirte Gesammtausdrücke für das einer ganzen Wesenclasse Gemeinsame, jedem Individuum derselben zukommen, entsprechend den aus unserem Thierepos in allgemeinen Gebrauch übergegangenen Namen Braun, Isegrimm, Reinecke, Lampe, für den Bär, den Wolf, den Fuchs, den Hasen u. s. w. Hinsichtlich ihrer äussern Form sind sie meistentheils nur unvollkommen oder gar nicht abwandelbar, unveränderlich auf ِ ausgehend, wie أُسَامَةُ für den Löwen (mit der durch den Artikel determinirten Nebenform الأُسَامَةُ), ein Seitenstück zu »(König) Nobel«, ثُعَالَةُ für den Fuchs, nach Andern bloss für die Füchsin, قُثَمُ für die männliche, قَثَامِ und جَعَارِ für die weibliche Hyäne. — Eine zweite, sehr zahlreiche Art dieser Gattungseigennamen ist nach Weise der menschlichen Eltern- und Kindernamen, الكُنَى, durch Verbindung von ابو und أُمّ, ابن und بنت mit einem

Genitiv gebildet, wie ابو أيُّوبَ für das Kameel, ابو الحُصَيْنِ für den Fuchs, ابو بَراقِش für einen gewissen buntgefiederten Vogel, أمُّ عامِرٍ für die weibliche Hyäne, ابنُ عِرْسٍ für das Wiesel, ابنُ دَأْيَةَ für den Raben, بنتُ طبقٍ für die Schildkröte. In der Mehrzahl dieser Genitivverbindungen, d. h. den durch sich selbst, ohne Anwendung des Artikels determinirten, stellt der Genitiv einen ursprünglichen oder durch Umwandlung aus einem Gattungsnennworte gebildeten Eigennamen dar, daher auch die Genitive auf ـَةُ hier alle nach Weise der so ausgehenden männlichen und weiblichen Eigennamen nur unvollkommen abgewandelt werden, wie im oben angeführten ابنُ دَأْيَةَ, eig. Rückenschwärs-Sohn, weil der Rabe sich gern auf die durch den Saumsattel wund gedrückten schwärenden Stellen des Kameelrückens setzt; ebenso in ابنُ قِتْرَةَ, eig. Pfeils-Sohn, für eine Art kleiner gefährlicher Schlangen, nach Zamahšarî's Asâs so benannt, weil sie gleichsam wie mit einem Pfeile schiessen, nach Abulbaḳâ's Commentar zum Mufaṣṣal S. ٩ Z. 10 (Ref. Hdschr. 72, S. 21 Z. 19) wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Pfeile. (Von قِتْرَةُ, einem Beinamen des Teufels, könnte das Wort ursprünglich auch Teufels-Sohn bedeuten.) — Drittens giebt es einige aus andern Wörtern als ابو, ام, ابن, بنت, und einem durch sich selbst determinirten Genitiv zusammengesetzte Thier-Gattungseigennamen, wie حِمَارُ قَبَّانَ oder عَيْرُ قَبَّانَ [1]), die Assel, der Kelleresel, Kellerwurm, le cloporte,

---

1) Nach dem türk. Ḳâmûs, dem Commentar dazu, und *Lane* unter حِمَارٌ nur قَبَّانَ. Abulbaḳâ zu Mufaṣṣal S. ٩ Z. 12 (Ref. Hdschr. 72, S. 21 Z. 22—25: »Nach dem von den Arabern Gehörten ist قبّان nur unvollkommen abwandelbar und demnach فَعْلانُ von قَبَّ in قَبَّ فى الارض, soviel als ذَهَبَ فى الارض. Dann und wann jedoch wandelt es ein

und سَامُّ أَبْرَصَ (auch als völlig zur Einheit verschmolzenes Compositum سَامَّأَبْرَصُ, Gen. und Acc. سَامَّأَبْرَصَ) Lacerta turcica L., Hemydactylus triedrus Cuv., eine Art Eidechse, heutzutage in Syrien ابو بُرَيْص, in Aegypten البُرْص genannt, beschrieben in *Seetzen's* Reisen, III, S. 420—422, vgl. IV, S. 506—507. — Nach den einheimischen Sprachgelehrten haben manche Thiere neben ihrem Gattungsnennworte einen oder mehrere solche Gattungseigennamen von der ersten und zweiten oder dritten oder auch nur von einer dieser Arten; bei einigen aber vertritt der Gattungseigenname geradezu die Stelle des fehlenden oder wenigstens nicht üblichen Gattungsnennwortes, wie bei ابنُ مِقْرَضٍ[1]), حمارُ قَبَّانَ und سامُّ ابرصَ.

---

Araber wohl auch vollständig ab (قَبَّانٍ), behandelt es demnach als فَعَّالٌ von قَبَنَ, gleichbedeutend mit قَبَّ. Es steht damit also wie mit dem Eigennamen حَسَّانُ: leitet man diesen von حَسُنَ ab, so gehört das n zum Stamme und das Wort ist vollkommen abwandelbar; leitet man ihn hingegen von حَسَّ ab, so gehört das n nicht zum Stamme und das Wort ist nur unvollkommen abwandelbar. Ein Dichter sagt: يا عاجبا لقد رأيتُ عاجبًا حمارَ قبّانٍ يسوق ارنبًا »O Wunder! ich habe ein Wunder gesehen: einen Kelleresel, der einen Hasen vor sich her trieb.« (Also hier indeterminirt; daher wohl قبّانٍ, wie auch die Handschrift hat.)

1) So nach Mufaṣṣal S. ٩ Z. 12; nach Andern ist das Gattungsnennwort dazu الدَّلَقُ. Abulbaḳâ zu d. St. (Ref. Hdschr. 72, S. 21 Z. 21 u. 22): »Man nennt ابن مقرض ein kleines Thier, nicht so gross wie eine Maus, von in's Graue spielender Farbe. Nach Andern ist es der دَلَقٌ (Hausmarder, fouine), persisch دَلَه, der die Tauben tödtet.«

Aber das hier hervortretende Individualisiren, beziehungsweise Personificiren vernunftloser lebender Wesen erstreckt sich auch auf leblose Dinge, wie wenn wir die Kinderruthe Birkenhänschen nennen, ja sogar auf Handlungen und Eigenschaften, überhaupt auf abstracte Begriffe. Wie schon in der Zeitschrift der D. M. G. Bd. VII, S. 503 Anm., gesagt wurde, scheinen mir diese Personificationen, durch welche an die Stelle von Nennwörtern mit dem Artikel durch sich selbst determinirte Eigennamen ohne denselben treten und die manchmal bis zur Aufstellung eines zweiseitigen Filiations-Verhältnisses fortgehen, — wie جابرُ بنُ حَبَّةَ, Kraftgeber, (Frau) Korn's Sohn, d. h. das Brod, — Andeutungen noch anderer altarabischer Naturgötter oder dämonischer Wesen als des dort im Texte erwähnten Wolkengottes Ḳuzaḥ in sich zu bergen. Zu dem in jener Anm. Angeführten nehme man noch hinzu صَلَاحِ und طَيْبَةُ, طَابَةُ, gleichsam Proba, Bona, Ehrennamen von Mekka und Medina; خُضَارَةُ, nach Zamaḫšarî's Asâs auch خُضَيْرُ, gleichsam Grünheim, Grünchen, d. h. das Meer; شَعُوبُ Trennerin oder Zerstreuerin [1]), خَبُوْنِ Verkürzerin, حَلَاقِ Wegfegerin, Vertilgerin, der personificirte Tod, die Todesgöttin, المَنِيَّةُ; كَيْسَانُ Schlau, die Arglist, Hinterlist, als männlicher Dämon gedacht (s. Arabb. provv. II, S. 185 Z. 8 ff.), und daher, nach dem Mufaṣṣal S. ٩ l. Z., ein Jemandem hinterrücks beigebrachter Fusstritt أُمُّ كَيْسَانَ, Schlau's

---

1) »شَعُوبُ« hinter »شَعُوبُ *Dipt.*« b. Freytag ist zu verwandeln in »شَعُوبٌ *Tript.*« Das erstere ist Fem., das letztere Masc. So nach dem Ḳâmûs und Abulbaḳâ zum Mufaṣṣal S. ٩ Z. 4 v. u. (Ref. Hdschr. 72, S. 22 Z. 21 u. 22): »Die Benennung شَعُوب für المنيّة ist wegen der Determination und des weiblichen Geschlechts nur unvollkommen abwandelbar; behandelt man das Wort aber als Eigennamen für الموت, so ist es vollkommen abwandelbar, weil es dann männlichen Geschlechts ist.«

Mutter; بَرَّةُ, gleichsam Pia, Bona, für die Frömmigkeit, die Güte selbst (nach Ḳuṭbeddîn's Geschichte der Stadt Mekka, ed. *Wüstenfeld*, S. ١٨ Z. 5 u. 6, neben den sinnverwandten صَلَاحِ und طَيْبَةُ auch Ehrenname von Mekka, wogegen Andere den letzten Namen nur auf Medîna beziehen); Gegensatz dazu: فَجَارِ, Impia, Scelesta, für die Gottlosigkeit, die Verrucht-heit selbst; s. den Vers bei *Lane* u. d. W. حَمَلَ 1., den auch Abulbaḳâ a. a. O., S. 23 Z. 1, zu Mufaṣṣal S. ٩ l. Z. und S. ٧ Z. 1 anführt. Hierher gehört auch إِلَاهَةُ, als altarabischer Eigenname der göttlich verehrten Sonne, neben الإِلَاهَةُ. Abul-baḳâ, ebendas. Z. 12, bemerkt, das Wort in dieser Bedeutung erhalte die individuelle Determination nicht nur als voll ab-wandelbares Geschlechtsnennwort durch den Artikel, الإِلَاهَةُ, sondern auch ohne diesen durch die Erhebung des Wortes zu einem weiblichen Eigennamen, Nom. إِلَاهَةُ, Gen. und Acc. إِلَاهَةَ (s. auch *Lane* u. d. W. إِلَهٌ). Ich knüpfe hieran die ge-nauere Erörterung eines früher von mir besprochenen Punktes. In der Zeitschr. der D. M. G. Bd. X, S. 60 Anm. 2, hatte ich mit Beziehung auf die zu *Delitzsch* Commentar über die Genesis, 3. Ausg. 1860, S. 64—64 gegebene Ableitung von إِلَاهٌ, אֱלוֹהַּ, gesagt, die Verschiedenheit des grammatischen Geschlechtes der ursprünglich abstracten Verbalnomina إِلَاهٌ und إِلَاهَةٌ, *σέβας*, weise auch nach ihrem Uebergange in die concrete Bedeutung *σέβασμα* zunächst nicht auf sexuelle Verschiedenheit (der zu Gegenständen göttlicher Verehrung gemachten Dinge), so wie ihr Singularnumerus zunächst nicht auf individuelle Einheit (derselben) hin, daher das durch den Artikel determinirte الإِلَاهَةُ, *τὸ σέβασμα*, nach dem Ḳâmûs von verschiedenen Gesammt- und Einzelgegenständen göttlicher Verehrung gebraucht worden

sei: von den Götzen überhaupt [1]), von der Schlange, dem Neumonde und der Sonne. Dagegen bemerkt der sel. *Osiander* in der Zeitschrift der D. M. G. Bd. XIX, S. 263 Anm. 1 (vgl. Bd. XX, S. 286 Anm. 1), es sei ihm nun doch fraglich geworden, ob الاهة und أليهة »so schlechthin nur« als Abstracta, wie ich dort wolle, gefasst werden dürfen, oder ob nicht, nachdem أله kein blosses Abstractum mehr war, sondern concrete, individuelle Bedeutung gewonnen hatte, dann auch das Femininum الاهة sich dazu gesellte. — الأليهة, nach dem Ḳâmûs ausschliesslich die Sonne, habe ich nach der grammatischen Form ausdrücklich als ursprünglich concret bezeichnet und hinzugefügt, das ة sei nur das Zeichen des Ueberganges aus der Adjectiv- in die Substantivbedeutung, هاء النقل; also eigentlich überhaupt res reverenda, *τὸ σεβαστόν*, von أليه = مألوه, wie الكريهة eig. überhaupt res invisa, exosa, *τὸ βδελυκτόν*, von كريه = مكروه. الاهة dagegen sei nicht »schlechthin«, sondern, wie الاه, ursprünglich Abstractum; weiterhin aber — darin stimme ich meinem sel. Freunde vollkommen bei — nach dem Uebergange aus der Sphäre der Sächlichkeit in die der Persönlichkeit bedeutete الاه allerdings eine männliche, الاهة eine weibliche Gottheit, jenes einen Gott, dieses eine Göttin, wie schon in dem alten *Ἀλιλάτ*, اَللّات (zusammengezogen aus الالاهة), »*ἡ Οὐρανίη*« (Herod.), in dem אלהי ואלהתי הגרהן »die Götter und Göttinnen dieser Stadt« der himjarischen Inschriften (s. Z. d. D. M. G. Bd. XX, S. 238 Z. 18, S. 252 Z. 20 ff.) und in den Berichten des Fihrist von den Sabiern bei *Chwolson*

1) Nach Tâǵ al-ʿarûs (s. *Lane* u. d. W. أله) wäre dies eine von Firuzabadi herrührende Verwechslung mit الآلهة, die Götter (Götzen).

II, S. 23 Z. 4: الهتهم بلثى, »ihre Göttin Balthi« (Venus; vgl. S. 33 Z. 7); Z. 6: الهتهم القمر, »ihre Göttin der Mond« (Luna; s. *Chwolson* ebendas. S. 183 f.); S. 33 l. Z.: الآلهة والالهات المستورات البعيدة النائية, »die verborgenen, entfernten und abwesenden Götter und Göttinnen«, S. 38 Z. 5 u. 6: الآلهة والالهات »die Götter und Göttinnen«, wogegen ebendas. Z. 6 das erstere Wort in generischer Allgemeinheit steht: »sie sagen, dass die sieben Planeten, welche الآلهة sind, theils männliches, theils weibliches Geschlecht haben und einander heirathen und lieben.« So übersetzt auch *Van Dyck* Apostelgesch. Cap. 19 V. 27 *τὸ τῆς μεγάλης θεᾶς Ἀρτέμιδος ἱερὸν* mit هيكل ارطاميس الالاهة العظيمة. Diese persönlich-geschlechtliche Bedeutung wird also auch dem الالهة überall da zukommen, wo es von vergötterten einzelnen Weltkörpern, wie der Sonne und dem Monde, steht, um so mehr, da hiermit die ganze altsabäische Ansicht von den Planetengeistern, als den persönlichen Herrn und Leitern ihrer bezüglichen Himmelskreise und Sterne, übereinstimmt.

Dieselbe Individualisirung durch Verwandlung eines Geschlechtsnennwortes in einen unvollkommen abwandelbaren Eigennamen, ohne dass hier, der Natur der Sache nach, an eine eigentliche Personification, تشخيص, zu denken wäre, zeigt sich in سَحَرُ, بُكْرَةُ und غُدْوَةُ (Mufaṣṣal S. v Z. 1 u. 2), Gen. und Acc. سَحَرَ, بُكْرَةَ und غُدْوَةَ, als Bezeichnungen der betreffenden Zeiten eines bestimmten Tages, sei es des heutigen oder eines andern; desgleichen in فَيْنَةُ, Gen. und Acc. فَيْنَةَ (s. ebendas.), statt الفينةُ, Gen. الفينةِ, Acc. الفينةَ, die bestimmte Zeit. Abulbaḳâ sagt hierzu: »Ebenso (wie mit سَحَرُ u. s. w.) steht es mit فينة, einem Nennworte für الزمان in generischer Bedeutung (بمعنى الجنس), d. h. die bestimmte Zeit in jedwedem einzelnen Falle). Es ist ein durch sich selbst determinirter Eigenname (معرفة علم), und deswegen nur unvollkommen abwandelbar.

Man sagt: لقيته فينةً بعد فينةً, soviel als الحينَ بعد الحينِ, ich habe ihn von der einen Zeit zur andern (eigentlich: die Zeit nach der Zeit) angetroffen, um auszudrücken, dass dies selten geschehen ist. Abû Zaid (s. Z.d. D.M.G. XII, S. 57) führt auch, als von ächten Arabern gehört, الفينةَ بعد الفينة an.« Die Determination in der ersten wie in der zweiten Ausdrucksweise bezeichnet eine distributive Allgemeinheit: immer nur von Zeit zu Zeit. Dieselbe Bedeutung hat der Artikel in dem häufig vorkommenden يقول المرء, »der Mann sagt«, d. h. es sagt Der und Jener, der Eine und Andere, jeder im gegebenen Falle; und bei Abulmaḥâsin, I, S. ٣٦٨ Z. 3 u. 4: صار يأكل من كلّ قدرة اللقمة واللقمتين واللحمة واللحمتين, »er machte sich daran, aus jedem Kochtopfe je ein und zwei Bissen, je ein und zwei Fleischstücken zu essen.«

Ebenso werden die weiblichen Cardinalzahlen behandelt, wenn sie allgemeine abstracte Grössenbegriffe ausdrücken (Mufaṣṣal S. ٧ Z. 2 u. 3). Nach Abulbaḳâ zu d. St. (Ref. Hdschr. 72, S. 23 Z. 12 ff.) ist eine solche Zahl, insofern sie eine bestimmte, von jeder andern verschiedene Grösse in abstracter Allgemeinheit bezeichnet, ein durch sich selbst determinirtes Substantivum, معرفة, näher: ein Gattungseigenname, عَلَم, für die durch sie ausgedrückte Zahlengrösse; und in dieser Eigenschaft sind dann jene Femininformen, nach der für die Eigennamen überhaupt geltenden Regel, nur unvollkommen abwandelbar. So sagt man: ستّةُ اكثر من خمسةَ بواحد, »Sechs ist eins mehr als Fünf«, ثمانيةُ ضعف اربعةَ, »Acht ist das Doppelte von Vier«. Derselbe Begriff kann allerdings auch durch den Artikel ausgedrückt werden, wie الثلاثةُ نصف السّتّة, »Die Drei ist die Hälfte der Sechs«, السبعةُ تعاجز عن السبعة واحدًا, »Die Sieben bleibt um eins hinter der Sechs zurück«, aber die Bedeutung geht dann von dem gewöhnlichen in-

determinirten ثلاثة u. s. w. aus: irgend eine in concreto dargestellte, an Personen oder Dingen realisirte Dreizahl = irgend welche Drei; erst durch den للجنس gebrauchten Artikel erhebt sich jener Begriff zu derselben abstracten Allgemeinheit, welche nach der ersten Weise durch Umgestaltung des Zahlwortes zu einem innerlich determinirten Gattungseigennamen ausgedrückt wird. Daneben kann freilich الثلاثة u. s. w., mit Anwendung des Artikels للعهد, auch die bewusste oder vorher genannte einzelne Dreizahl = die bewussten oder vorher genannten Drei (Personen oder Dinge) bedeuten. — Den Unterschied zwischen der abstracten und concreten Zahl macht Abulbaḳâ durch folgendes Beispiel anschaulich: اذا قلتَ عندى ستّةٌ كان المرادُ الجنسَ المعدود لا نفسَ العدد لانّ العدد لا يكون عندك »Wenn du sagst: ʾindî sittatun, bei mir ist eine Sechs (ich habe, besitze sechs), so ist das damit Gemeinte die jedesmalige zählbare Art (von Personen oder Dingen), nicht die Zahl selbst (als abstracte Grösse), denn diese Zahl ist nicht bei dir (in deinem Besitz).« Also kann عندى ستّةٌ nicht gesagt, weil nicht gedacht werden.

Ebendahin gehören endlich die als allgemeine grammatische Formenparadigmen gebrauchten Derivata des Stammes فعل, insofern sie, nie mit dem Artikel verbunden, als durch sich selbst determinirte Eigennamen gebraucht werden. Sind sie hingegen indeterminirt, so gehen sie ganz in die Kategorie der gewöhnlichen Gattungsnennwörter zurück (Mufaṣṣal S. v Z. 3—4, wo صفة statt صفة zu lesen ist: »Die Form أَفْعَلُ als Eigenschaftswort [Adjectiv] ist nur unvollkommen abwandelbar«). Zur Aufhellung des etwas schwierigen Gegenstandes gebe ich hier den Commentar Abulbaḳâ's zu d. St. (Ref. Hdschr. 72, S. 23 Z. 20 ff.): »Diese Formenmaasse der Nenn- und Zeitwörter sind eine Art Eigennamen für allgemeine Begriffe. Denn man bezeichnet durch ein solches Formenmaass einen grammatisch determinirten Gesammtbegriff, معنى معرفة, der, auch wenn man ihn auf die Form eines Adjectivs anwendet, stets als Substantiv erscheint. Gebraucht man ein solches Wort als Bezeichnung eines Einzeldinges seiner Gattung, so ist es ein grammatisch indeterminirtes Substantiv; gebraucht man es aber als

ein durch sich selbst (ohne Anwendung des Artikels) bestimmtes Gattungswort, so ist es ein grammatisch determinirtes Substantiv. Findet man dann in dem einen wie in dem andern Falle, dass ein genügender Verhinderungsgrund der vollen Abwandlung vorhanden ist, so geht das Wort nach der zweiten, wo nicht, nach der ersten Declination. Man sagt z. B. كُلُّ أَفْعَل يكون صفة لا ينصرف, »Ein jedes Af'al, das ein Adjectiv ist, geht nach der zweiten Declination«, mit أفعل nach der ersten Declination, weil كُلّ in der Bedeutung von ein jedes, wie in كُلّ رجل, ein jeder Mann, dem von ihm regierten Worte die Indetermination aufnöthigt; nun ist aber dieses افعل, wie gesagt, nicht Adjectiv (in welchem Falle es nach der zweiten Declination gehen würde), sondern Substantiv; somit ist nur eine Ursache der zweiten Declination, die zeitwortähnliche Form, vorhanden; daher wird es nach der ersten Declination abgewandelt, obgleich die Wörter, denen es zum Formenmaasse dient, wie أَحْمَر und ähnliche, nach der zweiten Declination gehen, da bei ihnen zwei von den dazu erforderlichen Ursachen zusammenkommen: die zeitwortähnliche Form und die Eigenschaft als Adjectiv. Es widerspricht sich auch durchaus nicht, dass das Formenmaass voll und das damit Gemessene unvollkommen abgewandelt wird, indem hinsichtlich dieser Endabwandlung jedes von beiden seinem eigenen Gesetze folgt. — Umgekehrt sagt man: أفعل اذا كان اسمًا نكرة فانّه ينصرف »Wenn das Af'al ein indeterminirtes Substantiv ist, so geht es nach der ersten Declination«, so: أَفعلُ, nach der zweiten Declination; denn da es hier als ein durch sich selbst determinirter Gattungseigenname steht, so kommen bei ihm zwei Ursachen derselben zusammen: die Determination als Eigenname und die zeitwortähnliche Form, obgleich die Wörter, denen es zum Formenmaasse dient, wie أَفْكَلٌ und أَيْدَعٌ, nach der ersten Declination gehen, da sie indeterminirte Gattungsnennwörter sind, mithin bei ihnen nur eine Ursache der zweiten Declination, die zeitwortähn-

liche Form, stattfindet. — Sagt man aber (wie im Texte): فَعْلانُ ٱلَّذِى مُؤَنَّثُهُ فَعْلَى وَأَفْعَلُ صِفَةً لا يَنْصَرِفُ, »das Faʿlân, dessen Femininum Faʿlâ ist, und das Afʿal als Adjectiv gehen nach der zweiten Declination«, so gilt dies nicht nur von den beiden Formenmaassen, sondern auch von den Wörtern, auf welche sie angewendet werden; aber bei jenen ist der Verhinderungsgrund der ersten Declination ein anderer als bei diesen: bei dem ersten Formenmaasse, فَعْلانُ, ist es die Determination als Gattungseigenname und der Bildungsanhang ân, bei dem zweiten, أَفْعَلُ, die Determination als Gattungseigenname und die zeitwortähnliche Form; hingegen bei den Wörtern nach dem ersten Formenmaasse, wie سَكْرانُ, ist es die Eigenschaft als Adjectiv und der Bildungsanhang ân, bei den nach dem zweiten, wie أَحْمَرُ, die zeitwortähnliche Form und die Eigenschaft als Adjectiv. So folgt hinsichtlich der Endabwandlung auch hier jedes dieser Wörter seinem eigenen Gesetze. — Man sagt ferner (wie im Texte): وَزْنُ طَلْحَةَ وَإِصْبَعٍ فَعْلَةُ وَإِفْعَلُ, »das Formenmaass von Ṭalḥah und Iṣbaʿ ist das Faʿlah und das Ifʿal.« Hier geht Faʿlah nach der zweiten Declination wegen der Determination als Gattungseigenname und des Feminingeschlechtes, Ṭalḥah selbst aber wegen der Determination als Personeneigenname und der Femininform; Ifʿal thut dasselbe wegen der Determination als Gattungseigenname und der den Imperativen اِعْلَمْ, اِسْلَمْ ähnlichen Form, Iṣbaʿ selbst hingegen geht nach der ersten Declination, weil es ein indeterminirtes Gattungsnennwort ist und von den Verhinderungsursachen der ersten Declination bei ihm nur eine, die zeitwortähnliche Form, stattfindet.«

I, 267, § 595, Z. 1 u. 2. »ظَاهِرٌ *apparent*, مُضْمَرٌ *renfermé dans l'esprit*«. Gleichbedeutend mit ظَاهِرٌ, Plur. ظَوَاهِرُ, ist مُظْهَرٌ, Plur. مُظْهَرَاتٌ, in der Ableitungsform entsprechend dem

مُضْمَرٌ, Plur. مُضْمَرَاتٌ, während dem ظاهِرٌ zunächst das mit مُضْمَرٌ gleichbedeutende ضَمِيرٌ, Plur. ضَمَائِرُ (s. S. 455, Z. 11 u. 12) gegenübersteht. مُضْمَرٌ und ضَمِيرٌ sind in dieser Bedeutung elliptische Ausdrücke; denn nicht das Pronomen, sondern das Nomen, dessen Stelle es vertritt, ist »renfermé dans l'esprit«; das Pronomen selbst aber ist das Wort, durch dessen Anwendung jenes Nomen, nur gedacht und unausgesprochen, im Geiste beschlossen bleibt, also eigentlich المُضْمَرُ بهِ, das, wodurch dies geschieht. Dieselbe Ellipse zeigen المُبْتَدَأُ, das Subject des Nominalsatzes, statt المُبْتَدَأُ بهِ, das, womit angefangen wird, المنطوق, *τὸ ῥητόν*, statt المنطوق بهِ, im Gegensatze zu المفهوم, *τὸ νοητόν*, u. a.

I, 268, Z. 1. »عَلَمٌ *nom propre*«, auch näher bestimmt, durch Apposition der Art zur Gattung, اسمٌ عَلَمٌ, wie man sagt اسمٌ معرفةٌ determinirtes Nennwort, اسمٌ نَكِرَةٌ indeterminirtes Nennwort; mit dem Artikel: الاسمُ العَلَمُ, الاسمُ المعرفةُ, الاسمُ النكرةُ. So Šeiḫzâde zu Beiḍâwî Sur. 33 V. 1: لم يناده الله تعالى باسمه العلم »Gott der Allerhöchste hat ihn nicht bei seinem Eigennamen gerufen«, wo Zamaḫšarî bloss باسمه hat. Dann mit der in diesen Berichten Bd. VIII S. 9—10, Bd. XIV S. 20—22 besprochenen Verwandlung der Beiordnung in die Genitivanziehung اسمُ علمٍ, اسمُ العلمِ, wie Beiḍâwî zu Sur. 2 V. 209 (I, ١١٣, 2) باسم العلم, wo nur eine der von mir verglichenen Handschriften das ebenfalls mögliche باسمه العلم hat. Und so schreibt *Mehren* in seinem Dimiškî S. ٣٤٠ Z. 8 آسمُ علمٍ.

I, 268, Z. 4—2 v. u. »بَعْلَ بَكّ *Baalbek*, حَضْرَمَوْت *Hadhramaut*. On nomme ces composés مُرَكَّبٌ مَزْجِيٌّ *composés intimement combinés*.« Von dieser Wortclasse ist noch die Rede

S. 314 § 715, S. 340 § 790, S. 381 Z. 2 ff., S. 406, 11^0. Ueberall ist مَزْجِيٌّ in مَزْجِيٌّ, Relativnomen vom Inf. مَزْج, S. 314 Z. 17 u. 20 بَعْلَ, حَضَرَ, بُعَيْلَ, حُضَيْرَ in بَعْلُ u. s. w. mit Nominativendung, S. 381 Z. 3 und Anm. 1 أَبْرَص nach سَامّ in أَبْرَصَ, بَرَصَة in بَرَصَة zu verwandeln. — Im Allgemeinen behandelt die alte Sprache solche Nominalverbindungen auf doppelte Weise:

1) Als gewöhnliche, regelmässige Genitivanziehungen mit vollständiger Bezeichnung des Verhältnisses beider Wörter zu einander, so wie ihrer syntaktischen Stellung im Satze durch die Nominativ-, Genitiv- oder Accusativendung des ersten und die, sei es der ersten, sei es der zweiten Declination angehörende Genitivendung des zweiten. Hier findet eine wirkliche Zusammensetzung, d. h. eine Verbindung der beiden Wörter zu e i n e m, mit Aufgebung der selbstständigen syntaktischen Form des ersten, noch gar nicht statt, und wenn die Grammatiker neben einem تَرْكِيبُ مَزْج oder تَرْكِيبٌ مَزْجِيٌّ doch auch von einem تَرْكِيبُ اضافة oder تَرْكِيبٌ اضافِيٌّ reden (Mufaṣṣal S. ٥ Z. 11 u. 12, Alfîja ed. *Diet.* S. ٣٤٧ Z. 14—16), so hat dies keine formell-grammatische, sondern nur logische Berechtigung, insofern die b e g r i f f l i c h e Verbindung von بَعْلَبَكّ und رَامَهُرْمُز ebenso eng ist wie die von بَعْلَ بَكّ, رَامَ هُرْمُزَ. So wird auch ثَلْث مائة u. s. w. dadurch, dass man es mit Beibehaltung der Genitivanziehungsvocale ثَلْثُمائةٍ, ثَلْثَمائةٍ, ثَلْثِمائةٍ in e i n e m Worte schreibt, noch kein Compositum, ebensowenig als dies mit بعلبك und رامهرمز der Fall ist. Erst durch die Setzung des Artikels vor den e r s t e n Theil jener Zahlwörter (s. diese Berichte Bd. XIV, S. 43 Z. 11 ff.), الثلث مائة oder الثلثمائة u. s. w. kommt die Verbindung dem B e g r i f f e einer Nominalzusammensetzung so weit nahe, als dies bei Beibehaltung der Ge-

nitivanziehungsform überhaupt möglich ist. Vollkommene, auch formelle Verschmelzung aber tritt erst dann ein, wenn, wie in mehreren jener zusammengesetzten Zahlen im Neuarabischen, zu dem Wegfall der Endvocale noch Verkürzungen eines oder beider Theile hinzukommen, in welchen sie ausserhalb der Zusammensetzung nicht erscheinen können, ohne ihre Bedeutung zu verlieren; wie das ägyptische tultméja, rub'méja, dreihundert, vierhundert, u. s. w. (*Tantavy*, Traité de la langue arabe vulg., Préf., XXI, 26), aḥadâśar, etnâśar, telâtetâśar, elf, zwölf, dreizehn, u. s. w. mit Ausstossung des áin (ebend. S. 6), oder die noch stärker verkürzten syrischen Formen ḥidaś, t'naś, t'littaś u. s. w. (*Caussin*, Gr. ar. vulg. 1. Ausg., S. 64).

2) Als wirklich formelle Nominalzusammensetzungen, مركّبات مزجيّة, im obenangegebenen Sinne. Während dann das erste der beiden Wörter, — nun der vordere Theil des zusammengesetzten einen Wortes, — auf ein bloss lautlich verbindendes, keine grammatische Function verrichtendes ă oder auf ein wurzelhaftes i endet, geht das zweite, — nun der hintere Theil des einen Wortes, — nach der zweiten Declination, oder bleibt, wenn er auf â ausgeht, äusserlich völlig unabgewandelt, so dass, wenn in diesem Falle das unveränderliche Ausgangs-i des ersten Theiles hinzukommt, die Genitivanziehung und die Zusammensetzung sich formell von einander nicht unterscheiden: Nom. بَعْلَبَكُّ, مَعْدِيكَرِبُ, قَالِيقَلَا, Gen. und Acc. بَعْلَبَكَّ, مَعْدِيكَرِبَ, قَالِيقَلَا. Ebenso in der Deminutivform: Nom. بُعَيْلَبَكُّ[1]), مُعَيْدِيكَرِبُ, قُوَيْلِيقَلَا, Gen. und Acc. بُعَيْلَبَكَّ, مُعَيْدِيكَرِبَ, قُوَيْلِيقَلَا (Mufaṣṣal S. ٨٨ Z. 12. Die Form مُعَيْدِيكَرِبُ, Gen. und Acc. مُعَيْدِيكَرِبَ, giebt Abulbaḳâ in seinem Commentar zu dieser Stelle, Ref. 72, S. 387 Z. 24, ausdrücklich an;

---

1) So ist in *Dieterici*'s Alfijah S. ٣٤١ Z. 8 zu schreiben st. بُعَيْلِبَكُّ und demgemäss in der Uebersetzung S. 357 Z. 21 bu'ailabakku st. bu'ailibakku.

قُوَيْلِيقَلا habe ich nach dieser Analogie gebildet.) Nur die mit وَيْه zusammengesetzten männlichen Eigennamen gehen unveränderlich, wie im ersten Theile auf ă, so im zweiten auf ĭ aus: Nom., Gen. und Acc. سِيبَوَيْهِ, عَمْرَوَيْهِ. Jedoch können auch sie nach Einigen wie die übrigen behandelt werden: Nom. سِيبَوَيْهٌ, Gen. und Acc. سِيبَوَيْهٍ, Dual. Nom. سِيبَوَيْهَانِ, Gen. und Acc. سِيبَوَيْهَيْنِ, Plur. Nom. سِيبَوَيْهُونَ, Gen. und Acc. سِيبَوَيْهِينَ; s. Ǵauharî in *de Sacy's* Anthol. gramm. S. 153 Z. 26–29, d. türk. Ḳâmûs ebendas. S. 154 Z. 22 u. 23, Alfîjah ed. *Diet.* S. ٣٤ Z. 14 u. 15. — Nicht classisch aber sind die in beiden Theilen durch alle Casus unveränderlich auf ă ausgehenden Formen سَامَّ أَبْرَصَ, رَامَ هُرْمُزَ, حَضَرَ مَوْتَ, بَعْلَ بَكَّ u. s. w. S. 268 Z. 4 v. u., S. 340 Z. 3 u. 4, S. 381 Z. 3; denn die Zusammensetzungen dieser Form, wie خَمْسَةَ عَشَرَ und بَيْتَ بَيْتَ, gehören begrifflich zu einer andern Classe, den مركّبات تَضَمُّنِيَّة; s. S. 269 Z. 11—19, S. 420 Z. 6—14. — Auch wissen die ältern Grammatiker von einer Uebertragung der dieser letztern Classe zukommenden völligen Abwandlungslosigkeit auf die erstere noch nichts; im türkischen Ḳâmûs u. d. W. حضرموت fügt erst der Commentator (شارح) zu den beiden ersten Behandlungsweisen: Nom. حَضَرَمَوْتُ, Gen. und Acc. حَضَرَمَوْتَ, und Nom. حَضْرُ مَوْتٍ, Gen. حَضْرِ مَوْتٍ, Acc. حَضْرَ مَوْتٍ [1]), jene dritte »wie خمسة عشر« hinzu. Wasîṭ al-naḥu, Madras 1820, S. ١٤٢, sagt am Ende des Capitels über die zusammengesetzten Wörter: وأمّا بناءهما على الفتح شبها لخمسة عشر فى كون الجزء الثانى عقيب الاوّل فضعيف والّا يلزم ان يكون المركّبات الاضافيّة كلّها مبنيّة, »Was aber die

---

[1]) Als zulässige Nebenform ist hierbei noch ein حَضْرُ مَوْتَ, Gen. u. Acc. حَضْرِ مَوْتَ, wie سَامُّ أَبْرَصَ und رَامُ هُرْمُزَ erwähnt.

Behandlungsweise der beiden zusammengesetzten Wörter (in بعلبكّ u. s. w.) betrifft, nach welcher sie beide unwandelbar auf ă ausgehen, dem خمسةَ عشرَ darin ähnlich, dass der zweite Theil ganz der Form des ersten folgt, so ist dieselbe schwach begründet; oder es müssten alle auf Genitivanziehung beruhende (und daher principiell in beiden Theilen abwandelbare) Zusammensetzungen zugleich unabwandelbar seyn«, was einen innern Widerspruch ergeben würde. Am Kürzesten drückt Ibn-Hiśâm in Śuḏûr al-ḏahab (Bûlâḳ, J. d. H. 1253) S. ٣٠ Z. 13 seine Missbilligung dieser Form aus, indem er unter den unveränderlich auf ă ausgehenden Nennwörtern aufzählt: ونحو بعلبكّ فى لُغَيَّة »und Wörter wie بعلبكّ nach einer Dialektform von geringer Geltung«, — die Deminutivform als تحقير gebraucht. Anders Jâḳût S. ٦٧٣ Z. 12—15.

S. 269 Z. 1 u. 2 »*nom de signification*« schr. »*nom d'idée (abstraite)*, Gegensatz von عَيْن, être concret. Signification, Bedeutung, ist مَعْنًى da, wo es dem لَفْظ, der Wortmaterie und Wortform, entgegengesetzt wird.

S. 269 Z. 14 »أَوَّلِيَّة« schr. ثَانِيَة. »*Ce dont le commencement renferme la valeur d'une préposition*« schr. *ce dont la seconde partie renferme la valeur d'une particule* (*conjonctive*); s. Mufaṣṣal S. ٧٠ Z. 6 u. 8, und vgl. daselbst S. ٦٩ l. Z. bis S. ٧٠ Z. 3 mit S. ٧٠ Z. 8 bis S. ٧١ Z. 8. Hieraus ergiebt sich, dass die nach den arabischen Grammatikern in diesen Zusammensetzungen begrifflich enthaltene Partikel nicht »eine Präposition« oder, wie es S. 420 Z. 9 u. 10 nach Martellotto heisst, »eine Präposition oder ein anderes Wort«, sondern immer nur die Conjunction و, und diese nicht zu dem ersten oder nach S. 420 Z. 8 u. 9 »zu einem der beiden Wörter oder allen beiden«, sondern naturgemäss immer nur zu dem zweiten, als dasselbe dem ersten coordinirend, hinzuzudenken ist. An sich klar und auch von *de Sacy* anerkannt ist dies in den zusammengesetzten Zahlwörtern von 11 bis 19, S. 420 Z. 13 u. 14, S. 424 Anm. Z. 5—10, ثَلٰثَةَ عَشَرَ st. ثَلٰثَةٌ وَعَشَرَةٌ, ثَلٰثَ عَشْرَةَ st. ثَلٰثٌ وَعَشْرٌ, durch alle

drei Casus hindurch. Aber auch بَيْتَ بَيْتَ S. 269 Z. 16 u. 17, S. 420 Z. 10—11, bedeutet nicht »مِنْ بَيْتٍ إِلَى بَيْتٍ«, *de maison en maison*«, sondern بَيْتٌ إِلَى بَيْتٍ oder بَيْتٌ لِبَيْتٍ, Haus an Haus, *une maison à côté de l'autre*, in هو جارى بيت بيت, er ist mein Nachbar, Haus an Haus, als Zustandsausdruck = ملاصقًا بيتُه لبيتى, so dass sein Haus an das meinige stösst; صباحَ مساءَ an und für sich einfach st. صباحًا ومساءً »au matin et au soir«, S. 269 Z. 17 u. 18, was dann durch Verallgemeinerung den Sinn von كُلَّ صباحٍ ومساءٍ S. 420 Z. 11 u. 12 (Mufaṣṣal S. ٧١ Z. 1 u. 2) erhält. Wo hingegen Sinn und Sprachgebrauch vor dem ersten Worte eine Präposition verlangen, da wird sie auch gesetzt, wie وقعوا فى حيصَ بيصَ, sie geriethen in Irr- und Wirrsal, Mufaṣṣal S. ٩٩ l. Z. und S. ٧٠ Z. 1, vgl. mit S. ٧٠ Z. 15 u. 16.

S. 271 Z. 15—17. Dass diese Definition von جامد, Primitivsubstantivum, dem morgenländischen Begriffe davon im Allgemeinen nur dann entspricht, wenn man die Bedeutung von »dérivation«, اشتقاق, im einheimischen Sinne auf die Ableitung von einem Verbalstamme beschränkt, — daher z. B. alle Ableitungen von Nennwörtern durch Bildung von concreten Relativwörtern auf ـِىٌّ und ـَانِىٌّ und abstracten auf ـِيَّةٌ und ـَانِيَّةٌ davon ausschliesst, — bemerkt *de Sacy* selbst im folgenden §. Ebendeswegen aber sollte, um den Begriffsumfang gleich von vornherein richtig zu bestimmen, statt »*d'un autre mot*« und »*à d'autres mots*« stehen: *d'un nom d'action* und *à des verbes et des noms verbaux*. Mit andern Worten: ein جامد ist ein concretes Substantivum, welches weder von einem abstracten Verbalnomen abgeleitet, noch selbst ein solches ist (*Lane*, I, S. 452 Col. 2: »a noun that is not an inf. n., nor derived from an inf. n.«) und daher nicht wie ein Verbalderivat

vermöge dieser Ableitung einen activen, passiven oder neutralen Beschaffenheits- oder Eigenschaftsbegriff an und für sich (Adjectivum), oder in Verbindung mit einem Wesens- oder Sachbegriff (Substantivum), sondern durch sich selbst zunächst einen Wesens- oder Sachbegriff ausdrückt, mit dem sich dann Beschaffenheits- und Eigenschafts-Begriffe vermöge der Natur des durch das Wort bezeichneten Wesens oder Dinges verbinden. Freilich gilt auch die in solcher Weise beschränkte Definition immer nur für die Baṣrische Schule, die aus ungenügenden speculativen und empirischen Gründen das abstracte Verbalnomen als die Quelle des Verbums und aller Verbalderivate betrachtet, wogegen die Kufenser das genetische Verhältniss, in Uebereinstimmung mit unserer Anschauungsweise, gerade umkehren, so dass bei ihnen das n. act. selbst ein مشتقّ des Verbums ist, während die Baṣrenser genöthigt sind, demselben als dem مشتقّ منه zwischen dem جامد und dem مشتقّ eine besondere Mittelstellung anzuweisen. — Immer aber wird durch jene Begriffsbestimmung den Primitivsubstantiven in einseitiger Weise eine Entwicklungsfähigkeit durch Ableitung von Denominativverben mit ihren Infinitiven und andern Derivaten abgesprochen, die sie offenbar ebenso gut wie die ursprünglichen Verbalstämme besitzen. So ist فارِس nach den Arabern selbst eine صفة مشتقّة (Ibn Hišâm, Šuḏûr al-ḏahab, Bûlâḳer Ausg. vom J. d. H. 1253, S. ٩. Z. 20 u. 21), eig. equitans, ἱππεύων, dann mit Hineinlegung des Persönlichkeitsbegriffs eques, ἱππεύς, — abgeleitet von فَرُسَ mit den nn. act. فُرُوسِيَّة, فُرُوسَة, فَرَاسَة, ein guter Reiter oder Ritter seyn. Aber wollte man auch diese Ableitung gelten lassen, so bleibt doch das gewiss, dass فَرُسَ selbst erst von dem Primitivsubstantivum فَرَسٌ abgeleitet, dieses also zwar غيرُ مشتقّ, aber nicht غيرُ مشتقّ منه ist. Und so in unzähligen andern Fällen. Selbst fremdsprachliche Nennwörter erzeugen innerhalb des Arabischen Verba, wie das hier Z. 23 unter ächt arabischen Primitiv-

substantiven aufgeführte مَنْدِيلٌ, مِنْدِيلٌ, مِنْدَلٌ, mantile[1]), die Verba تَمَنْدَلَ und تَنَدَّلَ, das pers. جِهْبِذٌ das Vb. جَهْبَذَ mit dem Abstractnomen جَهْبَذَةٌ, das griech. فَيْلَسُوفٌ das Vb. فَلْسَفَ, تَفَلْسَفَ mit dem Abstractnomen فَلْسَفَةٌ (s. diese Berichte Bd. XV S. 96). Ja die Gemeinsprache hat sogar aus fremden Eigenschaftswörtern, — soweit wir wissen, ohne Vermittelung von Zeitwörtern, — Abstracta gebildet; so aus pers. نازك, fein, zart, نَزَاكَة, Feinheit, Zartheit (s. Meninski und den türk. Ḳâmûs unter التنشّد), und bei Jephet ben Eli (In Provv. Sal. cap. XXX commentarius, ed. *Auerbach*, Bonnae 1866, S. 24 Z. 8, S. 26 Z. 3) aus pers. پَلِيد, unrein, — mit Beibehaltung des unarabischen پ, — پَلَادَة, פלאדה, Unreinheit, Unreinigkeit, wohl zu unterscheiden von بَلَادَة, בלאדה, Geistesstumpfheit. Der Herausgeber hat das Wort beide Male in das dem Sinne nach richtige, aber gewiss nicht ursprüngliche قذارة verwandelt.

S. 271 Z. 23 »*grenade*« schr. *coing*.

S. 272 vorl. Z. »فُتُوحٌ« schr. فَتْحٌ.

S. 273 Z. 9 u. 10. »Le mot أَلَاهَة *dieu* doit être considéré comme l'origine du verbe أَلَّهَ *adorer*, *honorer comme dieu*.« Unzweifelhaft ist dieser denominative Ursprung nur von أَلَّهَ in der neuern Bedeutung vergöttern, mit dem Reflexivum تَأَلَّهَ (s. *Bocthor* unter Apothéose, Apothéoser, Déification, Déifier); aber أَلَاهَةٌ selbst ist ursprünglich ebenso wie أُلُوهَة ein abstractes Verbalnomen der Form فَعَالٌ von أَلَهَ oder أَلِهَ (s. *Lane*)

---

[1]) Der Uebergang des lat. t in das arab. d ist vermittelt durch die hellenistische Erweichung des t nach der Liquida n zu d, wie die Griechen noch jetzt z. B. ἐντός wie endós, ἀντί wie andí aussprechen.

in der Bedeutung von *σέβας*, welches dann, wie مكتوب = كتاب, in die des concreten *σέβασμα* übergegangen ist und so auch von Seiten der Bedeutung und Bedeutungsableitung dem פחד 1 Mos. 31, 42 und דחלא, ܕܚܠܐ, Gegenstand göttlicher Verehrung, entspricht. Die Grundbedeutung der Wurzel أل, wie sie sich zunächst im Reduplicationsstamme ألّ ausgebildet hat, ist die des griech. *ΑΛΩ*, nämlich die der unruhigen Bewegung, für deren Uebergang in das geistige Gebiet *ἀλύω* eine treffende Parallele liefert. Schon morgenländische Sprachforscher geben hier Fingerzeige zur Auffindung des Richtigen (s. Beiḍâwî, I, S. ٣ Z. 16 ff.), und ich habe diese weiter verfolgt in einer Anmerkung zu *Delitzsch*' Commentar über die Genesis, 3. Ausg. S. 64—66, und in der Ztschr. d. D. M. G. Bd. X, S. 60 Anm. 2.

S. 273 Z. 19—21. »Dans mon opinion, عَلَمٌ *savoir*, *τὸ εἰδέναι*, حَلْفٌ *jurer*, *τὸ ὀμνύειν*, sont de l'espèce des noms nommés مُشْتَقّ; عِلْمٌ *science*, *ἐπιστήμη*, حِلْفٌ *serment*, *ὅρκος*, sont de l'espèce appelée جَامِد.« (Vgl. hiermit S. 281 Z. 7—9.) Was das erste betrifft, so war im Gegentheil nach allen Quellen nie عَلَم, sondern stets عِلْم, wie noch heutzutage, n. act. von عَلِمَ in der Bedeutung erkennen, wissen, während das hier in Frage kommende عَلَم zwar ebenfalls von dem Verbalstamme عَلِمَ in dieser Bedeutung abzuleiten, also kein جَامِد ist, aber von Haus aus concrete Bedeutung hat: etwas wodurch oder woran man etwas anderes erkennt, Zeichen, Abzeichen, Merkmal. Als wirkliches Verbalabstractum aber gehört عَلَم zu عَلِمَ: eine aufgesprungene Oberlippe haben; wiewohl es auch hier als gleichbedeutend mit عَلَمَة, عَلْمَة von der aufgesprungenen Stelle selbst gebraucht wird. — Was zweitens حَلْف und حِلْف betrifft, so ist letzteres nach dem Ḳâmûs ebenso wie حَلْف und حَلِف

Verbalabstractum von حَلْف, schwören, so dass man z. B. mit voller Verbalrection sagen kann: اَلْحَلْفُ لَهُ بِاللّٰهِ, ihm bei Gott zuschwören; daneben aber auch concretes, keiner Verbalrection mehr fähiges Verbalnomen: beschworenes Bündniss. Auch hier also finde ich kein Primitivsubstantivum; denn offenbar ist jenes zweite حِلْف nur, wie عِلْم in der Bedeutung Kenntniss, Wissensgegenstand, Wissenschaft (Plur. عُلُوم), wie unser Essen und Trinken, le boire et le manger, ein مَصْدَرٌ سُمِّيَ بِهِ, ein zu concreter Bedeutung erstarrtes Verbalabstractum.

I, 274, 5 v. u. »*sourds*« s. das zu I, 227, 2 Bemerkte.

I, 274, 14. Um »كَمْ *combien*« unter die noms primitifs bilitères im eigentlichen Sinne rechnen zu können, müsste man davon absehen, dass es kein einfaches Urwort, sondern (s. Ergänzungsblätter zur Allgem. Hallischen Literaturzeitung, Febr. 1843, Nr. 15 u. 16) aus كَ = قَدْر und dem davon im Genitiv angezogenen, regelmässig zu مَ und dann zu مْ verkürzten مَا zusammengesetzt ist, ursprünglich, wie مَا selbst, unbestimmtes Nennwort, wörtlich: der Betrag von was (d. h. von irgend etwas), irgend welcher Betrag, aliquantum, aliquot, was in der alten Sprache, im Gegensatze zu رُبَّ, als Ausdruck für eine verhältnissmässig grössere Anzahl, unserem gar manches (manche), gar vieles (viele) u. s. w., im heutigen Arabisch unserm einige, etliche entspricht; als Fragenennwort gleichbedeutend mit dem später in قَدَّاش ḳaddêš zusammengezogenen قَدْر أَيّ شَيْء: der Betrag von was? was für ein Betrag?

I, 275, 2. »بَرْغُوثٌ« gemeinsprachlich für بُرْغُوثٌ; s. Ḥarîrî in Anthol. grammat. S. ٤٩ Z. 18 ff., und *Lane* u. d. W.

I, 276, 2. »إِنْتِقَالٌ« schr. اِنْتِقَالٌ.

I, 276, 6—8. »مَلْكُوتٌ« »جَبْرُوتٌ« schr. مَلَكُوتٌ, جَبَرُوتٌ. Allerdings ist die hier bezeichnete Wortclasse dem Aramäischen theils entlehnt, theils nachgebildet; aber die ursprüngliche Identität des Ausgangs-t dieser Fremdlinge mit ihrer eigenen Femininendung ist den Arabern, ungeachtet des Nebeneinanderbestehens von Formen wie جَبَرُوت und جَبَرُوَّة, مَلَكُوت und مَلْكُوَة, حَانُوت und حَانَاة, رَكَبُوت und رَكْبَاة, in der Sprachpraxis nicht zum Bewusstseyn gekommen, und ihren Sprachgelehrten ist daher das ût (s. das Literaturblatt zu Fürst's Orient, 1841, Nr. 8, Col. 98—100) wenigstens in allen Wörtern, in denen es sich von einem sicher erkennbaren dreiconsonantigen Stamme leicht ablöst, nicht eine von Haus aus weibliche Endung, sondern ein zur Verstärkung der Bedeutung dienender Zusatz[1]), welcher an und für sich genommen die Wörter, denen er angehängt wird, in dem nächsten, d. h. dem Masculingeschlechte lässt. Nur weil عَنْكَبُوت beide Spinnengeschlechter begreift (Beidâwi zu Sur. 29, 40), und die adjectivischen تَرَبُوت, دَرَبُوت, خَلَبُوت, رَكَبُوت, حَلَبُوت[2]) theils ebenfalls von beiden Kamelgeschlechtern, theils nach dem Sprachgebrauche,

1) Abussu'ûd zu تلبوت Sur. 2, 249: تاؤه مزيدة لغيرِ التأنيث كملكوت ورهبوت. Seihzâde zu Beidâwi über عَنْكَبُوت Sur. 29, 40: الواو والتاء مزيدتان بدليلِ جمعه على عَنَاكِب وتصغيرِه على عُنَيْكِب والتاء فيه كتاء طاغوت من حيث انّها زائدة ليست للتأنيث. Der türk. Kâmûs zu الملكوت: اشبو ملكوت وجبروت ورغبوت ورهبوت وترهبوت مقوله سنده واو وتاء زائده در مبالغه ايچون در پس ملكوت مُلْكِ عظيم معناسنه در.

2) Nach Gauharî hat auch رَهَبُوت nicht bloss Substantiv-, sondern auch Adjectivbedeutung: رجل رَهَبُوتٌ اى مرهوب.

wie رَكَبُوت, oder nach der Natur der Sache, wie حَلَبُوت, nur von weiblichen Kamelen gebraucht werden, sind diese Wörter gen. communis, beziehungsweise gen. feminini; daher sie auch ihr ت bei der Bildung des Relativnennwortes festhalten: عَنْكَبُوتِيّ u. s. w. Die übrigen hingegen, — mögen sie, wie مَلَكُوت, جَبَرُوت, لَاهُوت, نَاسُوت, طَاغُوت, رَحَمُوت, رَهَبُوت, رَغَبُوت, ursprüngliche Abstracta seyn und erst nachher zum Theil, wie besonders طَاغُوت, concrete Bedeutung gewonnen, oder, wie تَابُوت, stets gehabt haben, — sind Masculina, und als solche halten die zweisylbigen mit ruhendem Alif der ersten Sylbe im gebrochenen Plural das t fest: تَوَابِيت, طَوَاغِيت, ganz als ob es zum Urbestande des Wortes gehörte, nach der Behandlungsweise des n von سُلْطَان und رَيْحَان, Pl. سَلَاطِين und رَيَاحِين, während das dem Sprachbewusstseyn als Feminin-endung gegenwärtige ة und ت im gebrochenen Plural wie im Relativnennwort abgeworfen wird. Von den dreisylbigen mit bewegtem festen zweiten Consonanten werden keine gebrochenen und, soweit meine Beobachtung reicht, überhaupt keine Plurale gebildet. — Erst die weitere Anhängung eines, in seiner äussern Lautform dem א des aramäischen st. emphaticus entsprechenden femininischen ـَى giebt einigen dieser Wörter auch im Arabischen das Feminingeschlecht, wie in رَغَبُوتَى, رَهَبُوتَى, رَحَمُوتَى (Arabb. provv. I, S. 521, Nr. 8), oder prägt dasselbe, insofern sie es schon haben, äusserlich bestimmter aus, wie in رَكَبُوتَى und حَلَبُوتَى. — Warum freilich حَانُوت — die einzige Ausnahme von der oben angegebenen Regel — nicht bloss Masculinum, wie immer in der neuern Sprache, sondern in der alten auch, und zwar vorzugsweise Femininum ist, können wir aus חָנוּת, das bei seinem Uebergange in's Arabische die Geschlechtsbestimmtheit verlor und diese nur in den Nebenformen حَانَاةٌ u. حَانَةٌ behielt, ebenso leicht

erklären, wie die drei Formen des Relativnomens حَانُوِىّ, حَانُوِتّى und حَانّى und den Plural حَوَانِيت; für die morgenländischen Sprachgelehrten aber blieben das Doppelgeschlecht, die Herkunft und die eigentliche Bedeutung des Wortes ebensoviel Räthsel, wiewohl einige durch die Annahme einer ursprünglichen Form حَانُوَة von حَنَا يَحْنُو der Wahrheit ganz nahe kamen. In welche Irrgänge andere hineingeriethen, indem sie theils das Wort zwar richtig von حَنَا ableiteten, aber die Urlänge der ersten Sylbe durch Umstellung einer angeblichen Urform حَنَوُوت in حَوَنُوت und deren Verwandlung in حَانُوت erklärten, theils durch Zurückführung des Wortes auf den Stamm حين aus der Weinschenke sehr erbaulich einen »Ort des Verderbens für Seele, Geld und guten Ruf« machten, theils darin sogar die Form فَاعُول von einem gar nicht existirenden Stamme حنت fanden: das kann man im türkischen Ḳâmûs unter حنت und bei *Lane* unter حنا und حون nachlesen.

In gleicher Weise für das dem aram. טָעוּת, ܛܥܘܬܐ, vom Partic. טָעֵי, ܛܥܐ, entnommene طَاغُوت als فَاعُول einen Stamm طغت aufzustellen, war wegen der Unverträglichkeit des ط und ت in einem und demselben Stamme nicht möglich; ein طوغ oder طيغ gab es nicht; hier also blieb den einheimischen Gelehrten zur Erklärung des naturlangen â nichts übrig als die für حانوت angenommene Umstellung: طَغَوُوت oder طَغَيُوت, dann طَوَغُوت oder طَيَغُوت, zuletzt طَاغُوت (Beiḍâwî zu Sur. 2, 257, wo in meiner Ausgabe فَعَلُوت statt فَعْلُوت zu schreiben ist); die neben الطَّوَاغِيت vorkommende Pluralform الطَّوَاغِى aber, die als Plur. fr. von الطاغى oder الطاغية auf das Richtige hinwies, deutete man als Verkürzung von طواغيت, »weil,« sagt der türk. Ḳâmûs, »das ت ursprünglich ein Zusatzbuchstabe ist« (Mufaṣṣal S. ١٧١ Z. 12—14), von dem man daher meinte, er könne gelegentlich

auch wegfallen. — Bei تَابُوت schien die Nebenform تَبُوت die Annahme eines Stammes تبت mit diesen beiden Derivaten als فَاعُول und فَعُول zu rechtfertigen, und wirklich griffen Einige zu diesem Auskunftsmittel; Andere führten dagegen an, Stämme mit identischem ersten und dritten Consonanten seien überhaupt selten [1]), und insbesondere ein Stamm تبت sonst nicht nachweisbar; das Wort, ursprünglich فَعَلُوت: تَوَبُوت, dann تَابُوت, komme von تَابَ, zurückkehren, als Benennung eines Geräthes, in welchem man das und jenes aufbewahre, so, dass das aus ihm Herausgenommene immer wieder in dasselbe zurückgelegt werde, und auch der Besitzer wegen der darin aufbewahrten Sachen immer wieder zu ihm zurückkomme (Zamaḫśarî und Beiḍâwî zu Sur. 2, 249, und *Lane* und تَابَ). Diesen und ähnlichen Curiositäten gegenüber hat *Rödiger*'s Beweisführung für die ägyptische Herkunft des Wortes in Gesen. Thes. doppeltes Gewicht, und ich füge nur noch hinzu, dass wiederum aus תיבותא durch Verwechselung der tenues t und k *κιβωτός* entstanden zu sein scheint. Ueber das im ersten Stücke dieser Beiträge S. 131 u. 132 besprochene تَابُوه sagt Abulbaḳâ, Ref. Hdschr. 72, S. 722 Z. 24—27 (zu Mufaṣṣal S. ١٧٩ Z. 2 u. 3): »Man hat auch تَابُوه für تَابُوت gesagt. Letzteres geht nach der Form فَعَلُوت wie رَحَمُوت; seine Grundform ist demnach تَوَبُوت, dessen (wurzelhaftes) Wâw man, wie das von طاغوت, in Alif verwandelt hat. Tâbûh ist die medînensische, tâbût die ḳoreiśitische Dialektform. Ibn Maʿn sagt: »Die Medînenser und die Ḳoreiśiten gehen in der Aussprache keines im Koran vorkommenden Wortes auseinander, mit einziger Ausnahme von tâbût.«

---

1) Statt سَلِسٍ وقَلَقٍ in meinem Beiḍâwî, I, S. ١٣٨ Z. 12, und statt سَلِسٌ وقَلَقٌ in *Lees'* Zamaḫśarî, S. ١٩٩ Z. 8 v. u., schreibe man سَلَسٌ وقَلَقٌ.

I, 276, 10 »تَآءٌ مَرْبُوطَةٌ« auch تَآءٌ مُدَوَّرَةٌ, rundes t. 13 »تَآءٌ مُطَوَّلَةٌ« auch تَآءٌ مَمْدُودَةٌ oder مَمْطُوطَةٌ (Zamahšarî zu Sur. 24, 39: قرى بقيعات بتاء ممطوطة, dagegen ebendaselbst بقيعاة بتاء مدورة كرجل عزهاة), oder مَبْسُوطَةٌ, wie in dem neuesten, in Beirut erschienenen arabischen Wörterbuche Muḥîṭ al-Muḥîṭ, S. ١٥٣: »Wenn das Feminin-ت an das Ende eines Zeitwortes tritt, behält es in der Schrift seine gewöhnliche Gestalt, z. B. خربت, und heisst dann تاء مبسوطة; tritt es aber an das Ende eines Nennwortes, so bekommt es, wenn dieses im Singularis steht, die Gestalt eines punktirten h, هاء منقوطة, z. B. خاربة, und heisst dann تاء مربوطة; ist das Nennwort ein Pluralis sanus, so wird wie in ضاربات ein تاء مبسوطة, ist es ein Pluralis fractus, so wird wie in قُضاة ein تاء مربوطة geschrieben.«

I, 276, l. Z. »بَنَيٌ« schr. بِنْيٌ; nach der richtigern Annahme, die sich auf die Form des Plur. بَنُونَ und des Relativnomens بَنَوِيٌّ stützt und der *de Sacy* selbst 336, 17 und 364, 12 folgt, بَنَوٌ. Der türk. Ḳâmûs: »Die Urform von اِبْنٌ ist بَنَيٌ oder بَنَوٌ mit zwei Fatḥah. Im Miṣbâḥ steht, die Urform von اِبْنٌ sei بَنَوٌ mit zwei Fatḥah, oder بِنْوٌ mit Kasr des b. Nach der letztern Annahme ist die Formveränderung geringer und unbedeutender.« بِنْيٌ oder بِنْوٌ entspricht allerdings dem Femininum بِنْتٌ, aber das i dieses Wortes ist nur der zurückgeworfene Nachklang vom dritten Stammconsonanten ى in geschlossener Sylbe, wie das u in أُخْتٌ von و. Die durch die Plurale بَنَاتٌ und أَخَوَاتٌ bestätigten Grundformen beider Wörter sind بَنَيَةٌ und أَخَوَةٌ. Ebenso ist das i von בִּן und das daraus abgestumpfte und gedehnte ĕ und ê von בֶּן und בֵּן neben dem

21*

Pl. בָּנִים zu erklären. بَنْيٌ geben die Araber selbst nur als n. act. von بَنَى. Das Nähere s. bei *Lane* u. بَنَى.

I, 277, 1 »فَمٌ *bouche*, qui est pour فُوهٌ«. Wie das م in اَبْنَمٌ oder اِبْنُمٌ (Gen. اِبْنِمٍ, Acc. اِبْنَمًا) den abgeworfenen Halbconsonanten, so ersetzt es auch in فَمٌ, فِمٌ, فُمٌ die ruhenden Halbconsonanten ا, ى und و, welche nach Abwerfung des ursprünglich auslautenden ه der vollen Formen فَاهٌ, فِيهٌ, فُوهٌ keinen festen Anhaltspunkt zur Anfügung der Casusendungen darboten, daher mit Nunation und Vocalverkürzung nur فًا, فٍ, فٌ, mit dem Artikel الفَا, الفِي, الفُو ergaben, — Zwergformen, die das Arabische bloss in der Genitivanziehung duldet: فُوهُ, فِيهِ, فَاهُ, فُو زَيْدٍ u. s. w. Der türkische Ḳâmûs stellt die Sache folgendermassen dar: »الفَاهُ, الفُوهُ, الفِيهُ, الفُوهَةُ und الفَمُ bedeuten alle gleicherweise den Mund, pers. dahân; Plur. أَفْوَاهٌ und أَفْمَامٌ. Dieses أَفْمَام hat keinen ihm materiell entsprechenden Singular; denn die Urform des Wortes war فَوْهٌ; wie nun von dem Worte سَنَةٌ, so wurde auch von فَوْهٌ das ه abgeworfen; da aber auf diese Weise ein (durch Anhängung der Casusendungen فَوٌ, فَوٍ, فَوًا) vocalisch zu bewegendes و an das Wortende zu stehen kam und der vorhergehende Vocal ein ă war, so wurde (wie in عَصًا für عَصَوٌ) das و in ا verwandelt, woraus sich فًا (mit der Nunation فًا) ergab. Nun darf aber kein Nennwort materiell bloss aus zwei Consonanten bestehen, deren zweiter das n der Nunation ist. Deswegen wurde das (schwache) و in das ihm ähnliche, aber starke م verwandelt; denn ausserdem dass sie beide Lippenconsonanten sind, so entspricht das م dem و auch insofern,

als bei dem م, wenn man es wie das و forttönen lässt, ein dumpfes vocalisches Summen nach der innern Mundhöhle hin hörbar ist. Im Dual sagt man فَمَان, فَمَوَان und فَمَيَان, aber die beiden letzten Formen kommen nur vereinzelt vor.« — Der türkische Uebersetzer fügt hinzu: »Der Artikel über dieses فم nimmt in den grammatischen Schriften eine wichtige Stelle ein; er wird bei der Untersuchung über die »sechs Nennwörter« (Mufaṣṣal S. ٩ Z. 9 ff.) in der Wâfijah und besonders im Commentare des Śeiḫ Raḍîeddîn (Ḥ. Ḥ. Bd. V, S. 7 Z. 3) ausführlich behandelt. Das Wesentliche davon ist Folgendes: Da das ه am Ende des Wortes فَوْهٌ, derselben Form wie قَوْمٌ, an und für sich keinen starken Laut (شدّت صوت) hat und nur leisetönend (خفى, s. I, S. 29 Z. 1 ff.) ist, so wurde es wie ein weicher Buchstabe[1]) abgeworfen, so dass nur فَوْ übrig blieb. Somit wäre nun و Abwandlungsconsonant (حرف اعراب, d. h. Endconsonant und Träger der Abwandlungsvocale) geworden und müsste (weil es diese Stellung nicht einnehmen kann, s. I., S. 105 u. 106, § 208 u. 209), ebenso wie in عصا und رحا, statt عصو und رحو, in ا verwandelt werden; sollte nun aber dieses فًا, wie die ebengenannten Wörter, die Nunation annehmen, so kämen zwei ruhende Buchstaben (das Alif und das n der Nunation) zusammen (fân), und, da dies hier nicht zulässig ist, müsste das Alif ausgestossen werden (făn, wie 'aṣăn, raḥăn), hierdurch aber würde ein nunirtes Substantiv, von der Abwandlungsendung abgesehen, nur noch aus einem einzigen

1) Abulbaḳâ, Ref. 72, S. 717 Z. 24 u. 25, zu Mufaṣṣal S. ١٧٣ Z. 17—18: »Das ه wurde, nach Weise der weichen Buchstaben حروف اللين in Wörtern wie يَدٌ und دَمٌ st. يَدْىٌ und دَمْوٌ abgeworfen, wie in شَفَةٌ und سَنَةٌ st. شَفْهَةٌ und سَنْهَةٌ nach der Mundart derjenigen Araber, welche sagen شافهته, ich habe mich mit ihm besprochen (vgl. Mufaṣṣal S. ٨٩ Z. 1) und عملت معه مسانهة, ich habe mit ihm einen Vertrag auf ein Jahr gemacht.«

Consonanten (ف) bestehen[1]. Deswegen sagt man mit Verwandlung des و in den ebenfalls labialen und die Abwandlungsvocale ohne Schwierigkeit annehmenden starken Consonanten م: فَم. Im Anschluss an den Laut dieses Wortes bilden Einige den Plural أَفْمَام, aber der eigentliche Plural von فَوْه ist أَفْوَاه, wie das Deminutiv davon فُوَيْه (Mufaṣṣal S. ٨٩ Z. ٤). In Versstücken kommen die Dualformen فَمَوَان und فَمَيَان vor, die aber selten sind.« — Muḥtâr al-Ṣaḥâḥ unter فَم: »Von diesem Worte giebt es drei Dialektformen: فَم, فِم und فُم, von denen jede ihren Vocal durch alle drei Casus hindurch behält; Einige aber wandeln es zweifach ab (wie اِبْنُمٌ und امْرُؤٌ), indem sie im Nom. فُمٌ, im Genitiv فِمٍ, im Accusativ فَمًا sagen. Die Verdoppelung des و ist nur in Versstücken zulässig.« — Nach Abulbaḳâ a. a. O. Z. 30 ff. sind فُم und فِم ungewöhnliche, durch Nachbildung des nur im st. constr. üblichen Nominativs und Genitivs فُو und فِي entstandene Afterformen von فَم, wiewohl Abû Zaid sie von Arabern gehört haben will. Auch die Verdoppelung des و in dem jambischen Verse:

يا لَيْتَها قد خَرَجَتْ مِنْ فُمِّهِ    حَتَّى يَعُودَ المُلْكُ فِي أُصْطُمِّهِ

lässt er bloss als dichterische Freiheit nach der Weise des القَصَبَّا im Verse Mufaṣṣal S. ١٤٣ l. Z. gelten und verwirft den Plur. أَفْمَام und das Deminutiv فُمَيْم als incorrect. Für uns sind jene seltnern und neuern Formen, zusammengenommen mit dem aram. פּוּם, ܦܘܡܐ, nur fortgesetzte Wirkungen des schon in فَم

1) Was, wie Abulbaḳâ a. a. O. Z. 28 sagt, معدوم ist, d. h. sonst nicht vorkommt.

hervortretenden Bestrebens, den Lautbestand des Wortes dem anderer Substantiva gleichzumachen. Dies führte über die Zweibuchstabigkeit hinaus zur Dreibuchstabigkeit, und diese wurde bewirkt theils durch das Anhängen dritter schwacher Consonanten in فَمَوان und فَمَيان nach unrichtiger Analogie von أَبَوان und فَتَيان, theils durch mittelvocalige Dehnung in פום, theils durch consonantische Schärfung in فَمّ und فُمّ als nothwendige Voraussetzung der Pluralform أَفْمام. Die Gemeinsprache hat dieselbe Reduplication in فُمّ oder تُمّ (st. ثُمّ, durch Verwechselung von ف und ث) Mund, Maul, دَمّ Blut, يَدّ Hand [1]), daneben aber auch die vocalische Dehnung in ايد (s. *Bocthor* unter Main), aram. אִיד, إِيم, das sich zu يَدّ verhält wie פום zu فُمّ.

I, 277, 13 أُمَيْلَحُ »joliet« schr. أُمَيْلِحُ; denn die Abwandlung des Deminutivs richtet sich nach der des Wortes, von dem es unmittelbar gebildet ist; hier also, wo das in der Bewunderungsform ما أُمَيْلِحَ vorkommende Wort (I, 315, Anm. 2) nicht mit den Baṣrensern als Verbum, sondern mit den Kufensern als Nomen betrachtet wird, schliesst es sich der Elativform أَمْلَحُ an.

I, 277, 16 »كُرْسِيٌّ siége« dialektisch auch كِرْسِيٌّ, ist weder »nom d'action«, noch »adjectif«, sondern als concretes Substantiv unmittelbar aus dem aram. כּוּרְסָא, כּוּרְסֵי, st. emph. כּוּרְסְיָא, hebr. כִּסֵּא, כִּסֵּה, entstanden. Das é ging in das arabische î über, welches dann entweder die Abwandlungsvocale,

1) S. meine Diss. de gloss. Habicht. S. 9 Anm. **), Tausend und Eine Nacht, Bresl. Ausg., Bd. X, S. ٣٤٤ Z. 2, Bd. XII, Vorr., S. 55—56.

zur Vermeidung eines Hiatus, durch Vermittlung eines sich aus ihm selbst erzeugenden j zu sich nimmt: كُرْسِيٌّ kursîjun, كُرْسِيُّ المَلِكِ kursîju 'l-maliki, oder auch, nach dem Commentator im türk. Ḳâmûs, seinem Ursprunge getreu kein Taśdîd annimmt, daher im Nom. und Gen. mit der Nunation sich verkürzt: كُرْسٍ kursîⁿ, mit dem Artikel und im st. constr. einfach lang bleibt: الكُرْسِي al-kursî, كُرْسِيكَ kursî-ka, vor einem Verbindungs-Alif nur in der Aussprache kurz wird: كُرْسِي المَلِكِ kursĭ 'l-maliki, im Accusativ aber sich in ĭj auflöst: كُرْسِيًا kursijan, الكُرْسِيَ al-kursija, كُرْسِيَ المَلِكِ kursija 'l-maliki. — Die einheimischen Gelehrten freilich, die von jener Herkunft nichts wissen, sehen das ـِيّ für die gewöhnliche Relativ-Ableitungsendung an und führen das Wort in abenteuerlichster Weise auf ihr eigenes كِرْسٌ zurück. »Nach den Koranerklärern«, sagt der türk. Ḳâmûs, »ist كِرْسِيّ das Relativum von كِرْس, was fest auf einander liegenden und eine ziegelähnliche Form habenden Viehmist bedeutet. Der Gebrauch dieses Relativnomens in der Bedeutung von Thronsitz und Schemmel beruht nun darauf, dass die dazu verarbeiteten Holzstücke ebenfalls fest auf und über einander liegen. Weil man aber später die durch jene Ableitung erweckte Vorstellung widerlich und abstossend fand, so hat man durch Verwandlung des Kasra in Ḍamma die Form des Relativnomens in كُرْسِيّ verändert und gebraucht es nur noch selten in seiner ursprünglichen Gestalt كِرْسِيّ.«

I, 277, 21 »نَرْجِسٌ.« Allerdings setzen Ǵauharî und Fîrûzâbâdî dieses Wort unter den Stamm رجس, und jener bezeichnet das n als hinzugetretenen Bildungsbuchstaben; aber er widerspricht sich selbst durch die richtige Bemerkung, das

Wort sei arabisirt, معرب, wie auch der türk. Ḳâmûs: »es ist die arabisirte Form des pers. نرکس«, νάρκισσος.

I, 277, 7 v. u. »هِرْكَوْلَةٌ« schr. هِرْكَوْلَةٌ. 6 v. u. »تُرْقُوَةٌ« schr. تَرْقُوَةٌ. Die Annahme, dass dieses Wort die Form فَعْلُوَةٌ darstelle und von einem vierbuchstabigen Stamme تَرْقَ herkomme, kehrt das wahre Verhältniss gerade um. Das ت ist Bildungsvorschlag und das Wort تَفْعُلَةٌ (st. تَفْعِلَةٌ, wegen des و) von رَقَا, einer ältern Form von رَقِيَ, woher auch رَقْوٌ, رَقْوَةٌ, ein höher ansteigender Sandhügel. Man nannte das Schlüsselbein تَرْقُوَةٌ, Dual تَرْقُوَتَانِ, wie jugulum, als eine stegähnliche, sich quer über die umliegenden Theile des Halses und der Brust hinziehende Erhöhung, nicht, wie Fîrûzâbâdî unter رَقَا will, von dem Aufsteigen des Athens in der dahinter liegenden Luftröhre. Doch hat derselbe das Wort auch wie Ǵauharî u. A. unter dem angeblichen Stamme ترق und führt da als Grund für die Ursprünglichkeit des ت an, dass man in der Bedeutung: ich habe ihn am Schlüsselbein getroffen, nach der Form فَعْلَلَ يُفَعْلِلُ فَعْلَلَةً sage: تَرْقَيْتُهُ أُتَرْقِيهِ تَرْقَاةً. Unverkennbar aber ist dieses Zeitwort, wie jugulare von jugulum, erst von dem Nennworte gebildet und das و dabei nach der allgemeinen Regel (*Mehren*, Epist. critica Nasifi, S. 87 Z. 15 ff.) in ى übergegangen.

I, 278, 11 u. 12 »اِدِّكَارٌ« »اِدَّكَرَ« s. diese Berichte Bd. XVI (1864), S. 306 Z. 15 ff.

I, 281, 3 »وذَمَوَانَا« schr. وذَوَانَا. — 7–9. Ueber عِلْم und عَلَم s. das zu S. 273 Z. 19—21 Bemerkte. — 18. Als Beispiel vom absoluten Gebrauche des indeterminirten n. act. im Accusativ zur Verstärkung der Bedeutung des ihm entsprechenden Verbums oder Verbalderivats war, wie in den folgenden Stellen, einfach ضَرْبًا zu schreiben ohne مُبَرِّحًا; denn mit diesem

bildet das n. act. bloss die begriffliche Vermittlung zwischen dem Verbum und dem die Stelle unsers Adverbiums einnehmenden Adjectiv; die Bedeutungsverstärkung liegt dann also nicht mehr in dem n. act. an sich, sondern in dem dasselbe näher bestimmenden Adjectiv.

I, 281 u. 282, Anm. 1. Das hier aus einem Commentar der Alfîjah Angeführte, wonach مَضْرَب und مَحْمَدَة nicht, wie schlagen und preisen, nn. act. von ضَرَبَ und حَمِدَ mit Verbalrectionskraft, sondern, wie Schlag und Preis, starre Verbalderivate ohne solche Kraft sind, steht in geradem Gegensatze zu II, 162, 2 u. 3. Aber dieser Widerspruch ist nur die natürliche Folge eines in der geschichtlichen Entwicklung der Sprache begründeten Processes, wodurch bei den Derivaten der ersten Verbalform mit einem Vorschlags مَـ die concrete Bedeutung derselben als Orts- und Zeitnomina je länger desto mehr ihre abstracte Bedeutung als Infinitive, مصادر ميميّة, überwog, so dass es für das Sprachgefühl immer unmöglicher wurde, dergleichen Wörter noch als Verbalabstracta zu behandeln und z. B. diejenigen, welche von direct transitiven Zeitwörtern herkommen, noch wie die gewöhnlichen nn. act. solcher Verba den Accusativ regieren zu lassen, während umgekehrt in älterer Zeit die volle Kraft des direct transitiven Zeitwortes sogar noch in davon abgeleiteten Orts- und Zeitsubstantiven fortwirkte, wie Arabb. provv. I, S. 230 Spr. 64: تركتُه بمَلَاحِسِ (بمَلْحَسِ) البقرِ اولادَها, wozu Meidânî: يعنى اى بحيث يلحس البقرُ اولادَها بالمكان القفْر، ويروى بمباحثِ البقرِ اولادَها ، معناهما تركتُه بحيث لا يُدْرَى اين هو. (Unter den بقر sind nach dem Ḳâmûs بقر وحش, also Gazellen zu verstehen.) »Ich habe ihn an den Orten (dem Orte) gelassen, wo die Gazellen ihre Jungen lecken (nach anderer Ueberlieferung: ihre Jungen aufscharren, d. h. die Reiser, Blätter u. s. w., womit sie dieselben bei ihrem Fortgehen bedecken, bei ihrer Rückkunft mit den Füssen wegscharren)«, d. h. überhaupt: an öder, unauffindbarer Stätte.

Und später noch wenigstens mit dem die Härte dieser Ausdrucksweise mildernden لام لتقوية العامل, *Dorn*, Muhammedanische Quellen, IV. Theil, S. ٥٩ Z. 13 u. 14, S. ٥٠١ Z. 1 u. 2 aus Masʿûdî: نزل الى مصارع اصحابه ومقتل اهل همدان لابن اخته (wie an beiden Stellen für وقتل zu lesen ist): »er stieg hinab zu den Orten, wo seine Genossen gefallen waren, und zu dem Orte, wo die Leute von Hamadân seinen Schwestersohn getödtet hatten.« Solchen Erscheinungen zunächst verwandt sind die zahlreichern Fälle, wo ein für gewöhnlich starres Nennwort anderer Form die Rectionskraft eines ihm hinsichtlich der Bedeutung entsprechenden Infinitivs desselben Stammes bekommt, wie Arabb. provv. I, S. 355 Spr. 42: أَحَادِيثُ الضَّبُعِ ٱسْتَهَا »die Dinge, welche die Hyäne ihrem Hintern erzählt«, als ob es تحديثات hiesse; bestätigt durch I, S. 381 Spr. 120: أَحاديثُ زَبَّانَ ٱسْتَهُ حِينَ أَصْعدا. Ebenso II, S. 810 Spr. 26: وَعِيدُ الْحُبَارَى الصَّقْرَ, »die Drohungen des Trappen gegen den Falken«, als ob ايعاد stände. *Wüstenfeld*'s Ḳuṭbeddîn, S. ٣٩ Z. 2 u. 3: أُنْظُرْ الى طاعة هذا الولد امرَ اللّه تعالى »schau auf den Gehorsam dieses Kindes gegen das Gebot Gottes«, wo طاعة wie اطاعة construirt ist, wogegen dieses selbst Z. 5 seine Rectionskraft durch das لام لتقوية العامل unterstützt: اطاعتها لأمرِ اللّه تعالى. Andere Beispiele dieser Art s. in *Dieterici*'s Alfîjah S. ٢١٠ drittl. Z. ff. bis S. ٢١١ l. Z., *de Sacy*'s Gramm. II, S. 168 § 282.[1]) — Was nun

1) Aehnliches findet sich nicht nur bei den lateinischen Verbalderivaten auf io, wie in dem bekannten »quid tibi nos, mendice homo, tactio est?« bei Plautus, sondern auch im ältern Deutsch bei denen auf ung, die z. B. bei Fischart noch ganz wie die englischen auf ing den Accusativ und Dativ regieren, wiewohl neben dem Accusativ auch schon der Genitiv des Objectes vorkommt; s. *Vilmar*, Zur Literatur Johann Fischarts (Programm des Gymnasiums zu Marburg 1846) S. 18; *H. Kurz*, Johann Fischart über das im J. 1588 zwischen Zürich, Bern und Strassburg geschlossene Bündniss (Aarau 1847) S. 68.

besonders die Verbalderivate mit مـَ betrifft, so hat man den durch das allmähliche Absterben ihrer ursprünglichen Verbalnatur und Rectionskraft schwankend gewordenen Sprachgebrauch zu fixiren gesucht und allgemeine Regeln aufgestellt, wonach ihre Function als abstracte Verbalnomina und als Orts- und Zeitnomina theils an eine und dieselbe Form gebunden, theils an verschiedene Formen vertheilt ist. Nach diesen Regeln bildet man in beiden Bedeutungen die Form مَفْعَل von jedem Verbum, dessen charakteristischer Imperfectvocal a oder u, oder dessen dritter Stammbuchstabe, ohne Rücksicht auf das Imperfectum, و oder ى ist; die Form مَفْعِل von jedem dreibuchstabigen Verbum, dessen charakteristischer Imperfectvocal i und dessen erster Stammbuchstabe و ist; dagegen bei demselben Imperfectvocal, aber einem andern ersten Stammbuchstaben, geht das Verbalabstractum nach مَفْعَل, das Orts- und Zeitnomen nach مَفْعِل, wie مَضْرَب, مَجْلَس, schlagen, sitzen, مَضْرِب, مَجْلِس Ort und Zeit des Schlagens, des Sitzens, مَفَرّ fliehen, مَفِرّ Ort und Zeit des Fliehens. Beide Formen nehmen auch häufig die Femininendung ـَة an. (S. Ibn Mâlik's Lâmîjât al-afʿâl von *Kellgren* und *Volck*, S. ٣٣ Z. 10 ff., *Volck*'s Textausgabe S. ٣٤ Z. 1 ff.) Doch giebt es eine bedeutende Anzahl von Doppelformen und Unregelmässigkeiten, richtiger vielleicht: dialektischen und theoretischen Schwankungen (s. das Verzeichniss derselben a. a. O.), zu welchen allen endlich hier und da als Nebenform von مَفْعَلَة und مَفْعِلَة noch ein مَفْعُلَة sowohl in concreter als in abstracter Bedeutung, in einigen wenigen, übrigens streitigen Beispielen auch die entsprechende Masculinform مَفْعُل kommt, S. 284 Z. 5 u. 6, Lâmîjah S. ٢٥ Z. 11 ff., Textausg. S. ٣٧ Z. 3 ff., *Lane* unter أَلُوك). Ibn Mâlik scheint sogar, worauf schon *Kellgren* in der Uebersetzung der Lâmîjah S. 48 u. 49 Anm. 5 aufmerksam macht, über das Wesen des مصدر ميمىّ an sich nicht im Klaren zu seyn, indem er ihn

bald مصدر, bald اسم مصدر nennt. Zwar ist derselbe auch in den dort angeführten Beispielen, ebenso wie in den Originalwörterbüchern, hinsichtlich des Gebrauchs zur Verstärkung des Verbalbegriffs und zur Vermittlung zwischen diesem und einem Adjectivum ganz wie der gewöhnliche Infinitiv behandelt: وَجِلَ مَوْجَلًا, شَرِبَ مَشْرَبًا, ذَهَبَ مَذْهَبًا حَسَنًا, وَلِيَ مَوْلًى u. s. w.; aber für seine volle Infinitiv-Rectionskraft ist das nicht entscheidend, da auch ursprünglich starre Nomina jene Stelle einnehmen können, wie Sur. 3, 49 اعذّبهم عَذَابًا شديدًا st. تعذيبًا, Makkarí, I, S. ٢٠٤ Z. 12 كَمْ مَنْزِلٍ فُرْقَةَ الأبدِ فارقناه st. مفارَقة oder فِراق. Einen durchschlagenden Beweis dafür würden erst Stellen liefern, wo dergleichen Infinitive von direct transitiven Zeitwörtern, wie diese selbst, den Accusativ regieren. Nach den oben angeführten Beispielen von Erhaltung dieser stärksten verbalen Rectionskraft sogar in Ortsnennwörtern zweifle ich um so weniger an der Möglichkeit derselben Erscheinung bei Infinitiven dieser Form; bis jetzt aber habe ich noch keinen sichern Beleg dafür aufgefunden, woraus wenigstens soviel hervorzugehen scheint, dass eine solche Anspannung der in diesen Nominalformen wie in den entsprechenden aramäischen Infinitiven ursprünglich liegenden Verbalkraft sehr selten geworden ist. Und dieser Mangel an bestimmten erfahrungsmässigen Anhaltspunkten für die Beurtheilung der ganzen betreffenden Wortklasse und einzelner Theile derselben erklärt auch am leichtesten die Widersprüche in den Ansichten der einheimischen Gelehrten darüber. Von den Eingangs erwähnten beiden Wörtern geben Ǧauharí und Fírûzâbâdí als مصدر nicht مَضْرَب, wohl aber, im Gegensatze zu jenem Commentator der Alfíjah, مَحْمَدَة neben مَحْمِدَة (obschon diese zweite Form bei Ǧauharí unsicher ist; s. *Lane* u. حمد), wie auch in Zamahšarí's Mukaddimah S. ١٥٩ Z. 5 und in der Lâmíjah S. ١٨ Z. 6 (Textausg. S. ٢٥ l. Z.) مَحْمِدَة allein, S. ٣٤ Z. 12 (Textausg. S. ٣٥ Z. 12)

mit تَحْمِدَة zusammen als مصدر erscheint. Gegen die oben angeführte Unterscheidung Ibn Mâlik's nennt Tabrîzî zur Ḥamâsah S. ١٣٩ Z. 8 u. 7 v. u. مَضْرَب sowohl Ortsnamen als Infinitiv; gegen denselben und Ǵauharî zieht der Ḳâmûs beide Formen, مَفَرّ und مَفِرّ, zu den Infinitiven von فَرَّ يَفِرُّ, u. s. f.

I, 283, letzte Col. Z. 11 u. 12 »فعول« »فعولة« schr. فُعُولٌ, فُعُولَةٌ.

I, 283, § 628. Die Lâmijat al-afʿâl S. ١٧ u. ١٨ (Textausg. S. ٢٥ u. ٣١) vervollständigt diese Aufzählung noch durch die seltenen Formen فُعْلَلٌ, nur von mittelvocaligen Stämmen, wie سُودَدٌ von سَادَ und عُوطَطٌ von عَاطَ; فَعِيلِيَّةٌ, wie وَلِيدِيَّةٌ (findet sich weder bei Ǵauharî noch bei Fîrûzâbâdî); فُعُلَّةٌ, wie غُلُبَّةٌ[1]; فَعَلُوتٌ, wie رَهَبُوتٌ und رَحَمُوتٌ; فَعَلْنِيَةٌ, wie سَحَفْنِيَةٌ[2]; فُعُولِيَّةٌ und فَعُولِيَّةٌ, wie خُصُوصِيَّةٌ und خَصُوصِيَّةٌ.

I, 283, drittl. u. vorl. Z. Die beiden Formen تَفْعَالٌ u. تِفْعَالٌ werden nur insofern zu den Infinitiven der ersten Form gerechnet, als sie im Allgemeinen der transitiven oder intransitiven Bedeutung derselben entsprechen, aber stets mit dem Nebenbegriffe der öftern Wiederholung oder der grössern Energie (Mufaṣṣal, S. ٩٨ Z. 8–10). Ihrer Form nach

---

1) Hierzu fügt Fîrûzâbâdî noch فُعُلَّى und فُعَلَّى in غُلُبَّى und غُلَبَّى, und فُعَلَّةٌ in غُلَبَّةٌ, — so nach dem türk. Ḳâmûs, nicht غَلَبَّةٌ und غَلْبَةٌ, wie bei *Freytag*.

2) Fîrûzâbâdî hat dieses Wort bloss in der concret-passiven Bedeutung von geschoren (einen geschorenen Kopf habend).

gehören sie, wie تَفْعِيل und تَفْعِلَة, zu تَفْعَل, תִּפְעֵל, תַּפְעֵל, ihrer Bedeutung und ihrem Gebrauche nach zu فَعَّل. Die regelmässige Form ist تَفْعَال; تِفْعَال kommt nach Einigen nur in تِبْيَان und تِلْقَاء, nach Andern noch in تِمْثَال, تِنْضَال, تِشْرَاب, تِبْكَاء und تِمْشَاء vor; s. *Lane* unter بَيَّن.

I, 283, l. Z. »فَعْلُولَة« bloss von mittelvocaligen Stämmen, wie بَيْنُونَة von بان يبين, صَيْرُورَة von صار يصير, كَيْنُونَة von كان يكون, دَيْمُومَة von دام يدوم. Das و als zweiter Stammbuchstabe verwandelt sich hier in ى nach demselben Gesetze wie als dritter Stammbuchstabe in den über die Dreibuchstabigkeit hinausgehenden Verbal- und Nominalformen: die anwachsende Länge des Wortes verlangt, gewissermassen zur Ausgleichung, eine Abminderung seines Gewichtes, تخفيف, und so tritt an die Stelle des schwerern und dickern و, zumal vor dem û der zweiten Sylbe, das leichtere und dünnere ى. Dies angenommen, ist فَعْلُولَة die richtige Darstellung des Masses jener Formen. Andere, wie Ibn Mâlik in der Lâmîjah S. ۱v Z. 16 (Textausg. S. ۳۴ l. Z.) stellen, um dieses ى zu erklären, als ursprüngliches Formenmass ein فَيْعَلُولَة auf, das zunächst durch Insertion بَيَّنُونَة, كَيَّنُونَة (für بَيْيَنُونَة, كَيْوَنُونَة) und dann durch Ausstossung des zweiten Stammbuchstaben mit seinem Vocal ein فَيْلُولَة: بَيْنُونَة, كَيْنُونَة ergeben haben soll. Dies setzt aber eine sonst nicht nachweisbare Verbalform فَيْعَلَ voraus, während das aram. Paʿlel ܨܡܪܪ, ܫܦܝܪ, das hebr. כּוֹנֵן, כּוֹנֵן, und die Nominalform فُعْلَل ebenfalls von mittelvocaligen Stämmen (vgl. سُودَد mit سَيْدُودَة, einem Infinitiv desselben ساد يسود) unmittelbar auf das Reduplications-Quadriliterum فَعْلَلَ فَعْلُولَة hinführen. Denselben Entwicklungsgang zeigen die gleich-

bedeutenden Wörter فَوْضَى, فَوْضُوضَى, فَوْضُوضَآءُ[1], فَيُوضَى, فَيْضُوضَى, فَيْضُوضَآءُ, فَيْضِيضَى, فَيْضِيضَآءُ[2].

I, 284, 2 »فَعيلَى« دَنيلَى« schr. فعّيلَى, دلّيلَى. Es ist dieselbe Verstärkungsform, von welcher Z. 7 u. 8 gehandelt wird; s. Lâmîjah S. ٢٢ Z. 10—13 (Textausg. S. ٣٣ Z. 8—10), Mufaṣṣal S. ٩٨ Z. 10—12. Ein فَعيلَى giebt es nicht; dagegen bemerkt Abulbaḳâ, Ref. 72, S. 419 Z. 15 u. 16, zu der so eben angeführten Stelle des Mufaṣṣal, dass der Kufenser al-Kisâî nicht nur خِصّيصَآءُ statt des gewöhnlichen خِصّيصَى von ächten Arabern gehört haben wolle, sondern auch für diese ganze Formenclasse diese doppelte Aussprache mit verkürzbarem und mit unverkürzbarem Alif freistelle, worin er aber alle Baṣrenser und unter seinen eigenen Schulgenossen den Farrâ gegen sich habe. S. *Lane* unter خصّ.

I, 284, 8—10. Der Uebergang der Bedeutung des Passiv-Participiums in die des Verbalabstractums ist schon in Anm. 52 zu *Dieterici*'s Mutanabbi und Seifuddaula S. 174 mit dem Uebergange des concreten ما الموصولة und ما الموصوفة, ὅ, τι, das was und etwas was, in das abstracte ما المصدريّة, ὅτι, das dass, d. h. die Thatsache oder der Umstand dass, zusammengestellt worden. Ueberhaupt weist Alles darauf hin, dass bei der ersten Sprachbildung ein später in eine Sächlichkeits- und Persönlichkeits-Form auseinandergegangenes, ursprünglich beide Sphären umfassendes einsylbiges Nomen mit dem Grundlaut m von der allgemeinsten Bedeutung (was, wer = Seiendes, Ding, Person, Wesen, Sache, Thatsache) als Verbal- und dann

---

1) So ausdrücklich im türk. Ḳâmûs: بانك فتحى وضادك ضمّى والفك مدّى وقصريله; falsch bei *Freytag* فُوضُوضَا, und daneben ohne Vocale فوصوضاء.

2) Nicht, wie bei *Freytag*, فَيْضُوضَا٢ und فَيْضِيضَا٢.

auch als Nominalvorschlag mit verschiedenen Vocalen zum Ausdrucke sowohl der concreten Begriffe: was und wer ist, geschieht, thut, gethan wird (Activ- und Passiv-Partic.), das worin etwas ist und geschieht, wohinein und womit etwas gethan wird (Wörter für Ort, Zeit, Gefäss und Werkzeug), als auch zum Ausdrucke des abstracten Begriffes: dass etwas oder jemand ist, geschieht, thut, gethan wird (Verbalabstractum, Infinitiv) verwendet worden ist. Während nun von den mehr als dreibuchstabigen Zeitwörtern die Form des Passivparticipiums regelmässig zugleich als Orts- und Zeitnomen und als Verbalabstractum dient, beschränkt sich das Passivparticipium der ersten Verbalform, مفعول, für gewöhnlich auf seine erste Function und überlässt die beiden andern den leichtern Formen مَفْعَل und مَفْعَلَة; aber von einigen Zeitwörtern hat sich مَفْعُول, مَفْعُولَة und مَفْعُولَآء als abstractes Verbalnomen erhalten; s. Mufaṣṣal S. ٩٧ l. Z. u. S. ٩٨ Z. ١, *Rödiger* im Glossar zu Lokman's Fabeln unter مُتَقَلَّب (wo aber مَجْلُوف als Druckfehler aus *Freytag* unter مَجْلُود zu streichen ist), *Lane* u. جَلَدَ und أَحْلَفَ. So bedeutet موعود oder موعودة im Allgemeinen ما وُعِدَ oder ما يُوعَدُ, d. h. 1) was versprochen ist oder wird, Versprochenes, 2) dass etwas versprochen wird, Versprechen, Versprechung; — in Genitivanziehung موعودُهُ oder موعودَتُهُ 1) das von ihm Versprochene, 2) sein Versprechen, d. h. die von ihm ausgegangene oder ausgehende Handlung des Versprechens; رَفْعُ البعيرِ = مرفوعُ البعيرِ, das Kopfheben des Kamels, in doppelter Bedeutung: 1) von رَفَعَ البعيرَ die von dem Treiber ausgehende Handlung, wodurch dem Kamele der Kopf gehoben, d. h. dasselbe zu kräftigem Ausschreiten mit gehobenem Kopfe angetrieben wird; 2) von رَفَعَ البعيرُ die von dem Kaméle selbst ausgehende Handlung des Hebens des Kopfes, d. h. jenes kräftigen Ausschreitens; ميسورُ الرجلِ ومعسورُهُ = مَيْسَرَةُ الرجلِ ومَعْسَرَتُهُ, der Wohlstand und der Nothstand des

Mannes; مُجلوده = جلادته seine Rüstigkeit; مُحصوله = حُصوله sein Vorhandenseyn. In den drei letzten und andern derartigen Fällen, wo von der betreffenden ersten Verbalform in ihrer eigenen intransitiven Bedeutung ein persönliches Passivum unmöglich ist, liegt dem Gebrauche des مفعول dieselbe causative Begriffswendung zu Grunde, von der ich in der Diss. de gloss. Habicht. S. 89 u. 90, Ztschr. d. D. M. G. XI, S. 437 Anm. 1, XVIII, S. 340, Nr. 10 gesprochen habe: eig. in Wohlstand und Nothstand versetzt werden oder versetzt seyn, abgehärtet seyn, herbeigeschafft oder geliefert seyn, wie ja das letzterwähnte Wort ganz gewöhnlich auch die hier zu Grunde liegende concrete Bedeutung von مُحَصَّل hat: zur Stelle geschafft, geliefert, erworben u. s. w. Dieselbe Begriffsvereinigung zeigt das türkische passive und intransitive Verbalnomen auf دك, دِيْ, entstanden aus dem Präteritum auf دى und dem relativen كه, ك: ايتدكى = ما فَعَلَ, ما يَفْعَلُ, 1) مفعوله, was er gethan hat, that, thut, das von ihm Gethane, 2) فَعْلُه, dass er (etwas) gethan hat, that, thut, sein Thun; ايدكى = ما كان, ما يكون, 1) was (auch wo oder wann) er gewesen ist, war, ist, 2) كَوْنُه, dass er (etwas) gewesen ist, war, ist. Durch die in Parenthese erwähnte Beziehung dieser türkischen Verbalnomina auf den Ort und die Zeit, z. B. طوردغى يير der Ort wo er steht, كلدكم وقت die Zeit wo ich komme, schliessen sie sich an die Bedeutung der arabischen Passiv-Participia der zweiten und folgenden Verbalformen als Orts- und Zeitnomina an, und das neuere Arabisch hat diesen Gebrauch wenigstens in einigen Fällen auch auf das Passiv-Participium der ersten Form ausgedehnt, z. B. منزول st. مَنْزِل, Poststation (*Bocthor* unter *Poste*), مولود st. مَوْلِد, Geburtsfest (*Meninski* u. d. W.). Eigenthümlich gewendet, findet sich dieselbe Uebertragung schon in Sîbaweihi's abweichender Deutung jener altarabischen Verbalabstracta. Abulbaḳâ, Ref. 72, S. 417 l. Z. ff., zu Mufaṣṣal S. ٩٧ l. Z. ff.: »Was die Wörter wie ميسور, معسور, مرفوع,

موضوع, معقول und مجلود betrifft, so werden sie von den meisten Grammatikern für Verbalabstracta (مصادر) angesehen, welche die Form مفعول bekommen haben, weil das Verbalabstractum als Inf. abs. auch dem Sinne nach مفعول (allgemeinstes Verbalobject) ist[1]. Demzufolge bedeutet ميسور dasselbe wie يُسْر, يُسْر, يُسُر; معسور dasselbe wie عُسْر, عُسُر. Die beiden Wörter haben direct entgegengesetzte Bedeutung; man sagt: دعه الى ميسوره und الى معسوره, wörtlich: »lass ihn bis zu seinem Vermögendseyn« und »bis zu seinem Unvermögendseyn«, d. h., mit Wiederherstellung des ausgelassenen ersten Begriffes: الى زمان يسره und الى زمان عسره, »bis zur Zeit wo er in guten Umständen« und »bis zur Zeit wo er in Noth seyn wird«; wie man sagt: مَقْدَمَ الحاجّ und خُفُوقَ النجم für: »zur Zeit der Ankunft der Mekkapilger« und »zur Zeit des Unterganges des Siebengestirns«. مرفوع, Gehobenseyn, und موضوع, Gesenktseyn, bedeuten ebenfalls soviel als رَفْع, Hebung, und وَضْع, Senkung, zwei Gangarten des Kamels mit gehobenem und mit gesenktem Kopfe. Ṭarafah sagt:

موضوعُها زَوْلٌ ومرفوعُها كمَرِّ صوبٍ لَجِبٍ وَسْطَ رِيحْ

»Ihr (der Kamelin) Lauf mit gesenktem Kopfe ist flink, aber der mit gehobenem Kopfe gleicht dem Dahinziehen eines rauschenden Gussregens inmitten eines (die Wolken vor sich her jagenden) Windes«. Auch in der gewöhnlichen transitiven Bedeutung von وَضَعَ sagt man: وضعتُ الشيء من يدى »ich habe das und das aus der Hand gelegt«, ebenso mit موضوعًا wie mit وَضْعًا als Inf. absolutus. Ferner ist معقول = عَقْل: ما له معقول, er hat keinen Verstand; und مجلود = جَلادة: رَجُلٌ بيِّنُ المجلود ein

1) Offenbar ein bloss äusserlich an der doppelten Bedeutung des Wortes مفعول haftender Scheingrund, bei dessen Annahme der Gebrauch solcher Wörter im Nominativ und Genitiv ein logisches Räthsel bleibt.

Mann, an dem die Abhärtung sichtbar ist. Die Worte des Korans بِأَيِّكُمُ المَفْتُونُ (Sur. 68, 6) erklärt man auch durch بِأَيِّكُمُ الفِتْنَةُ, »bei welchem von euch das Besessenseyn zu finden ist«. — Sîbaweihi aber meinte, مفعول könne nicht als Verbalabstractum gebraucht werden, und gab jenen Ausdrücken die ihrer äussern Form zunächst entsprechende Bedeutung. ميسور und معسور fasste er in dem Sinne von زمان يُوسَرُ فيه und يُعْسَرُ فيه, Zeit wo man in guten Vermögensumständen und wo man in Noth ist; wie man uneigentlich sage زمانٌ مضروبٌ, geschlagene Zeit, für زمانٌ مضروبٌ فيه, Zeit in der geschlagen wird, in der das Schlagen oder Geschlagenwerden stattfindet. Aehnlich der Dichter: حَمَلَتْ به فى ليلة مَزْوُودَةٍ, nach der Ueberlieferung derer, welche das letzte Wort im Genitiv lesen[1]: »sie wurde schwanger mit ihm in einer erschreckten Nacht«, insofern das Erschrecken oder Erschrecktwerden in der Nacht stattgefunden hat. Ebenso ist nach Sîbaweihi ميسوره und معسوره in den angeführten Redensarten geradezu soviel als زمان يُوسِرُ فيه und زمان يُعْسِرُ فيه, eine Zeit wo er in guten Umständen ist u.s.w.[2]) مرفوعُها und موضوعُها

---

1) Andere nämlich mögen es in den Accusativ setzen als Ausdruck des Zustandes der Empfangenden selbst.

2) Sollte determinirt heissen: الزمان ٱلّذى يُوسِرُ فيه u. s. w. die Zeit u. s. w. Es wird so in diese Zeit- und Ortsnomina von der ersten Form die Bedeutung der vierten, أَيْسَرَ und أَعْسَرَ, hineingelegt. Ohne die persönliche Beziehung, welche der Verbalbegriff hier durch das Suff. ه bekommt, wäre wie oben zu lesen يُوسَرُ und يُعْسَرُ: »die Zeit wo man in guten Umständen ist« u. s. w.; denn obwohl intransitiv, nehmen beide Zeitwörter, insofern ihr Begriff nicht als ein Seyn, sondern als ein Thun gefasst wird — s. diese Berichte Bd. XVI, S. 272 Z. 12 u. 13 — unter der ebendaselbst S. 270 Z. 5 ff. angegebenen Bedingung die Passivform an.

fasst er in dem Sinne von ما ترفعه und ما تضعه[1], und معقول leitet er von عقلت الشىء in der Bedeutung von حبستُه وشددتُه ab, als ob es hiesse لُبٌّ معقولٌ, cor firmatum. In dem koranischen بأيكم المفتونُ ist nach einer andern Auslegung das ب, wie auch nach der wahrscheinlichern Annahme in تُنْبِتُ بالدُّهْنِ (Sur. 23, 20), pleonastisch — [für uns natürlich undenkbar] — und der Sinn: »welcher von euch der Besessene ist.« Nach einer dritten Auslegung ist mit المفتون, »der Verführte«, der böse Geist selbst gemeint; die Ungläubigen sagten nämlich, der Prophet sei besessen und in ihm hause ein böser Geist; darauf nun sagt Gott hier: »Du wirst und sie werden sehen, in welchem von euch der böse Geist haust.« — Durch diese Auffassung der betreffenden Mafʿûlformen wird ihre Zurückführung auf die Bedeutung von Faʿl als Verbalabstractum entbehrlich; denn sie kommen dadurch (zum Theil) in nächste Beziehung zu dem formverwandten Mafʿal und Mafʿil. — Zu derselben Kategorie gehören die (im Mufaṣṣal aufgeführten) Feminina مكروهة, مصدوقة und مأويّة, die in derselben doppelten Weise gedeutet werden.« — Aus der Verbindung, in welcher das letzte dieser drei Wörter erscheint, geht hervor, dass Zamaḫšarî und sein Commentator dieses Verbalnomen von أَوِيَ, Erbarmen und Mitleid haben, als ein Wort der Form مفعولة betrachten, während Andere (s. *Lane* u. d. W., I, S. 130 Col. 2), und so auch Ibn Mâlik in der Lâmîjah, S. ٢٥ Z. 8 (Textausg. S. ٣٩ l. Z.), es zu der Form مَفْعِلَة ziehen und ihm daher kein

---

1) Abulbaḳâ lässt uns über die Bedeutung dieser Auflösung in Beziehung auf den oben angeführten Vers Ṭarafah's im Unklaren. Ein concretes ما giebt dort keinen Sinn; es wird also nichts übrig bleiben, als durch die Annahme eines ما مصدريّة und durch Beziehung des ه auf den gehobenen und gesenkten Körpertheil: »dass sie (die Kamelin) ihn (den Kopf) hebt und senkt« auf die von Sîbaweihi grundsätzlich verworfene Deutung des mafʿûl als Verbalabstractum zurückzukommen.

Tašdîd geben. — Ueber die von den arabischen Grammatikern ebenfalls hierher gerechneten, von *de Sacy* übergangenen wenigen Wörter der Form فَاعِل und فَاعِلَة sagt Abulbaḳâ, Ref. 72, S. 417 Z. 20 ff. zu Mufaṣṣal S. ١٧ Z. 18 ff.: »Wie das Verbalabstractum die Bedeutung des activen und passiven concreten Verbalnomens فاعل und مفعول annimmt, z. B. ماءٌ غَوْرٌ für غائِرٌ, in die Erde versinkendes Wasser, رَجُلٌ عَدْلٌ für عادلٌ, ein gerechter Mann, الدرهمُ ضَرْبُ الأميرِ für مضروبُ الاميرِ, die Drachme ist vom Fürsten geschlagen, هذا خَلْقُ اللّٰه für مخلوقُ اللّٰه dies ist von Gott geschaffen, اتيتُهُ رَكْضًا für راكضًا, ich bin schnell laufend zu ihm gekommen, قتلتُهُ صَبْرًا für مصبورًا, ich habe ihn, an einen Pfahl gebunden, getödtet: so kommt auch umgekehrt das Verbalabstractum in der Form فاعل (فاعلة) und مفعول (مفعولة) vor. So sagt man: قُمْ قائمًا im Sinne von قم قيامًا (Mufaṣṣal S. ٢٨ Z. 7, Ztschr. d. D. M. G. Bd. XIX, S. 310 u. 311), wo قائمًا nicht als Zustandsausdruck, sondern als verstärkendes Verbalabstractum im Accusativ steht. Die beiden (im Mufaṣṣal zum Theil angeführten) Verse:

الم ترنى عاهدتُ ربّى واِنّنى لَبَيْنَ رَتاجٍ قائمٌ ومَقامِ

على حِلْفةٍ لا أَشْتِمُ الدهرَ مُسْلِمًا ولا خارجًا من فِيَّ زورُ كلامِ

sind von al-Farazdaḳ, und das Beweisende in ihnen ist das ولا خارجًا für ولا خُرُوجًا; in ursprünglicher Vollständigkeit: لا اشتم الدهر مسلما شتمًا ولا يخرج خروجًا من فىّ زورُ كلام, »Hast du nicht gesehen, dass ich, stehend zwischen einer Pforte (der Pforte der Kaaba) und einem Standorte (dem Standorte Abrahams), mit meinem Herrgott einen Vertrag geschlossen habe, indem ich schwor, ich wollte niemals mehr einen

Moslim schmähen, noch sollten fernerhin aus meinem Munde unwahre Worte kommen.« خارجًا vertritt die Stelle des verstärkenden Verbalabstractums خروجًا von dem hinzuzudenkenden Vb. fin. يخرج als dem zweiten Gegenstande, zu dem er sich durch einen Eid verbindlich machte; denn dies ist der Sinn jenes Vertragschliessens mit Gott. So erklärte Sîbaweihi den Vers. ʿAlî Ibn ʿOmar hingegen war der Meinung, خارجا sei Zustandsausdruck; nimmt man dies an, so muss man auch das vorhergehende Vb. fin. اشتم als Zustandsausdruck fassen, da خارجا durch و jenem coordinirt ist, und das gemeinschaftliche Regens beider ist عاهدتُ; ursprünglich: عاهدتُ ربّى لا شاتمًا ولا خارجًا الخ, »ich habe mit meinem Herrgott einen Vertrag geschlossen als einer, der nimmer einen Moslim lästern will und aus dessen Munde keine unwahren Worte kommen sollen«, so dass er den Gegenstand des Vertrages eigentlich gar nicht ausdrücklich genannt hätte [1]). Diese beiden Verse, die allerdings durch spätere Thatsachen wiederum Lügen gestraft wurden, dichtete al-Farazdaḳ damals, als er äusserlich Busse that und, zwischen der Pforte der Kaaba und dem Standorte Abrahams stehend, Gott eidlich angelobte, weder satyrische noch die Ehre sittsamer Frauen antastende Verse mehr zu machen. — Die (im Mufaṣṣal) folgenden Worte des Biśr lauten vollständig so:

كَفَى بالنَّأْيِ من أَسْمآءَ كافِ ‎ ‎ ‎ وليس لحُبِّها اذ طالَ شافِ

فيا لكِ حاجةً ومطالَ شوقٍ ‎ ‎ ‎ وقَطْعَ قرينةٍ بعْدَ ائْتِلافِ

»Vollauf genug (des Uebels) ist die Entfernung von Asmâ, und Niemand vermag die Liebe zu ihr, nachdem sie so lange

1) Allem Anscheine nach hat keiner von beiden Grammatikern Recht, sondern لا steht einfach in der Bedeutung von ليس und ولا خارجا منّ فيّ ولا زورُ كلام ist eine dichterische Umkehrung von ولا زورُ كلام خارجا من فيّ; s. II, § 129 und § 727.

gedauert, zu heilen! O welch Verlangen, welch anhaltende Sehnsucht! welch schmerzliche Trennung von der Geliebten nach inniger Verbindung!«

Das Beweisende in diesen Versen ist das, obgleich in der Form des Activ-Particips erscheinende, doch dem Sinne nach als verstärkendes Verbalabstractum zu كَفَى virtuell im Accusativ stehende كافِ mit ruhendem ى, indem der Dichter dieses Wort wegen des Verszwanges wie ein durch alle drei Casus unveränderlich auf ein verkürzbares Alif ausgehendes Wort behandelt hat, was in Versstücken öfters vorkommt. Das Verbalsubject von كفى ist بِالنَّأى, wie بِاللّه in كَفَى بِاللّهِ شَهِيدًا (Sur. 4, 81, u. s. w.)[1]. — Als Verbalabstracta der Form فاعلة gelten z. B. فاضلة in der Bedeutung von فَضْل und اِفْضال, Güte und Erweisung von Güte; عافِيَة in der Bedeutung von مُعافاة, indem man sagt: عافاهُ اللّه und أَعْفاهُ اللّه, Gott hat ihn gesund gemacht oder erhalten, ebenso mit معافاة wie mit عافية als verstärkendem Verbalabstractum; كاذِبَة in der Bedeutung von كَذِب, Lüge, Täuschung, in dem koranischen: لَيْسَ لِوَقْعَتِهَا كَاذِبَةٌ (Sur. 56, 2); دالّة in der Bedeutung von دَلّ und دَلال, Selbstvertrauen, Dreistigkeit, herausfordernde Keckheit, besonders coquetter Frauen im Benehmen gegen die Männer, wie man sagt:

---

1) So nach der mit dem Wesen einer Präposition unvereinbaren Ansicht der einheimischen Gelehrten von der Stellung und Function des ب nach كفى; s. *Lane*, I, S. 143 Col. 2. Wir aber finden in dem obigen Verse eine Bestätigung davon, dass das gewöhnliche كَفَى in solcher Verbindung sein Subject in sich selbst trägt, — nach unserer Ausdrucksweise unpersönlich steht, — während dieses Subject hier durch das als Nominativ zu fassende verstärkende كافِ auch äusserlich dargestellt ist: vollauf Genügendes ist gegeben an der Entfernung u. s. w., il suffit pleinement de l'éloignement etc., d. h. es bedarf keines andern Uebels als der Entfernung von Asmâ, um daran vollauf genug zu haben.

فلانة حسنة الدّلال والدّلّ والدالّة, soviel als حسنة الغُنْج, die und die ist eine Meisterin in der Coquetterie; باقية in der Bedeutung von بَقاء, in dem koranischen فَهَلْ تَرَى لَهُمْ مِنْ بَاقِيَةٍ (Sur. 69, 8). In der That aber sind dies alles concrete Nomina, die nur an die Stelle von abstracten getreten sind.« Und mit diesen Schlussworten hat Abulbaḳâ offenbar das Richtige wenigstens zum Theil getroffen. Die aufgezählten Wörter sind, insofern sie überhaupt hierher gehören, nach unserer Vorstellungs- und Ausdrucksweise substantivisch gebrauchte Adjectivneutra, die nicht das Seyn oder Thun, sondern das Seiende oder in Thätigkeit Erscheinende bezeichnen; das Final-ة ist in ihnen allen للنقل من الوصفيّة الى الاسميّة, d. h. dient zur Erhebung des Wortes aus der Sphäre der Adjectiva in die der Substantiva durch Hineinlegung des Begriffes Seiendes, Ding, als festen Kernes in den ursprünglich gegenstandslosen Beschaffenheitsbegriff. So ist الفاضلة nicht das Gütigseyn, die Gütigkeit oder das Erweisen von Güte, sondern *τὸ περιττόν* selbst, das über das Maass des Schuldigen oder Ueblichen hinausgehende Liebe und Gute, was Andern erzeigt wird; daher der von einem wirklichen Abstractbegriff unmögliche Plural الفواضل, gleichsam die Ueberschüsse, d. h. die Andern über jenes Maass hinaus erzeigten Wohlthaten selbst; so wie das Wort ja auch ganz in concreto von den das angelegte Capital übersteigenden Gewinnbezügen oder Interessen (bénéfices) gebraucht wird. — عافٍ, vom Fleische eines lebenden Wesens und von diesem selbst in Beziehung auf das Fleisch, ist voll, feist; daher العافية als Substantivum ursprünglich die Fleischfülle, die Feiste selbst; dann die dadurch bezeichnete Gesundheit; weiter überhaupt das Wohlbefinden und Wohlbehaltenseyn. Diese Bedeutung behält es auch da, wo es angeblich als verstärkendes Verbalabstractum steht; عافاه عافية, verschieden von عافاه مُعافاة oder عفاءً, ist eigentlich: er hat ihn durch die Handlung der معافاة oder des عفاء in den Zustand der عافية versetzt oder darin erhalten. — الكاذبة ist,

insoweit es hierher gehört, das Lügende, Trügende, d. h. der Lug und Trug selbst als Handelndes gedacht; während derselbe von der andern Seite als المكذوب oder المكذوبة, das Gelogene, Erlogene, d. h. als Gegenstand oder Erzeugniss der Handlung eines persönlichen كاذب, auftritt. Mit Recht führen daher die Originalwörterbücher alle drei Participia in diesem Sinne als concrete Nomina, nicht als Verbalabstracta auf. Für كاذبة in der oben angeführten Koranstelle aber giebt es bei Beiḍâwî andere näher liegende Deutungen, neben denen er die durch كَذِبٌ nicht einmal erwähnt. — الدالّة ist das Dreiste, Kecke im Benehmen, als sich äusserlich Darstellendes, von Ǵauharî und Fîrûzâbâdî ebenfalls richtig nicht مصدر, sondern اسم genannt. Erst die spätere Sprache hat von diesem concreten Worte ein abstractes دالّيّة, Dreistigkeit, Keckheit, gebildet; s. meine Diss. de gloss. Habicht. S. 53 Z. 6 ff. — باقية wird Sur. 69, 8, unnöthiger Weise in بقاء umgedeutet, bei Beiḍâwî erst nach den beiden natürlichern Erklärungen: »Siehst du nun von ihnen Uebriggebliebene?« oder »eine von ihnen übrig gebliebene Seele?« Zu Fîrûzâbâdî's Angabe, باقية werde bisweilen wie واقية statt des Verbalabstractums gesetzt, bemerkt der Commentator im türkischen Ḳâmûs, diesen Worten nach sei باقية wenigstens kein ursprüngliches Verbalabstractum; in der erwähnten Koranstelle aber, wo Einige es so nehmen, werde es von Andern (übereinstimmend mit Beiḍâwî's erster Deutung) collectiv-concret durch جماعة باقية erklärt. — Ebenso willkürlich ist die Umdeutung des auch im Commentare zu Ḥarîrî, 1. Ausg., S. ١١٨ Z. 17 u. 18 mit عافية und كافية parallelisirten واقية in ein mit وقاية, Bewahrung, gleichbedeutendes Verbalabstractum. Wie كافية Genügendes, Genüge im concreten Sinne, so bedeutet واقية Bewahrendes, bewahrendes Ding oder eine Mehrheit solcher Dinge oder auch Personen; und wenn die Verbalabstracta كفاية und وقاية dieselben concreten Bedeutungen annehmen, so kann man hier offenbar nicht von einem Gebrauche des Participiums in der Bedeutung des Infinitivs, sondern umgekehrt von einem Gebrauche des Infinitivs in der

Bedeutung des substantivisch gefassten Participiums sprechen. Im Allgemeinen aber hat man sich stets gegenwärtig zu halten, dass die bilderreiche Sprache des Morgenlandes zur Sinnesverstärkung auch das Thun und Leiden selbst als thuend und leidend auftreten lässt, wie in جَدَّ جِدُّهُ, studuit studium ejus (nicht wie bei *Freytag*: »جَدَّ جِدَّهُ seria ejus egit«), جُنَّ جُنُونُهُ, insania facta est insania ejus, zwei Redensarten, welche Śeiḫzâde zu Beiḍâwî Sur. 2, 46 anführt und von denen die erste das gewöhnliche Paradigma dieser ganzen Ausdrucksweise ist; s. Beiḍâwî, I, S. ٢٤ Z. 9, S. ٢١٩ Z. 23 u. s. w. So lesen Einige Sur. 31, 33 الغُرُورُ statt الغَرُورُ: »es bethöre euch nicht die Bethörung!«, wozu Zamaḫśarî bemerkt: جُعِلَ الغُرُورُ غارًا كما قيل جَدَّ جِدُّهُ, »es wird (durch diese Lesart) die Bethörung selbst als bethörend hingestellt, wie man sagt: sein Streben hat gestrebt.« Vgl. Ḥamâsah S. ٣٣٣ Z. 13 ff.

I, 289, 3—4. تَفْعِيلٌ, تَفْعِلَةٌ und تَفْعَالٌ, mit der seltenern Nebenform تِفْعَالٌ (s. die Anm. zu S. 283 drittl. u. vorl. Z.), gehören formell zu dem Vorschlags-Quadriliterum تَفْعَلَ und sind nur durch einen Metaplasmus an die Stelle des ursprünglichen فِعَّالٌ, — nicht, wie hier Z. 4 steht, فَعَّالٌ — getreten. Doch hat sich die ächte Form als edler Archaismus neben jenen Eindringlingen erhalten, wie Sur. 78, 28, وَكَذَّبُوا بِآيَاتِنَا كِذَّابًا, wozu Beiḍâwî bemerkt, die Form فِعَّالٌ in der Bedeutung des gewöhnlichen تَفْعِيلٌ könne von jeder zweiten Form gebildet werden und sei in der Sprache der Wohlredenden sogar von allgemeinem Gebrauche. Śeiḫzâde giebt dazu als weiteres Beispiel, wie Ibn Mâlik in der Lâmîjah S. ٢٢ Z. 4 (Textausg. S. ٣٢

Z. 1), كَلَّمَ كِلَّامًا, ausserdem خَرَّقَ خِرَّاقًا, und entlehnt dann dem Kaššâf was dort Zamaḫšarî von sich selbst erzählt: als er einst vor ächten Arabern einen Koranvers ausgelegt habe, sei ihm von einem derselben das Compliment gemacht worden: لقد فسّرتها فِسَّارًا ما سُمِع بمثله, »Du hast ihn auf eine Weise ausgelegt, von derengleichen man nie gehört hat!« Im Mufaṣṣal heisst es a. a. O. bloss, von ächten Arabern sei auch die Form فِعَّال bezeugt, wie كَلَّمْتُهُ كِلَّامًا; wozu dann die oben bemerkte Koranstelle angeführt wird. Abulbaḳâ bringt dazu noch حَمَّلْتُهُ حِمَّالًا bei, und bemerkt, die Infinitivform فِعَّال verhalte sich zu فَعَّلَ wie إِفْعَال zu أَفْعَلَ und die Araber schienen jene nach dieser gebildet zu haben. — Die beiden angeblichen Formen فِعَال und فَعَال bei *de Sacy* u. A. sind zu streichen. Die letzte Form finde ich nirgends angegeben, und hinsichtlich der ersten heisst es zwar in der Alfîjah ed. *Dieterici*, S. ٢١٩ Z. 14 nach Anführung von فِعَّال: »und auch فِعَال ohne Verdoppelung des ʿain, wie (in jener Koranstelle) auch ohne Verdoppelung des ḏâl von كِذَّابًا gelesen wird وَكَذَّبُوا بآياتنا كِذَابًا«; aber diese Bemerkung des Commentators vermischt zwei verschiedene Dinge, da das Wort, ohne jene charakteristische Verdoppelung und ohne Ersatz derselben durch einen Vorschlagsconsonanten, nicht der zweiten, sondern der ersten oder dritten Form angehört; s. Beiḍâwî zu d. St. Zwar giebt es einige hinsichtlich der Bedeutung dem فَعَّلَ entsprechende Verbalderivate der Form فَعَال, wie أَدَاء Darbringung, Entrichtung, أَذَان Gebetsankündigung; aber dies sind nicht, wie تَأْدِيَة und تَأْذِين, Verbalabstracta von أَدَّى und أَذَّنَ, sondern keiner Verbalrection fähige Substantiva, deren Gattungsbegriff nicht فَعْل, thun, sondern فِعْل, That oder Handlung,

ist [1]). Die in *Ewald*'s Gramm. crit., I, S. 164 Z. 15 u. 16, als Verbalabstracta von عَلَّمَ dem Ḳâmûs zugeschriebenen Formen عِلَّامٌ, عَلَّامٌ und عِلَامٌ gehen alle auf das in der türkischen Bearbeitung richtig vocalisirte عِلَامٌ zurück, und bei Ta'âlibî S. 44 Z. 3 u. 4 steht nicht »أَذَانٌ et أَذَّانٌ«, sondern bloss das so eben behandelte أَذَانٌ.

I, 289, 5. Diese drei Formen sind hier nach der Stufenfolge ihres häufigern oder seltnern Gebrauchs aufgezählt; nach dem Grade ihrer grössern oder geringern Ursprünglichkeit wäre die Ordnung gerade umzukehren: فِيعَالٌ, فِعَالٌ, مُفَاعَلَةٌ. — فِيعَالٌ entspricht durch die vocalische Dehnung der ersten Sylbe dem Perfectum فَاعَلَ, sowie im Allgemeinen durch den i-Laut der ersten und das lange â der zweiten Sylbe den ursprünglichen Infinitiven der vierbuchstabigen Verbalformen: فِعَّالٌ, إِفْعَالٌ und فِعْلَالٌ. Im Commentare zu *Friederich*'s unvollendet gebliebener Ausgabe des Marâḥ al-arwâḥ heisst es S. ١٣ Anm. ٩١: »Der Infinitiv von فَاعَلَ ist مُفَاعَلَةٌ und فِعَالٌ, wie مُقَاتَلَةٌ und قِتَالًا,

---

1) Aus *Lane* unter أَذِىَ und أَذَّنَ kann man sehen, wie nöthig es ist, die schwankenden und widerspruchsvollen Angaben der einheimischen Gelehrten über maṣdar (ism fi'l) und ism (ism maṣdar) durch feste Begriffsbestimmungen zu ersetzen. Sind أَذَآءٌ und أَذَانٌ Infinitive von أَذِىَ und أَذَّنَ, so sind es auch وَدَاعٌ, Abschied, von وَدَّعَ, سَلَامٌ, Gruss, von سَلَّمَ, كَلَامٌ, Rede, Ansprache, von كَلَّمَ, weil man sagt وَدَّعَ وَدَاعًا, سَلَّمَ سَلَامًا, كَلَّمَ كَلَامًا, so ist es endlich auch عَذَابٌ, Strafe, von عَذَّبَ, weil der Koran sagt اعذبه عذابا شديدا u. s. w. Noch niemand aber hat von diesen Wörtern die wirkliche Verbalrection nachgewiesen.

wofür einige Araber قِيتَالًا sagen, was die Dialektform der Bewohner von Jemen (لغة اهل اليمن) und die der Analogie am meisten entsprechende ist, indem man, wie in dem Perfectum und Imperfectum des Vb. fin., قَاتَلَ und يُقَاتِلُ, so auch im Infinitiv das ا eintreten lassen wollte, dasselbe aber wegen des Kasra des Anfangsbuchstaben in ى übergehen liess. Die aber, welche das ى ausstossen, begnügen sich statt dessen mit dem in قِتَال vor dem t auszusprechenden ا.« Nach Mufaṣṣal S. ١٧ Z. 12 bedienen sich der Form قِيتَال analoger Weise diejenigen, welche den Infinitiv der zweiten Form فِعَّال bilden, und Sîbaweihi berichtet ebendaselbst, von Andern werde die Vocalverkürzung in فِعَال durch Verdopplung des zweiten Stammconsonanten ersetzt: مِرَّآءً مارَيْتُهُ und قِتَّالًا قَاتَلْتُهُ, was Marâḥ al-arwâḥ a. a. O. S. ١٩ Z. 3 und Anm. ٦. bestätigt, indem der Commentator dort zu dem im Texte S. ١٣ Z. 3 vor قِيتَال als seltnere Form angeführten قِتَّال bemerkt: »Mit Kasr des ḳ und Verdopplung des t, wogegen die regelmässige Form قِتَال mit Nichtverdopplung des t ist.« Abulbaḳâ, Ref. 72, S. 416 Z. 25 ff. zu der angeführten Stelle des Mufaṣṣal: »Einige Araber sagen قَاتَلْتُهُ قِيتَالًا, ضَارَبْتُهُ ضِيرَابًا, indem sie, wie in إِكْرَام und إِخْرَاج, dem Anfangsbuchstaben ein Kasr geben und vor dem Endbuchstaben ein Alif setzen, dabei aber auch die Buchstaben des Perfectums قَاتَلَ unverkürzt erhalten, nur dass das ا wegen des Kasr des ersten Buchstaben in ى übergeht.« — Zur gewöhnlichsten Infinitivform von فَاعَلَ hat der Sprachgebrauch مُفَاعَلَة, die Femininform des Passiv-Particips, erhoben, woneben die Masculinform مُفَاعَل als Orts- und Zeitnomen gebraucht

wird, ohne dass dadurch, namentlich für den Dichter, die Möglichkeit ausgeschlossen wäre, letztere Form, wie die der übrigen Passiv-Participien, ebenfalls als Infinitiv zu gebrauchen, zumal da Ort und Zeit der Handlung mit der Handlung selbst begrifflich bisweilen, wie Beiḍâwî, II, S. ٩١ Z. ١ in مُهَاجَر, so zusammenfliessen, dass eine scharfe Unterscheidung nicht wohl möglich ist. Zu dem im Mufaṣṣal S.١٨ Z. 6 u.7 angeführten, in der Lâmîjah S.٣١ Z. 5 (Textausg. S.٣٨ Z. 6) vervollständigten Halbverse bemerkt Abulbaḳâ: »Den Halbvers أُقَاتِلُ حَتَّى لا أَرَى لِي مُقَاتَلًا haben zwei Dichter angewendet. Der eine von ihnen ist Mâlik Ibn Abî-Kaʿb; die dazu gehörige zweite Vershälfte ist bei ihm: وَأَنْجُو اذا غُمَّ الجَبانُ مِنَ الكَرْبِ, »ich kämpfe, bis ich finde, dass kein Kämpfen mehr für mich möglich ist, und rette mich, wenn dem Kleinmüthigen vor Beklemmung der Athen versetzt ist.« Das Beweisende darin ist der Gebrauch von مُقَاتَل in der Bedeutung von قِتَال, d. h. bis ich nicht mehr zu kämpfen vermag, und ich rette mich durch die Flucht, wenn der Kleinmüthige wegen seines Unvermögens, die Feinde abzuwehren und sich zu retten, von allen Seiten eingeschlossen wird und umkommt. Der andere Dichter ist Zaid al-ḫail; bei ihm ist die dazu gehörige zweite Vershälfte: وَأَنْجُو اذا لم يَنْجُ الّا المُلَبَّسُ, »und ich rette mich wenn nur der Verschlagene sich rettet, der sich loszuwinden versteht.« — Von der Form مُفَاعَلَة sagt Abulbaḳâ ebendaselbst, sie sei diejenige, welche — offenbar in Folge ihres immer allgemeiner gewordenen Gebrauchs — an der dritten Verbalform unauflöslich hafte und von allen dazu gehörigen Zeitwörtern gebildet werde, während die Möglichkeit der Anwendung der Formen فِعَال und فِيعَال in den einzelnen Fällen vom Sprachgebrauche abhänge; so sage man جَالَسْتُه مُجَالَسَةً und قَاعَدْتُه مُقَاعَدَةً, aber nie habe man einen Araber statt dieses مُجَالَسَة und مُقَاعَدَة sagen hören جِلَاسًا oder جِيلَاسًا, قِعَادًا oder

قيعادًا. — Bisweilen steht nach Ibn Mâlik's Bemerkung in der Lâmîjah, S. ٣٣ Z. 17—18, ein Wort der Form فِعْلَةٌ als Verbalsubstantivum neben dem Infinitiv der dritten Form, wie مارَاهُ مِرْيَةً, er hatte einen Streit mit ihm, neben مارَاهُ مِرَآءً. Es steht dort richtig الاسم, und ebenso in der Textausgabe S. ٣٣ Z. 2, nicht, wie die Anmerkung 1 zur Uebersetzung S. 47 will, المصدر; dies wäre dieselbe Verwechslung wie die von أَدَآء mit تَأْدِيَةٌ, u. s. w.

I, 289, 6 »فَعَالٌ« und »فَعَالَةٌ« sind aus demselben Grunde, wie فِعَالٌ und فَعَالٌ bei فَعَّلَ, zu streichen. Sie gehören zur dreibuchstabigen Grundform; der unterscheidende Charakter von أَفْعَلَ erscheint bei ihnen weder in eigner noch in stellvertretender Gestalt, wie der von فَعَّلَ in فِعَّالٌ und تفعيل mit seinen Nebenformen, und, so viel ich weiss, giebt kein einheimischer Gelehrter sie für Infinitive von أَفْعَلَ aus. Sollten aber Ausdrucksweisen wie أَنْبَتَهَا نَبَاتًا حَسَنًا Sur. 3, 32, und أَنْبَتَكُمْ مِنَ ٱلْأَرْضِ نَبَاتًا Sur. 71, 16, أَفْسَدَهُ فَسَادًا كُلِّيًّا, أَصْلَحَهُ صَلَاحَةً كَامِلَةً und ähnliche von irgend einem Grammatiker dahin gedeutet worden seyn, so ist zu erwiedern, dass نَبَات, فَسَاد und صَلَاحَةٌ[1]) durch solche Verbindung eben so wenig zu Infinitiven der vierten Form werden wie قَبُول in تَقَبَّلَهَا بِقَبُولٍ حَسَنٍ Sur. 3, 32, zu einem Infinitiv der fünften, sondern dass sie als Infinitive der ersten den Zustand oder die Beschaffenheit

---

1) صَلَاحٌ und صَلَاحَةٌ sollten bei *Freytag* neben صُلُوحٌ als Infinitive von صَلَحَ und صَلُحَ angegeben seyn.

ausdrücken, in welche das Subject des Zeitworts durch seine Handlung das Object derselben versetzt, wie Beidâwî zur zweiten Stelle sagt: »Die ursprüngliche Ausdrucksweise ist أَنْبَتَكُمْ فَنَبَتُّمْ نَبَاتًا, er hat euch wachsen lassen, so dass ihr gewachsen seid (er hat euch durch das Wachsenlassen in das Wachsen versetzt). Gott hat dies aber kurz zusammengezogen, indem er sich damit begnügt, durch die Ursache (das Wachsenlassen) auf die nothwendig daraus hervorgehende Wirkung (das durch das Vb. fin. der ersten Form zu bezeichnende Wachsen) hinzuweisen.« — Wollte man jene irrige Deutung gelten lassen, so müsste man folgerecht z. B. auch فَعَلٌ und فُعْلٌ unter die Infinitive von أَفْعَلَ rechnen, weil man sagt أَفْرَحَنِى فَرَحًا عظيمًا und أَحْزَنَنِى حُزْنًا شديدًا, d. h. جعلنى أَفْرَحُ فَرَحًا عظيمًا und جعلنى أَحْزَنُ حُزْنًا شديدًا.

I, 289, 7 »تَفَعُّلٌ«. Das 290, 8 nachgetragene seltnere تِفِعَّالٌ entspricht in seiner Form dem فِعَّالٌ als Infinitiv von فَعَّلَ; s. Lâmîjah S. ٢١ Z. 10 u. 11 (Textausg. S. ٣٣ Z. 6 u. 7), Mufaṣṣal S. ٩٧ Z. 14—16, wozu Abulbaḳâ, Ref. 72, S. 416 Z. 32 ff.: »Die, welche كِذَّابًا sagen (d. h. den Infinitiv der zweiten Verbalform nach der Weise von كِذَّابًا Sur. 78, 28 u. 35 bilden), sagen in Uebereinstimmung damit تَحَمَّلْتُ تِحِمَّالًا [1]), indem sie, wie auch in إِفْعَالٌ, den ersten Buchstaben mit I aussprechen und vor dem letzten ein â einsetzen.« Der Infinitiv von تَفَعَّلَ

1) s. *Lane* unter حَمَلَ. Bei *Freytag* steht unter حَمَلَ irrig تَحْمَالٌ und unter مَلَقَ: تَمْلَاقٌ; auch in *Dieterici*'s Alfîjah S. ٢٢١ Z. 8 ist statt تِفْعَالًا und تِمْلَاقًا zu schreiben تِفِعَّالًا und تِمِلَّاقًا, in der Uebersetzung S. 224 Z. 4 u. 8 v. u. statt tif'âlun und timlâḳun: tifi''âlun, timillâḳun.

gleicht dann hinsichtlich der Vocalisation seiner beiden ersten Sylben und der den Wortaccent auf sich ziehenden Länge seiner letzten Sylbe den Infinitiven aller übrigen Medialformen (vgl. בְּקַטֵּל, הִקָּטֵל, אִתְקְטָלָא, אִתְקַטָּלָא, ܡܶܬܩܛܳܠܽܘܬܶܗ, ܡܶܬܩܰܛܳܠܽܘܬܶܗ, alle mit wesentlicher Länge der entsprechenden Sylbe), mit Ausnahme des Infinitivs der sechsten, تَفَاعُل, der sich gegen die dem seltenen فيعال (s. oben S. 337 f.) analoge Form تفيعال als eine dem Arabischen überhaupt fremde stets gesträubt zu haben scheint. Im Gegensatz zu den oxytonirten Infinitiven mit â in der letzten Sylbe erklären sich die in ihrer Art allein stehenden paroxytonirten تَفَعُّل und تَفَاعُل daraus, dass ihr Wortaccent nach dem doppelten breiten a wie im Vb. fin. und im Participium, dort durch consonantische Schärfung, hier durch vocalische Dehnung, auf der Mittelsylbe festgehalten wird, von welcher Tonhöhe dann die letzte Sylbe naturgemäss mit einem kurzen Vocal abfällt, der beide Formen von dem Activperfectum und dem Imperativ تَفَاعَلْ und die letztere insbesondere auch von der Pluralform تَفَاعَلِ hinlänglich unterscheidet.

---

## Berichtigungen.

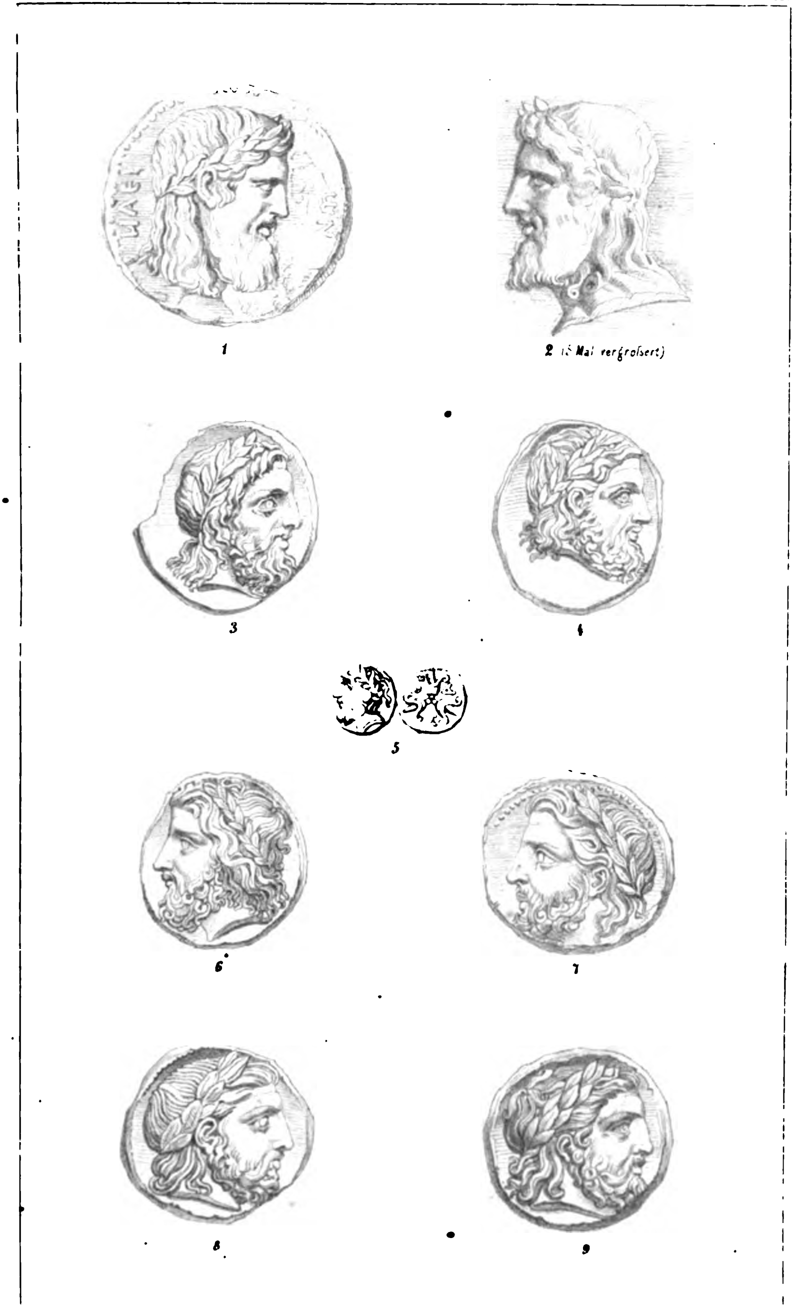
S. 287 Z. 8 عَامِرٍ l. عَامِرِ.

» 309 » 17 ܡܚܫܘܬ l. ܡܚܫܘܬ.

» 309 » 18 ܡܚܝܐ l. ܡܚܝܐ.

---

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



1

2 (1½ Mal vergrößert)

3

4

5

6

7

8

9

# BERICHTE



ÜBER DIE

# VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

# GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG.

## PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

NEUNZEHNTER BAND.

1867.

MIT SIEBEN TAFELN.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

# INHALT.

## Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

## SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

---

## Ehrenmitglied

Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Cultus und öffentlichen Unterrichts *Johann Paul von Falkenstein.*

---

## Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Herr Professor *Heinrich Leberecht Fleischer* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe.
- Professor *Hermann Brockhaus* in Leipzig, stellvertretender Secretär der philol.-histor. Classe.
- Geheimer Hofrath *Eduard Albrecht* in Leipzig.
- Professor *Georg Curtius* in Leipzig.
- —— *Adolph Ebert* in Leipzig.
- —— *Gustav Flügel* in Dresden.
- —— *Friedrich Franke* in Meissen.

Se. Exc. Herr Geheimer Rath *Hans Conon von der Gabelentz* in Altenburg.

Herr Hofrath und Universitäts-Oberbibliothekar *Ernst Gotthelf Gersdorf* in Leipzig.
- Geheimer Hofrath *Karl Göttling* in Jena.

Herr Prälat *Gustav Hänel* in Leipzig.
- Professor *Gustav Hartenstein* in Jena.
- Hofrath *Karl Nipperdey* in Jena.
- Professor *Johannes Adolph Overbeck* in Leipzig.
- Geheimer Regierungsrath *Friedr. Ritschl* in Leipzig.
- Geheimer Hofrath *Wilhelm Roscher* in Leipzig.
- Hofrath *August Schleicher* in Jena.
- Geheimer Rath *Karl Georg von Wächter* in Leipzig.
- Professor *Anton Westermann* in Leipzig.
- —— *Friedrich Zarncke* in Leipzig.

---

## Ordentliche auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Herr Professor *Conrad Bursian* in Zürich.
- —— *Johann Gustav Droysen* in Berlin.
- —— *Hermann Alfred von Gutschmid* in Kiel.
- —— *Moritz Haupt* in Berlin.
- —— *Otto Jahn* in Bonn.
- Geheimer Justiz- und Oberappellationsgerichtsrath *Andreas Ludwig Jacob Michelsen* in Kiel.
- Professor *Theodor Mommsen* in Berlin.
- Hofrath *Hermann Sauppe* in Göttingen.
- Professor *Gustav Seyffarth* in New-York.
- —— *Karl Bernhard Stark* in Heidelberg.

---

## Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Herr Geheimer Medicinalrath *Ernst Heinrich Weber* in Leipzig, Secretär der mathem.-phys. Classe.
- Professor *Wilhelm Gottlieb Hankel* in Leipzig, stellvertretender Secretär der mathem.-phys. Classe.
- —— *Heinrich Richard Baltzer* in Dresden.
- Geheimer Medicinalrath *Carl Gustav Carus* in Dresden.
- Geheimer Hofrath *Moritz Wilhelm Drobisch* in Leipzig.
- Professor *Otto Linné Erdmann* in Leipzig.
- —— *Gustav Theodor Fechner* in Leipzig.

Herr Hofrath *Carl Gegenbaur* in Jena.
– Geheimer Regierungsrath *Peter Andreas Hansen* in Gotha.
– Professor *Johann August Ludwig Wilhelm Knop* in Leipzig.
– —— *Hermann Kolbe* in Leipzig.
– —— *Carl Friedrich Wilhelm Ludwig* in Leipzig.
– —— *August Ferdinand Möbius* in Leipzig.
– Geheimer Bergrath *Karl Friedrich Naumann* in Leipzig.
– Professor *Eduard Pöppig* in Leipzig.
– Oberbergrath *Ferdinand Reich* in Freiberg.
– Bergrath *Theodor Scheerer* in Freiberg.
– Professor *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.
– Hofrath *Oskar Schlömilch* in Dresden.
– Professor *Eduard Friedrich Weber* in Leipzig.

---

## Ordentliche auswärtige Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Herr Professor *Heinrich d'Arrest* in Kopenhagen.
– —— *Ludwig Albert Wilhelm von Bezold* in Würzburg.
– —— *Otto Funke* in Freiburg.
– —— *Wilhelm Hofmeister* in Heidelberg.
– Hofrath *Mathias Jacob Schleiden* in Dorpat.
– Professor *Samuel Friedrich Nathanael Stein* in Prag.
– —— *Alfred Wilhelm Volkmann* in Halle.
– —— *Wilhelm Weber* in Göttingen.

---

# Verzeichniss

## der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1867 eingegangenen Schriften.

### Von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden herausgegebene und periodische Schriften.

Abhandlungen der Königl. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin aus d. J 1865. Berlin 1866.

Monatsbericht d. Königl. Preuss. Akad. d. Wiss zu Berlin. 1866. September—December. 1867. Januar—August.

Denkschriften der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Philos.-histor. Classe. 15. Bd. Wien 1867.

Denkschriften d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Mathem.-naturwissensch. Classe. 26. Bd. (Register zu Bd. 1—25.) Wien 1867.

Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Classe. LIII. Bd. 1—3. Heft. Wien 1866—67. LIV. Bd. 1—3. Heft. LV. Bd. 1. Heft. Wien 1866—67.

Sitzungsberichte d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Mathem.-naturwissensch. Classe. Erste Abth. LIV. Bd. 1—5. Heft. LV. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1866—67. Zweite Abth. LIII. Bd. 5. Heft. LIV. Bd. 1—5. Heft. LV. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1866 —67.

Anzeiger d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Mathem.-naturwissensch. Classe. IV. Jahrgang 1867. No. 1—28.

Almanach der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. 16. Jahrg. 1866. Wien.

Fontes rerum Austriacarum. Zweite Abth. Diplomataria et Acta. XXV. Bd. XXVI. Bd. Wien 1866.

Archiv für österreichische Geschichte. 36. Bd. 2. Hälfte. 37. Bd. 1. u. 2. Hälfte. Wien 1866—67.

Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1867. No. 1—9. Wien 1867.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1866. Bd. XVI. No. 4. — 1867. Bd. XVII. No. 1. 2.

Die Meteoriten des k. k. Hof-Mineralien-Cabinets am 1. Juli 1867.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Jahrgang 1866. Bd. XVI. Wien 1866.

Nachträge zur Flora von Nieder-Oesterreich von D. Aug. Neilreich, herausgeg. von der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Wien 1866.

Medicinische Jahrbücher. Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. 23. Jahrg. Bd XIV. Heft 1—6. Wien 1867. — 24. Jahrg. Bd. XV. Heft 1. Wien 1868.

Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 5. Folge. 14. Bd. Von den Jahren 1865 u. 1866. Prag 1866.

Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellsch. d. Wissensch. in Prag. Jahrg. 1865. Jan.—Dec. Jahrg. 1866. Jan.—Dec. Prag 1866. 1867.

Abhandlungen d. histor. Classe d. kön. bayer. Akad. d. Wissensch. 9. Bds. 3. Abth. (in d. Reihe der Denkschriften d. XXXV. Bd.) München 1866. — 10. Bds. 2. Abth. München 1866.

Abhandlungen der mathem.-physik. Classe der kön. bayer. Akad. der Wissensch. 10. Bds. 1. Abth. (in der Reihe der Denkschriften d. XXXVII. Bd.) München 1866.

Die Entwickelung der Ideen. Rede von v. Liebig. München 1866.

Die Bedeutung moderner Gradmessungen. Vortrag von Bauernfeind. München 1866.

Die wichtigsten Höhenbestimmungen in Indien, zusammengestellt von H. v. Schlagintweit-Sakünlünski. Aus den Berichten der physik-mathemat. Cl. d. k. bayer. Akademie d. Wissenschaften. München 1867.

Ueber die Verschiedenheit in der Schädelbildung des Gorilla, Chimpanse und Orang-Outang, vorzüglich nach Geschlecht und Alter, nebst einer Bemerkung über die Darwinsche Theorie, von Th. L. Bischoff. München 1867. Dazu: Zweiundzwanzig Tafeln zu der Abhandlung des Prof. Th. Bischoff über die Schädel der menschenähnlichen Affen. München 1867.

Th. L. W. Bischoff, Ueber die Brauchbarkeit der in verchiedenen europäischen Staaten veröffentlichten Resultate des Recrutirungs-Geschäftes zur Beurtheilung des Entwicklungs- und Gesundheitszustandes ihrer Bevölkerungen. München 1867. (Vorgetragen in der Sitz. d. mathem.-physik. Cl. d. k. Akad. d. Wiss. am 9. Febr. 1867.)

Wilh. v. Giesebrecht, Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Vortrag in d. öffentl. Sitz. d. kgl. Akad. d. Wiss. am 28. März 1867 zur Feier ihres 108. Stiftungstages. München 1867.

Geschäftsordnung der k. Akad. d. Wissensch. München 1866.

Bericht der histor. Commission bei der königl. Akad. d. Wissensch. in München über die achte Plenarversammlung derselben. München, im Oct. 1867.

Verzeichniss von 9412 Aequatorialsternen zwischen + 3° und — 3° Declination u. s. w. von Dr. J. Lamont. V. Supplementband. München 1866.

Die deutschen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München. Nach J. A. Schmellers kürzerem Verzeichniss. 1. Th. 2. Th. München 1866.

Die arabischen Handschriften der k. Hof- u. Staatsbibliothek in München, beschrieben von Jos. Aumer. München 1866.

Die persischen Handschriften der k. Hof- u. Staatsbibliothek in München, beschrieben von Jos. Aumer. München 1866.

Nachrichten von der königl. Gesellschaft d. Wissensch. und der Georg-Augusts-Universität aus d. J. 1866. Göttingen 1866

Jahresbericht der Handels- und Gewerbkammer zu Dresden 1866. Dresden 1867.

Jahresbericht über d. 29. Cursus d. Königl. polytechnischen Schule und über den 30. Cursus d. Königl. Baugewerkenschule zu Dresden. 1866—67. Dresden. (2 Exx.)

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden. 1867. Jan.—Mai. Dresden 1867.

Zeitschrift des K. Sächs. statistischen Bureau's. XIII. Jahrg. 1867. No. 1—6 (S. 1—96).

Leopoldina Amtliches Organ der Kais. Leop.-Carol. Deutschen Akadem. d. Naturforscher. Nr. 12—15. Heft V. Juni bis Sept. 1866.

Ueber Begriff und Vorgang des Entstehens, von C. G. Carus. Separatabdruck aus Leopoldina, Heft V, No. 14 u. 15.

Verhandlungen der Kais. Leopold -Carolinischen Deutschen Akadem. d. Naturforscher. Bd. XXXII, 2. Abth. Bd. XXXIII. Dresden 1867.

Neues Lausitzisches Magazin. 43. Bd. 2. Doppelheft. 44. Bd 1. Heft Görlitz 1867.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Jahrg. 1866. Nov. Dec. Nr. 11. 12. Jahrg. 1867. Jan.—April. Nr. 1—4.

Lotos, Zeitschrift für Naturwissenschaften. Herausg. vom naturhistorischen Vereine Lotos in Prag. 16. Jahrg. Prag 1866.

Die Fortschritte der Physik im J. 1864. Jahrg. XX. 1. Abth. Berlin 1866. 2. Abth. Berlin 1867.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. X, Heft 1 und 2.

Schriften der königl. physikal.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg. Jahrg. V. (1864) Abth. 2. Jahrg. VI. (1865) Abth. 1 u. 2. Jahrg. VII. (1866) Abth. 1 u. 2. Königsberg 1864—1866.

Schriften der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. 1. Bd. 3. u. 4. Heft. Danzig 1866.

Vierzehnter Bericht der Philomathie in Neisse vom März 1863 bis zum März 1865. Neisse 1865.

Fünfzehnter Bericht der Philomathie in Neisse vom März 1865 bis zum Juli 1867. Neisse 1867.

Denkschrift zur Feier ihres 25jährigen Bestehens, herausgeg. von der Philomathie in Neisse. Neisse 1863.

Geschichte der Stadt Neisse, von Aug. Kastner. 1r Theil 3r Bd. Neisse 1866.

Würzburger medicinische Zeitschrift, herausg. von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft. Bd. VII. Heft 4 6. Würzburg 1867.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg. Bd. IV. 4.

Jahresbericht des physikal. Vereins zu Frankfurt a. M. 1865—1866.

Siebenter Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde vom Mai 1865 bis Mai 1866.

Zwölfter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1867.

Verhandlungen der physikal.-medicin. Societät zu Erlangen. 1865—1867. Erlangen 1867.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Nürnberg. Bd. III, Hälfte 2. Nürnberg 1866.

Abhandlungen, herausgeg. vom naturwissenschaftl. Vereine zu Bremen. 1. Bd. 1. Heft. Erster Jahresbericht des naturwissenschaftl. Vereines zu Bremen für das Gesellschaftsjahr vom Nov. 1864 bis Ende März 1866. — 2. Heft. Bremen 1867. Beigeheftet der zweite Jahresbericht.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg Folge 3, Heft 13, mit dem 31. Berichte des Verwaltungsausschusses. Innsbruck 1867.

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Herausgeg. vom histor. Vereine für Steiermark. I—IV. Jahrg. Graz 1865—1867.

Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark. XIV. Heft. XV. Heft. Gratz 1866 1867.

Verhandlungen des Vereins für Naturkunde zu Presburg. Jahrg. VIII. IX. 1864—66. Presburg.

Akademische Schriften der Universität Rostock. 1866—67.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern aus d. J. 1866. No. 603—618, mit 6 Tafeln. Bern 1867.

Vierteljahrschrift der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich. Jahrg. 9—11 zu je 4 Heften Zürich 1864—1866.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Th. IV. Heft 3. Basel 1866.

Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissensch. Gesellschaft während des Vereinsjahres 1864—65. St. Gallen 1865. — Bericht u. s. w. während des Vereinsjahres 1865—1866. St. Gallen 1866.

Mémoires de la Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève. T. XIX, Ie Partie. Genève 1867.

Neue Denkschriften der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 22, oder Decade III, Bd. 2, mit 20 Tafeln. Zürich 1867.

Actes de la Société Helvétique des sciences naturelles réunie à Neuchatel 22—24 Août 1866. 50ème Session. Compte rendu 1866. Neuchatel.

Verslagen en Mededeelingen der Koningl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde. X. Deel. Amsterdam 1866.

Jaarboek van de Koningl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam voor 1866.

Processen-Verbaal van de gewone Vergaderingen der Koningl. Akad. van Wetenschappen. Afd. Natuurkunde. Van Mei 1866 tot en met April 1866.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsch Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. XXIV. Deel. 1—3. Stuk. XXV. Deel. 1. Stuk. Haarlem 1866.

Verslag van het Verhandelde in de algemeene Vergadering van het Provinciaal Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, gehouden d. 17. Oct. 1866. Utrecht 1866.

Aanteekeningen van het Verhandelde in de Sectie-Vergaderingen van het Provinciaal Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Algemeene Vergadering 1866. Utrecht.

Meteorologische Waarnemingen in Nederland en zijne Bezittingen en Afwijkingen &c. uitgegeven door het Koningl. Nederlandsch Meteorologisch Instituut 1864. Utrecht 1865.

Meteorologisch Jaarboek. 1. Gedeelte. Waarnemingen in Nederland 1865. — 2. Gedeelte, Afwijkingen 1865. Utrecht 1866.

Nederlandsch Meteorologisch Jaarboek voor 1866. 1. Deel, Waarnemingen in Nederland. Utrecht 1866.

Archives néerlandaises des sciences exactes et naturelles. T. I. Livr. 5. T. II. Livr. 1. 2. La Haye 1866.

Nederlandsch Archief voor Genees- en Natuurkunde, uitgegeven door Donders en Koster. Deel II. 3e en 4e Aflev. Utrecht 1866.

Zesde jaarlijksch Verslag betrekkelijk de verpleging en het ondervijs in het Nederlands Gasthuis voor Ooglijders 1865, door F. C. Donders. Utrecht. — Zevende jaarlijksch Verslag omtrent de verpleging &c. 1866. Utrecht.

Société des sciences naturelles du Grand-Duché de Luxembourg. T. IX. Année 1866. Luxembourg 1867.

Observations météorologiques faites à Luxembourg par J. Reuter. Luxembourg 1867.

Mémoires de l'Académie Royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. T. XXXVI. Bruxelles 1867.

Bulletins de l'Académie Roy. &c. de Belgique. 35ème Année. 2. Sér. T. XXII. 1866. Bruxelles 1866. 36ème Année. 2. Sér. T. XXIII. 1867. Bruxelles 1867.

Annuaire de l'Académie Royale &c. de Belgique. 1867. 33ème Année. Bruxelles 1867.

Tables générales du recueil des Bulletins de l'Acad. Roy. de Belgique. 2. Sér T. I. à XX (1857 à 1866). Bruxelles 1867.

Mémoires sur la température de l'air à Bruxelles, par Quetelet. Bruxelles 1867.

Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1867. Nr. I—XII. Genn.-Dic. — Elenco de' Partecipanti dell' Instituto alla fine dell' anno 1866. Elenco &c. alla fine dell' anno 1867. Roma.

Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere et arti. Vol XII. (p. 411—594 mit Register) Venezia 1865. Vol. XIII. P. I. II. (p. 1—367). Venezia 1866.

Atti dell' I. R. Istituto Veneto &c. T. XI, Ser. III, Disp. 5—7. Venezia 1865—66.

Atti del R. Istituto Veneto &c. T. XI, Ser. III, Disp. 8—10. Venezia 1865—66. T. XII, Ser. III, Disp. 1—9. Venezia 1866—67.

Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino. Serie II. Tomo XXII. Torino 1865.

Atti della R. Accademia delle scienze di Torino. Vol. I. Disp. 3—7. Torino 1866. — Vol. II. Disp. 1—3. Torino 1867.

Memorie del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Classe di lettere e scienze morali e politiche. Vol. X. (Ser. III. Vol. I.) Fasc. II—IV. Milano 1865. 1866.

R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Rendiconti. Classe di lettere e scienze morali e politiche. Vol. II. Fasc. 3—10. Milano 1865. Vol. III. Fasc. 1—10. Milano 1866.

Solenni adunanze del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Adunanza del 7 Agosto 1865. Milano 1865. Adunanza del 7 Agosto 1866. Milano 1866.

Memorie del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Classe di scienze matematiche e naturali. Vol. X. (Ser. III. Vol. I.) Fasc. II. III. Milano 1865. 1866.

R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Rendiconti. Classe di scienze matematiche e naturali. Vol. II. Fasc. III—X. Milano 1865. Vol. III. Fasc. I—IX. Milano 1866.

B. Poli, Sull' insegnamento dell' economia politica o sociale in Inghilterra. (Estratto dal Vol. II degli Atti del R. Istituto Lombardo.)

Fr. Dini, Sulla vinificazione Memoria presentata al R. Istituto Lombardo pel concorso al premio Cagnola del 1865. Milano 1865.

Annuario del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. 1866. Milano 1866.

Atti della Fondazione scientifica Cagnola nel 1862. Vol. IV. P. 1. — Negli anni 1863—1865. Vol. IV. P. 2. — Negli anni 1863—1866. Vol. IV. P. 3. Milano.

Annuario della Società dei Naturalisti in Modena. Anno II. Modena 1867.

Giornale di scienze naturali ed economiche pubblicato per cura del Consiglio di perfezionamento annesso al R. Istituto tecnico di Palermo. Anno 1866. Vol II. Fasc. 2—4. Palermo 1866. Anno 1867. Vol. III. Fasc. 1—2. Palermo 1867.

Comparisons of the Standards of Length of England, France, Belgium, Prussia, Russia, India, Australia, made af the Ordnance Survey Office. Southampton by Captain A. R. Clarke, under the direction of Colonel Sir Henry James Published by order of the Secretary of State for War. London 1866.

Philosophical Transactions of the R. Society of London for the year 1866. Vol. 156. Part II. —1867. Vol. 157. Part I.

Proceedings of the R. Society of London. Vol. XV. No. 87.—93. Vol. XVI. No. 94.

The Royal Society. 30th Nov. 1866.

Proceedings of the Roy. Institution of Great Britain. Vol. IV. Part VII. No. 43. 44. London 1866.

Transactions of the R. Society of Edinburgh. Vol. XXIV. Part II. Session 1865—1866.

Proceedings of the R. Society of Edinburgh. Session 1865—1866. Vol. V. No. 68.

The Transactions of the R. Irish Academy. Science. Vol. XXIV. Part VII. Dublin 1866. Part VIII. Dublin 1867.

Proceedings of the R. Irish Academy. Vol. IX. Part IV. Dublin 1867.

The Journal of the R. Dublin Society. No. XXXV. Dublin 1866.

S. Haughton, Notes on animal mechanics, read before the R. Irish Academy, April 23, 1866.

S. Haughton, On the chemical and mineralogical composition of the Dhurmsalla meteoric stone. From the Proceedings of the R. Society, No. 85. 1866.

Proceedings of the Nat. Hist. Society of Dublin for the session 1864—65. Vol. IV. Part III. Dublin 1865.

Journal of the R. Geological Society of Ireland. Vol. I. Part III. 1866—67. Third session. Dublin 1867.

Transactions and Proceedings of the R. Society of Victoria. Vol. VII. VIII. P. 1. Melbourne 1866. 1867.

Annales de la Société Linnéenne de Lyon. Année 1863. 1864. 1866.

Académie des sciences et lettres de Montpellier. Mémoires de la section des sciences. T. V. Montpellier 1865. T. VI. Fasc. 1. Année 1864. Montpellier 1864 (sic). — Mémoires de la Section des lettres. T. IV. Fasc. 1. Année 1864. Montpellier 1864. — Mémoires de la section de médecine. T. IV. Fasc. 1. 2. Année 1864. Montpellier 1864.

Mémoires de la Société Impériale des sciences naturelles de Cherbourg. T. XI. XII. (Deuxième Série T. I. II.) Paris 1865. 1866.

Mémoires de la Société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux. T. I—IV. (Jeder T. zu 2 Cahiers.) 1855—1866. T. V. Cah. 1. 1867. Bordeaux.

Mémoires de la Société des sciences naturelles de Strasbourg. T. VI. Livraison 1. Paris et Strasbourg 1866.

Oversigt over det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger i Aaret 1865. Nr. 4. — i Aaret 1866. Nr. 2—6. — i Aaret 1867. Nr. 1—3. Kjöbenhavn.

Geologisk Kart over det sondenfieldske Norge omfattende Christiania-Hamar-og Christiansands Stifter optaget i folge foranstaltning af den Kong. Norske Regierings Department for det Indre. (10 Kartenstücke und 3 Profilstücke.)

Carte géologique de la Norvège méridionale représentant les diocèses de Christiania, de Hamar et de Christiansand, exécutée pendant les années 1858 à 1865 par MM. Th. Kjerulf et D. Dahl etc. Christiania 1866.

Sveriges geologiska Undersökning på offentlig Bekostnad utförd under Ledning af A. Erdmann. 19. 20. 21. Några Ord till upplysning om Bladet „Ramnäs" af M. Stolpe.

Sjunde Häftet Bladen 19. 20. 21. Ramnäs, Wärgärda och Ulricehamn. Zugleich 3 Hefte Teset 19. 20. 21.

Nova Acta Regiae Societatis scientiarum Upsaliensis. Ser. III. Vol. VI. Fasc. I 1866.

Upsala Universitets Årsskrift. 1865. Upsala 1865.

Acta Universitatis Lundensis. Lunds Universitets Årsskrift. 1865. Mathematik och Naturvetenskap. Lund 1865—66. — Philosophi, Språkvetenskap och Historia. 1865. — Rätts- och Statsvetenskap. 1865.

Acta Societatis scientiarum Fennicae. T. VIII. Helsingforsiae 1867.

Öfversigt af Finska Vetensk. Soc. Förhandlingar. VI — VIII. 1863 — 66. Helsingfors.

Bidrag till Finlands Naturkænnedom, Ethnografi och Statistik. Fionde och sista Hæftet. Helsingfors.

Bidrag till kænnedom af Finlands Natur och Folk. Hæftet 7—10. (Heft 8 in duplo.) Helsinfors.

Swod zakonow ugolownych. Kniga perwaja. Izdanie 1866 goda. Sanktpeterburg 1866. (Russisch.)

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. VII$^e$ Sér. T. X. No. 3—16. T. XI. No. 1—8. St.-Pétersbourg 1866—67.

Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. T. X. No. 1—4. T.XI. No. 1—4. T. XII. No. 1. St.-Pétersbourg 1866—67.

Jahresbericht am 20. Mai 1866 dem Comité der Nicolai-Hauptsternwarte abgestattet vom Director der Sternwarte. St. Petersburg 1866.

Tabulae quantitatum Besselianarum prò annis 1865—1874 computatae, ed. O. Struve. Petropoli 1867.

A. T. Kupffer, Annales de l' Observatoire physique central de Russie. Année 1863. No 1. u. 2. Année 1864.

A. T. Kupffer, Compte-rendu annuel adressé à S. Exc. M. de Reuteren, Année 1864. St.-Pétersbourg 1865.

Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1865. No. II. III. Année 1866. No. III. IV. Moscou 1866.

Zoogeographische und paläontologische Beiträge von J. F. Brandt. (Aus Bd. II. der 2. Serie der Verhandlungen der Russisch-Kaiserlichen Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg besonders abgedruckt.) St. Petersburg 1867.

Einige Worte zur Ergänzung meiner Mittheilungen über die Naturgeschichte des Mammuth, von J. F. Brandt. (Aus dem Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. T. V.)

Bericht über eine Arbeit unter dem Titel: Zoographische und paläontologische Beiträge, von J. F. Brandt. (Aus dem Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. T. VI.)

Ueber den vermeintlichen Unterschied des Caucasischen Bison, Zubr oder sogenannten Auerochsen vom Litthauischen (Bos Bison seu Bonasus), von Fr. v. Brandt in St. Petersburg. Moskau 1866. (Aus Nr. 1 Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou 1866.)

Nochmaliger Nachweis der Vertilgung der Nordischen oder Steller'schen Seekuh (Rhytina Borealis), von J. F. Brandt in St. Petersburg. Moskau 1866. Aus Nr. 2 Bulletin de la Soc. Imp. des Naturalistes. Moscou 1866.)

Az Erdelyi Muzeum-Egylet Evkönyvei. Negyedik Kötet. Elsö Füzet. Szerkesztette Brassai Sámuel. Kolozsvártt, 1867.

Annals of the Lyceum of Natural History of New-York. Vol. VIII. No. 11—14. New-York 1866—67.

Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. 1866. No. 1—5. Philadelphia 1866.

Catalogue of the American Philosophical Society Library. Part II. Cl. V. Chronology, Archaeology, Mythology, History, historical and political Pamphlets. Philadelphia 1866.

Memoirs, read before the Boston Society of Natural History, being a new Series of the Boston Journal of Natural History. Vol. I. Part 1. Part 2. Boston 1866—67

Proceedings of the Boston Society of Natural History. Vol. X p. 289—418 (mit Titel u. Register). Vol. XI. p. 1—96.

Condition and Doings of the Boston Society of Natural History. May 1866.

Proceedings of the American Academy of arts and sciences. Boston. Vol. VII, pag. 97—184.

Memoirs of the National Academy of sciences. Vol. I. Washington 1866.

Transactions of the Connecticut Academy of sciences and arts. Vol. I. Part 1.

Annual Report of the Trustees of the Museum of Comparative Zoology at Harvard College in Cambridge, together with the Report of the Director 1866. Boston 1867.

Annals of the Astronomical Observatory of Harvard College. Vol. II. Part 2. 1854—1855. Cambridge 1867. Vol.. V. Observations of the great Nebula of Orion. Cambridge 1867.

Proceedings of the Essex Institute. Vol. IV. No. 1—8. (1864—65), mit Register. Salem 1864—66. — Vol. V. No. 1. 2. Salem 1866—67.

Proceedings of the Californian Academy of Natural Sciences. Vol III. Part 2 (1864). Part 3 (1866). St. Francisco 1864—66.

Zwanzigster Jahresbericht (1865) der Staats-Ackerbau-Behörde von Ohio, mit einem Auszug der Verhandlungen der County-Ackerbau-Gesellschaften. Columbus Ohio 1866.

Journal of the American Oriental Society. VIII. Vol. Number 2. New Haven 1866.

American Oriental Society. Proceedings. 1866—67.

Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, espenditures and condition of the Institution for the year 1865. Washington 1866.

Smithsonian Miscellaneous Collections. Vol. VI. VII. Washington 1867.

Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XXXII. Batavia 1866.

Notulen van de algemeene en Bestuurs-Vergaderingen van het Bataviaasch Genootschap &c. Deel II. Aflev. 1—4. Deel III. Aflev. 1. Deel IV. Aflev. 1. Batavia 1864—66.

Catalogus der Bibliothek van het Bataviaasch Genootschap &c. door J. A. van der Chijs. Batavia 1864.

Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde, uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap &c. Deel XIV. 4e Serie. Deel V. Aflev. 5 & 6. — Deel XV. 5e Serie. — Deel I. Aflev. 1—6. — Deel XVI. 5e Serie. Deel II. Aflev. 1. Batavia 1864—1866.

## Einzelne Schriften.

v. Pettenkofer und Voit, Untersuchungen über den Stoffverbrauch des normalen Menschen.

O. Krabbe, Heinrich Müller und seine Zeit. Rostock 1866.

Resultate aus den meteorologischen Beobachtungen an mehreren Orten im Königreiche Sachsen in den Jahren 1760—1865 u. s. w. Bearbeitet von C. Bruhns. Leipzig 1867.

Beobachtungen von Nebelflecken und Sternhaufen, ausgeführt von H. C. Vogel. Leipzig 1867.

Der Organismus der Infusionsthiere nach eigenen Forschungen u. s. w., von Dr. Friedr. Stein. Leipzig 1867.

Contribuzione pella Fauna dei Molluschi Dalmati per Spiridione Brusina. Vienna 1866.

Die Grundlehren der ebenen Geometrie, von A. Stegmann. Kempten 1867.

Musée Teyler. Catalogue systématique de la collection paléontologique par T. C. Winkler. 5ème livraison. Harlem 1866. 6ème livraison. Harlem 1867.

Modderman, De wettelijke Bewijsler in Strafsaken. Utrecht 1867.

Ant. Tellani, Progetto d'un metodo nuovo per uso della Scuola fondamentale della Nazione. Bologna 1865.

S. Haughton, On the change of eccentricity of the earth's orbit regarded as a cause of change of climate. From the Philosophical Magazine for May 1866.

S. Haughton, Notes on Mineralogy. From the Philos. Magazine for Sept. 1866.

S. Haughton, On some points in the muscular anatomy of the Marsupials. From the Ann. and Mag. of Nat. Hist. for Febr. 1867.

Durocher, Essay on comparative Petrology. Dublin 1859.

Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Kgl. Sächs. Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866.

Die Fortschritte der berg- und hüttenmännischen Wissenschaften in den letzten hundert Jahren. Als zweiter Theil der Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Königl. Sächs. Bergakademie zu Freiberg. Freiberg 1867.

Rapport soumis à la Junte organisatrice sur le Programme de la VIème Session du Congrès international de Statistique, par le Dr. Pierre Maestri. Florence 1867.

Fresken-Cyklus des Schlosses Runkenstein bei Bozen u. s. w. erklärt von Vincenz Zingerle, herausgegeben von dem Ferdinandeum in Innsbruck (ohne Jahrzahl. Vorrede vom 20. Sept. 1857).

De amplitudine doctrinae botanicae qua praestitit Frid. Caesius, Michaelis Angeli Poggioli Commentatio, Josephi filii cura et studio nunc primum vulgata. Romae 1866.

G. L. Gianelli, Sulla libertà nello studio e insegnamento e sui professori publici e privati di Medicina. Milano 1862.

B. Poli, Del lavoro messo a capitale. (s. l. e. a.)

Prospect von: Zur Ornithologie Brasiliens. Resultate von Natterers Forschungen während seiner Reisen in den Jahren 1817—1835, dargestellt von Aug. v. Pelzeln. Wien, August 1867.

M. Ryan, The celebrated theory of Parallels. Washington 1866.

G. Hinrichs, A programme of Atomechanics; or, Chemistry as a Mechanics of the Panatoms. (5 Exx.)

G. Hinrichs, Résumé français du Programme de l'Atomécanique, ou la Chimie, une Mécanique de Panatomes. Jow-City, Etats-Unis. 1867.

The Naturalist's Directory. Part I. North America and the West-Indies. Salem 1865.

Bericht über die im J. 1866 den Herzoglichen Sammlungen des Schlosses Friedenstein zugegangenen Geschenke.

Mélanges biologiques tirés du Bulletin de l'Acad. Impér. de St.-Pétersbourg. T. V. VI. (von J. F. Brandt.)

Archivio per la Zoologia ecc. pubblicato per cura del Prof. Giov. Canestrini. Vol. III. Fasc. 2 (Aprile 1865). Vol. IV. Fasc. 1 (Aprile 1866). Modena.

Untersuchungen aus dem physiologischen Laboratorium in Würzburg, herausgeg. von A. v. Bezold. Heft 1. 2. Leipzig 1867.

Th. Bail, Sclerotium und Typhula. (Hedwigia. Ein Notizblatt für kryptogamische Studien. No 11. 1856.)

—— De faece cerevisiae. Diss. inauguralis quam — in Universitate Viadrina ad summos in philosophia honores capessendos — publ. def. Th. Bail. Vratislaviae 1857.

—— Zusammenstellung der Hymenomyceten in Schlesien und der Niederlausitz. (Aus den Verhandlungen d. Schles Gesellsch. f. vaterländ Kultur v. J. 1860.)

—— Vorläufige Mittheilung über eine für den Forst- und Landwirth äusserst werthvolle durch Pilze verursachte Epidemie der Forleule. (Aus Nr. 84 der land- und forstwirthschaftlichen Zeitung.)

—— Ueber Krankheiten erzeugende Pilze. (Aus der Wiener medizin. Wochenschrift 1867.)

—— Mittheilungen über das Vorkommen und die Entwicklung einiger Pilzformen. Danzig 1867. (Aus dem Programm der Realschule 1. Ordnung zu St. Johann in Danzig, Ostern 1867.)

—— Vortrag, gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung (der deutschen Naturforscher) am 20. Sept. 1867. Ueber Mykologie.

—— Ueber die Entstehung der Hefe.

## ÖFFENTLICHE SITZUNG AM 1. JULI 1867.

Herr *Roscher* las über *die Ein- und Durchführung des Adam Smith'schen Systems in Deutschland.*

### I.

### Einleitung.

Der Gegenstand, über welchen ich die Ehre habe der K. Gesellschaft der Wissenschaften eine Abhandlung vorzulegen, ist unstreitig der Mühe werth.

Es mag die Einseitigkeit des nationalstolzen britischen Volkswirthes sein, wenn Macculloch von Adam Smith sagt, dass »sein Werk einen mächtigern und wohlthätigern Einfluss auf die öffentliche Meinung und Gesetzgebung der civilisirten Welt ausgeübt habe, als jemals von irgend einer andern Veröffentlichung ausgeübt worden ist«[1]; oder wenn noch Buckle, der vermeintlich so vorurtheilsfreie und doch in Wahrheit so vorurtheilsvolle, die Untersuchung des Nationalreichthums »vielleicht das wichtigste Buch« nennt, »das je geschrieben worden, und ohne Zweifel den werthvollsten Beitrag, den irgend ein einzelner Mensch jemals zur Feststellung der Regierungsprincipien gemacht hat«.[2] Aber auch auf dem Continente war noch vor Kurzem die Ansicht vorherrschend, die Lord Mahon mit den Worten ausspricht: »Adam Smith habe die Wissen-

1) *The literature of political economy*, p. 12.
2) *History of civilization in England* I, Ch. 4.

schaft der politischen Ökonomie nicht bloss gegründet, sondern auch beinahe vollendet, indem er seinen Nachfolgern nicht sowohl neue Entdeckungen zu machen oder weitere Grundsätze zu beweisen, als vielmehr Folgerungen zu ziehen und Vermuthungen zu wagen übrig gelassen«.[3]) Und wenigstens als Schöpfer der wissenschaftlichen Nationalökonomik gilt er bei den Meisten noch jetzt, wie J. B. Say meint: »Lieset man Smith, wie er gelesen zu werden verdient, so bemerkt man, dass es vor ihm keine politische Ökonomie gegeben hat«.[4])

Alles diess sind Übertreibungen, deren Irrthum leicht zu beweisen steht. Gleichwohl dürfte es in der Geschichte überhaupt wenig Beispiele geben, wo eine ganze Wissenschaft durch Einen Mann und Ein Buch desselben in so kurzer Zeit einen so grossen und nachhaltigen Fortschritt gemacht hätte, wie die Volkswirthschaftslehre durch das Hauptwerk Adam Smiths: einen Fortschritt ebenso bedeutsam für den Umfang wie für die Tiefe, für die Methode wie für das System, für das Ganze wie für das Einzelne, für die Theorie wie für die Praxis der Wissenschaft. Man wird noch heutzutage nicht wesentlich fehlgreifen, wenn man die ganze Dogmengeschichte der Nationalökonomik in zwei Hauptmassen theilt: vor und seit Ad. Smith; so dass alles Frühere als Vorbereitung auf ihn, alles Spätere als Fortsetzung von ihm oder Gegensatz zu ihm erscheint. — Und was seine Stellung inmitten seiner Zeit im Allgemeinen betrifft, so haben sich von den welthistorischen Richtungen, welche die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschen, sechs in seiner Person, wie in keiner andern, gleichsam verkörpert: so stark, so harmonisch und so individuell zugleich, dass er als der wichtigste Vertreter dieser Verbindung gelten kann. Ich meine die neuere Philosophie, den wissenschaftlichen Empirismus, die Förderung der materiellen Interessen, (zumal in der Form der Geldwirthschaft,) das Streben nach politischer Freiheit, nach socialer Gleichheit und nach weltbürgerlicher Humanität.[5])

---

3) *History of England from 1778 to 1783*, Ch. 10.

4) *Discours préliminaire* zum *Traité d'économie politique*, p. LIX der 5. *édition*.

5) Mit Recht weiset Kautz Geschichtliche Entwickelung der N.-Ö. und ihrer Literatur, S. 412, auf das Charakteristische des »Zufalls« hin, dass im Erscheinungsjahre von Smiths grossem Werke (1776) die nord-

In **England** hatte ein grosser Gelehrter die Bedeutung des Smith'schen Werkes schon erkannt, ehe dasselbe für das Publicum geboren war. Ferguson bemerkt in seiner 1767 erschienenen *History of civil society* (III, Ch. 4), von Herrn Smith werde nächstens eine Theorie der Volkswirthschaft herauskommen, »die von Nichts übertroffen sei, was jemals über irgend einen Gegenstand irgend einer Wissenschaft erschienen«. Mit welcher Anerkennung das wirklich herausgekommene Buch alsdann von Männern wie Hume und Johnson begrüsst wurde, ist bekannt. Im Parlamente scheint nach Buckles Untersuchungen[6]) die erste praktische Rücksicht auf Smiths Werk 1783 genommen zu sein; von da an immer häufiger und ernstlicher. Die Art, wie das Andenken Smiths gleich nach dessen Tode (1790) von Pitt in einer Parlamentsrede gefeiert wurde,[7]) macht die Erzählung wahrscheinlich, dass Smith selbst nach einem längern Gespräche mit Pitt geäussert haben soll, dieser grosse Minister verstehe sein Buch ebenso gut, wie er selbst.[8]) Um 1797 konnte Pulteney im Parlamente sagen, dass Smith die lebende Generation überzeugen, die nächstfolgende beherrschen werde.[9]) Bis zum Tode des Verfassers waren fünf Auflagen des Originals nöthig geworden.

In **Frankreich**, wo die erste Übersetzung im *Journal de l'agriculture, du commerce, des finances et des arts*, 1779—1780 erschien, wurde Smiths Auctorität berühmt und einflussreich erst nach dem Ausbruche der grossen Revolution.[10]) Wir wissen jedoch aus J. B. Says Leben, welchen gewaltigen Eindruck es auf diesen gemacht, als ihm lange vorher der spätere Minister Claviere, damals Director der Versicherungsgesellschaft, welcher Say als Commis diente, ein Exemplar des englischen Originals mitgetheilt hatte. Übrigens ist die erste Übersetzung (von Blavet) 1781, 1788 und 1800 neu aufgelegt worden, auch 1784 zu Amsterdam nachgedruckt; Ad. Smith selbst hatte sie in der

---

amerikanische Unabhängigkeitserklärung und der Fall des Turgot'schen (physiokratischen) Ministeriums zusammentrafen.

6) l. c., Note 60.

7) Vgl. Sartorius Abhandlungen I, S. 76.

8) Sartorius Handbuch der Staatswirthschaft, S. XXXXV.

9) *Parliamentary history* XXXIII, p. 778.

10) *Ganilh*, *Théorie de l'économie politique* I, p. 36.

dritten Ausgabe des Originals (III, p. 25) als vorzüglich empfohlen. Dazu kamen noch seit 1790 die beiden Auflagen der Roucher-Condorcet'schen Übersetzung, und seit 1802 die drei Auflagen der musterhaften Übersetzung von Germain Garnier.

Deutschland hat seine erste Übersetzung von Ad. Smith, die Joh. Friedr. Schiller'sche, sogar etwas früher bekommen, als Frankreich: Bd. I. 1776, Bd. II. 1778. (Leipzig bei Weidmann.) Aber freilich, wie diese Übersetzung an Güte mit der Blavet'schen nicht verglichen werden kann, so auch nicht an Erfolg. Wir mögen die Zeit, wo das Ein- und Durchdringen des Smith'schen Werkes in Deutschland wirklich vor sich gegangen ist, am besten durch folgende praktische Marksteine bezeichnen.

Auf Friedrich d. Gr. hat Ad. Smith nicht den mindesten Einfluss geübt. Dieser scheint jenem gar nicht einmal bekannt geworden zu sein, obwohl der König doch noch ein volles Jahrzehnt nach der Herausgabe des *Wealth of Nations* lebte. Wie anderswo von mir gezeigt worden ist[11]), so hat Friedrich nur in seiner Jugend auf der vollen Höhe der nationalökonomischen Einsicht seiner Zeit gestanden, ist dann jedoch bis zu seinem Tode gegen die grossen Fortschritte, die gerade seit 1735 in dieser Wissenschaft gemacht wurden (Berkeley, Hume, Tucker, die Physiokraten, Steuart, Möser), vollständig verschlossen geblieben. Seine ganz mercantilistischen Ansichten vom Werthe des Geldes, vom Wesen der Handelsbilanz; hierauf gegründet sein Glaube, dass selbst Verschwendungen unschädlich seien, wofern das verausgabte Geld nur im Lande bliebe, sowie seine wirthschaftspolitische Rücksichtslosigkeit, ja Feindseligkeit gegen das Ausland; seine ebenso weit- als tiefgreifende Bevormundung aller Privatwirthschaften, seine Vorliebe für Zwangstaxen, privilegirte Handelsgesellschaften, Staatsmonopole; endlich sein grossartig entwickeltes Staatsschatz- und Kornmagazinsystem: alles diess steht zu Ad. Smith in einem völlig ebenso schroffen Gegensatze, wie zu den Physiokraten, die in dem bekannten Mauvillon-Mirabeau'schen Werke dawider protestirt haben. Ja, man darf sagen, in der zweiten Hälfte seiner Regierung, die überhaupt den Principien seines Vaters wieder viel näher rückte,

---

11) In den Berichten der philologisch-historischen Klasse dieser Gesellschaft 1866, S. 89 fg.

als die erste, ist der Gegensatz zwischen ihm und dem Smith'-schen Systeme immer noch schroffer geworden. — Ebenso wenig hat Joseph II. von Ad. Smith Notiz genommen, der mit dem Kaiser bekanntlich in Einem Jahre starb. Wie Joseph überhaupt der Mann war, die entgegengesetzten Extreme ziemlich unvermittelt in seiner Person zu vereinigen; wie seine gesammte Regierungsthätigkeit zugleich an Friedrich d. Gr. und an die Anfänge der französischen Revolution erinnert: so ist insbesondere seine Volkswirthschaftspolitik wie ein Strom aus zwei sehr heterogenen Flüssen zusammengesetzt, deren Gewässer sich durch sein ganzes Leben hindurch wohl unterscheiden lassen. Ich meine den populationistischen Mercantilismus, wie Sonnenfels ihn in Österreich vertreten hatte, und die Physiokratie! — Endlich war damals unter den kleineren deutschen Fürsten der persönlich bedeutendste und für den Volkswirth anziehendste, der Markgraf Karl Friedrich von Baden, ein orthodoxer Physiokrat; die Physiokraten aber sind für die Fortentwickelung ihrer Sectenlehre zu dem grossen wissenschaftlichen Systeme Ad. Smiths jeder Zeit wenig zugänglich gewesen. Und diesen Eindruck macht die bekannte Schrift des Markgrafen: *Abrègé des principes de l'économie politique*, die 1772 zu Carlsruhe erschien und deren eigenhändiges Originalmanuscript der Marquis von Mirabeau zum Geschenk erhielt, in ganz besonderem Grade: so jüngerhaft enthusiastisch ist ihre stammbaumähnliche Form, ihr lapidarer Stil, die geringfügige Originalität ihres Inhalts, der sein Gewicht fast ausschliesslich aus der hohen und mächtigen Stellung des Verfassers entlehnt.

Ganz anders in der Generation, deren Lebens- und Wirkensblüthe dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts angehört. Die meisten preussischen Staatsmänner, welche sich um Stein gruppieren, Thaer, Gruner, ganz besonders jene Ostpreussen, die zur Wiederaufrichtung des gefallenen Staates am meisten beigetragen haben, stehen nationalökonomisch auf den Schultern Ad. Smiths. Von Stein selbst habe ich anderswo[12]) gezeigt, dass er, einer der grössten deutschen Volkswirthe und Finanzmänner, auf diesem Gebiete regelmässig Ad. Smith folgt; und dass alle Abweichungen von solcher Regel auf drei Grundverschiedenheiten der beiden grossen Männer zu-

12) Deutsche Vierteljahrsschrift, 1866, Heft III, S. 80 ff.

rückgeführt werden können: Stein kein Gelehrter, sondern Staatsmann, kein Schotte, sondern Deutscher, kein Mann des 18. Jahrhunderts, sondern des 19., welches in langer Entwickelung und schweren Kämpfen so manche Anschauung der Väter lückenhaft, so manche Voraussetzung derselben illusorisch befunden hatte. Übrigens sind seine meisten Abweichungen von Smith in den Tagen seines Alters stärker geworden, als während seiner besten Zeit. — So war der geistig bedeutendste Mann des Metternich'schen Österreich, Friedrich Gentz, wie seine Schrift: »Über den jetzigen Zustand der Finanz-Administration und des Nationalreichthums von Grossbritannien«[13]) bezeugt, damals durchaus Smithianer, nur mit dem Zusatze, dass er die Folgerungen, welche das Pitt'sche Ministerium aus Smith'schen Grundsätzen zog, insbesondere für Staatsausgaben, Staatscredit und Bankwesen, allzu bereitwillig acceptirte. — Und um noch schliesslich neben Preussen und Österreich auch des rheinbündischen Deutschlands zu gedenken, so preiset H. W. Crome in dem berüchtigten Einleitungsaufsatze seiner Zeitschrift[14]) die Gründung des Rheinbundes nicht bloss wegen Minderung der Kleinstaaterei, vermehrter Unabhängigkeit guter Fürsten gegenüber dem Reiche wie den Landständen, ebenso auch weil die neue Verfassung viel energischer werde gehandhabt werden, als die alte; sondern namentlich, weil es nunmehr viel leichter geworden sei, »die deutsche Nationalökonomie nach dem durch Soden, Hufeland, Jakob verbesserten Systeme des berühmten Ad. Smith zu vervollkommnen«.

In der Zwischenzeit zwischen diesen Gegensätzen muss also das Smith'sche Werk auf deutschem Boden Wurzel gefasst haben.

## II.

## Früheste Kritiker und Benutzer Adam Smiths in Deutschland.

Dass die Göttinger gelehrten Anzeigen so ganz besonders früh von Ad. Smiths Werke Notiz genommen haben, wird mit folgenden Umständen zusammenhängen. Einmal mit

13) Gentz Historisches Journal, 1799. Bd. III.
14) Germania (1807), Heft I, S. 1—32.

der in jener Zeit so hohen Bedeutung der Göttinger Universität gerade für Geschichte und Staatswissenschaften (Gatterer, Schlözer, Pütter, Feder, Meiners etc.); sodann mit der politischen Verbindung zwischen Kurbraunschweig und Grossbritannien, die u. A. eine solche Menge studierender Engländer nach Göttingen führte, dass ein Mann wie Lichtenberg eigens auf sie berechnete Vorlesungen ankündigen mochte. (So z. B. im Winter $1777/_{8}$.) Wir finden also schon am 10. März und 5. April 1777 eine ausführliche und für ihre Zeit recht tüchtige Recension des Smith'schen Nationalreichthums.

Das Buch heisst hier »ein klassisches, sehr schätzbar sowohl von Seite der gründlichen, nicht zu eingeschränkt politischen, oft sehr weit blickenden Philosophie, als von Seite der beständigen, oft ausführlichen historischen Erläuterungen. Der Vortrag sei ungemein fasslich, und durch die kleinen, sowohl philosophischen als historischen, Ausbeugungen noch unterhaltender«; nur für geübte Leser dann und wann zu reich an Wiederholungen. Von Steuart weiche Ad. Smith in vielen Hauptpunkten ab, zuweilen mit starker Ausdrucksweise. Näher stehe er dem Systeme der französischen Lehre. Die Bedenken des Recensenten sind namentlich gegen die absolut freie Concurrenz gerichtet, ganz besonders wo es sich um Krämer und andere Beförderer des Luxus handelte. »Die vielen schlechten Waaren und Betrügereien, die daher entstehen, da bei der zu grossen Mitbewerbung nur durch wohlfeile Preise und leichten Credit Kunden erlangt werden können; der Ruin Vieler, die bei solcher Freiheit ein vorzüglich reizendes, aber nicht so Vielen erspriessliches Gewerbe wählen; die Folge, dass mancher geschickte Mann, zumal wenn er recht ehrlich ist, bei der zu grossen Concurrenz unterdrückt wird«: scheinen dem Rec. »überwiegende Übel« zu sein. Namentlich findet er die Verwerfung aller Schutzzölle zu weitgehend. Manche Fremdwaaren liessen sich wirklich ohne Schaden entbehren. Es sei nicht bewiesen, dass es den Inländern bei ganz freier Einfuhr niemals an gleich guter oder besserer Beschäftigung fehlen könne; oder dass Gewerbe, die erst mit der Zeit ihren Unternehmer entschädigen, dann aber sehr gemeinnützig sind, ohne besondere Begünstigung immer angefangen würden. — Er glaubt ferner nicht an die Unproductivität der gelehrten Beschäftigungen. Er bezweifelt, dass bei grosser Sparsamkeit Aller und eben darum sehr rasch

wachsender Kapitalmenge immer gleich Gelegenheit zur nützlichen Anlage dieser Kapitalien sein werde. Ad. Smiths Urtheil über die Luxusgesetze, dass sie auf eitler und unverschämter Anmassung der Herrscher beruhen etc., findet er »zu hitzig«. Ebenso beschränkt er die Behauptung Smiths, dass die amerikanischen Minenproducte auf die Verminderung der Geldzinsen gar keinen Einfluss gehabt hätten: die vermehrte Geldmenge habe allerdings zur Vermehrung der Unternehmungen, und diese nach Smiths eigener Annahme zur Erniedrigung des Zinsfusses beigetragen. Überall habe Smith »vielleicht zu sehr auf die durch ihr gemeinsames Resultat natürlicher Weise das gemeine Wohl fördernden Bestrebungen des Eigennutzes der Einzelnen gerechnet«. Und »viele seiner Sätze dürfen nicht in die allgemeine Politik aufgenommen werden, sondern sind nur bei einer gewissen Stufe der Industrie, des Reichthums und der Aufklärung richtig«.

Wenig später fallen zwei Recensionen der mittlerweile erschienenen Übersetzung von Schiller in der Nicolai'schen Allgemeinen deutschen Bibliothek: Bd. 31, S. 586 ff. (1777), und Bd. 38, S. 297 ff. (1779). Der erste Recensent ist offenbar Physiokrat. Er freuet sich, dass man seit Hume, Quesnay, Genovesi u. A. die Staatswirthschaft aus einer blossen Cameraldisciplin wieder zu einem Zweige der Philosophie gemacht habe; dass man auch in Deutschland, seit dem Vorgange von Reimarus und Schlettwein, die Justi'schen Grundsätze anfange zu verlassen. Ad. Smiths Weg, um den Gang des menschlichen Fleisses und die Entstehungsweise der Reichthümer zu erklären, sei wohl nicht der kürzeste und einfachste, aber doch sein Werk ein sehr verdienstliches. Obschon er »die Sprache der Ökonomisten nirgendwo braucht«, findet der Recensent gleichwohl das Hauptergebniss von Ad. Smiths Untersuchungen in dem Nachweise, dass das Steigen oder Fallen der Landrente das sichere Barometer des vermehrten oder verminderten Wohlstandes sei. In allem Übrigen bleibe Smith »der Natur getreu«; nur bei seiner Bevorzugung des Binnenhandels vor dem auswärtigen und Zwischenhandel könne er den Engländer nicht verleugnen. Der Recensent behauptet dagegen, dass z. B. der Schwabe vortheilhafter mit dem Elsasser verkehre, als wenn jener z. B. mit dem Schlesier, dieser mit dem Provençalen Handel triebe.

Auch die zweite Recension findet eigentlich gar keinen Unterschied zwischen Ad. Smith und den Physiokraten. »Er behauptet, ausgenommen die Lehre von den Auflagen, keinen Satz, den nicht auch diese annehmen«. Mit ihrer Lehre von der Unproductivität der Handwerker etc. wollen die Physiokraten durchaus nicht sagen, dass deren Arbeit den Wohlstand des menschlichen Geschlechts und den Werth der gesellschaftlichen Güter nicht steigerte. Ihr System ist, wie das von Smith, »das einfache und deutliche System der natürlichen Freiheit«. Gegen die von Smith empfohlenen Luxussteuern hält der Recensent vornehmlich ein, dass sie den Preis der Landproducte und damit die Landrente erniedrigen könnten.

Eine sehr ausführliche Beurtheilung Ad. Smiths, ebenfalls vom Standpunkte der Physiokratie, hat Isaak Iselin[1]) im II. Bande seiner Ephemeriden der Menschheit, S. 170—206, geliefert (1777). Wir können diesen wackern Mann wohl am kürzesten so charakterisiren, dass er wissenschaftlich in der Mitte steht zwischen Montesquieu und der Physiokratie, zugleich aber auch stark berührt ist von Rousseau'scher Empfindsamkeit. Seine Geschichte der Menschheit zeugt von lebhaftem historischen Interesse, wie er denn auch seiner begeisterten Anrede an Quesnay den Zusatz beifügt: »Ich bereue nichts mehr, als Euch zu spät kennen gelernt zu haben, obwohl ich wünschte, dass Ihr niemals den Enthusiasmus einer Secte angenommen hättet«. (VIII, 33.)

In der vorliegenden Recension heisst es von Ad. Smith, »dem durch seine Theorie der moralischen Empfindungen schon lange rühmlich bekannten«, dass er »an Gründlichkeit und Umständlichkeit Vieles vor Condillac voraus zu haben scheine, obwohl er dagegen gar zu weitläufig sei«. Der grösste Theil der Auszüge aus Smiths Werke, die sodann mitgetheilt werden, ist mit geschickter Hervorhebung des Wesentlichen gemacht, nur freilich immer mit dem Streben, die Wahrheit der Physiokratie dadurch bestätigt zu finden. So wird z. B. die Schlussbemer-

1) Geboren zu Basel 1728, studierte er in Göttingen, machte hierauf Reisen, zumal nach Paris, wurde 1754 durch die Entscheidung des Looses vom historischen Lehrstuhle ferngehalten, dagegen in den grossen Rath seiner Vaterstadt gewählt. Um 1756 wurde er Rathsschreiber, in welchem Amte er 1782 starb.

kung von Ad. Smith (B. I, Ch. 11), dass jede Verbesserung in den Umständen der Gesellschaft unmittelbar oder mittelbar die Grundrente zu erhöhen tendirt, von Iselin mit gesperrter Schrift gedruckt, obschon sie bei Ad. Smith selber keineswegs einen Hauptsatz bildet. Wenn der letztere hinzufügt, dass die Interessen der Grundeigenthümer am directesten und sichersten mit dem Interesse der ganzen Volkswirthschaft zusammenhängen: so meint Iselin, er habe durch sein ganzes erstes Buch den obersten Grundsatz der Physiokratie bewiesen. Wenn Adam Smith ziemlich beiläufig bemerkt (B. II, Ch. 1), das umlaufende Kapital, das fortwährend sowohl an das stehende Kapital, wie an den Verbrauchsvorrath abgeben müsse, bekomme seinen Ersatz hauptsächlich (diess Wort verschweigt Iselin!) aus drei Quellen, dem Erzeugnisse des Bodens, der Bergwerke und der Fischerei: so erblickt Iselin auch darin wieder den Grundgedanken der Physiokratie. Ebenso in Smiths Erörterung, wie die Städte ihren Unterhalt und Reichthum vom platten Lande ziehen; obgleich der schottische Theoretiker doch ausdrücklich hinzugefügt hatte, der Gewinn beider Theile sei gegenseitig (B. III, Ch. 1). Iselin ist in sein Princip dermassen verrannt, dass er meint: »weil die Erhöhung der Landrente die höchste wirthschaftliche Angelegenheit der menschlichen Gesellschaft ist, so ist Alles gut, was den Preis der Arbeit und den Kapitalgewinnst vermindert, und Alles schlimm, was dieselben erhöhet«! Was Smith stehendes und umlaufendes Kapital nennt, das scheint Iselin völlig gleichbedeutend zu sein mit den physiokratischen Begriffen der *avances primitives* und *annuelles*. Den Gegensatz zwischen Smith und den Physiokraten hinsichtlich der productiven und unproductiven Arbeit sucht er durch eine Erinnerung an die Verschiedenheit der Sprache zu versöhnen. Das lateinische *producere* und das französische *produire* bedeute eben etwas Anderes, als das englische *produce*. Smiths Übersetzer hätte besser gethan, von einträglicher und uneinträglicher Arbeit zu reden.

Manche Abweichungen Iselins von Smith sind darauf zurückzuführen, dass jener eine viel abstractere, daher zu doctrinären Übertreibungen mehr geneigte Natur war. So z. B. sagt Smith, dass der gesetzliche Zinsfuss nicht stark von dem natürlichen verschieden sein dürfe; Iselin dagegen erklärt es für gar nicht möglich, gute Gesetze über das Mass der Zinsen zu

machen. Eine Bank scheint dem letztern bloss dann nützlich, wenn sie all das Geld wirklich liegen hat, was ihre Papiere vorstellen sollen. Smiths Lehre von der geringern Vortheilhaftigkeit des Zwischenhandels verglichen mit dem Aus- und Einfuhrhandel, und dieses letztern wieder verglichen mit dem Binnenhandel, ist auch nach unserer Meinung falsch; aber gewiss nicht aus dem Grunde, welchen Iselin dafür angibt: »weil der Vortheil eines Volkes der Erde jeweilen auch für jedes andere mit ihm handelnde Volk ein Vortheil sein müsse«. Zuweilen versteht er Smith offenbar nicht recht, wo er gegen ihn streitet: so z. B. in seiner Polemik gegen den Ausdruck »Monopolpreis«, den Smith von dem Verhältnisse des Grundeigenthümers zum Pächter gebraucht hatte, und den er mit dem Ausdrucke »Concurrenz« vertauscht sehen will. Eine wirkliche Berichtigung Smiths finde ich nur da, wo Iselin behauptet, dass eine Geldvermehrung unter gewissen Umständen, namentlich in einem einzelnen Lande, gar wohl den Zinsfuss erniedrigen könne.

Die Lehre der Physiokraten ist so steif doctrinär und eben darum so wenig entwickelungsfähig, dass ihre strengen Anhänger, Ad. Smith gegenüber, niemals weit über den Iselin'schen Standpunkt hinausgekommen sind.

Wenn Mauvillon sagt, Niemand bewundere Ad. Smith mehr als er, aber auch ein grosser Mann könne irren[2]: so hat das zustimmig wie kritisch gleich wenig zu bedeuten.

Nicht uninteressant ist die Art, wie Garnier in der Vorrede zu seiner vortrefflichen Übersetzung des Smith'schen Werkes dasselbe mit der Physiokratie zu versöhnen strebt (1802). Beide widersprechen einander nicht; doch habe Smith einen viel praktischern Gesichtspunkt. Nur die Feldarbeit liefert einen Reinertrag; da dieser jedoch nur durch die Gewerbtreibenden rechten Werth empfängt, so ist die physiokratische Eintheilung der Arbeiter in productive und sterile ziemlich unpraktisch. Ebenso ist es wahr, dass der physiokratische *impôt unique* an sich die beste Steuer sein würde; aber der praktische Staatsmann gibt die indirecten Abgaben doch nicht auf, weil sie unmerklicher sind, also lieber gezahlt werden etc. Die Physiokraten haben die Volkswirthschaftslehre wie eine Physik be-

2) Physiokratische Briefe an Dohm (1780), S. 16.

handelt, Ad. Smith wie eine moralische Wissenschaft. Auf die Natur aber hat der Mensch viel weniger Einfluss, als auf die Arbeit etc.; diess macht Smith viel belehrender für den Staatsmann. Indessen ist auch bei ihm die Landrente eigentlich ganz das physiokratische *produit net;* die Manufacturisten etc. können auch bei ihm den Volksreichthum nur durch Ersparnisse fördern. Die Physiokratie verfährt abstract, absolut, als wenn die ganze Welt Ein Volk wäre; Ad. Smith hingegen relativ, mit steter Rücksicht auf die Wirklichkeit. Hier kann sich ein fleissiges und gut regiertes Volk vielleicht am schnellsten durch Gewerbfleiss bereichern, obschon immer nur auf Kosten der unwissenderen Völker; und das haben auch die Physiokraten nicht geleugnet. Smith kümmert sich nicht um den innern, sondern nur um den repräsentativen Werth der Güter, der auf Arbeit ruhet, während jener auf der Natureigenschaft, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen, begründet ist. Selbst dass alle Steuern schliesslich aus dem *produit net* gezahlt werden, soll eigentlich Smith auch gemeint haben. [3]

Noch harmonistischer verfährt Friedr. Karl Fulda in seiner Schrift über das Nationaleinkommen (1805), worin er nicht bloss den höchlich bewunderten Ad. Smith, sondern auch die mercantilen Überschätzer der Geldmenge und Volkszahl mit den Physiokraten zu versöhnen bemühet ist. In den wichtigsten Punkten stimmen die letzteren mit Smith überein; viele Grundwahrheiten haben sie zeither noch allein aufgestellt. Gegen das Smith'sche Preismessen durch Arbeit wendet Fulda ein, das Bedürfniss gehe der Arbeit voran, sei folglich ein noch besseres Preismass (S. 11 fg.). Daneben theilt er die physiokratische Ansicht, dass die Verarbeitung den Werth des Rohstoffes nur um den Werthbetrag der inzwischen verzehrten anderen Rohstoffe erhöhet (S. 12). Er sucht aber mit echt physiokratischen, d. h. sehr willkürlichen Ziffern, die er aus dem Beispiele von England und Württemberg entlehnt, zu zeigen, wie die Smith'sche und die physiokratische Berechnung des Volkseinkommens doch wesentlich auf dasselbe Resultat hinauslaufen. Nur sei es leichter, das Reineinkommen des Volkes im Ganzen, als das summirte Reineinkommen aller Einzelnen zu ermitteln (S. 41). Die Grundsteuer als *impôt unique* will er

3) Vgl. noch die 39. Note des V. Bandes der Übersetzung.

nur im blossen Ackerbaustaate empfehlen; gibt auch nach Canard zu, dass sie insoferne von Allen getragen wird, als sie Alle zur Beschränkung ihres sonst möglichen Genusses zwingt (S. 62 fg.).

Der »letzte Physiokrat«, Theodor Schmalz[4]), legt in seinem Urtheile über Ad. Smith eine Verbissenheit an den Tag, wie sie bei enthusiastischen Anhängern einer veralteten Secte nur zu häufig gefunden wird. Den Colbertismus vergleicht er mit dem Ptolemäischen Weltsysteme, die Physiokratie mit dem Copernikanischen. Ad. Smith sei gewissermassen der Tycho de Brahe dazwischen, »welcher die Gewalt der Wahrheit bei Copernikus nicht verkennen mochte, doch aber theils sie nicht ganz durchschaute, theils von Vorurtheil sich nicht ganz losreissen konnte, theils endlich den Ruhm der Selbsterfindung und der Vereinigung aller Parteien suchte«. Gewiss war er, wie Tycho, »ein Mann hochzuverehrenden Geistes, seinen Anhängern aber vornehmlich dessbalb lieb, weil er ihnen die Mühe spart, die innersten Tiefen des Schachtes zu befahren, aus welchen er ihnen Quesnays Goldkörner gegeben hat«. Das System Quesnays hält Schmalz »schlechthin für einzig wahr, und ist überzeugt, es werde bald überall triumphiren« (Staatswirthschaftslehre in Briefen, 1818, I, S. 244 fg.). Gleichwohl »ist Ad. Smith die Mode (II, S. 106). Er hat die ganze Gewerbepolizei der Physiokraten aufgenommen, doch auch das alte Finanzwesen damit vereinigen wollen, und danach die ersten Grundsätze gemodelt (Encyklopädie der Cameralwissenschaften, II. Aufl. 1819, S. V). So stellt sich denn seine Finanzwissenschaft nur als ein Chaos vagen Raisonnements dar; und diess ist denen gar angenehm, welche ihre Thorheiten ungern geprüft sehen« (Staatswirthschaftslehre II, S. 187).

Zu den frühesten und ausführlichsten Kritiken, die Ad. Smith in Deutschland gefunden hat, gehört die von Joh. Friedr. von Pfeifer, in dessen grossem Werke: »Berichtigungen berühmter Staats-, Finanz-, Polizei-, Cameral-, Commerz- und ökonomischer Schriften dieses Jahrhunderts« (1781 ff.), Bd. III, S. 1—152 (1782).

4) Geboren zu Hannover 1760, wurde Schmalz 1787 Professor zu Rinteln, 1789 zu Königsberg, 1802 zu Halle, 1810 erster Rector der Berliner Universität und Ordinarius der Juristenfacultät daselbst. Er starb zu Berlin 1831.

Der Verfasser[5]) war ein zu seiner Zeit nicht unangesehener Mann. Wir können ihn in seinen zahlreichen selbständigen Werken — namentlich seinem »Lehrbegriffe sämmtlicher ökonomischen und Cameralwissenschaften« (IV, 1773 ff., von der Allgemeinen deutschen Bibliothek oft als das vorzüglichste Buch dieser Art hervorgehoben), seiner »Natürlichen, aus dem Endzwecke der Gesellschaft entstehenden, allgemeinen Polizeiwissenschaft« (II, 1779) und seinem »Grundrisse der Finanzwissenschaft« (1781) — als einen rechten Vertreter der cameralistischen Durchschnittsbildung im damaligen Deutschland charakterisiren. Er ist wesentlich Eklektiker und Praktiker, in dieser Hinsicht nicht ohne Ähnlichkeit mit seinem jüngern, aber viel mehr statistisch und ästhetisch gebildeten Zeitgenossen Christ. Wilh. Dohm. Kein Mercantilist in dem Sinne, dass er Gold und Silber für den absoluten Volksreichthum hielte (Polizeiwissenschaft I, S. 375 ff.). Aber doch von der Ansicht, dass »Fabriken vernünftiger Weise keinen andern Zweck haben, als das Geld für die Bedürfnisse der Einwohner im Lande zu erhalten und fremd Geld hereinzuziehen« (a. a. O. II, S. 286). Den Physiokraten so sehr entgegen, dass er ein eigenes Buch: »Antiphysiokrat« (1780) schrieb, und ihren *ordre social* mit einem vergifteten Apfel in goldener Schale verglich (Polizeiw. II, S. 93). Aber doch zugleich von dem Unterschiede der »schöpferischen und der anderen nützlichen Klassen« durchdrungen (I, S. 56). Er will die Mitte halten zwischen den »Stubentheoretikern«, welche der Polizei fast gar nichts einräumen, und dem entgegengesetzten Extreme (II, S. 23 fg.), empfiehlt aber gleichwohl statt der Kleiderordnungen nicht bloss Hof-, sondern selbst Bürgeruniformen (II, S. 238). Ein entschiedener Feind jeder politischen

---

5) Geboren 1718 zu Berlin, trat Pfeifer schon früh in preussische Kriegsdienste, nahm insbesondere als Offizier an der Schlacht bei Molwitz Theil, wurde hernach Kriegscommissar, Kriegs- und Domänenrath, von 1747—1750 Director der Auseinandersetzungscommission und der neuen Etablissements in der Kurmark, zuletzt mit dem Titel eines Geheimen Rathes. Er fiel aber in Ungnade, wurde sogar wegen vermeintlichen Unterschleifes nach Spandau gebracht, von wo er zwar wieder loskam, den preussischen Dienst jedoch verliess. Nachdem er vorübergehend für mehrere Reichsfürsten Geschäfte besorgt, lebte er eine Zeitlang in gelehrter Musse zu Hanau und Frankfurt a. M. Als die Mainzer Universität verbessert wurde, nahm er 1782 eine Professur der ökonomischen und Cameralwissenschaften daselbst an, die er bis zu seinem Tode (1787) bekleidete.

Universalmedicin, welche z. B. Russen und Holländer gleich behandelt (II, S. 75. 509 ff.). Aber doch auch sehr gegen das polizeiliche Separatinteresse der vielen deutschen Kleinstaaten, das jede allgemeine Verbesserung hindert (I, S. 36. II, S. 19). Die »am wenigsten unvollkommenen« Polizeigesetze findet er in Preussen; doch sei auch in Wien die Polizei »bis auf einige Mängel fürtrefflich« (I, S. 10 fg.). Überhaupt stimmt er mit den populationistischen Grundsätzen eines Sonnenfels und der Beglückungstheorie eines Justi wesentlich überein. Wegen seiner praktischen Richtung ist er kein Freund gelehrter Citate, dagegen sehr unbedenklich im Ausschreiben anderer Schriftsteller: wie denn z. B. sein »Grundriss der wahren und falschen Staatskunst« (1778 fg.) im I. Bande fast ganz auf Genovesi, im II. auf Justi beruhet.

Bei aller Achtung vor Ad. Smith hat Pfeifer doch für die eigentliche Grösse des Mannes so gut wie gar kein Verständniss. Was er an ihm billigt, das haben nach seiner Ansicht grossentheils schon Justi, Genovesi und namentlich Pfeifer selbst oft genug auch gesagt (Berichtigungen III, S. 71. 79. 98. 140). Im Wesentlichen ist auch ihm Smiths Werk, »das allerdings viel Gutes, Wahres, Menschenfreundliches enthält, doch nur ein verfeinertes System der Physiokratie, das, weil es übers Meer gekommen, von Manchen auch nicht verstanden wird, und mit einem neuen Gewande versehen ist, mehr Annehmlichkeiten zu besitzen scheint, als was unsere lieben Landsleute über diesen Gegenstand geschrieben haben. Der einzige Unterschied zwischen Ad. Smith und den orthodoxen Physiokraten wird darin bestehen, dass er Luxussteuern zulässt, sie aber zugleich unübersehlichen Schwierigkeiten unterwirft; und dass er Jedermann die Verbindlichkeit auflegt, zu den Staatsausgaben verhältnissmässig beizutragen, ohne zu diesem Endzwecke anwendbare Regeln zu geben« (S. 150 fg.). Am meisten fühlt sich unser Kritiker dem Smith überlegen, wo dieser beiläufig die Productivität des Kartoffel- und Weizenbaues mit einander vergleicht. »So gehts, wenn ein Doctor der Rechte u. s. w. Hätte der Verfasser einen Stärkemacher, Branntweinbrenner etc. zu Rathe gezogen, so würde ihm dieser gesagt haben, u. s. w.« (S. 37).

Viele »Berichtigungen« Pfeifers bestehen einfach darin, dass er bei Gelegenheit einer Äusserung Smiths Bemerkungen macht, die von diesem gar nicht bestritten sein würden, die

also vor ihrem Ziele einfach vorbeischiessen. So z. B. S. 12. Auf die Domänenfrage gibt er im Wesentlichen dieselbe Antwort, wie Smith: Veräusserung der Domänen; nur möchte Pfeifer diess mehr im Detail beschrieben sehen (S. 139). Smiths Erklärung, wesshalb die Arbeitsherren gewöhnlich im Stande sind, einen Strike länger auszuhalten, als ihre Arbeiter, eine Erklärung, deren klassische Vortrefflichkeit besonders darin liegt, dass sich ihre Gründe fast wörtlich auf so viele andere Lebensverhältnisse, so z. B. das zwischen Regierung und Volk, übertragen lassen: bekämpft (?!) er mit der Forderung, die Polizei müsse den Lohn in einer für beide Theile billigen Höhe festsetzen (S. 19). Wie ein hoher Lohn der Industrie im Ganzen förderlich sein könne, geht offenbar über das Begriffsvermögen Pfeifers (S. 23 fg.). Ebenso hält er gegen die richtige Lehre, dass mit dem Wachsen des Volksreichthums der Zinsfuss zu sinken tendirt, nur die Ausnahme ein, wie durch Steuern alle Waarenpreise, also auch die Interessen vom Gelde, vertheuert werden können (S. 26).

Am meisten einzuwenden hat Pfeifer gegen die Smith'sche allgemeine Handelsfreiheit, »die nie in der Welt gewesen ist, nicht in der Natur gegründet, so lange die Menschen Menschen bleiben; ein noch grösseres Hirngespinnst, als die Einführung der Universalmonarchie oder eines Völkertribunals zum ewigen Frieden« (S. 109 fg.). Die Aufhebung der Majorate etc. will er nicht unbedingt fordern; ökonomische und populationistische Gründe sprechen dafür, aristokratische dagegen: so dass man unter verschiedenen Umständen verschieden wird urtheilen müssen (S. 89 ff.). Smiths Polemik gegen die Zünfte billigt Pfeifer, warnt aber doch aus praktischen Gründen vor jeder allzuplötzlichen Abschaffung (S. 31). Der Vorzug, welchen Smith dem Binnenhandel gegenüber dem auswärtigen oder gar Zwischenhandel zuschreibt, will ihm nicht einleuchten; zu einer wirklichen Widerlegung bringt er es jedoch nicht (S. 81). Dass sich die Gewerbe schon vor der Vollreife der Rohproduction ausbilden, findet er nicht so »unnatürlich«, wie Ad. Smith (S. 95). Wenn er auch zugibt, dass man in Schottland z. B. keinen Weinbau erzwingen darf, so leugnet er doch Ad. Smiths Voraussetzung, dass Jedermann ohne Staatsleitung immer schon von selbst den vortheilhaftesten Betrieb wähle (S. 103). Ebenso bezweifelt er die Möglichkeit, einen auswärtigen Krieg zu führen,

wenn man nicht Geld und Geldschätze hat (S. 98); hält es auch für unpraktisch, den Bau der Kanäle, Chausseen etc. der Privatunternehmung zu überlassen (S. 133).

Sehr interessant sind die Thatsachen, welche wir aus den Göttinger gelehrten Anzeigen vom 9. October 1793 und vom 29. November 1794 erfahren: bei Gelegenheit einer Recension erst der Weidmann'schen Übersetzung (1792) von Adam Smiths Nachträgen zur dritten Auflage, hierauf der Garve-Dörrien'schen Übersetzung (1794) der 4. Auflage des ganzen »unsterblichen« Werkes. Die Weidmann'sche Buchhandlung hatte über Geringfügigkeit des Absatzes geklagt, der erst seit Kurzem anfange bedeutender zu werden. Der Recensent tröstet sie desshalb mit den Worten: »Smith bleibt kein Ladenhüter, denn die Vernunft behält am Ende ihr Recht«. Die Thatsache der langsamen Verbreitung erkläre sich aus der grossen Schwierigkeit des Originals, selbst für den geborenen Engländer. »Der Glaube an alte Sätze, die schon in so vielen Compendien stehen, ist so sanft und süss, und das Nachdenken und sich zu eigen Machen einer neuen und dunkel ausgedrückten Lehre kostet so viel Zeit und Mühe, dass man schneller ein eigenes Buch cameralistischen Inhalts zusammenschreibt, bevor man in demselben Zeitraume Smith würde verstanden haben. So mögen sie dann Exporten und Importen berechnen, so lange es ihnen beliebt!« Sehr gute Folgen erwartet der Recensent davon, dass sich ein Mann wie Garve der Empfehlung Smiths angenommen. Bisher sind dessen Grundsätze in Deutschland weder verbreitet, noch ihre Widerlegung nur einmal versucht worden. »Wenn man sein Buch hier und da citirt findet, so scheint es doch, die leichten Kapitel abgerechnet, als habe man ihn nie gelesen. Auf Veränderung der Doctrin in Deutschland hat er noch gar keinen Einfluss gehabt. Man betet lieber Anderen nach, weil man sie mit mehr Gemächlichkeit verstehen kann«.

Ich habe diese Behauptung beim Durchforschen der Literatur zwischen 1776 und 1794 vollkommen bestätigt gefunden, sowohl in den Lehrbüchern und Monographien, als in den gelehrten und politischen Zeitschriften. Selbst die Göttinger gelehrten Anzeigen, die sich um die Einführung Ad. Smiths in Deutschland so grosses Verdienst erworben haben, sind in der langen Zwischenzeit zwischen den erwähnten Recensionen über ihn gänzlich still, so dass sie z. B. am 31. Mai 1781 einen Mann

wie Büsch ganz auf dieselbe Stufe nicht bloss mit Steuart, sondern mit Smith stellen.

Der in Deutschland seit 1765 unstreitig einflussreichste Theoretiker, Sonnenfels, nimmt noch in der 7. Auflage seiner Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz (1805) von Smith so gut wie gar keine Notiz. Er citirt denselben wohl ganz beiläufig als Gegner der Physiokratie (Finanz, S. 280), oder wegen seines schnell berühmt gewordenen Beispiels von der Nadelfabrikation (Handlung, S. 197): von seiner wirklichen Grösse scheint er keine Ahnung zu haben. Ja, die Citate sind in einer Form, die es sehr zweifelhaft lässt, ob Sonnenfels den Smith überhaupt nur gelesen. — Der fleissigste Compendienschreiber jener Zeit, Jung Stilling, der theoretisch ganz auf Sonnenfels' Schultern steht, nur etwa mit einiger Hinneigung zu Büsch, führt z.B. in seiner Polizeiwissenschaft (1788) Adam Smith nur ganz kurz in der Bücherkunde *s. v.* Gewerbepolizei an. In seiner Finanzwissenschaft (1789, S. 104) erwähnt er ihn ebenso kurz als Gegner der Physiokratie neben Dohm, Schlosser, Pfeifer. Irgendwie von Smith gelernt zu haben scheint er gar nicht. — Bei A.L. Schlözer finden sich freilich in der Schrift: Allgemeines Staatsrecht und Staatsverfassungslehre (1793) Spuren von Beeinflussung durch Smith: so z.B. wo er die »eigentlichen Erwerber im metapolitischen Sinne, d.h. Gewinner, Veredler und Vertauscher«, von deren »Kostgängern« sondert, welche »aus Diensten, Erbe, Zufall, Missbräuchen, Almosen, Raub« ihren Unterhalt ziehen, obschon sie oft eine Bedingung des Erwerbes jener sein mögen (S. 19 fg.). Schlözers berühmte Zeitschriften aber (Briefwechsel 1776—1782, Staatsanzeigen 1782—1793) stehen noch durchweg auf dem Standpunkte von Sonnenfels, und sind namentlich in Bezug auf Geldwesen, Handelsbilanz etc. von Smiths Ansichten überaus fern.

J. Möser, den ich für den grössten deutschen Nationalökonomen seiner Zeit halte, liegt den meisten Eigenthümlichkeiten Ad. Smiths so diametrisch gegenüber, dass es begreiflich ist, wenn er auch in seinen nach 1776 verfassten Schriften (die letzte 1791,) auf diesen keinerlei Rücksicht genommen hat. Wohl der tiefste Grundzug seiner Nationalökonomik ist ein lebhafter Widerwille gegen jede hoch entwickelte Arbeitstheilung. In der Landwirthschaft bekämpft er aufs Entschiedenste

jenes strenge Privateigenthum an Grundstücken, dessen Durchführung den leitenden Gedanken der neuern Agrarpolitik, und so auch bei Smith, bildet. Für seine Gewerbe- und Handelspolitik ist die Vorliebe für Corporationen ebenso charakteristisch, wie bei Smith die Abneigung dagegen. So wenig Möser den Geldreichthum und die Volksmenge in mercantilistischer Weise überschätzt, so entscheidet er sich doch in Zollfragen durchweg »für Colbert gegen Mirabeau«, der ja in dieser Hinsicht wesentlich neben Smith steht.

Der geistreiche, aber nationaleitle und originalitätsprahlerische Geschichtschreiber des deutschen Handels, Friedrich Christoph Jonath. Fischer[6]), stimmt in mancher Lehre mit Ad. Smith überein. So z. B. in seiner Ansicht von dem natürlichen Entwickelungsgange der Volkswirthschaft (Gesch. des teutschen Handels IV, S. 164. 319), vom Nutzen der Handelsfreiheit für die naturgemässe Industrie (III, S. 448 ff.), selbst in einzelnen Punkten seiner Geldtheorie (IV, S. 687). Wie wenig er diess aber Smith verdankte, beweiset er durch seine vielen geringschätzigen Bemerkungen über die Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts, zumal die ausländischen, die Fischer bloss in seiner Jugend imponirt hätten (Vorrede zu Band IV). Gern eifert er gegen die neueren Cameralisten, die am Pult müssige Speculationen und Hypothesen aushecken, ihr Wissen aus lauter neuen, meist ausländischen Büchern schöpfen, dagegen Beobachtung, Erfahrung und die alten Schriften unserer Landsleute verachten (IV, S. 782). Wie Deutsche die wahren Entdecker Amerikas sind, so auch die ersten und vornehmsten Schriftsteller über Staatswissenschaft und Staatswirthschaft (IV, S. 443. 811).

Der bedeutendste Vertreter hanseatischer und freihändlerischer Interessen im Sinne jener Zeit ist Joh. Georg Büsch[7]), der mit Sonnenfels, dem mercantilistisch-populationistischen Vertreter der grossstaatlichen Politik, und mit Möser, dem geschichtlich-conservativen Vertreter der Mittelstaaten, den Ho-

---

6) Geboren zu Stuttgart 1750, gestorben als Professor des Staats- und Lehnrechts zu Halle 1797. Seine Geschichte des teutschen Handels, der Schiffahrt etc. erschien 1785 ff.

7) Vgl. meine Abhandlung: Zur Erinnerung an J. G. Büsch, in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 1867, Heft 2 und 3.

rizont damaliger deutscher Nationalökonomik so ziemlich abschliesst. Büsch hat nun allerdings schon in der ersten Auflage seines Buches vom Geldumlauf (1780), viel mehr noch in der zweiten (1800) Ad. Smith berücksichtigt. Doch fast niemals ohne eine gewisse Krittlichkeit, ja Bitterkeit, und meist nur in Nebenpunkten. Er glaubt offenbar, dass Smith vom grossen Publicum weit überschätzt werde, und reibt sich desshalb gern an ihm. So wirft er ihm Mangel an Gelehrsamkeit, an Genauigkeit, an Consequenz, an Klarheit im Einzelnen vor. Er tadelt die Bequemlichkeit, die Smith z. B. gehindert habe, sein »lehrreiches« Kapitel über die Kolonien mit den durch Nordamerikas wirklich vollzogenen Abfall nöthigen Nachträgen zu versehen. Er wundert sich, dass Smith im Eingange seines Werkes fast »geflissentlich« den Geldumlauf übersehen habe, welcher doch viel wichtiger sei, als die Arbeitstheilung (Abhandlung vom Geldumlauf I, 29). Von seiner wirklichen Grösse muss auch Büsch keine Ahnung gehabt haben. — So kümmert sich gleichfalls der berühmte preussische Minister von Struensee[8]), dessen Theorie auf einer Mischung von Ansichten Friedrichs d. Gr., Büschs und Pinto's beruhet, um Ad. Smith durchaus gar nicht.

Von geringeren Autoren will ich nur wenige herausheben. So erzählt L. B. M. Schmid (Lehre von der Staatswirthschaft, II, 1780), dass er früher nach Verri und dem Versuch über Gesetzgebung vom Verfasser der philosophischen Träume gelesen habe; jetzt empfiehlt er seinen Zuhörern Genovesi, Steuart und Montesquieu. Von Smith keine Rede! Lamprecht (Encyklopädie und Methodologie der ökonomischen, politischen und Cameralwissenschaften, 1785), Walther (Versuch eines Systems der Cameralwissenschaften, IV, 1793 ff.) und Rössig (Neuere Literatur der Polizei und Cameralistik, II, 1802) citiren Smith wohl für Einzelheiten, aber ganz selten und ohne mehr als einen höchst oberflächlichen Gebrauch davon zu machen. Ebenso Niemann (Grundsätze der Staatswirthschaft, 1790), der in der Vorrede ausdrücklich Galiani, Necker, Büsch und Öder als seine Hauptführer bezeichnet. Nau (Erste Linien der Kameralwissenschaften, 1791) und Rüdiger (Lehrbegriff der Polizei und Finanzwissenschaft, 1795) berücksichtigen Smith

8) Seine, seit 1776 erschienenen, Abhandlungen sind 1800 in III Bänden gesammelt herausgegeben worden.

gar nicht, was bei Rüdiger um so mehr befremdet, als dieser in seiner ersten Schrift (Über die systematische Theorie der Cameralwissenschaften, 1777) ein nicht verächtliches Talent für eigene Systematik und Kritik fremder Systeme gezeigt hatte. Noch 1802 konnte ein Mann wie G. H. von Berg ein voluminöses und einflussreiches Handbuch der Polizei verfassen, worin von Smith'schen Einflüssen nicht mehr zu bemerken ist, als 23 Jahre vorher bei Pfeifer.

## III.

### Garve.

Die erste gute Übersetzung des Smith'schen Nationalreichthums (und zugleich die zweite überhaupt) ist Deutschland zu Theil geworden durch Christian Garve.[1] [2]) Dieser ausgezeichnete Eklektiker und Popularphilosoph, einer der würdigsten Vertreter der Übergangsperiode zwischen Wolf und Kant, war überhaupt ein Freund der Übersetzerarbeit: wie er denn z. B. Fergusons Moralphilosophie (1772), Cicero *De Officiis* (1783), Macfarlan's Buch über die Armuth[3]) (1785), Aristoteles' Ethik (1798) und Politik (posthum herausgegeben von Fülleborn 1803) etwa in Wielands Weise verdeutscht hat, und bescheiden selbst versichert, dass er eigentlich immer nur die Gedanken Anderer commentirt habe und erst durch diese zu

---

1) Geboren zu Breslau 1742, gestorben daselbst 1798. Er war 1768 bis 1772 ausserordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig (Nachfolger Gellerts), zog sich dann aber nach Breslau zurück.

2) III Bände 1794, in zweiter Auflage 1799, in dritter 1810; nachgedruckt 1796 ff., Garve wurde dabei unterstützt von dem Leipziger Ober-Postcommissär Dörrien. Über die Unannehmlichkeiten, welche ihm von der Weidmann-Reich'schen Buchhandlung als Verlegerin der Schiller'schen Übersetzung bereitet wurden, s. Garves Briefe an Weisse II, S. 86 fg. Dass übrigens Garve kein grosser Kenner englischer Zustände war, zeigt seine Erkundigung über den Sinn des Wortes: *lease* (a. a. O. II, S. 149 fg ), sowie seine falsche Übersetzung des Wortes: *incorporated town* (Übers. I, S. 249).

3) Diess Buch nennt er: »wirklich nicht ganz der Mühe werth, die ich mir meiner Natur und meinem Temperamente nach bei jeder Arbeit gebe« (a. a. O. I, S. 175).

eigenen Gedanken angereizt worden sei (Vorrede zu Macfarlan).

Zur schottischen Philosophenschule fühlte sich Garve besonders hingezogen. Er nennt Hutcheson einen »wahrhaft grossen Philosophen« (Aristoteles' Ethik I, S. 153), Fergusons und Smiths Bücher »wahre Meisterwerke« (S. 157), Humes Versuche diejenigen, denen er seine eigenen ganz besonders ähnlich zu sehen wünschte (Versuche II, S. 427). Obwohl er den obersten Grundsatz in Smiths Theorie der moralischen Gefühle »ungereimt« findet, so ist ihm das Werk im Einzelnen so lehrreich, dass er mehr daraus geschöpft hat, als aus den Werken vieler anderen in ihrem Princip untadelhafteren und in ihrer Beweisführung strengeren Moralisten (S. 160). Von Adam Smiths Hauptwerke sagt er, dasselbe habe ihn schon in der »ganz elenden, kaum verständlichen, gar nicht lesbaren Übersetzung von Schiller«[4]) durch die Menge neuer Aufschlüsse nicht nur über den eigentlichen Gegenstand seiner Untersuchungen, sondern über alle damit verwandten Materien aus der Philosophie des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens, so stark angezogen, wie nur wenige Bücher im ganzen Laufe seiner Studien« (Vorr. zu seiner Übers. Ad. Smiths). An der Form Smiths rühmt er die untadelhafte Deutlichkeit, sowohl in der Wahl als in der Verbindung der Wörter, auch in der Bildung der Kunstausdrücke. Nur ermüde zuweilen sein allzu grosses Streben nach Klarheit, sein allzu genaues und häufiges Zurückführen des Lesers auf früher schon erklärte Dinge, wodurch er seine Perioden verwickelt und breit mache, ohne doch eigentlich weitschweifig zu werden, da er weder Ungehöriges einmische, noch Alltägliches rhetorisch umschreibe«.[5])

Leider blieb Garves Vorsatz unausgeführt, dem Werke Smiths einige Abhandlungen beizugeben: und zwar eine Übersicht des Plans und der Hauptgrundsätze; eine Zusammenstellung der von Smith neu aufgebrachten Ideen ohne Erläuterungen oder Beweise; endlich eine Bekämpfung derjenigen Sätze von

4) S. Briefe an Weisse II, S. 12.

5) Ein sehr interessanter Aufsatz von J. E. Gruner, worin Smith und Garve als wahre Geistesverwandte geschildert werden, obschon mit Beiseitelassung aller speciell volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte: findet sich in der Biester'schen Berliner Monatsschrift, Juli 1801.

Smith, die ungeachtet ihres generalisirenden Auftretens doch eigentlich nur für England und Frankreich passen (Vorr. zu Ad. Smith von Dörrien). Man erkennt aus dieser Aufzählung, welches nach Garves Urtheil die Hauptmängel des Smith'schen Systems waren; und er hat sicher mit seinem Urtheile nicht Unrecht gehabt. So tadelt er auch Smiths Annahme einer ursprünglichen Fähigkeit und Neigung des Menschen zum Tausch. Diese Annahme sei doch nur ein Verzicht auf die wirkliche Untersuchung der Principien; und bilde eine Lieblingsunart der schottischen Philosophen (Aristoteles' Ethik I, S. 154 fg.).

Zu einem eigenen bessern Systeme der Volkswirthschaftslehre hat es Garve nun zwar nicht bringen können. Aber mit grossem Eifer und nicht ohne Erfolg, wenn gleich in etwas gar zu behaglicher Breite, hat er das Gränzgebiet angebauet, wo die Nationalökonomik einerseits, die Ethik und Psychologie andererseits zusammenstossen. Seine Behandlungsweise erinnert hier namentlich an Ferguson; nur dass er an Fülle der geschichtlichen Belege sehr hinter diesem zurücksteht. Wir finden zuweilen in sehr verschiedenen Aufsätzen für denselben Satz immer dasselbe historische Beispiel vorgeritten: ein deutliches Zeichen, wie dem Verfasser wenigstens keine grosse Auswahl zu Gebote stand. Um so rühmenswerther ist die reiche Menschenkenntniss, die Garve durch eigene Beobachtung der verschiedensten Lebenssphären gewonnen hatte: bei seiner langjährigen schweren Kränklichkeit in einem fast wunderbaren Grade. Er war aber eine so vielseitige und objective Natur, dass er den verschiedenartigsten Berufen nachdenken und nachfühlen konnte.

Man vergleiche z. B. in seinen Fragmenten zur Schilderung Friedrichs II. (1798) die feine Auseinandersetzung, wie verschieden ein König und seine Unterthanen vom Eroberungskriege zu denken pflegen. »Jede Lage giebt dem Menschen einen einseitig richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung eines Gegenstandes« (II, S. 216 ff.). Ebenso gut erkennt Garve, dass ein König z. B. in ganz anderer Weise mildthätig sein muss, als ein Privatmann. Was jener den Armen giebt, die er zufällig sieht, das entzieht er den viel Mehreren, die er nicht sieht (Fragmente II, S. 251 ff.). So enthält die Schrift: Über Gesellschaft und Einsamkeit (Versuche Bd. III. und IV.) eine Menge treffender Bemerkungen über

den geselligen Verkehr der verschiedensten Berufsarten, vom Souverain an bis zu den Handwerkern und Bauern, wobei diese Berufe selbst immer im Wesentlichsten charakterisirt werden. Ebenso über die verschiedenartige Einsamkeit des Jagdwilden, des abgelegenen Landmanns, des Kolonisten, des isolirten Bürgers inmitten einer grossen Stadt etc. Nicht weniger gut ist in der Abhandlung über die Mode der allgemeine Nachweis, wie deren Abwechselungen den Abwechselungen der Politik, Wissenschaft und Kunst ähnlich sind (Versuche I, S. 182 ff.). Oder auch die Erklärung, wesshalb die Armen so sehr zu Undankbarkeit, Neid und Verstellung hinneigen. (Zu Macfarlan, S. 98 ff.)

Sehr wohl gelungen und wirklich für den Schluss des 18. Jahrhunderts eine Geschichtsquelle von bleibendem Werthe ist die Schrift: Über den Charakter der Bauern und ihr Verhältniss gegen die Gutsherren und gegen die Regierung; drei Vorlesungen in der schlesischen ökonomischen Gesellschaft (1786, 2. Aufl. 1796). Hier finden wir vortrefflich erklärt die faulmachende Wirkung der Frohnden, die eigenthümliche Tücke der Bauern, den Grund, wesshalb fleissiges, aber nicht selbstdenkendes Gesinde in der Selbstwirthschaft so leicht träge wird, und hundert ähnliche Dinge.

In der Entwickelung des Gewerbfleisses unterscheidet Garve regelmässig drei Stufen. Auf der ersten sind die Menschen einander ziemlich gleich, d. h. gleich ungeschickt; kein Ort also hat vor dem andern erhebliche industrielle Vorzüge. Auf einer zweiten bilden sich grosse locale Unterschiede, weil der Fortschritt immer von Einzelnen ausgeht, und diese zunächst bloss in ihrer Umgebung durchdringen. Auf der höchsten Kulturstufe nähern sich die Menschen wieder mehr der ursprünglichen Gleichheit (Vermischte Aufsätze I, S. 399 ff.). Gewiss eine inhaltsschwere Beobachtung von grosser Tragweite, sowohl national wie international; aber nur in den äussersten Umrissen ausgeführt.

Ebenso wichtig und mehr detaillirt ist Garves Ansicht von der moralischen Entwickelung des Handels. Gegen Cicero zeigt er sehr gut, wie der völlig ausgebildete und in sicherem Gleise gehende Handel immer sittlicher werden kann und muss, während die sehr grossen Chancen und unberechenbaren Forderungen allerdings etwas leicht Demoralisirendes haben. Beim

Feilschen zeigt jeder Contrahent dem andern ein Misstrauen, welches diesen zum wirklichen Betruge reizt, da er doch glaubt, an guter Meinung kaum mehr verlieren zu können. Feste Preise dagegen sind erst möglich, wenn Menschen von der Production der betreffenden Waare ihren Lebensberuf machen. Wie ein in der Wüste einsam lebender Mensch weder gering noch vornehm ist, sondern so, wie er sich selber schätzt: so ist auch ein »billiger« Preis jeder Waare dann erst möglich, wenn sie häufig, gegen viele andere Waaren und an viele andere Menschen vertauscht wird. So kommt der Handel, der in seiner mittlern Periode auf allerhand krummen Wegen herumschweift, in seiner höchsten Ausbildung wieder auf die Simplicität zurück, wovon er ausgegangen war (Zu Ciceros Pflichten III, S. 64 ff.). Ähnlicherweise hat auch der Grosshandel wichtige sittliche Vorzüge vor der Krämerei. Jener ist kaum im Stande seine Kunden zu betrügen, weil sie Kenner und regelmässige Abnehmer sind. Er bedarf im höchsten Grade des wechselseitigen Vertrauens, der Ordnung, schon wegen der Massenhaftigkeit seiner Geschäfte. Auch der Kürze und Präcision im Ausdrucke, wesshalb er für das ganze Volk eine Schule guten Geschäftstils und überhaupt guter Ordnung zu sein pflegt (Versuche IV, S. 149 ff.).

In eigentliche Irrthümer ist Garve durch Abweichung von der Smith'schen Lehre nur selten verfallen. Wenn er von der Dotation eines Amtes mit Grundstücken sagt, dass sie dem Dotirten für alle Zeit einen gleich grossen Antheil am Reichthume des ganzen Staates sichert (Verm. Aufsätze II, S. 23): so hängt diess offenbar mit der Ansicht zusammen, das neuere Sinken des Städtewesens lasse sich durch die zunehmende Wohlfeilheit der Manufacturwaaren gegenüber den Rohproducten erklären (a. a. O. I, S. 391), wobei ganz übersehen ist, wie die Gesammtheit der ersten doch einen viel grössern Tauschwerth erlangt haben könnte. Diese Reste von Physiokratie überraschen um so mehr, als Garve die physiokratische Grundsteuer eine Chimäre nennt, welche den gemeinsten Begriffen des Menschenverstandes widerspreche (Üb. den Charakter der Bauern, S. 178 fg.). Wenn er zum Flor der Städte auch unproductive Zehrer für nöthig hält, als Beamte, Kapitalisten, Gelehrte, Soldaten (Zu Macfarlan, S. 142), so ist das wohl keine Vorbereitung auf Malthus' Theorie vom Gleichgewichte zwischen Production und Consumtion; sondern einfach eine

Folge des Irrthumes von Büsch hinsichtlich des Nutzens der blossen Geldcirculation (Verm. Aufs. I, S. 433 ff.).

Dagegen lässt sich die Mehrzahl derjenigen Abweichungen von Smith, wodurch Garve die Wissenschaft gefördert hat, aus Einem Grundgedanken herleiten: dass nämlich die bisher bei Aufstellung der Regel zu wenig beachteten Ausnahmen bei ihm gehörig zur Geltung kommen. Wie denn Garve überhaupt von sich gesagt hat, dass ihm der Weg vom Besondern zum Allgemeinen der natürlichste sei (Aristoteles' Ethik I, S. 26 ff.). »Alle allgemeinen Maximen sind in praktischen Dingen verdächtig«. Je mehr Erfahrungen man in der Staatswirthschaft sammelt, desto mehr wird man Ausnahmen von der Regel finden (Zu Macfarlan, S. 86). So betont er sehr, dass z. B. der Tagelohn keineswegs parallel mit den Preisen der Lebensmittel steigt (a. a. O., S. 77). Ob der Producent eine Besteuerung seines Productes auf dessen Preis schlagen kann, hängt wesentlich ab von der Grösse der Nachfrage, dem Grade seiner Verbindung mit Seinesgleichen, seinem Wohlstande etc. (Verm. Aufs. I, S. 406 ff.). Während die unbedingten Lobredner der grossen Concurrenz meist nur an wachsende Gewerbe denken, hebt Garve die üblen Folgen derselben für sinkende Gewerbe hervor (S. 86). Der Übergang aus einem übersetzten Zweige in einen andern sei ungleich schwerer, als die meisten Theoretiker glauben (S. 84). Neben den Lichtseiten der Arbeitstheilung gibt er zu, dass ein hoher Grad derselben die niederen Klassen kenntnissärmer und geistig minder lebhaft macht (Versuche III, S. 41). Während man also bisher vom Bürgerlichen nur Brauchbarkeit zu einem bestimmten Geschäfte, vom Adeligen Ausbildung der ganzen Person forderte, sagt Garve prophetischen Sinnes voraus, dass mit der Hebung des Bürgerstandes und Verallgemeinerung der Volksbildung das letztere Princip immer allgemeiner durchdringen werde (a. a. O. IV, S. 51 ff.). Wie er im Zweifel stets für den natürlichen Gang und gegen Einmischung des Staates präsumirt (Zu Macfarlan, S. 140), so würde auch die allgemeine Handelsfreiheit die Völker am glücklichsten machen. Eine solche hat aber noch nie bestanden; und es wäre thöricht und verderblich, wenn ein Staat allein ihr huldigen wollte, so lange noch alle übrigen die entgegengesetzte Maxime befolgen. Auch werden immer einzelne Nahrungszweige übrig bleiben, deren Wachsthum bei

einem Volke die Abnahme derselben bei anderen Völkern nach sich zieht oder voraussetzt, wo also ein gewisser Nationalegoismus dem Staatsmanne Pflicht wird (Zu Ciceros Pflichten III, S. 146 ff.). Insofern stellt Garve den Ackerbau über alle anderen Gewerbe, als er das einzige ist, welches blühen kann, ohne dass es darum bei den Nachbarn abnehmen muss (a. a. O., S. 125). Also auch hier wieder ein Rest von Physiokratie!

Wie für jede Volkswirthschaftslehre der politische Hintergrund, vor welchem sie sich bewegt, von der grössten charakteristischen Bedeutung ist, so hängen auch die Verschiedenheiten zwischen Garve und Smith wesentlich hiermit zusammen. Garve war erzogen und zum Manne gereift unter der Regierung des grössten Absolutmonarchen der neuern Zeit, auf dessen Wunsch er z. B. seine Übersetzung des Cicero gemacht und dem Könige selbst dedicirt hatte. Er preiset das Glück preussischer Nationalökonomen, dass sie bei Untersuchung dessen, was allgemein geschehen sollte, in so vielen Punkten auf die Praxis ihres eigenen Herrschers kommen (Über den Charakter der Bauern, S. 196). Sehr entschieden hebt er hervor, dass auch im guten Staate das Besteuerungsrecht nicht unrechtmässiger Weise, in vielen Fällen sogar mit Nutzen einem Einzelnen zustehen könne. »Warum sollte es so viel schwerer sein, vernünftige und gerechte Auflagen, als gerechte Gesetze zu machen? Und warum sollte ich als Bürger über meinen Beutel weit absoluter, als über meine Handlungen zu gebieten haben?« (Verm. Aufs. II, S. 276). — Ganz besonders aber hatte im letzten Jahrzehnt seines Lebens der Widerwille gegen die Ausschweifungen der französischen Revolution den ohnehin behutsamen und gemässigten Mann geradezu ängstlich gemacht. In seinen Vorschlägen zur Reform des Bauernstandes erwartet er das Meiste ganz von selbst, wenn die Gutsherren, statt blosser Mittelsmänner, ihre Güter selbst zu bewirthschaften anfangen (Üb. den Charakter etc., S. 89 ff.). Hinsichtlich der Zusammenlegung, Servitutenablösung etc. appellirt er nur an den persönlich guten Willen der Herren; allgemeine Grundsätze hierüber seien wohl gar nicht möglich (S. 120). Die Hauptsache ist Veredelung der Gutsherren durch bessere Erziehung, »ohne dass der Staat durch plötzliche Reformen, die das Eigenthum angreifen könnten, ins Mittel tritt (S. 125. 143)... Ich fürchte nichts so sehr im Staate, als plötzliche Veränderungen«,

Daher eine plötzliche Beschränkung der Gutsherren und Vermehrung der bäuerlichen Freiheit gewiss nicht heilsam wäre (S. 155). Das Schicksal des Bauern ist am besten gesichert, wenn die Regierung darüber wacht, dass ihm kein Unrecht geschieht. Ob er mehr Rechte erhalten soll, mag sie der Güte der Herren überlassen, und nur diese Güte zu wecken und zu leiten suchen (S. 167). Auch in der Schrift über die Verwandelung der französischen Kirchengüter in Staatsbesoldungen (Verm. Aufs. II.) kommt er hinsichtlich der Hauptfrage nicht über eine sehr klare Darlegung der Gründe für und wider hinaus.

Wenn Garve seine eigene Zeit gegen die unmittelbar vorhergehende charakterisirt, so glaubt man oft, eine Charakteristik unserer Zeit gegen die seinige zu lesen. Abnahme des Lateinschreibens und -Sprechens, des Griechischlesens, der literarischen und bibliographischen Kenntniss: obschon die Ausgaben der alten Klassiker immer häufiger und besser werden. Zunahme der naturwissenschaftlichen, artistischen und ökonomischen Einsicht in der gelehrten Welt, wie im Volke. »Die staatswirthschaftliche Verwaltung aus einer blinden Routine ein wichtiger Theil der Philosophie geworden«. Die Geschichte, da sie nicht mehr bloss von Kriegen und Diplomatie handelt, immer brauchbarer und allgemein interessanter (Verm. Aufs. II, S. 195 ff.). Überhaupt alle Wissenschaften durch das Zusammenwirken der Gelehrten mit dem Publicum immer praktischer und populärer, Sonderlinge immer seltener u. s. w. (Versuche I, S. 260). Freilich wird man gleich wieder auf den tiefen Unterschied jener Zeit von unserer Gegenwart hingewiesen, wenn man daneben liest, wie »die Bauern im Ganzen doch immer als Arme, selbst als Kinder zu betrachten sind (Üb. den Charakter etc., S. 101. 109). Oder wie die Städte und das niedere Landvolk seit dem Mittelalter notorisch gesunken (Verm. Aufs. I, S. 379. 411 ff.). »Liebe und Vertrauen des Volkes sind gerade für den jungen Mann, der sich in den öffentlichen Geschäften emporschwingen will, am wenigsten möglich und nöthig«, ausser etwa für Ärzte und Advocaten (Ciceros Pflichten II, S. 174). Andererseits wieder heisst »der unglückliche Gedanke von einer zum Wohlsein des Staates erforderlichen Gleichheit der Güter und von Massregeln zu deren Wiederherstellung ganz aus den Gemüthern der Menschen verschwunden« (a. a. O. II, S. 127).

## IV.

### Kraus, Sartorius und Lueder.

Es sind die ersten freien Bearbeitungen des Smith'schen Systems, deren Verfasser ich hier zusammenstelle: freilich alle drei nicht ohne das Verdienst selbständiger Zusätze, die erste vom Standpunkte des praktischen Philosophen, die zweite mehr geschichtlicher, die dritte mehr geographisch—statistischer Art.

Christian Jacob Kraus[1]) gehört zu denjenigen Schriftstellern, die man sehr unterschätzen würde, sofern man ihre literarische Thätigkeit als die bedeutendste Seite ihres Wirkens voraussetzte. Sein Freund v. Auerswald schreibt ihm eine »unglaublich weitgehende Abneigung gegen das Autorwesen« zu. Hamann, in dessen Briefen Kraus' Name häufig vorkommt, hielt ihn für einen leicht empfänglichen Geist, der auch »leichten Schwung der Schreibart« habe, viel Pläne mache, deren Ausführung er sich aber weit leichter vorstelle, als sie wirklich ist, und der eben desshalb »an falschen und unzeitigen Wehen der Autorschaft leide, von denen sich keine Frucht, geschweige denn Reife derselben, absehen lässt« (Werke V, S. 190 fg.). Wirklich hat Kraus bei Lebzeiten überaus wenig im Druck veröffentlicht. Seine Hauptwerke sind erst nach seinem Tode von Männern, wie v. Auerswald, Hüllmann, Süvern, Herbart herausgegeben: die Staatswirthschaft in V Bänden 1808—1811; die Vermischten Schriften in VI Bänden von 1808—1812.

Ungemein viel dagegen muss er als Docent gewirkt haben. Nach Süverns Urtheile[2]) galt er dort für den bedeutendsten Lehrer neben Kant, von dem er gleichsam den Gegenpol bildete: jener weit in die Aussenwelt blickend, um deren Erscheinungen zu combiniren; der Andere in den Tiefen des Geistes speculirend. Beide Männer achteten einander sehr, obschon sie kaum in Einer Gesellschaft sein konnten, ohne zu streiten. Übrigens hatte noch Herbart von Kraus' philosophischen Ver-

1) Geboren zu Osterode 1753, studierte er seit 1770 zu Königsberg, wurde hierauf Hauslehrer, welches Amt ihn eine Zeitlang mit seinem Zöglinge nach Göttingen führte, endlich 1781 Professor der Königsberger Universität, in welcher Stellung er 1807 starb.

2) Vorrede zum III. Bande der Vermischten Schriften.

diensten eine sehr günstige Meinung. Unter »den jetzt lebenden Philosophen wird es ein seltener Ruhm sein, wenn Jemand, bei ebenso viel Tiefe, so wenigen Irrthümern wird gehuldigt haben. .... In einem sehr wichtigen Punkte, dem des Absolutnothwendigen, hat er seinen Freund Kant weit übertroffen« (Vorrede zu Bd. V. der Vermischten Schriften). Kraus dehnte seine stark besuchten Vorlesungen nicht bloss über Staatswirthschaft und Cameralien aus, sondern auch über griechische Klassiker, Geschichte, Mathematik, praktische Philosophie und Encyklopädie der Wissenschaften im Allgemeinen. In seinen Heften über diess letzte Fach, die gedruckt vorliegen, rechnet er z. B. die Staatswirthschaftslehre, wie die Staats- und Rechtswissenschaft, zu den auf fortgesetzten Schlüssen, mathematischer und experimenteller Art, beruhenden, ähnlich der Mathematik und Physik (I, S. 121). Die Statistik definirt er als Kenntniss der Kräfte eines Staates, d. h. einer regierten Nation. Er fordert von ihr, dass sie mehr die Nation selbst, als deren Hof oder Staat zum Zweck nehme (II, S. 253 fg.). Sehr empfiehlt er eine theoretische oder muthmassliche Geschichte, »wie nach der bekannten Beschaffenheit der Kräfte die Sachen haben zu Stande kommen können«: wozu Ad. Smith so herrliche Daten geliefert (II, S. 50). Ad. Smith, dessen Lehre von der Arbeit als dem Grundmasse des Werthes aller Dinge im Vergleich mit der frühern Ansicht geradezu mit dem Copernikanischen oder Newton'schen Weltsysteme gegenüber der gemeinen sinnlichen Auffassung der Welt zusammengestellt wird (Verm. Schr. II, S. 102 fg.).

In der Nationalökonomik steht Kraus durchweg auf englischer Grundlage. Wie er 1777 A. Young's *Political arithmetics* und noch 1800 D. Hume's *Essays* übersetzt hat; wie er Steuart in hohem Grade verehrt: so ist sein Hauptwerk, die Staatswirthschaft, in den vier ersten Bänden nicht viel mehr, als eine Überarbeitung von Ad. Smith. Sein Anschluss an diesen geht oft bis ins Wörtliche, so dass er z. B., wie Smith, die Arbeiten der Musiker und Schauspieler »frivole« nennt (I, S. 22). Die sonderbarsten Eigenthümlichkeiten der Smith'schen Anordnung des Stoffes behält er bei, wie sich denn z. B. auch bei Kraus die Geschichte der Edelmetallpreise in die Lehre von der Grundrente eingeschoben findet. Smiths Beispiele werden von ihm hin und wieder gleichsam aus dem englischen Gesichts-

kreise in den preussischen übersetzt. Auch kann die Verdeutschung des Wortes Kapital durch »Verlag« als eine wohlgelungene gelten. Wie wenig damit jedoch eine Germanisirung des ganzen Systems erreicht ist, sieht man u. A. in der grossen Länge, womit er ganz nach Smith und an der entsprechenden Stelle das Kolonialwesen erörtert, welches für Preussen doch so wenig praktische Bedeutung hatte; während er die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse auch nicht viel anders behandelt, als wie er es bei Smith gefunden. Selbst die sonderbare Ansicht, dass eine Steigerung des Profitsatzes durch die mutterländischen Privilegien im Kolonialhandel dem Mutterlande selbst schädlich sei, wird Ad. Smith nachgesprochen (IV, S. 202: vgl. *Ad. Smith* III, p. 184 der Baseler Ausgabe). Original ist bei Kraus die ungemein scharfe logische Disposition des Vortrags, welche den Freund Kants erkennen lässt: eine Skelettirung, die bis zu der Unterabtheilung *ααα*, ja einmal sogar (II, S. 197 ff.) zu der weitern Unterabtheilung α, αα, ααα und αααα geht. Er liebt auch mathematische Formeln (V, S. 112 fg.); wie er denn z. B. das Verhältniss der staatswirthschaftlichen Theorie zur Praxis mit demjenigen der mathematischen Bewegungslehre zur Wirklichkeit vergleicht (I, S. 5), und das Streben jedes Einzelmenschen, seinen Zustand zu verbessern, mit der Schwerkraft im Weltgebäude (V, S. 3). Berichtigung von Irrthümern Ad. Smiths kommt so gut wie nirgends vor (vgl. I, S. 22. III, S. 183); wohl aber hier und dort eine Verschärfung seiner Lehren. So z. B. III, S. 126 ff., wo die Wirkungen der Grösse des Volkskapitals in drei Gruppen zerlegt werden, je nachdem ein Beharrungszustand, oder ein Zustand des Wachsthums oder aber der Verminderung obwaltet.

Der V. Band seines Hauptwerkes enthält eine »angewandte Staatswirthschaft«; und darin werden nun wirklich die praktischen Bedürfnisse Preussens, die in der Verjüngungsperiode von 1807 ff. zur Befriedigung kamen, originaler und specialer berührt, obschon immerhin ziemlich unsystematisch und unvollständig. Insbesondere vertheidigt Kraus hier die freie Theilbarkeit und Veräusserlichkeit der Grundstücke (S. 41), wobei er die richtige, von den meisten Nachfolgern wieder verlorene Einsicht bewährt, in seiner Vergleichung der grossen und kleinen Landgüter alle sonstigen Verhältnisse der verglichenen Gegenstände, mit Ausnahme ihrer Grösse, als gleich vorauszusetzen (S. 75), wodurch es ja allein möglich wird, die Haupt-

frage rein zu stellen und zu beantworten. Überaus scharf logisch ist die Aufzählung der Möglichkeiten, welche die Verschuldung der Landgüter steigern können (S. 112 fg.). Ebenso echt praktisch die Auseinandersetzung von den Schattenseiten der landwirthschaftlichen Creditvereine (S. 96 ff.). Auch in seinen Vorschlägen hält sich Kraus durchaus nicht bloss doctrinär. So hat er bei Waaren, die im Inlande ebenso gut, wie im Auslande, producirt werden können, gegen mässige Einfuhrzölle Nichts zu erinnern (S. 239). Die Zünfte, die er im Allgemeinen tadelt, sollen doch nur mit eigener Zustimmung und gegen Schadensersatz für ihre bisherigen Vorrechte aufgehoben werden (II, S. 72).

Ungleich vorzüglicher noch sind in dieser Richtung Kraus' Vermischte Schriften über Staatswirthschaft: eine Reihe praktischer Gutachten, zum Theil schon 1786, ganz besonders aber in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts abgefasst. Hier wird z. B. die Freiheit des Getreidehandels, die gerade für ein Kornland wie Preussen von der allergrössten Bedeutung sein musste, aus den Erfahrungen vertheidigt, welche an der fast unmerklich entstandenen Freiheit des Kartoffelhandels gemacht worden waren (I, S. 219). Gegen das Salzmonopol der Seehandlungsgesellschaft eifert Kraus nicht bloss in doctrinärer Unbedingtheit, sondern zeigt, wie Alles, was man sonst für privilegirte Handelscompagnien anführen könne, hierher gar nicht passt: indem weder ein noch uneingerichteter und schwere Kosten fordernder Handel mit vereinigten Kräften in Gang zu bringen, noch den Staatsfinanzen eine neue Einnahmsquelle zu verschaffen ist (I, S. 50). Dass die Ausfuhrverbote der Rohwolle ihren Zweck, die Wollfabrikation zu fördern, sehr unvollkommen erreicht haben, wird mit dem Beispiele des Netzedistricts belegt, wo die Regierung nichts gethan, und die Wollfabrikation gleichwohl mehr blühe, als in Königsberg (I, S. 141). Ganz vornehmlich bemühet sich Kraus im Sinne der Agrarreform. Die herkömmliche Macht der Gutsherren über unfreie Unterthanen nennt er ein Recht Unrecht zu thun, Handlungen auszuüben, die an sich betrachtet zum Theil wahre, im Gesetzbuch als Verbrechen verpönte, Beleidigungen seien (I, S. 204). Den Gutsherren selbst nütze diess im Ernste gar nicht; denn gerade auf den Gütern, wo der strengste Gesindezwang besteht, wird am meisten über den Mangel an Arbeitern

geklagt, wie es ewig an der Waare fehlen wird, die man nicht ihrem vollen Werthe nach bezahlen will (I, S. 178 fg.). Darum will Kraus auch für Aufhebung der Gutsunterthänigkeit keinen Schadensersatz bewilligt sehen, indem ja bisher schon bei Gutskäufen und Taxationen nirgends auf dieses Recht wirkliche Rücksicht genommen sei (I, S. 192). Echt praktisch und zugleich philosophisch ist die Methode, die er immer befolgt, um es zu erklären, wesshalb Menschen, Völker etc. ihren Zustand nicht verbessern. Sie wollen immer; wo sie es daher nicht thun, kann es nur daran liegen, dass sie entweder nicht dürfen, oder nicht können, oder es zu thun nicht verstehen (II, S. 173). Ebenso wenn ein Gesetz die Menschen dahin bringen soll, etwas Neues zu thun oder etwas Altes zu lassen, fragt sich Kraus immer: warum thun oder lassen es die Leute nicht von selbst? was werden sie thun, um das Gesetz zu umgehen? wieferne wird ihnen diess gelingen? (II, S. 192.)

Eine Lebensfrage für Kraus, deren Beantwortung aufs Engste zusammenhängt mit der praktischen Bedeutung seiner Lehrthätigkeit für Preussen, war seine Behandlung des Dilemmas, ob sich die Entwickelung der Menschheit ewig nur im Cirkel drehe, oder aber zu immer besseren Zuständen fortschreite. Er kämpft entschieden für das Letztere in seinen Vorlesungen über Encyklopädie; ausführlicher noch in einer von ihm als Rector gehaltenen Rede, welche späterhin von ihm nicht weniger als viermal überarbeitet worden ist (Vermischte Schriften IV, S. 277 ff.). Die Stetigkeit des menschlichen Fortschreitens beweiset er aus der Vernunft, der Freiheit und dem Vervollkommenungstriebe der Menschen. Hierzu kommt noch der Gemeingeist, das Sprachvermögen, die Fähigkeit jeder Generation, ihre Erfahrungen der Nachwelt zu überliefern, sowie die von Zeit zu Zeit auftauchenden grossen Männer, die meist gerade dann erscheinen, wenn man sie am nöthigsten braucht. Gegen die starre Voraussetzung des *Nil novi sub sole* hebt er kräftig hervor, wie die jetzt üblichen Staatsformen, repräsentative Republik und echte Monarchie, allerdings etwas Neues seien. Überdiess findet er unser ganzes Menschengeschlecht auf Erden immer noch sehr jung. Wie leicht ist in neuerer Zeit die Verbreitung der Wissenschaft geworden, durch Papier, Druck, Buchhandel, Posten etc. (Verm. Schr. III, S. 146).

Wie ungefährlich sind für die Kulturvölker der Gegenwart solche Nomadenangriffe, welchen das klassische Alterthum erlegen ist! (S. 318 ff.) Je grösser die Freiheit, je kühner die Nationalbestrebungen eines Volkes, um so blühender meist seine Literatur. Widerlegungsversuche von anerkannten Sätzen haben die Mehrzahl der wissenschaftlichen Fortschritte, überhaupt der Erfindungen veranlasst (S. 153).

Wir merken sofort, dass in dieser Streitfrage der tiefste und doch auch gewöhnlichste Gegensatz durchklingt zwischen jugendlicher und greisenhafter, zwischen progressiver und pseudoconservativer Lebensauffassung. Unserem Kraus haben wir unter den Verhältnissen seiner Zeit das lebenslängliche Festhalten an der hoffnungsreichen Seite der Alternative doch als ein Verdienst anzurechnen; und er hat eben hiermit durch seine Schüler, welche zum Theil unter den Gehülfen Steins hervorragen, zur Wiederaufrichtung des gefallenen Preussens einen mächtigen Beitrag geliefert. Wie früh er diess eingeleitet, zeigt seine Übersetzung von A. Young, wo er bei grosser Bewunderung der englischen Constitution die Überzeugung ausspricht, es würden sich durch Zunahme des Gewerbfleisses auch viele andere Staaten, sogar solche, die einstweilen unumschränkt regiert werden, allmälich der englischen Freiheit nähern (S. 6).

Er ist dabei nicht ohne Anfechtung geblieben. Sein Freund Auerswald bemerkt ausdrücklich, dass er wegen seiner »zwar liberalen, aber gewiss echt patriotischen politischen Grundsätze« seinen Vorgesetzten verdächtigt worden (Verm. Schr. II, S. 248). Und nur so erklärt sich die auffallende Ängstlichkeit, womit Kraus in seiner Correspondenz mit Auerswald, damaligem Kammerpräsidenten von Westpreussen (1799—1802), auf gegenseitige Vernichtung oder Zurücklieferung der Briefe dringt, aus welchen der Empfänger nur mit der grössten Vorsicht, um den Freund nicht zu compromittiren, einzelne Auszüge machen dürfe (Verm. Schr. II, S. 264 und öfter). Sein Widerwille gegen das Junkerthum ist in diesen Briefen allerdings scharf genug ausgesprochen: gegen Leute, welche die Handwerkerprivilegien verdammen, da sie doch selbst unendlich viel schwerere Privilegien haben; welche Handwerkertaxen fordern, über Korntaxen jedoch Zeter schreien würden (II, S. 204. 210). Dabei leuchtet ihm der Gegensatz von England immer im hellsten Glanze (II, S. 245).

Auch Georg. Sartorius[8]) scheint in seiner akademischen Thätigkeit, obschon derselben mancherlei Züge komischer Eitelkeit nachgesagt wurden, mehr, denn als Schriftsteller gewirkt zu haben.

In seinem »Handbuche der Staatswirthschaft, zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen nach Ad. Smiths Grundsätzen ausgearbeitet« (1796) »hält er sich überzeugt, dass Smith die Wahrheit gefunden habe, und erachtet es seine Pflicht, zur Verbreitung derselben das Seinige beizutragen« (Vorrede, S. IV). Diese Schrift ist doch nur ein Auszug aus Ad. Smiths Werke. Neu zugefügt bloss einzelne praktische Winke, so z. B. dass man beim Steigen der Waarenpreise wegen reicherer Minenproduction den Staatsbeamten Zulage verleihen muss, nicht aber allemal beim Steigen wegen Zunahme des Volksreichthums, wodurch immer einzelne Waarenklassen wohlfeiler werden (S. 38). Die stärksten Irrthümer Smiths werden ruhig mitaufgenommen: so z. B. hinsichtlich der Rente (S. 70), oder auch dass die Häuser völlig unproductiv seien (S. 196). Die Mangelhaftigkeit der Systematik zeigt sich u. A., wo der Unterschied zwischen productiver und unproductiver Arbeit hinter die Lehre vom Papiergeld- und Bankwesen in die Lehre vom Kapital gestellt wird (S. 65 ff.). Dagegen hat sich unser Autor ein grosses, von der nachfolgenden deutschen Literatur vielbenutztes formales Verdienst erworben, indem er die Volkswirthschaft von der Staatswirthschaft sondert: I. Quellen, woraus die Bedürfnisse der Nation befriedigt werden, oder Elemente des Nationalwohlstandes; II. Regeln, welche die Regierung zu befolgen hat, um die einzelnen Bürger in Stand zu setzen, sowohl sich ein hinlängliches Einkommen zu verschaffen, als auch ein gleiches für die Staatsausgaben zu gewähren. — Die 1806 erschienene zweite Ausgabe desselben Werkes: »Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthschaft, nach Ad. Smith«, schliesst sich noch enger an Smith an, dessen Ansichten, »auch wenn sie an sich irrig sein sollten, deutlich, kurz und treu dargestellt« werden. Sartorius lässt

8) Geboren 1766 zu Kassel, hat er von 1792 bis zu seinem Tode (1828) an der Göttinger Universität gelehrt, seit 1797 als ausserordentlicher, seit 1802 als ordentlicher Professor. Zum Freiherrn von Waltershausen ernannte ihn der König von Bayern 1827.

hier seine eigenen Ideen, welche in der ersten Ausgabe zwischendurch vorkommen, gänzlich fallen. Selbst die Anordnung des Stoffes ganz nach Smith, obwohl Say und Jakob in dieser Hinsicht Vieles verbessert haben (Vorrede, S. IX). Das Buch soll eben nur eine Einleitung zu Smith bilden. Ziemlich gering denkt Sartorius von Systematikern, die ganz auf den Schultern eines Andern stehen, diess aber durch einige Neuerungen der Terminologie etc. vornehm maskiren, wohl gar undankbarer Weise verleugnen (Vorrede, S. XVI fg.).

Dagegen legt er seine eigenen, von Ad. Smith abweichenden Ansichten dar in den »Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend« (I, 1806). Die erste dieser vier Abhandlungen bekämpft das constante Preismass von Ad. Smith. Selbst die gemeinste menschliche Arbeit sei weder an Gebrauchswerth, noch an Productionskosten, noch an Tauschvermögen unwandelbar; auch abgesehen davon, dass eines Jeden Arbeit für ihn selbst gewiss nicht immer gleichen Werth habe (S. 24 ff.). Die Abhandlungen III. und IV. erörtern Lauderdales Haupteinwürfe gegen Smith hinsichtlich des Sparens und des Unterschiedes zwischen Privat- und Volksreichthum. Weitaus am längsten und wichtigsten aber ist die II. Abhandlung, welche den Smith'schen Grundsatz der Verkehrsfreiheit in die praktisch richtigen Gränzen beschränken will. Diess ist eine ziemlich vollständige Übersicht dessen, was heutzutage Volkswirthschaftspolitik heisst: nicht eben geistreich oder schön geschrieben, aber doch gewiss eine Förderung der Wissenschaft auf Grundlage historischer Studien, wie sie der Verfasser auch in eigenen Geschichtswerken über den Bauernkrieg (1795), die Hansa (1802 ff.), die Ostgothenherrschaft in Italien (1811) dargelegt hat.

Für einen bedeutenden Historiker darf man freilich Sartorius nicht halten. Das beweiset am besten die Vorrede zu seiner Geschichte des Bauernkrieges, dessen Folgen für das deutsche Gemeinwesen er wegen seiner schnellen Beendigung ganz unbedeutend nennt. Die deutschen Reichsgeschichten hätten desshalb mit Recht so wenig Notiz davon genommen. Er entschuldigt sich gewissermassen, dass er diesen wenig wichtigen Gegenstand wegen seiner Ähnlichkeit mit den Ereig-

nissen der neuesten Zeit in einem eigenen Werke behandelt.[4])

Den Physiokraten, welche ihr *Laissez faire*, *laissez passer* nur mit Rechtsgründen bewiesen, hält er vor, dass alle Freiheit des Eigenthums doch immer noch durch das Urrecht der Persönlichkeit und den Anspruch Aller auf die Materie im Allgemeinen beschränkt wird (S. 201 ff.). Gegen Smith, welcher die freie Concurrenz vornehmlich aus Zweckmässigkeitsgründen empfohlen, zeigt er, dass der Einzelnutzen durchaus nicht immer dem Gesammtnutzen congruirt. Nach einer Misserntė z. B. kann es im Interesse der Kaufleute liegen, durch Ausfuhr des Korns ihre Landsleute verhungern zu lassen (S. 215). Die grossen Kapitalisten können die kleinen erdrücken, und hernach das Publicum ausbeuten (S. 216). Ganz freie Verfügung Einzelner über den Grund und Boden ist schon wegen dessen Unvermehrbarkeit bedenklich (S. 217). Im auswärtigen Verkehr mag ein Volk durch uns vor einem andern bevorzugt werden, soferne das letztere eher zu Feindseligkeiten gegen uns geneigt ist (S. 237 ff.). Auch könnte bei ganz freiem Handel ein Volk andere in gleicher Weise erdrücken, wie im Innern ein grosser Kapitalist seine kleineren Mitbewerber (S. 248 ff.). Überhaupt muss die Zerstückelung der Welt in so viele Staaten mancherlei Ausnahmen von der Regel der Verkehrsfreiheit nach sich ziehen (S. 268). Alle Schutzzölle, die Ad. Smith aus finanziellen Rücksichten nicht verwirft, finden bei Sartorius weit mehr positive und principielle Anerkennung (S. 271 fg.). Die Erwerbungsfreiheit der todten Hand muss beschränkt werden (S. 289), obwohl Sartorius ganz gut erkennt, wesshalb in roher Zeit die Wirthschaft der Corporationen etc. durchaus nicht so sehr hinter der Privatwirthschaft zurücksteht, wie auf höherer Kulturstufe (S. 306 fg.). Ebenso weiss er,

4) Die Haupteigenthümlichkeit seiner Methode die Staatswissenschaft zu behandeln war bereits programmatisch auseinandergesetzt in seinen Einladungsblättern zu Vorlesungen über die Politik, 1793. Er betont hier, dass die Politik eine Erfahrungswissenschaft sei, die aus dem Natur- und allgemeinen Staatsrechte keinen Vortheil ziehen könne, da Alles in der politischen Wirklichkeit nach Zeit, Lage, Klima etc. sich modificire. Ein Ideal des vollkommenen Staates aufzustellen, sei desshalb praktisch ohne Nutzen. Vielmehr frage die Politik bei der Geschichte nach, unter welchen Verfassungen, Einrichtungen etc. befanden sich die Staaten am besten?

dass vorseitige Aufhebung der Frohnden die nationale Faulheit befördert (S. 375), sowie er auch den ehemaligen Nutzen der Weideservituten geschichtlich begreift (S. 377). Mit besonderer Liebe corrigirt er den Grundsatz des unbedingten *Laissez passer* im Kornhandel (S. 387—467): eine Erörterung, welche mit des Referenten Schrift über denselben Gegenstand von 1847 mehr Ähnlichkeit besitzt, als dieser bisher geahnt hatte. Im Finanzwesen theilt Sartorius den Widerwillen Smiths gegen die Staatsbesoldung der Lehrer, Richter etc. durchaus nicht (S. 497). Indessen bei all diesen Ausnahmen schärft er doch immer die freie Concurrenz als Regel ein, die nicht ohne Gebrechen sei, manche Palliativen zum Schutz ihrer Opfer nöthig mache, im Ganzen aber sowohl für alle Consumenten, als für den Volksreichthum entschieden das Beste ist (S. 492).

Die Paraphrase des Smith'schen Systems, welche August Ferdinand Lueder[5]) in seinem volkswirthschaftlichen Hauptwerke darbietet: »Über National-Industrie und Staatswirthschaft« (III, 1800—1804), sucht ihr Original hauptsächlich durch Belege aus der Länder- und Völkerkunde zu bereichern, deren Mehrzahl in ziemlicher Oberflächlichkeit[6]) aus Reisebeschreibungen oder Büchern, wie die von Meiners, compilirt ist. Indess laufen auch manche sehr gute mit unter, so z. B. dass Österreich wegen seiner verhältnissmässig kurzen Seeküste nicht so kulturfähig ist, wie Frankreich (I, S. 431); dass kein Staat Europas so viele gute Ströme besitzt, wie Preussen (S. 435); über die natürliche Unvollkommenheit der Donauschiffahrt (S. 439) etc. Im zweiten Bande, wo er weniger in Ad. Smiths Fusstapfen geht, ist Lueder viel ungeordneter und phrasenhafter. Dieser Band, der vom Staatszwecke, der Verfassungs-, Gesetzgebungs- und Justizpolitik, dem Kriegswesen, der Kulturpolitik etc. handelt, der überhaupt das ganze Werk zu einem ziemlich vollständigen Systeme der Staatswissenschaft im Allgemeinen erhebt, mit Nationalökono-

5) Geboren 1760 zu Bielefeld, wurde Lueder 1786 Professor am *Collegium Carolinum* zu Braunschweig, 1810—1814 an der Göttinger Universität. Um 1817 kam er als Professor nach Jena, wo er 1819 starb.

6) Es kommen sogar wiederholentlich Stellen vor, dass Novazembla nur einen Wechsel von 3 Monaten Tag und 9 Monaten Nacht kennt! (I, S. 397 fg.).

mik beginnend, mit Finanzwissenschaft endigend: er kann in vieler Hinsicht als ein Vorläufer Storchs gelten. Hierauf bezieht sich das Selbstlob, welches Lueder in einer spätern Schrift ausspricht, »Die National-Industrie und ihre Wirkungen, ein Grundriss zu Vorlesungen« (1808): dass er zuerst versucht habe, durch Entwickelung des Einflusses der Industrie auf die geistige und sittliche Kultur die Politik und die geschichtlichen Wissenschaften zu reformiren (Vorrede, S. V). Übrigens haben ihm schon die Zeitgenossen mit Recht vorgeworfen, dass er das Nächstliegende, nämlich die vaterländischen Verhältnisse der neuesten Zeit, viel zu sehr vernachlässigt.[7] Es würde sonst auch ganz unbegreiflich sein, wie er (Nat.-Industrie III, S. 479) den Smith'schen Satz, die Domanialeinkünfte seien unbedeutend, für die deutschen Staaten nachsprechen konnte.

Noch die posthume Schrift: »National-Ökonomie oder Volkswirthschaftslehre, ein Handbuch etc.« (1820), hat fast gänzlich den Smith'schen Standpunkt inne. Von Lauderdale, Soden, Hufeland und Lotz wird einige Notiz genommen (S. 64. 159. 161), von Ricardo gar keine, obschon dessen Hauptwerk bereits 1817 erschienen war. Daher noch solche Sätze, wie z. B.: »Zunahme des Kapitalgewinns ist ein sehr böses Zeichen, dass die Nation aus dem Reichthum zur Armuth zurückschreite« (S. 380). Alle gleichzeitigen Nationalökonomen theilt Lueder in fünf Gruppen: ausser der Mercantil-, Landbau- und Industrieschule noch in solche, die nicht recht wissen, was sie wollen, wie Büsch und Sartorius; endlich Staatsabsolutisten, wie Schlözer, Fichte, Luden.[8] Gegen Sartorius wird namentlich behauptet, dass niemals der Vortheil der Einzelnen und des Ganzen differiren könne. »Die Geschichte aller Zeiten spricht für freie Concurrenz« (a. a. O., S. 295). Die Verwechselung von Geld und Kapital, welche in dem Grundrisse (S. 55) vorkommt, ist nicht sowohl als eine principielle Abweichung von Smith anzusehen, sondern nur als ein Flüchtigkeitsfehler.

Zu den übelsten Eigenthümlichkeiten Lueders gehört sein renommistisch übertreibender Ton, der an Jean Pauls Wort: »Maulriesen« erinnert. »Alle Schwierigkeiten, womit

---

7) Vgl. die Recension der Hallischen Allg. Lit. Zeitung, 26. Januar 1805.

8) Kritik der Statistik und Politik (1812), S. 286 ff.

die Sehnsucht nach Genuss kämpfte, verschwanden völlig, als der Tausch in eigentlichen Kauf und Verkauf sich verwandelte« (N.-I. und St.-W. I, S. 54). »Der Landbau kennt den Despotismus nicht, dem der Manufacturist nie entgeht« (a. a. O. I, S. 328). Offenbar macht es ihm Freude, allgemein für wahr gehaltenen Sätzen zu widersprechen. So genügt es ihm nicht, dem Kriege in der Menschenwelt eine ähnliche oft heilsame Rolle zuzuschreiben, wie dem Sturme in der Natur, sondern er sagt geradezu: »der Krieg vergrössert das in den Gewerben angelegte Kapital und den Fleiss.«[9]) Besonders gerne reibt er sich an den Gelehrten, unter denen sich mehr Halbwisser und ganz Unwissende fänden, als in irgend einer andern Klasse (III, S. 334). So sehr er die neueren »Riesenfortschritte der europäischen Menschheit« bewundert (II, S. 452) und aus der neuesten Geschichte einen Eindruck von der »Unwiderstehlichkeit, ja Allmacht des Volkes« gewonnen hat (S. 303), so warnt er doch entschieden vor den gewöhnlichen Illusionen der Demokratie (S. 202 ff.). Zugleich aber ist er auch frei von der seiner Zeit so häufigen Überschätzung des englischen Wesens. Er eifert gegen das Pitt'sche »Schreckenssystem« (S. 567), und meint, die englischen Parlamentsreden erinnerten zwar an Demosthenes und Cicero, also an das Traumbild griechischer und römischer Freiheit, liessen aber in Wirklichkeit die nothwendigsten Reformen unvollzogen (III, S. 166).

Wie Kraus vornehmlich gestrebt hat die praktische Staatsverwaltung seines Landes mit der Smith'schen Volkswirthschaftslehre zu befruchten, Sartorius die Geschichtschreibung, so Lueder die Statistik. Schon in dem frühesten seiner drei nationalökonomischen Werke spottet er über die Statistiker, die bei jedem Lande bemerken, ob es z. B. Marmorbrüche hat, aber fast nie, ob dieselben wegen ihrer Lage irgend Werth besitzen (I, S. 155), und welche die Hofämter und Ritterorden ausführlicher behandeln, als die Flüsse (S. 446). Aus solchem Tadel hat sich dann bei Lueder im weitern Verlaufe seiner Entwickelung eine leidenschaftliche Skepsis gebildet, welche er in zwei merkwürdigen Schriften ausführt: »Kritik der Statistik und Politik« (1812) und »Kritische Geschichte der Statistik«

9) National-Industrie und ihre Wirkungen, Vorr., S. X. N.-Industrie und Staatswirthschaft III, S. 18.

(1817). Er bekennt geradezu in der Vorrede des ersten Buches, dass ihm allmälich das ganze Gebäude der beiden Wissenschaften zusammengebrochen sei. Offenbar lag ein Hauptgrund dieser Skepsis in der Menge unvorhergesehener politischer Katastrophen, die Lueder erlebt hatte. »Glaubten wir nicht alle noch an ein deutsches Reich, nachdem dieses zu sein längst aufgehört hatte? Wurden nicht alle unsere Vorausverkündigungen zu Schanden?« So über Englands Sinken nach dem Abfalle der Nordamerikaner und unter dem Drucke seiner Schuldenlast; über die Festigkeit der französischen Monarchie vor 1789, über die Gründung des Napoleonischen Thrones, die schmeichlerische Nachgiebigkeit des Volkes dabei, die Macht Preussens vor 1806, den Sturz Napoleons etc. (Kritik, S. 50 fg., Geschichte, S. 340 fg.). Hierzu aber kam noch ein praktischer Grund, indem Lueder die angebliche Allwissenheit der Statistik mit der angemassten Allmacht des Staates selber zusammenwirft. So redet er von den schrecklichen Früchten der Statistik, welche Industrie, Kultur, Humanität, den natürlichen Lauf der Dinge gehemmt haben; von Opfern, die man dem Götzen des allgemeinen Besten gebracht, mit Verschmähung aller Grundsätze der Religion, der Philosophie und des gesunden Menschenverstandes (Kritik, Vorrede). In der Vorrede zu seiner Geschichte der Statistik wird Napoleons Tyrannei mit der Blüthe der Statistik zusammengestellt; daher Lueders Kritik eine Handlung patriotischen Muthes gewesen sei, während Schlözer u. A. »die innigste Freude« am damaligen Gange der Dinge empfunden hätten. Die Alten, die Holländer und Briten waren in ihrer grossen Zeit ganz ohne Statistik, welche nur dem Absolutismus des papiernen 18. Jahrhunderts ihr Dasein verdankt (S. 49 fg.). Und doch ist es »niemals die Region der Herrscher, sondern stets die Region des Volkes gewesen, in der Wohlstand, Kultur, Humanität keimte, trieb, reifte!« (S. 53.)

Manche Vorwürfe, die Lueder gegen die Statistiker seiner Zeit erhebt, sind völlig begründet. So z. B. dass sie das Geistige viel zu sehr hinter dem Greifbaren haben zurücktreten lassen (Kritik, S. 55). Oder auch, dass kein Statistiker der geheimen Conduitenlisten für die Beamtenwelt, des Maitresseneinflusses bei Hofe gedenke, wiewohl diess praktisch Momente von der äussersten Bedeutung sind. Der mächtige Einfluss solcher Thatsachen, wie z. B. des Todes der Kaiserin Elisabeth

in Russland, sei in keiner Statistik verzeichnet (Geschichte, S. 283 fg. 744. 756).

Grossentheils aber greifen seine Declamationen nur eben die unvermeidliche Unvollkommenheit jeder menschlichen Wissenschaft an, dass sie nicht im Stande ist, in jedem einzelnen Satze die ganze Fülle ihres Inhaltes darzulegen. So meint Lueder, wer die Macht eines Staates nach der Volkszahl misst, der stelle Sully einem Scharfrichter, Kant einem Lampenanzünder gleich, und müsse Türkei und Russland für die mächtigsten Reiche (um 1794) halten. Nach der Bevölkerungsdichtigkeit gemessen, stehe Malta oben an (Kritik, S. 68 fg.). Alle Producte eines Landes kennen zu lernen, könne man nur in Fiebergluth für möglich halten; und selbst wenn man es gelernt, wisse man damit noch gar nichts über das so wichtige Verhältniss der drei Zweige des Volkseinkommens zu einander (S. 81). Die Zusammenstellung der, vorgeblich von Achenwall gar nicht geahnten, Schwierigkeiten der Statistik in der Geschichte (S. 79 ff.) ist nicht ohne Geist, aber in dem Grade skeptisch, dass hiernach überhaupt gar keine Wissenschaft, jedenfalls keine historische Wissenschaft möglich sein würde. So behauptet Lueder, Niemand sei im Stande, sich von der Gegenwart ein vollständiges Bild zu entwerfen: indem ja, sowie das Bild fertig, die Gegenwart bereits Vergangenheit geworden. Niemand könne die Veränderungen der Dinge unmittelbar exact beobachten. Nicht bloss verschiedene Menschen sehen denselben Gegenstand, z. B. dasselbe Buch, verschieden an, sondern sogar derselbe Mensch, welcher in verschiedenen Lebensaltern beobachtet. Man müsse selbst Katholik, Jude, Türke werden, um wirklich die katholische, jüdische, türkische Religion würdigen zu können (Geschichte, S. 578 fg. 640). Wenn Lueder ausruft: »nur im Detail ist Wahrheit!« (Kritik, S. 144), so ist das mindestens einseitig. Wenn er in seinem Eifer gegen die Tabellenmänner der Statistik vorwirft, das Wichtigste versäumt zu haben: »nur das Wieviel, nicht das Was ging aus den Tabellen hervor, nur die Quantität, nicht die Qualität« (Geschichte, S. 380); so bekämpft er gerade dasjenige, was die heutige Wissenschaft seit Quetelet als ihr Ideal betrachtet[10]),

---

10) Vgl. die Auseinandersetzungen von Rümelin (Tübinger Zeitschrift f. Staatswissenschaft, 1863, S. 653 ff.) und Hildebrand (Jahr-

freilich als ein jedenfalls schwer, vielleicht auf manchen Lebensgebieten niemals zu erreichendes Ideal. Aber geradezu unwissenschaftlich klingt es, wie Pitts Kenntniss von England als musterhaft gerühmt wird, obschon er die Bevölkerung seines Landes nicht gekannt habe (S. 552): gerade als wenn diese Bevölkerungskenntniss etwas Schädliches wäre! Oder wenn es an den Statistikern vor Achenwall immer rühmend hervorgehoben wird, dass sie gar nicht daran gedacht hätten, Alles zu erforschen oder in Ziffern darzulegen (S. 30). Der schwere Tadel, welchen Robert Mohl in seiner Geschichte der Staatswissenschaften (III, S. 667 ff.) gegen Lueder ausspricht, ist insoferne verdient.

## V.

## Hufeland.

Gottlieb Hufelands[1]) wichtigste Bücher sind folgende. »Lehrsätze des Naturrechts« (1790). »Einleitung in die Wissen-

bücher f. Nationalökonomie und Statistik, 1866, Bd. I). Übrigens hat Lueder einen bedeutenden Vorläufer in Rehberg, der es für widersinnig erklärt, »aus blossen Zahlen Ideen und Projecte herzuleiten«, und der Statistik ausdrücklich nicht bloss die Quantität, sondern auch die Qualität der bearbeiteten Gegenstände als Aufgabe zuweist. Jedenfalls wäre das Ideal der Statistiker nur dann ausführbar, wenn die eine Hälfte der Menschen fortwährend protocollirte, was die andere thut (Über die Staatsverwaltung, S. 17. 22. 26). Vieles von diesen Äusserungen Rehbergs hängt bekanntlich mit seinem Widerwillen gegen das preussische Tabellen- und Controlewesen, überhaupt gegen die preussische Centralisation zusammen, die ihm als hannoverschen Beamten während der Occupation von 1806 persönlich drückend geworden war und durch ihren, so rasch darauf erfolgten, Sturz wenig Respect hatte einflössen können.

1) Er ist geboren zu Danzig im Jahre 1760. Nachdem er in Leipzig und Göttingen studiert hatte, habilitirte er sich für Rechtswissenschaft in Jena, wo er 1788 ausserordentlicher, 1798 ordentlicher Professor wurde. Als 1803 Männer wie Paulus, Schütz, Loder etc. diese damals so blühende Universität verliessen, ging auch Hufeland erst zur Würzburger, 1806 zur Landshuter Hochschule über. Während der Jahre 1808—1812 bekleidete er in seiner republikanisch gewordenen Vaterstadt die Stelle eines ersten Bürgermeisters, kehrte dann aber zur akademischen Laufbahn zurück, 1812 wieder in Landshut, 1816 in Halle, wo er 1817 starb.

schaft des deutschen Privatrechts« (1796). »Systematische Encyklopädie ... aller in Deutschland geltenden Rechte« (1798). Pandekten-Compendium (1806). Endlich, was uns besonders interessirt, die »Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen«: Band I. 1807, Band II. 1813. (Band II. in zweiter Auflage 1819 unter dem Titel: die Lehre vom Gelde und Geldumlaufe.)

Auch dieser ebenso vielseitig[2]) und gründlich gebildete, wie selbstdenkende Mann war im Wesentlichen Smithianer.[3]) Die Vorrede zur Neuen Grundlegung etc. nennt Adam Smiths »Kunst, aus dem Einzelnen zu allgemeineren Regeln und Rücksichten hinaufzusteigen, und diese doch immer wieder auf Erfahrung zu stützen und mit ihr in Harmonie zu setzen, ebenso bewundernswürdig, als die überdachte Anordnung seiner ganzen Entwickelung, die nur zuweilen durch viele eingeschobene Untersuchungen dem Auge entrückt wird, und die daraus herfliessende, sanft, still und einfach fortlaufende Folge seiner Entwickelungen. Die Klage über die Schwierigkeit, ihn zu verstehen, ist höchst ungerecht, ...... nur muss man das Buch nicht bloss zum Nachschlagen brauchen wollen.« Gleichwohl meint Hufeland, dass Smith bei völliger Consequenz eigentlich hätte auf die Physiokratie zurückkommen müssen. Auch den Steuart weiss er wohl zu schätzen. »Ohne ihn wären wir über das Geldwesen noch in tiefem Dunkel« (Neue Grundlegung II, S. 3). Freilich wird Steuart vorgeworfen, dass er gar kein System, sondern nur einzelne Betrachtungen verfasst habe, oft mit Widersprüchen, deren Versöhnung dem Tacte seines (in der That fast allmächtigen) Staatsmannes anheimgestellt werde (N. Grundlegung I, Vorr.). Als der bei Weitem lobenswürdigste von Ad. Smiths französischen Anhängern gilt unserem Hufeland J. B. Say. In Deutschland werden Lueders Verdienste um die Lehre vom Markt und von der volkswirth-

---

2) Seine Absicht, mit Gruber zusammen die grosse Encyklopädie herauszugeben, wurde nur durch den Tod verhindert, worauf dann Ersch an seine Stelle trat.

3) Wie selbständig Hufeland übrigens auch den grössten Leistungen seines Meisters gegenüber denkt, zeigt u. A. sein §. von der Arbeitstheilung (Neue Grundl. I, S. 185 ff.), wo die Stufen ihrer Entwickelung scharf, jedoch mehr logisch als historisch gesondert werden.

schaftlichen Geographie bereitwillig anerkannt, Sodens missverständnissreiche Polemik gegen Smith getadelt. Dagegen als der Einzige, der Smiths Entdeckungen durch sehr bedeutende neue Ideen gefördert habe, Sismondi genannt. Von sich selbst meint Hufeland, dass er »eine durchaus veränderte Hauptansicht der Wissenschaft darzustellen vorhabe«: ohne welche sein eigenes Schriftwesen ihm kaum der Mühe werth scheinen würde. Dass sein Verdienst vornehmlich in »Prüfung der Hauptbegriffe und Grundlegung des Ganzen aus den berichtigten Hauptbegriffen« bestehe, sagt schon der Titel seines Werkes. Geschichte und Statistik hält er für »ganz vorzügliche Hülfsmittel der Staatswirthschaftslehre«. Doch abgesehen davon, dass so viele der durch sie verbreiteten Thatsachen unbestimmt und ungewiss sind, so haben alle solche Thatsachen nur dann Werth für den Staatswirth, »wenn man sie in ihre Ursachen hinauf verfolgen und in ihre Bestandtheile auflösen kann« (N. Grundl. I, Vorr.). Mit dieser Auffassung hängt die unleugbare Trockenheit von Hufelands Schriften zusammen.

Was ihn von allen übrigen Smithianern unterscheidet, sind besonders zwei Eigenthümlichkeiten: seine Hauptbeschäftigung mit Rechtswissenschaft und seine Nebenbeschäftigung mit Philosophie, zumal der seines Landsmannes Kant. Beide Seiten findet man vereinigt in Hufelands naturrechtlichen Schriften, die allerdings einen sehr abstracten und formalistischen Charakter besitzen. So z. B. sollen bei der Ehe alle genaueren Bestimmungen vom Vertrage abhängen. Die Ehen können desshalb einfache oder vielfache sein, die letzteren polygam (polyandrisch oder polygynisch) oder weibergemeinschaftlich. Da jede dieser Arten unter gewissen Umständen gute Folgen haben kann, so ist keine durchs Naturrecht allgemein verboten. Das Naturrecht gestattet auch temporäre Ehen, kennt aber keine verbotenen Grade. Ein Recht zur Verhütung des Ehebruches hat der Ehegatte nur, wenn ihm die Vermeidung desselben versprochen ist (Lehrsätze des N. R. §. 359—369).

Seine juristischen Erinnerungen haben dem Nationalökonomen Hufeland doch mehrfach Schaden gethan. So wenn er eifrigst hervorhebt, dass der Gläubiger nicht mehr Eigenthümer des verliehenen Kapitals, sondern bloss noch eines Forderungsrechtes ist (N. Grundl. I, S. 299 ff.). Oder wenn das Bestehen der Goldwährung in England lediglich aus den Gesetzen (von

1774 und 1798) hergeleitet wird, die Silber nur für Zahlungen bis zu 25 Pf. St. anerkennen; während die Thatsache, dass alle grösseren Zahlungen in Gold oder Papier geschahen, das Silbergeld völlig abgegriffen war etc., eine gar nichts entscheidende heisst (II, S. 103). Andererseits hängt die grosse Schärfe von Hufelands Definitionen unstreitig mit seiner juristischen Schulung zusammen: wie er z. B. Lauderdales Irrthum hinsichtlich der Wirkung von Ersparnissen einfach darauf zurückführt, dass mit dem Worte Consumtion zwei sehr verschiedene Begriffe ausgedrückt werden (I, S. 32. 238). In der scharfen Sonderung dieser Begriffe: Gebrauch und Verbrauch liegt eine der verdienstlichsten wissenschaftlichen Neuerungen Hufelands. So stimmt auch der Widerwille gegen jede positive Einmischung des Staates in die Volkswirthschaft, den er von Ad. Smith angenommen hat, vortrefflich überein mit der Lehre seines Naturrechts, wonach aller Staatszweck bloss Sicherheit, Erhaltung der vollkommenen Rechte ist (Lehrsätze des N. R., §. 430 ff.).

Was man gewöhnlich als Hauptfrucht philosophischer Studien bezeichnet, systematischer Sinn, ist bei Hufeland wenig entwickelt. Wie sonderbar z. B. ordnet er sein deutsches Privatrecht an! Die von ihm sog. Privatrechte theilt er in solche ein, die keinen Todesfall voraussetzen, und solche, die ihn voraussetzen. Das Sachenrecht geht dem Personenrechte voran. Das zweite Buch: deutsches Regierungsrecht, umfasst unter den Rechten aus der Justizhoheit das Vormundschaftsrecht, unter den Rechten aus der Polizeihoheit das Recht der Stände, ja sogar unter den Rechten der niedern Polizei das Stadtrecht, Dorfrecht etc.! Welcher letzte Punkt freilich auch materiell für die damalige Zeit höchst charakteristisch ist. — Dagegen wird man in schönster Weise an Kant erinnert durch den geistigen, antimaterialistischen Sinn, welchen Hufeland auf die Nationalökonomik anwendet. Er legt überall das grösste Gewicht auf die psychischen Vorgänge, welche den ökonomischen Thatsachen zu Grunde liegen. »Es ist keine todte Materie, was den Kreis der Güter und ihrer Verhältnisse ausfüllt; auch diese Sphäre belebt nur der Geist des Menschen« (I, S. 23). Wie er die Production als Selbstzweck, z. B. des Dichters etc., gerne berücksichtigt, so ist überhaupt »eine ausgebreitete Klasse höchst bedeutender Güter in der unsichtbaren

Welt zu suchen«. Die menschlichen Talente erscheinen zwar meistens nur um ihrer Producte willen als werthvoll; (ähnlich wie die Grundstücke!) aber wegen der unberechenbaren Wirkungen des Geistes auf den Geist muss der Einfluss dieser Güter doch für bedeutender und mannichfaltiger angesehen werden, als der irgend eines andern Gutes (I, S. 35 fg.). Darum eifert Hufeland auch sehr entschieden gegen die zu weit getriebene Theilung der geistigen Arbeit (I, S. 207 fg.), und man begreift von selbst, wie ihm die algebraische Behandlung seiner Wissenschaft in Canards Weise nicht zusagen konnte (I, S. 169).

Hufelands Erklärung des Begriffes Gut: »jedes Mittel zu einem Zweck eines Menschen« (I, S. 17) will gar keine Neuerung sein; um so nothwendiger scheint ihm die Neuerung, diesen Begriff in der ganzen Nationalökonomik consequent festzuhalten. Scharf unterscheidet er die Entstehung der Güter als Dinge und als Güter. Auch in der ersten Beziehung streitet er gegen Ad. Smiths Lehre, dass alle Güter durch Arbeit entständen (I, S. 39); viel wichtiger ist ihm indessen die zweite. »Alle Güter sind Güter nur vermöge der Vorstellung (von Zweck und Mittel zum Zweck), die Menschen sich davon machen« (I, S. 20 ff.). Daher muss jede Vermehrung der menschlichen Zwecke und der menschlichen Einsichten in die Mittel dazu schon an sich die Menge der Güter vermehren (I, S. 28 fg.). Die auffällige Thatsache, dass Hufeland die Lehren von der Arbeitstheilung, von Maschinenwesen etc., kurzum fast Alles, was wir unter dem Abschnitte: Güterproduction zu behandeln pflegen, als Theil seiner Preistheorie vorträgt, weil die Productionskosten davon abhängen, erklärt sich aus der obigen Unterscheidung der Güter als Güter und als Dinge: wie denn neue Wahrheiten von ihrem Entdecker gewöhnlich übertrieben werden. In seiner Preistheorie bekämpft er mit Erfolg die Einseitigkeiten der Physiokraten und Ad. Smiths, welche den Preis einer Waare nur von deren Productionskosten, wohl gar nur vom Betrage der aufgewandten Arbeit abhängen liessen. Er gedenkt namentlich einer ausgegrabenen Antike, deren Preis weder vom Arbeitslohne des Gräbers, noch von den ursprünglichen Verfertigungskosten bestimmt werde (I, S. 142 fg.). Aber auch nicht einmal das wirkliche Verhältniss von Bedarf und Vorrath ist es, was den Preis festsetzt, sondern die Mei-

nung der Menschen von diesem Verhältnisse (I, S. 250). Eine ganz richtige Ansicht, wobei nur übersehen wird, dass auf die Dauer ja auch die Meinung der Menschen von der Wirklichkeit durch eben diese Wirklichkeit selbst bestimmt werden muss. Übrigens zeigt Hufeland bei seiner Unterscheidung des innern und äussern, des wirklichen und willkürlichen Preises viel überflüssigen Scharfsinn.

Die Eigenthümlichkeiten seiner Geldlehre beruhen grossentheils auf jener so oft bemerkbaren Reaction des Nachfolgers gegen den Vorgänger, welche das von diesem Verkannte zu überschätzen pflegt. Seit Humes Widerlegung des Mercantilsystems hatte man bis auf Say herunter, um ja nicht wieder in den mercantilistischen Irrthum zurückzufallen, ganz vorzugsweise die Waarenqualität des Geldes betont, also diejenigen Eigenschaften, welche das Geld mit allen übrigen Waaren gemein hat. Dabei wurden aber nur zu häufig die grossen Unterschiede vergessen, die seinen Charakter doch wesentlich anders gestalten, als den aller übrigen Waaren. Hufeland möchte diese Lücke der Theorie ausfüllen. So bestreitet er Says Lehre, dass der Umlauf des Geldes und derjenige der Waaren durchaus in gleicher Weise vor sich gehe (II, S. 251 ff.). Wo Thornton von Ad. Smith abweicht, da schliesst er sich regelmässig dem Erstern an. Im üblen Sinne abstract, d. h. mehr aus dem Namen, denn aus der Beobachtung und Geschichte des Gegenstandes hergeleitet, ist die Erklärung, das Geld sei niemals eine Sache für sich, sondern bloss eine Sache in Rücksicht auf eine andere Sache (II, S. 17). Das Geld als solches habe niemals Gebrauchswerth, sondern nur Tauschwerth, der wohl aus einem Gebrauchswerth entstanden sein möge, aber doch so, dass dieser letztere das Wesen des Geldes gar nicht angehe (II, S. 12. 16). Unser Autor beruft sich hierfür auf das Papiergeld; er ist sich aber dabei so wenig klar, dass er anderswo zugibt, das Papiergeld könne nur als Zeichen des Metallgeldes Werth haben, sowie überhaupt ein Geld ohne allen Gebrauchswerth schwerlich Anerkennung finde (II, S. 41 fg.) und das blosse Rechengeld Steuarts nur ein Ziffersystem sein würde (II, S. 33). So gut er die Meinung derer bekämpft, die Arbeit oder Getreide als unwandelbares Werthmass gelten lassen (II, S. 23 ff.), so schwach ist doch sein Hauptgrund: dass nämlich das Geld seinem innersten Wesen nach keinen Werthmassstab

ausser sich haben könne (II, S. 21). Sehr bedenklich klingt es, wenn das Papiergeld nur darum Geld heisst, weil es als Geld angenommen wird, nicht aber, weil man es mit Geld bezahlt; der letztere Umstand würde es gerade eher zur Waare machen (II, S. 217). Auch hier also wieder jene Übertreibung, dass die Ansicht der Menschen über die thatsächlichen Preismomente als der letzte Grund des Preises bezeichnet wird, da sie doch nur das Mittelglied ist, durch welches die thatsächlichen Momente auf den Preis einwirken. Seine an sich gar nicht üble Theorie des Schlagschatzes basirt Hufeland auf denselben Grund (II, S. 319 ff.). Wozu diess führen muss, zeigt seine Polemik gegen Ad. Smith u. A., die alle Münzerscheinungen auf den Metallgehalt der Münze beziehen. Nach Hufeland könnten die Münzen »leicht einen über ihren Metallgehalt weit hinausschreitenden Preis haben und behalten« (II, S. 371 fg.). Gewiss keine harmlose Theorie zu einer Zeit, wo alle europäischen Grossmächte an schwerer Valutanoth entweder noch litten, oder kurz vorher gelitten hatten!

Hufeland ist der Erste, welcher die in Deutschland so beliebte Ansicht aufstellt, der Unternehmergewinn sei ein besonderer, mit Grundrente, Arbeitslohn, Kapitalzins coordinirter Zweig des Volkseinkommens (I, S. 290 ff.). Vortrefflich ahnt er (I, S. 309: im Streite mit Jakob), dass diese Zweige nicht unmittelbar aus demjenigen bestehen, was der Boden, die Arbeit etc. selbst an Producten geliefert; sondern vielmehr dass sie Verkehrsformen sind, wodurch nach den Regeln des Preises das Gesammtproduct unter die Theilnehmer der Production vertheilt wird. Sonst aber ist er in solchen Dingen keineswegs klar. So präcis er bemerkt, dass man die Grundrente nicht als Ersatz der Urbarungs- und Anbaukosten betrachten darf, sondern als Vergeltung für den Gebrauch des Bodens selbst (I, S. 307), so meint er doch, die Rente eines verkauften Grundstückes werde sofort zum Zinse des Kaufkapitals und gehorche dann völlig den Regeln des Kapitalgewinnes (I, S. 310. 352). Hiermit hängt der sonderbare Irrthum zusammen, dass jede rasch wachsende Volkswirthschaft einen niedrigen Kapitalgewinnsatz habe (I, S. 359). Dabei erinnert es an gewisse Bestrebungen der allerneuesten deutschen Literatur, namentlich an den Versuch von Schäffle und v. Mangoldt, die Grundrente nur als Species des allgemeinern

Genus: Seltenheitsprämie zu fassen, wenn Hufeland den Ertrag der Grundstücke und der menschlichen Talente unter den gemeinsamen Begriff: Rente von natürlichen Güterquellen zusammenwirft. Was die Eigenthümer solcher von Natur vorhandenen und dabei seltenen Güterquellen für deren Gebrauch empfangen, ist kein Ersatz, weil sie nichts weggeben oder weggegeben haben, sondern reiner Gewinn (I, S. 303 ff.).

Bildliche Ausdrücke für wissenschaftliche Wahrheiten liebt Hufeland nicht. So schränkt er z. B. die berühmte Warnung Struensees vor einer allzu schnellen, Schwindel erregenden Geldcirculation auf den Fall der Geld-, namentlich Papiergeldentwerthung ein. Es komme nicht auf den Grad, sondern auf die Ursache des beschleunigten Umlaufes an (II, S. 262). Auch bei dem Begriffe des Organischen, der gerade zu jener Zeit durch Schelling und Hegel so gern auf die Erscheinungen des Volkslebens übertragen wurde, zeigt Hufeland seine kritische Behutsamkeit. Man soll nicht vergessen, dass es doch eigentlich nur eine Allegorie ist, wenn vom Organismus z. B. des Staates geredet wird. So ist auch der einzelne Staat, ja die ganze Menschheit nur ein Theil des organischen Weltganzen. Am allerwenigsten soll man, wie es die Rheinbundszeit liebte[4]), despotische Folgerungen aus dem Begriffe des Staatsorganismus ziehen. »Es ist ja eben die Eigenheit der einzelnen organischen Kräfte, dass ihre Wirkungen sich gegenseitig durchdringen, also nicht aus einem Centrum ausgehen« (I, S. 113). Was insbesondere die Volkswirthschaft angeht, so ist Hufeland bekanntlich der Erste, welcher diesen Namen vorgeschlagen hat.[5]) Indessen fällt ihm doch selbst gleich dabei ein, »dass man bei der Wirthschaft immer an einen leitenden Hauptwirth denkt, und dass ein solcher eben nach den richtigsten Ansichten bei der Volkswirthschaft fehlt. Hier wirthschaften viele Tausende, und gerade die Vereinigung ihrer Ansichten und ihres Willens sei eine ganz zufällige« (I, S. 14).

---

4) Ich erinnere daran, wie der Titel einer Schrift: »Über die Organisation der Blattlaus« für eine Verspottung politischer Massregeln gehalten wurde.

5) Von Nationalökonomie und Nationalwirthschaft hatten schon 1805 Graf Soden und Jakob geredet, nachdem Ortes das Wort: *economia nazionale* 1774, Ferguson das Wort *national economy* sogar bereits 1767 (*History of civil society* III, 4) einzubürgern versucht.

## VI.

### Graf Soden.

Was den Grafen **Julius von Soden**[1]) von allen bisher geschilderten Nationalökonomen am auffälligsten unterscheidet, das ist sein Bildungsstandpunkt und die auf diesem beruhende Form seiner Schriften im Allgemeinen. Soden war **kein Gelehrter**, auch kein Philosoph, obgleich sein neunbändiges Hauptwerk, die National-Ökonomie, sich auf dem Titelblatte selbst als »philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung« ankündigt. Dagegen war er ein wohlmeinender, talentvoller, feingebildeter und äusserst schreibseliger **Cavalier**.[2]) Literarische Anführungen liebt er ebenso wenig, wie historische Belege. Wo die letzteren ja vorkommen, da klingen sie durchweg sehr laienhaft, nicht bloss in Fragen des Alterthums (z. B. I, S. 275), sondern selbst der neuern englischen Geschichte (II, S. 403). Für seine Sprachenkenntniss scheint es bezeichnend, wie er immer »Empyriker« und »empyrisch« schreibt. Bei der Bekämpfung anderer Schriftsteller begeht er häufig die Unart mancher vornehmen Dilettanten, seine Gegner nur aus dem Gedächtnisse zu citiren, also gar nicht vorher nachzuschlagen; wo ihnen dann wohl ganz fremde Ansichten zugeschrieben werden, bisweilen solche, die von ihnen ausdrücklich widerlegt worden sind. Die Physiokraten z. B. sollen nach III, S. 168 einen hermetisch verschlossenen Staat vorausgesetzt

---

1) Soden ist aus einer alten Reichsritterfamilie 1754 zu Anspach geboren. Er wurde frühzeitig brandenburgischer Geheimer-Regierungsrath, dann Geheimer Rath, preussischer Gesandter beim fränkischen Kreise zu Nürnberg, 1790 sogar in den Reichsgrafenstand erhoben, widmete sich jedoch seit 1796 auf seinen Gütern der landwirthschaftlichen und wissenschaftlichen Musse. Erst am Abend seines Lebens kehrte er als Mitglied des bayerschen Landtages wieder zur staatsmännischen Praxis zurück, und starb 1831.

2) Einige seiner zahlreichen dramatischen Werke haben sich ziemlich lange auf dem Repertoire der deutschen Bühne gehalten. Wie er 1804 das erste stehende Theater in Würzburg gründete, so ist er auch in Bamberg eine Zeitlang Unternehmer des Theaters gewesen.

haben! So wird Ad. Smith darüber zurechtgewiesen, dass er den Nutzen der Arbeitstheilung einzig in der Vermeidung des geringen Zeitverlustes beim Übergange von einer Arbeit zur andern erblickt (I, S. 155. IV, S. 95), dass er die Auslagen auf Handwerke und Fabriken für unproductiv erklärt (II, S. 7. VI, S. 222), den Preis der Landgüter bloss vom Zinsfusse hergeleitet habe (IV, S. 50)[3]) u. dgl. m.

Auf die systematische Gliederung seines Stoffes legt Soden überall grosses Gewicht, obschon keineswegs immer mit Erfolg: wie er denn z. B. in seiner Lehre von den Staatseinnahmen die Anleihen früher behandelt, als die Steuern (III, S. 40 ff.). Dabei schreibt er sehr abstract, und nöthigt sowohl hierdurch, wie durch seine ganz eigenthümliche Terminologie den Leser zu einer bisweilen recht unerquicklichen, wenig belohnten Mühe, um so mehr, als seine verschiedenen Bände reich an Wiederholungen sind. Diess wird nur wenig gebessert durch einzelne Anflüge von Sentimentalität: wenn er z. B. die fiscalische Nutzung des Postregals mit einer fast poetischen, an Matthisson erinnernden Declamation über den Werth des Briefwechsels für Liebe, Freundschaft und Lebensgenuss bestreitet (III, S. 168). Oder aber durch geistreich klingende Phrasen, wenn er z. B. die Criminalprocesse dadurch abzukürzen räth, dass man zwischen der frühern barbarischen Tendenz, Schuld zu finden, und der neuern pseudo-philanthropischen Tendenz, Unschuld zu finden, den richtigen Mittelweg, Wahrheit zu suchen, einschlage (V, S. 222).

In seiner religiösen Lebensansicht ist Soden, obschon keineswegs ohne Gefühl, bis zuletzt ein rechtes Kind der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geblieben. Noch 1821 empfiehlt er für Theologen einen überaus philisterhaften Studienplan (VIII, S. 191 ff.). Dogmatische Kenntnisse müssen sie hinlänglich schon auf die Universität mitbringen. Exegetische Studien sind ganz überflüssig. Desto mehr Gewicht soll auf Rhetorik, Moral, sowie auf pädagogische, landwirthschaftliche und medicinische Einsicht gelegt werden: letzteres namentlich auch darum, weil die Pfarrer, die viel zweckmässiger den Titel: Lehrer führen (V, S. 187), durch ihr blosses geistliches Amt ja fast gar nicht

3) Schon Hufeland, N. Grundlegung, Bd. I, Vorrede, ist hierüber unwillig.

beschäftigt sein würden.[4]) Staatsaufwand auf Gymnasien etc. kann Soden nur dann gutheissen, wenn Landbau-, Gewerbe- und Handelsschulen damit verbunden sind (V, S. 192). Dagegen empfiehlt er mit grossem Eifer Seminarien für Kindermädchen als erste Grundlage der Volkserziehung (VIII, S. 30 ff.).

Den Staat definirt er als »eine Gesellschaft, vereinigt zur vollkommensten Erreichung des Zweckes menschlichen Daseins« (Staatshaushaltung, 1812, S. 7). Demgemäss huldigt er in seiner grossen Beschränkung der Gemeindesteuern und völligen Verwerfung der Provinzialabgaben doch einem etwas bedenklichen Centralisationssysteme (V, S. 264 ff.); sowie er auch die Staaten der Gegenwart nach den grossen Umwälzungen der jüngsten Vergangenheit rechtlich fast als *tabula rasa* betrachtet (V, S. 84), und namentlich einen starken Widerwillen äussert gegen die aus grossen Gutsherren bestehenden Landtage (Agrarisches Gesetz, 1797, S. 37). Im Ganzen jedoch ist er ein warmer Freund gemässigter Freiheit und Ordnung. Das oberste Princip seiner volkswirthschaftlichen Politik ist, der grössten Menschenzahl sichern Wohlstand zu gewähren (II, S. 187); nicht Reichthum Einiger, sondern mässiges Glück Vieler (I, S. 235). Wenn er die Aristokratie die »schrecklichste und ungeheuerste aller Staatsverwaltungsformen« nennt, so redet er freilich auch von einem »Jacobinischen Aristokratismus« (Agrar. Gesetz, S. 14. 3). Scharf unterscheidet er die wahrhaft republikanische, d. h. gemeinnützige Verfassung, *res publica*, die am besten unter einem Monarchen gedeihet, von der Despotie, welche nur das persönliche Wohl des Herrschers beabsichtigt (IV, S. 363). Bloss die erstere ist nationalökonomistisch. Und zwar sieht er nach Montesquieu'scher Weise die Hauptbedingung einer solchen Republik in der scharfen Trennung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt (VII, S. 52). In dem, was man gewöhnlich Polizei nennt, pflegen diese drei Gewalten vereinigt zu sein. Desshalb geht Sodens Augenmerk in seiner Polizeiwissenschaft vornehmlich darauf, dass von jedem Polizeiurtheil an ein Gericht appellirt

4) Also wesentlich mit dem übereinstimmend, was Bahrdt Üb. das theologische Studium auf Universitäten (1786) und J. H. Campe Üb. einige verkannte, wenigstens ungenutzte Mittel zur Beförderung der Industrie etc. (1786) gelehrt hatten.

werden könne (VII, S. 53 ff.). Die Regierung darf keine Zusammenkünfte, selbst keine geheimen Gesellschaften verhindern, ausser wo sie gesetzwidrige Zwecke verfolgen (VII, S. 72 fg.). Soden ist kein Freund der stehenden Heere; namentlich sei es ganz irrig, in den Unverheiratheten die besten Soldaten vorauszusetzen (VII, S. 92). — Wenn diese Ansichten bis zum Schluss seines Lebens vorgehalten haben, so scheint doch übrigens die reactionäre Strömung, welche so bald nach dem Sturze Napoleons die herrschende wurde, auch an Soden nicht ganz spurlos vorübergegangen zu sein. Er hat im hohen Alter manche Überzeugungen seiner besten Jahre wohl nicht aufgegeben, aber doch gemildert, und zwar in der von den Eigenthümlichkeiten des 18. Jahrhunderts abgekehrten Richtung. So erklärt die 1816 gedruckte Staats-National-Wirthschaft (Bd. VI. der N.-Ö.) seine 1797 veröffentlichten Meinungen über das agrarische Gesetz für »zum Theil sehr irrig, und berichtigt sie durch Zeit und Erfahrung« im Sinne strengerer Heilighaltung des Eigenthums (S. 70). Wir finden hier eine warme Lobrede auf die Klöster als Grundbesitzer, deren mittelalterlicher Nutzen immer noch einigermassen fortdauere (S. 57 ff.). Familienfideicommisse in englischer Weise werden hier gebilligt (S. 80 ff.), neben dem Grundbesitzmaximum auch ein untheilbares Minimum angerathen (S. 90), die Abschaffung der gutsherrlichen Rechte entschieden getadelt (S. 66 ff.). Wenn hier Soden die Schädlichkeit des Lehnwesens, der Naturalzehnten und ungemessenen Frohnden immer noch anerkennt, so findet er gegen die Fortdauer der Handlöhne sowie der gemessenen Frohnden nichts mehr zu erinnern (S. 82. 126. 131 ff.). Nachmals hat er besonders gegen die Confiscation der Kirchen- und Schulgüter von Seiten »erleuchtender Obscuranten, denen nichts heilig war«, geeifert (VIII, S. 15); ja sogar für Kleiderordnungen sich ausgesprochen (S. 61).

Von Sodens volkswirthschaftlichen Ansichten ist der innerste Kern offenbar aus Ad. Smith entlehnt. Er gesteht selber, dass eine ihm übertragene Kritik der Garve'schen Übersetzung den Anlass zu seinem eigenen grossen Werke gegeben. Freilich ist er dann in seiner Beurtheilung Ad. Smiths auffallend kühl. »Ein denkender Kopf mit nicht gemeinen Kenntnissen, . . . aber ohne logische Ordnung, ohne erschöpfende Definitionen, ohne richtigen Überblick des Ganzen

und festen Zusammenhang, . . . ermüdend durch Wiederholungen, ewiges Zurückführen auf die Elemente. . . . Sein Werk doch eigentlich nur aus schätzbaren Fragmenten bestehend, dabei viel zu einseitig englisch-national« (Bd. I, Vorrede). Wieviel jedoch Soden von Smith gelernt hat, sieht man namentlich da, wo er dessen Ansicht über den »natürlichen« Entwickelungsgang der Volkswirthschaft theilt: wie zuvor der Ackerbau völlig reif werden müsse, und dann erst, gleichsam aus dem Überschusse des Ackerbaues, die Gewerbe entstehen etc. Wenn die wirkliche Entwickelung in den meisten Ländern, die nicht Kolonien sind, eine so ganz andere zu sein pflegt, so hält diess Soden in dem Grade für naturwidrig, dass er selbst das Wohlfeilerwerden der Fabrikate gegenüber den Rohstoffen, wie es doch eigentlich jede höhere Kultur mit sich bringt, tadelt (IV, S. 139 ff.). Die sonderbare Idee, dass Urproducte wegen ihrer Unentbehrlichkeit immer Absatz fänden (IV, S. 205. 265 und öfter), ist nicht sowohl unmittelbar ein Rest der Physiokratie, die Soden vielmehr »ein allen Nationalwohlstand vernichtendes Extrem« nennt (IV, S. 439. V, S. 19), sondern stammt aus der Überschätzung der landwirthschaftlichen etc. Production, welche Ad. Smith von den Physiokraten überkommen hatte.[5])

Eine Weiterförderung der Smith'schen Lehre kann ich in den vielen, zum Theil recht seltsamen, aber streng festgehaltenen Kunstausdrücken, welche Soden vorschlägt, nicht erblicken. So z. B. wenn er die Grundstücke, überhaupt alle directen Gaben der äussern Natur Urstoff nennt, im Gegensatze des von Menschen verarbeiteten Productstoffes; wenn er das Kapital, nicht wie Ad. Smith in stehendes und umlaufendes, sondern in todtes (nicht sogleich umsetzbar) und lebendiges (sogleich umsetzbar) eintheilt (I, S. 61 ff.); wenn die Staatseinnahme bei ihm Staatsfinanz-Production, die Staatsausgabe Staatsfinanz-Consumtion heisst (V, S. 13 ff.) u. dgl. m.[6])

---

5) Nach Hufeland (Vorrede des I. Bandes) hat Sodens Opposition gegen Ad. Smith wesentlich denselben Standpunkt, wie die von Lord Lauderdale, obschon beide schwerlich von einander wussten.

6) Zu den Wenigen, die Sodens Terminologie angenommen haben, gehört K. Murhard in seinen früheren Schriften. Erst in seiner Theorie des Geldes (1817) macht er sich davon los.

Weit verdienstlicher schon ist sein Streben, die Staatswissenschaft in erschöpfender Vollständigkeit zu systemisiren und ihre einzelnen Zweige scharf gegen einander abzugränzen: ein echt deutsches Streben, das wirklich bei Smiths fast monographischer Behandlungsweise gar sehr zurücktritt. Soden hält es für sein eigenes Hauptverdienst[7]), die Nationalökonomie, eine durch ihn zuerst begründete »Szienz«, daher zunächst »bloss dem tiefen Forscher und eigentlichen Gelehrten verständlich« (Bd. IV, Vorrede), von der sog. Staatswirthschaftslehre scharf gesondert zu haben. »Die Nationalökonomie ist die aus der Kenntniss des menschlichen Organismus geschöpfte Kunde der Grundsätze, wie die Staatsverfassung und wie die Regeln, welche die Staatshaushaltung zu beobachten hat, beschaffen sein müssen, damit die grösstmögliche Zahl der Staatsglieder den höchstmöglichen Grad physischer Genussvollkommenheit nach ethischen Grundsätzen erlangen und bewahren können« (IV, S. 6). Sie ist die höchste und Grundwissenschaft der gesammten Staatskunde (S. 14), die Philosophie der Staatsformen wie der Staatshaushaltung (S. 8). Obwohl ihre Vorschriften immer eine Nation voraussetzen, so erweitern sie sich doch, ähnlich wie die des Naturrechts, über alle Völker (S. 9). Die verbietenden Gesetze der Nationalökonomie sind absolut, lediglich gebunden an die Natur und den menschlichen Organismus; ihre vorschreibenden Gesetze hingegen bloss unter gewissen zufälligen Voraussetzungen gültig (S. 12). Die Staatshaushaltungskunde zerfällt in die Staatsjustiz-, Staatspolizei- (Bd. VII. der N.-Ö.) und Staatsfinanzkunde (Bd. V. der N.-Ö.). Indess hat Soden aus dieser grossen Wissenschaft, die er 1812 in einem Grundrisse skizzirte, ausserdem noch die Staats-Nationalwirthschaft, d. h. die Lehre vom Einflusse des Staates auf die Nationalproduction (Bd. VI. der N.-Ö.), und die Lehre von der Staats-Nationalbildung (Bd. VIII. der N.-Ö.), sowie von der Staats-Administration im engern Sinne (Bd. IX. der N.-Ö.) besonders abgetrennt.

Wirklich fortgeschritten gegen Ad. Smith ist Soden in der Lehre von der Productivität der Arbeiten. »Alle Dienstleistungen, welche den Genuss, den Wohlstand der Menschen befördern, oder zur Erhaltung der Producte unentbehrlich sind«,

---

7) Ob mit Recht auch Sartorius gegenüber??

erklärt er (ähnlich wie J. B. Say) für Producte, ihre Schöpfer für wahre Producenten, wofern sie nur »in das allgemeine ethische Princip der Nationalökonomie einpassen« (I, S. 142). So werden namentlich auch Dichter als Producenten aufgefasst (II, S. 5).[8]) Ganz dem entsprechend macht Soden einen Unterschied zwischen ökonomistischer Consumtion, die mit einem entsprechenden Genusse verbunden ist; unökonomistischer, wo eine zweckmässigere Verwendung der Genussmittel eine grössere Summe von Genuss gewährt haben würde; endlich antiökonomistischer Consumtion, die gar keinen Genuss bewirkt (I, S. 147). So nennt er z. B. in der Finanzwissenschaft jeden Staatsaufwand für Kunst, namentlich Theater, und für Wissenschaft, sofern er nur den Kräften des Staates angemessen ist, einen ökonomistischen (IV, S. 169. 470).

Seine wirthschaftspolitischen Abweichungen von der Smith'schen Lehre lassen sich überwiegend auf Einen Grundgedanken zurückführen: dass Soden nämlich die unbedingte Verkehrsfreiheit, wie Adam Smith sie gefordert hatte, zwar theoretisch bewundert, aber doch praktisch nicht auszuführen wagt; zum Theil aus blosser Gewöhnung an das in Deutschland Hergebrachte, zum Theil auch, weil er wirklich die deutschen Verhältnisse dafür nicht reif glaubte. War er doch überhaupt ein Freund allmälicher Entwickelung, nach dem Vorbilde der Natur, wie es Bernstorff bei Aufhebung der Leibeigenschaft gemacht (II, S. 275).

Während Soden z. B. gegen leichtsinnige Bankerottirer strenge Criminalgesetze verlangt, und dass im Zweifel jeder Bankerott für strafbar gehalten werde (III, S. 231), möchte er andererseits den Zinswucher statt der bisherigen Wuchergesetze dadurch eingeschränkt wissen, dass alle Zinsverträge bei Strafe der Unklagbarkeit in ein öffentliches Buch eingetragen werden sollen (IV, S. 57. V, S. 319). Zum Theil mag diess mit seiner oft geäusserten Abneigung wider die Kapitalisten zusammenhängen (I, S. 105).

In Bezug auf das Grundeigenthum ist Soden gar nicht für das unbedingte *Laissez faire, laissez passer*. Seine oft aus-

8) Um desto auffallender ist die Inconsequenz, womit Soden eigentlich nicht zugeben will, dass Handelsarbeiten, wenigstens im Zwischenhandel, productiv seien (IV, S. 270).

gesprochene trübe Ansicht von England stützt sich vornehmlich auf die Ungleichheit der dortigen Bodenvertheilung (I, S. 258 ff. VIII, S. 84 ff.). Es genügt ihm nicht, die Erstgeburtsrechte, Familienfideicommisse etc. abzuschaffen, sondern zugleich muss ein unüberschreitbares Maximum des Grundbesitzes vorgeschrieben werden: so dass z. B. ein Vater, der in Rücksicht auf seine Kinder mehr Land erwirbt, gehalten ist, das Plus auch wirklich an diese abzutreten, sobald sie herangewachsen sind. (Vgl. die Schrift: »Das agrarische Gesetz, Beweis der Nothwendigkeit eines Ackergesetzes zur Verhütung von Staatsumwälzungen«, 1797; aber auch oben S. 54.) — Die Smith'sche Lehre vom Nutzen des freien Kornhandels will ihm gar nicht einleuchten. Wohl mögen die Kornhändler den Mangel an Masse verhüten; sie befördern aber den Mangel an Umlauf, der ja ebenso sehr Noth bedeutet (IV, S. 161). Desshalb wird für den äussersten Fall selbst eine Taxirung und Requisition der Rohproducte von Staatswegen empfohlen: das französische Maximum sei mehr in der Form, als im Principe verkehrt gewesen (III, S. 68). Für gewöhnliche Zeiten genügt das »idealische Kornmagazin«[9]), wonach jeder Grundeigenthümer, der mehr Land besitzt, als sein eigener Haushalt bedarf, eine mit der Grösse seines Überschusses progressiv steigende Quote seiner Ernte ein Jahr lang aufbewahren muss. Diese kann der Staat alsdann, wenn die Kornpreise über eine gewisse Höhe gehen, um den höchstmöglichen Ausfuhrpreis requiriren (IV, S. 157). Soden ist von seinem Plane so enthusiastisch eingenommen, dass er ihn auch in der Forstwirthschaft anwendet, deren mancherlei Besonderheiten er historisch gut begriffen hatte (I, S. 109 ff. V, S. 61 ff.). Dem idealischen Kornmagazine soll desshalb ein »idealisches Holzmagazin« entsprechen (I, S. 124).

Auch in dem vorzugsweise sog. Gewerbfleisse huldigt Soden keineswegs dem unbedingten Individualismus (IV, S. 215). Seine Ansicht von den Zünften ist eine wohlverstanden historische (S. 212 ff.), obschon er irrthümlicher Weise die geschlossene Meisterzahl für etwas Ursprüngliches hält (VI, S. 209). Seiner Gegenwart empfiehlt er keine Vernichtung der Zünfte, sondern nur eine freiheitliche Reorganisation, so dass sie ohne gar

9) Noch in der Schrift: Die annonarische Gesetzgebung, 1828, empfohlen.

zu scharfe Abgränzung gegen einander, ohne geschlossene Zahl, mit freiem Zutritt jedes Befähigten, gutem technischen Unterrichte, besser gestalteter Wanderschaft etc. fortdauern (II, S. 128 ff. VI, S. 214 ff.). Um so mehr kann es auffallen, wie leicht er sich darüber tröstet, wenn Arbeiter durch Maschinen ihr gewohntes Brot verlieren. »Der Staat ist weder ein Spital, noch ein Kosthaus. Der Bürger hat an denselben keinen Anspruch, als auf Schutz und freien Spielraum für seine ökonomische Productionskraft« (VI, S. 275). Sehr erwünscht würde es ihm sein, wenn der Gewerbfleiss ein Nebengeschäft des Landvolkes bildete (II, S. 102 ff.), und nur die Luxusfabriken der Stadt angehörten (IV, S. 210). Charakteristischer noch ist die Ansicht, dass der Staat, als Gegenleistung für seinen Schutz gegen Nachdruck, das Recht haben soll, die Preise der Bücher festzusetzen (VIII, S. 210). — Auch über den internationalen Gewerbeschutz weichen Sodens Ideen von denen Ad. Smiths sehr ab. Zwar ist er entschieden gegen Aus- und Einfuhrverbote, gegen Monopolien [10]; die etwa noch schlummernden Kräfte will er am liebsten durch Belehrung, Reisen etc. geweckt sehen (IV, S. 181). Aber sonst meint er doch nicht, dass Alles von selbst gehe; wobei er namentlich an den Mangel nationaler Selbstachtung und das Vorherrschen des einseitig kaufmännischen Geistes erinnert, der beim Verbrauche fremder Waaren mehr gewinnt, als bei dem einheimischer (IV, S. 182 ff. II, S. 28 ff.). Jedes Volk müsste seine eigenen Rohstoffe billig selbst verarbeiten (II, S. 11). Daher ist Soden für mancherlei Zollschutz (IV, S. 188), namentlich in Fällen wie 1816, wo die Engländer absichtlich zu Schleuderpreisen verkauft, um die deutsche Industrie zu Grunde zu richten (VI, S. 337). Ebenso für Staatsprämien zu Gunsten hoffnungsvoller Gewerbe (II, S. 50. IV, S. 190). Immer jedoch innerhalb der Gränze des Nationalbedarfes (IV, S. 197). Eine für den ausländischen Markt arbeitende Industrie leidet an grosser Unsicherheit; sie ist oft nur eine Folge der nicht gehörigen Vertheilung des Grundbesitzes im Lande (II, S. 54 ff.).

In der Lehre vom Gelde legt Soden ausserordentliches

---

10) Eigentlich auch gegen jede Staatsindustrie, die »unmöglich« mit der privaten concurriren könne (IV, S. 208): wobei er an Actiengewerbe offenbar noch gar nicht denkt.

Gewicht auf den, wie er glaubt, von ihm zuerst beobachteten Unterschied zwischen Vermögensmesser und Ausgleichungsvehikel: jener (höchst unklar!) z. B. durch das Pfund Sterling, dieses durch die Guinee vertreten (IV, S. 278 fg.). Freilich hat er nachher diese Unterscheidung eben da unbenutzt gelassen, wo sie am fruchtbarsten sein würde. So meint er, wenn alle übrigen Völker den Schlagschatz aufgäben, und ein Volk allein ihn beibehielte, so würde letzteres dadurch im Stande sein, alles Metallgeld an sich zu ziehen (IV, S. 296). Höchst gefährlich ist der Vorschlag, dass der Staat Papiergeld ausgeben und durch Wiederannahme bei Steuerzahlungen fundiren soll, um auf solche Art das Kapital z. B. für einen Donau-Mainkanal zu schaffen, dessen Erbauung Soden mit wahrem Enthusiasmus fordert (V, S. 131. 275 ff.). Diese Kapitalschöpfung aus Nichts hängt offenbar mit der ziemlich dunkeln Vorstellung zusammen, die bei Soden öfters anklingt, dass die Mehrzahl der menschlichen Verzehrungen auf Antecipation beruhe (IV, S. 319).

Ebenso unklar und phantastisch ist seine Ansicht von den Banken. Den solidesten Privatbanken zieht er eine Nationalbank vor, die »unter der unmittelbaren alleinigen Leitung des Staates steht und vom Staate mit dem Nationalvermögen garantirt ist» (IV, S. 331). Allerdings fügt er bald hinzu, dass die Regierung gar keinen andern Einfluss auf die Operationen der Bank haben darf, als nur die Oberaufsicht. Die Nationalbank soll auch kein Monopol besitzen (IV, S. 337), und ist überhaupt »nur in republikanisch organisirten Staaten denkbar« (S. 331). Ganz besonders schwärmt er für eine National-Hypothekenbank, zur wahren Mobilisirung des Grundeigenthums und Verhütung bedeutender Preisschwankungen desselben (II, S. 460 ff. IV, S. 355). Jeder Eigenthümer soll auf Verlangen bis zum vollen Schätzungswerth seiner Grundstücke von der Bank auf den Inhaber lautende Bankzettel in kleinen Apoints erhalten, die er selbst unter Aufsicht der Bank halbjährlich verzinst, die aber zugleich als Umlaufsmittel dienen. Die Bank kann diese Zettel, nachdem sie ein Halbjahr in Umlauf gewesen sind, mit baarem Gelde einlösen und wieder verkaufen. Um ihr die hierzu erforderliche Baarsumme zu verschaffen, sollen alle gerichtlich deponirten und vormundschaftlichen Geldkapitalien ihr zugewiesen werden. Wie die Bank ihre Noten, abgesehen von der Wiederausgabe der von ihr eingelösten, bloss an Grundeigenthümer

gegen Hypothek ausgeben darf, so müssen alle anderen gerichtlichen Hypothekverschreibungen aufhören, alle aussergerichtlichen ohne bindende Kraft sein. — Man sieht, diess ist ein Versuch, das Pfandbriefsystem der ritterschaftlichen Creditvereine mit dem Notensysteme der Handelsbanken zu verschmelzen, wie er in Zeiten ländlicher Creditnoth so häufig empfohlen wird: allerdings mit Verkennung der Wahrscheinlichkeit, ja Gewissheit, dass der Bodenwerth und Kapitalbedarf aller Grundeigenthümer zusammen den Geldbedarf des Verkehrs weit übersteigen, es also gar nicht möglich sein wird, eine so ungeheuere Menge von Banknoten in Umlauf zu erhalten. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn Soden hierneben so pedantisch solid ist, damit keine Bank mehr verspricht, als sie unter allen Umständen halten kann, ihren Noten die Aufschrift zu geben: Einlösbarkeit sofort, wenn nur so und soviel präsentirt werden; sonst aber spätestens bis zu dem und dem Termine (II, S. 423. IV, S. 335). Das heisst doch, Mücken seigen und Kameele verschlucken!

Im Finanzwesen ist Soden kein so unbedingter Gegner der Staatsdomänen, wie die meisten Smithianer. Geschichtlich begreift er ganz wohl, dass ein bedeutendes Domanium namentlich da angezeigt ist, wo die Bevölkerung noch dünn (V, S. 45). Dagegen meint er sehr unklar, je geringer die Concurrenz hinsichtlich der Domänen- und Regalproducte, um so höher sei ihr Preis. Insofern habe sich vormals der finanzielle Staatsreichthum auf die Armuth des Volkes begründet (VI, S. 9). Jedenfalls missbilligt er die Veräusserung der Domänen entschieden, zumal aus Gründen des monarchischen Princips (VI, S. 64. V, S. 172). Aber auch rein ökonomisch betrachtet, habe die Domänenwirthschaft nichts Bedenkliches, vorausgesetzt, dass in kleinen Stücken und für die Lebensdauer des Pächters verpachtet werde (V, S. 51 ff.). Wenn der Staat verpflichtet sein soll, durch Bergbau, Urbarung etc. die Menge der Producte zu vergrössern, wofern nur, auch ohne Reinertrag, die Kosten gedeckt sind (V, S. 73), so hängt diess mit der Ad. Smith'schen Ansicht vom Werthe des Rohertrages zusammen, gegen die z. B. von Ricardo später so lebhaft reagirt worden ist.

Die bisher in der Praxis herrschenden Grundsätze der Besteuerung, die V, S. 95 ff. nicht ohne Bitterkeit formulirt werden, verwirft Soden gründlich. Aber auch theoretisch meint

er, die Steuerlast solle nicht vertheilt werden im Verhältnisse des Staatsschutzes, welchen der Pflichtige geniesst: weil ja dann eigentlich die Ärmsten, als die Schutzbedürftigsten, das Meiste zahlen müssten (V, S. 86). Wie die Staatsdienergehalte, so sollen auch die Steuern je nach den Kornpreisen[11]) normirt werden (II, S. 338 f. IV, S. 301). Selbst eine Steuer in Form von Staatsfrohnden, wobei sich die Reicheren einen Stellvertreter miethen dürfen, hat für Soden nichts Abschreckendes (III, S. 111 ff.), zumal bei trägen Völkern, wo es oft nöthig ist, die Besteuerung auf Weckung der Productionskraft einzurichten (III, S. 115).[12]) Sein oberster Grundsatz ist: nicht der Staatsbürger als solcher hat die Kosten der bürgerlichen Gesellschaft zu tragen, deren Theil er ja selber ist; sondern das besteuerungsfähige Nationalvermögen (III, S. 158 ff.). Und zwar wird ein Product für den Staat erst dann Bestandtheil des Nationalvermögens, wenn es »aus dem Besitze des Producenten herauswandert» (III, S. 126). Auf diesen Gedanken beruhet die allgemeine Productensteuer, die Soden als *impôt unique* an die Stelle der bisher üblichen directen wie indirecten Abgaben setzen möchte. Jedes Product wird mit einer gewissen Quote seines Werthes besteuert, sobald es in den geniessbaren Zustand eingetreten ist: das Getreide, wenn es gedroschen, das Arbeitsvieh, wenn es arbeitsreif geworden, das Schlachtvieh, wenn es geschlachtet wird, die Wohnhäuser, so lange ihr Genuss durch Bewohnung dauert. Übrigens sollen die entbehrlichen Producte verhältnissmässig höher besteuert werden, als die unentbehrlichen (III, S. 136 ff.). Etwanige Schwierigkeit, diese Steuer zu entrichten, könnte lediglich im Mangel an Umlaufsmitteln begründet sein (V, S. 132), wie denn Soden überhaupt für sein Project geradezu schwärmt. — Neuerdings freilich hat Macculloch[13]) mit Evidenz nachgewiesen, dass eine Besteuerung aller Producte ohne Rücksicht auf ihre Productionskosten, namentlich ohne Rücksicht auf das Verhältniss des zu ihrer Production

11) Nach Analogie der französischen Verfassung von 1795, V, 68. VI, 178.

12) Eine zur Zeit des Rheinbundes nicht ungewöhnliche Idee: wie z. B. Seeger (Preisschrift über das vorzüglichste Abgabensystem, 1815) allen Bürgern gleiche Steuerpflicht zuschreibt, und desshalb den Ärmeren, was sie an Geld nicht zahlen können, in Form von Staatsfrohnden auflegen will.

13) *On taxation and the funding system*, p. 169.

erforderlichen stehenden und umlaufenden Kapitals, zu grösster Ungleichheit führen, und besonders alle Handarbeiten mit einem wahrhaft fürchterlichen Drucke beschweren würde. Man sieht aber schon aus Sodens eigener Detailausführung, dass sein Project nur dem Namen nach eine Vereinfachung des jetzt üblichen Steuersystems wäre. Thatsächlich sollen fast alle jetzt sog. directen Abgaben fortdauern, die Kapitalzinsensteuer mit einer höchst rigoristischen Controle (V, S. 349), und dabei mit dem bedenklichen Grundsatze, dass alles Einkommen über ein gewisses Maximum hinaus frei bliebe. Noch mehr wird unter anders klingenden Worten doch wesentlich der jetzige Inhalt wiederhergestellt, wenn man (V, S. 357) die Steuer an die Nation selbst verpachtet. Denn eigentlich ist Soden für die Verpachtung der Steuern sehr eingenommen, wofern man nur gegen allzu grossen Gewinn der Pächter vorgekehrt hat (III, S. 194 ff.). Dagegen zeigt sich eine echt humane und kosmopolitische Ansicht in seinem Zweifel daran, ob ein Transitozoll überhaupt nur einmal rechtmässig zu nennen (IV, S. 268).

Wie Sodens Abweichungen von Ad. Smith grossentheils unbewusst auf seiner Vorliebe für ältere Zustände beruhen, so hat er auch gegen das System des Staatsschatzes viel weniger einzuwenden (III, S. 40 ff.), als gegen Staatsanleihen, denen er eigentlich immer, selbst im Nothfalle und für productive Anlagen, die Erhöhung der Steuern vorzieht (III, S. 57). Ob Geld genug in der Circulation, also ein Schatzsammeln räthlich sei, beurtheilt er vornehmlich aus der Niedrigkeit des Zinsfusses: was zwar im praktischen Ergebnisse nicht übel ist, aber doch theoretisch mit seiner Vermischung von Kapital und Geld zusammenhängt (III, S. 58).

Jedenfalls darf man bei Staatsanleihen ja nicht die Unbestimmbarkeit ihrer Gränze mit der Gränzenlosigkeit verwechseln (III, S. 53). Man soll scharf unterscheiden zwischen National- und Staatsvermögen, welches letzte nur den für Staatszwecke absolut nothwendigen Theil des ersten umfasst; ebenso zwischen Staats- und Regierungscredit, letzterer innerhalb der Gränze, wo man keiner neuen Auflagen bedarf (III, S. 40 ff.). Ehe die Regierung Bankerott macht, soll sie lieber den Staat für aufgelöst erklären (III, S. 99). Originell ist der Vorschlag, bei grosser Finanznoth den Bankerott auf folgende Art zu vermeiden. Den Gläubigern soll der Betrag der fortge-

zahlten Zinsen als Kapitaltilgung angerechnet werden, und wenn auf diesem Wege das ganze Kapital getilgt ist, erfolgen die mithin schuldig gebliebenen Zinsen auf einmal, doch ohne Zinseszins, in Papiergeld (III, S. 105 ff.). Da Soden alles Diess nur mit Zustimmung der Gläubiger thun lassen will, so macht ihm die Gerechtigkeit seines Plans keine Scrupel. Er übersieht aber dabei, gerade wie vorhin bei seiner National-Hypothekenbank, völlig die Uneinlösbarkeit, also Entwerthung jedes über gewisse Gränzen hinaus gewachsenen Papiergeldes. In seinen späteren Bänden erklärt er sich lieber für die Tilgung der Staatsschuld vermittelst einer Umlage auf das Privateigenthum der Unterthanen[14]) (IV, S. 389): welcher »idealische Tilgungsfond« (V, S. 245) offenbar ein Seitenstück ist zu seinem »idealischen Kornmagazine, Holzmagazine« etc.

## VII.

## Jakob.

Zu denjenigen Nationalökonomen des vorletzten Menschenalters, welche von der Gegenwart viel weniger geschätzt werden, als sie verdienen, gehört Ludwig Heinrich v. Jakob.[1])

Dieses ungerechte Urtheil der nächstfolgenden Generation ist jedoch leicht zu erklären. Die zahlreichen früheren Schriften

14) Wie diess in England nach dem Vorgange von Archibald Hutchinson, Sir John Sinclair und Ricardo namentlich noch durch Heathfield *A plan for the liquidation of the public debt* (1820) empfohlen ist.

1) Von seinen äusseren Lebensverhältnissen bemerke ich nur Folgendes. Er war geboren 1759 zu Wettin, und zwar in ziemlicher Dürftigkeit, studierte in Halle vornehmlich Philologie und habilitirte sich an derselben Universität für die philosophischen Wissenschaften 1785. Um 1789 wurde er ausserordentlicher, 1791 ordentlicher Professor zu Halle. Als diese Universität nach der Niederlage von Jena aufgehoben wurde, nahm er einen Ruf nach Charkoff an (1807), wurde jedoch schon 1809 in Folge seiner Schrift über das russische Papiergeld (gedruckt 1811) zum Mitgliede der St. Petersburger Gesetzcommission ernannt. In dieser Stellung hat er namentlich seinen Entwurf eines Criminalgesetzbuches für Russland ausgearbeitet (gedruckt 1818). Der Fall Speranskys lähmte seine praktische Wirksamkeit. Er kehrte desshalb 1816 als Professor nach Halle zurück, wo er 1827 starb.

Jakobs (bis 1800) gehören fast alle dem Gebiete der eigentlichen Philosophie an. So insbesondere sein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele (1790); Beweis für das Dasein Gottes (1791); Logik und Metaphysik (3. Aufl. 1793); Philosophische Sittenlehre (1794); Philosophische Rechtslehre (1795); Erfahrungsseelenlehre (1795); Naturrecht (1796); Antimachiavel (1796); Allgemeine Religion (1797); Über die deutschen Universitäten (1798); Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste (1800). Der Verfasser zeigt sich hier durchweg als strengen Kantianer, so streng, dass ihn z. B. die Schiller-Goethe'schen Xenien mit den Worten verspottet haben, die Kant in den Mund gelegt sind:

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet.
Leicht sind sie kenntlich: es steht sauber mein I. K. darauf.

Dabei vertheidigte Jakob in seiner Zeitschrift: Annalen der Philosophie (1795 ff.) das Kant'sche System so lebhaft, dass ihm dieselben Xenien zurufen:

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jakob der Kutscher regiert.

Nun ist erfahrungsmässig der Anschluss an ein bedeutendes Schulsystem, sei es als blosser Jünger oder gar als Schildknappe desselben, zwar ein vortreffliches Mittel, um rasch zu einiger Geltung zu kommen. Aber diese Geltung verschwindet hernach ebenso rasch, und verschwindet auf Nimmerwiederkehr. Man treibt auf solche Art förmlich Raubbau mit seinem Rufe! — Auch Jakobs letzte Bücher haben wenig zu bedeuten. Seine Staatsfinanzwissenschaft (II, 1821) leidet an einer wahrhaft unerträglichen Weitschweifigkeit. Seine Zusätze zur Übersetzung von J. Mills Elementen der Nationalökonomie (1824) zeigen ein langweiliges, philisterhaftes Bemühen, die Spitzen und Eleganzen der Ricardo'schen Lehre nicht sowohl zu verbessern, sondern abzustumpfen.

Zwischen dieser wenig erfreulichen Anfangs- und Schlussperiode von Jakobs schriftstellerischer Thätigkeit liegt nun ein verhältnissmässig kurzer Mittelzeitraum, worin seine besten Werke geschrieben sind: namentlich die Übersetzung von Thorntons Papiercredit von Grossbritannien (1803), die Grundsätze der Nationalökonomie (1805, 3. Aufl. 1825),[2]) die Übersetzung

2) Wo ich dieses Buch ohne weitern Zusatz anführe, ist immer die erste Auflage gemeint.

von J. B. Says *Traité d'économie politique* (1807), die Grundsätze der Polizeigesetzgebung und Polizeianstalten (II, 1809); endlich noch die Schriften über Russlands Papiergeld (1811) und über die Arbeit leibeigener und freier Bauern (1814).

Seine Stellung zu Adam Smith charakterisirt Jakob selbst in der Weise, dass er »das Smith'sche Industriesystem dargestellt, bekanntgemacht und verbreitet habe« (N.-Ökonomie, 3. Aufl. S. 23). Doch reicht in Wahrheit sein wissenschaftliches Verdienst über diese bescheidene Selbstschätzung hinaus. Und zwar hauptsächlich in zwei Richtungen.

Zunächst durch bessere S y s t e m a t i k und B e a r b e i t u n g d e r G r u n d b e g r i f f e.

Wie Jakob selber sagt (in der Vorrede zur 3. Aufl. seiner N.-Ökonomie), so gehörte diess Buch, als es zuerst 1805 erschien, zu den frühesten Versuchen, »aus den Elementen der Theorie, wozu der britische Philosoph den Grund gelegt hatte, e i n e e i g e n e W i s s e n s c h a f t zu bilden und die Theorie des Nationalreichthums von den übrigen Theilen der Staatswissenschaft abzusondern.« Nachdem er sechs Jahre lang über Sartorius Vorlesungen gehalten hatte, wollte er die Nationalökonomie, gleichsam die Physik des Volksreichthums, von der Polizei- und Finanzwissenschaft gesondert behandeln (Vorrede zur 1. Aufl. der N.-Ökonomie), in deren Lehrbüchern sie früher, wenigstens die deutschen Schriftsteller nur bruchstückweise eingewebt hatten (Vorrede zur Staatsfinanzwissenschaft). Die Nationalökonomie »ist die Wissenschaft von der Natur und den Ursachen des Nationalreichthums unter dem Einflusse der gesellschaftlichen Einrichtungen und positiven Gesetze« (N.-Ö., 3. Aufl., S. 3). Unter Staat versteht er »die Vereinigung aller Bewohner eines Landes zur Ausführung ihrer gemeinsamen Zwecke vermittelst einer höchsten Gewalt« (Grundsätze der Polizeigesetzgebung I, S. 16). Polizei »ist die thätige Beihülfe des Staates zur Erreichung allerlei erlaubter Zwecke der Gesellschaft, sowohl der Regierung als der Privaten« (a. a. O. I, S. 24). Staatsfinanzwissenschaft »die Wissenschaft von den Grundsätzen, nach welchen der öffentliche Aufwand am besten bestritten werden kann« (Staatsfinanzw. I, S. 3). — Übrigens darf man nicht sagen, dass Jakob in der Anordnung seines Stoffes durchaus glücklich wäre. Obschon er von Say die noch heute vorherrschende Eintheilung der Nationalökonomie in drei Hauptstücke

entlehnt: von der Production, Vertheilung und Consumtion der Güter, so kommen z. B. die Lehren vom Tausche, Preise, ja von den Zweigen des Volkseinkommens bereits im ersten Hauptstücke vor, die Lehre von den Steuern einmal hier, dann wieder im dritten Hauptstücke, u. s. w.

Hinsichtlich der Grundbegriffe ist nicht ohne selbständiges Verdienst Jakobs Widerlegung der Physiokratie: eine Aufgabe, deren principielle Lösung Ad. Smith so gut wie gar nicht, und Say doch nur ungenügend versucht hatte. Unser Autor zeigt sehr gut, wie die Gewerbetreibenden schon mit einem Theile ihrer Arbeit den ganzen Überschuss der Landleute erkaufen; einen andern Theil haben sie zum Ankaufe von Gewerbeproducten verfügbar. Diess wird am deutlichsten, wenn man sich den Fall denkt, wo die Natur eines Landes alle Rohstoffe im Überfluss und ohne Arbeit lieferte, wo folglich die Rohstoffe gar keinen, doch aber eine Menge von Manufacten immerhin Werth haben würden (N.–Ö., S. 204 fg. Übers. von Say II, S. 429 ff. Staatsfinanzw., S. 403 ff.).

Hiermit hängt zusammen Jakobs Ansicht von der Productivität der Arbeit. Obwohl er dabei augenscheinlich an Say anknüpft, so wirft er diesem doch vor, dass er productive und nützliche Arbeit verwechselt und somit, den Physiokraten gegenüber, vor seinem Ziele vorbeigeschossen habe (Übers. von Say II, S. 444 ff.). Doch ist Jakob selbst in dieser Hinsicht keineswegs völlig consequent. Eigentlich nennt er nur diejenige Arbeit productiv, von deren Producte mehr übrig bleibt, als der Arbeiter zum Zwecke der Production verzehrt hat (N.–Ö., S. 244). Wo er von ursprünglichem oder echtem Nationaleinkommen redet, da summirt er dasselbe nur aus dem reellen Werthe aller Rohproducte und demjenigen Werthe, den Industrie und Handel zu dem erstern hinzugesetzt haben (N.–Ö., S. 354 fg.). Die persönlichen Dienste wären hiermit vom Begriffe der productiven Arbeit ausgeschlossen. Aber alles Diess scheint wieder in Frage gestellt durch die Unterscheidung der unmittelbaren und mittelbaren Productivität: je nachdem unmittelbar Sachen zum Genuss oder nur Mittel, dieselben zu vermehren, hervorgebracht werden (S. 244). Manche Dienste sind wirklich mittelbar productiv (S. 375). «Man könnte aber auch das ganze innere Vermögen, sofern es der Gesellschaft nützlich wird, als einen ursprünglich erzeugten Schatz betrachten, der einen reellen Be-

standtheil des menschlichen Reichthums ausmacht, und dessen Werth sich unter die vertheilt, welche ihn erzeugen« (S. 376). Also auch »ein ursprüngliches analogisches Einkommen« (S. 362: vgl. 45. 57).

Sehr interessant und verdienstlich ist die Lehre, wie »das wahre Mass für den Tauschwerth eines jeden Dinges die Arbeit ist, welche angewandt werden muss, um das Ding regelmässig hervorzubringen oder beliebig zu erlangen« (Übers. von Say II, S. 507). Also das Wesentliche der Ricardo'schen Werthstheorie, und zwar drei Jahre vor dem Erscheinen von Ricardos erstem Buche! Nur übersieht freilich Jakob in seiner Formulirung den Einfluss der Naturmonopole, überhaupt der Seltenheitsprämie auf den Werth der Dinge. »Die Manufacturproducte sind so viel an Ackerproducten werth, wie durch dieselbe Quantität gleichartiger Arbeit und Kapitals hervorgebracht werden können« (a. a. O., S. 453). Während er Ad. Smith vorwirft, dieser habe in seinem Werthmasse die Arbeit selbst und den Lohn der Arbeit verwechselt, begeht er doch im Grunde die nämliche Verwechselung, wenn er sagt: »Grundrente und Kapitalzins sind gleich der Arbeit, wofür die Benutzung des Bodens und Kapitals abgelassen wird« (S. 509. N.-Ö., S. 69 fg.). Sehr gut ist die Erörterung des Gesetzes, dass nothwendige Lebensmittel stärker im Preise schwanken, als Luxusartikel (Übers. von Say II, S. 490 fg.).[3])

In seiner Lehre von den Zweigen des Nationaleinkommens begreift auch Jakob einigermassen, dass Boden, Arbeit und Kapital Ursachen der Production sind, deren Eigenthümer das Product je nach den Ergebnissen des Concurrenzkampfes unter sich theilen (Übers. von Say II, S. 450). Nur fallen ihm dabei die Grundstücke gar zu sehr mit den Immobilien, die Kapitale gar zu sehr mit den Mobilien zusammen (N.-Ö., S. 52). So gut er einsieht, wie die Intensität des Landbaues vom Preise der Bodenproducte bedingt wird (N.-Ö., S. 191), so ist er sich doch über das Wesen der Grundrente keineswegs klar. Einmal sagt er ausdrücklich: »der reine Ertrag der Landarbeit rührt nicht daher, dass die natürlichen Kräfte des Bodens etwas

3) Freilich war diess schon Necker bekannt gewesen: *Sur la législation et le commerce des grains* (1776), aber nur von Wenigen (z. B. Lord Lauderdale) beachtet.

ohne alle Arbeit liefern; denn dieses thun die natürlichen Kräfte des Fabrikanten auch« (S. 205). Und doch wird an einer andern Stelle das Product, »welches der Boden freiwillig gibt, ohne dass es die mindeste Arbeit und Mühe kostet«, als der älteste Betrag und eigentliche Kern der Grundrente angesehen (S. 131). So klebt er auch noch sehr an der Smith'schen Voraussetzung, dass die Rente eines Grundstückes von der Art seines Productes bedingt sei (S. 139), und hält eine Grundsteuer, welche ganz die Rente verschlingt, für eine Ursache, wesshalb der Anbau des Grundstückes müsse aufgegeben werden (S. 333). Den Unternehmerprofit betrachtet Jakob als dasjenige, was vom Kapitalgewinn nicht an den Darleiher des Kapitals zu fallen braucht (S. 123). Also ganz die in England übliche Vorstellungsweise, nicht die französische, die von Say durchgeführt war, noch die deutsche, die etwas später von Hufeland eingeleitet wurde.

In der Lehre vom Gelde hat Jakob sich offenbar von Thornton stark influiren lassen. Das unzweifelhafte Verdienst dieses Mannes besteht darin, vom Standpunkte des Praktikers genau zu betrachten, wie manche wirthschaftliche Erscheinungen, welche der Theoretiker nur aus der Ferne und von oben her ansieht, im Leben selbst und im Detail vorgehen. Diess bewirkt nun insbesondere auf dem Gebiete des Geld- und Creditwesens eine Menge kleiner Beschränkungen der von Hume, Smith, Say etc. zu allgemein, zu abstract vorgetragenen Lehrsätze. Vielfach rückt Thornton mit seiner Hervorhebung der grossen Unterschiede zwischen dem Gelde und allen übrigen Waaren wieder näher an das Mercantilsystem heran. Es ist dieselbe Erscheinung, der wir im Entwickelungsgange der Wissenschaft so oft begegnen, dass jeder Einseitigkeit und Übertreibung zunächst eine entgegengesetzte Einseitigkeit und Übertreibung folgt, aber der Fortschritt des Ganzen durch die immer kleiner werdenden Abweichungen des Irrthums von der geraden Mittellinie der Wahrheit bemerkbar wird. Unser Jakob hat die sonderbare Vorstellung, dass die Edelmetalle Jahr für Jahr, bis sie selbst langsam abgenutzt sind, das Volk anreizen, ihr Äquivalent in anderen Waaren hervorzubringen (Übers. von Say II, S. 502). Hiermit hängt seine Ansicht von den Nachtheilen des Schlagschatzes zusammen, wesshalb er auch die englische Politik, denselben völlig abzuschaffen, billigt. Nimmt der Staat bei der

Prägung seines Geldes 5 Procent Schlagschatz, so werden alle Waarenverkäufer genöthigt, für das nunmehr vertheuerte Geld 5 Procent mehr Waaren als Gegenwerth zu bieten. Prägt also der Staat jährlich z. B. 1 Mill. Thaler, und das Volk setzt für 100 Millionen Thaler jährlich Waaren um, so müssen der letzteren 5 Procent, d. h. für 5 Millionen Thaler mehr producirt werden, damit der Staat jährlich an Schlagschatz 50000 Thaler einnehme (a. a. O., S. 475 ff.).

Daneben finden wir nun eine vortreffliche Ansicht von der internationalen Handelsbilanz: also von einem Gegenstande, worüber seit dem ersten Aufkommen des Mercantilsystems so viele und schwere Irrthümer cursirt haben. Freilich sind diese Irrthümer selbst bei ihren Anhängern immer feiner und feiner geworden, der Wahrheit immer näher und näher gekommen. Nachdem lange Zeit in gröbst äusserlicher Weise die Gunst der Bilanz nach dem sofortigen Übergewichte der Geldeinfuhr gemessen worden war, hatte man seit Serra und Mun angefangen, das nachhaltige Übergewicht der Geldeinfuhr zu Grunde zu legen: so dass z. B. auch der englisch- und holländisch-ostindische Handel für bereichernd galt, weil die Wiederausfuhr der mit schwerem Gelde bezahlten ostindischen Waaren doch aus dritten Ländern mehr Geld zurückbrachte. Die Populationisten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts haben statt dieser bloss »numerischen Bilanz«, die übrigens immer genauer berechnet wurde, die »Bilanz des Vortheils« (Sonnenfels) hervorgehoben, welche dasjenige Volk auf seiner Seite haben sollte, dessen Ausfuhr der grössern Menschenzahl Beschäftigung und Nahrung gibt. Offenbar wieder ein Fortschritt der Theorie, sofern die Einwohnerzahl und Bevölkerungsdichtigkeit mit dem Volksreichthume als Ursache und Symptom gewiss in viel engerer Beziehung stehen, als die Geldmenge. Es hat sodann einen abermaligen Fortschritt gebildet, als Fichte und Adam Müller den Begriff der Nationalität in diese Lehre einführten; oder gar als List die Bilanz auf derjenigen Seite am günstigsten nannte, wo die Ausfuhr und Einfuhr der am höchsten entwickelten volkswirthschaftlichen Kultur entsprechen. Wie Vieles auf diesem Gebiete von den strengen Smithianern übersehen wird, zeigte noch vor Kurzem die Äusserung Baudrillarts: *Rien ne subsiste de la théorie dite de la*

*balance du commerce.*[4]) — Dagegen finden wir schon bei Jakob die Einsicht, dass im internationalen Handel zwar beide Theile gewinnen können und regelmässig gewinnen, aber der eine Theil sehr möglicher Weise mehr gewinnt, als der andere. Jakob misst die Gunst der Handelsbilanz danach, ob die eingeführten Güter eine mindestens ebenso grosse innere Production veranlassen, als ihr Werth beträgt, und ob ohne die Ausfuhr das zur neuen Production erforderliche Kapital gefehlt haben würde (Grundsätze der Polizei, S. 546 ff.).

Eine zweite Richtung, worin Jakob das Smith'sche System gefördert hat, beruhet darauf, dass er manche Regeln desselben, die nur von hoch kultivirten Völkern abstrahirt waren, mit denjenigen Ausnahmen versehen möchte, die ebenso regelmässig auf mittlerer und niederer Kulturstufe auftreten. Er verdankt diesen Fortschritt nicht etwa tiefen geschichtlichen Studien, die nirgends von ihm betrieben sind; vielmehr dem günstigen Schicksal, welches ihn noch in bildungsfähigen Jahren nach Russland hinübersiedelte. Seine 1809 zu Charkoff erschienene Polizeiwissenschaft bezeichnet in dieser Hinsicht einen Wendepunkt seines geistigen Lebens. Diess ist im Grund dieselbe Erscheinung, die wir auch bei dem jüngern Schlözer, bei Storch, Cancrin, Bernhardi u. A. wahrnehmen: lauter Männern, welche ganz erfüllt mit den Verhältnissen und Ansichten hoch kultivirter Länder nun in das praktische Leben eines niedrig kultivirten versetzt wurden, und hier schon durch das Leben selbst eine Menge doctrinärer Vorurtheile ablegen, auf die verschiedenen Bedürfnisse und Fähigkeiten verschiedener Kulturstufen aufmerksam werden, überhaupt eine Menge von Keimen der historischen Methode aufnehmen mussten. Jakob gehört in dieser Hinsicht zu den Führern der von mir sog. deutsch-russischen Schule der Nationalökonomik.

Zwar steht er in der Regel, auch was die praktische Volkswirthschaftspolitik anbetrifft, auf dem Standpunkte Ad. Smiths. Die polizeiliche Staatshülfe, wie sie stets nur innerhalb der Gränzen von Recht und Sittlichkeit erfolgen darf, so auch nur so weit, als freie Privatkräfte entweder gar nicht, oder nicht ebenso gut ausreichen würden (Grunds. der Polizei I, S. 28 ff.). Obschon Jakob nichts weniger als revolutionär

4) *Manuel d'économie politique*, p. 310 (1857).

ist; sehr gegen Secularisirung der Klostergüter, indem die Geistlichen bloss angehalten werden sollen, sich nützlich zu beschäftigen (S. 73); überall für den Grundsatz der Entschädigung, wo gemeinschädlich gewordene Rechte wegfallen müssen (S. 382): so verwirft er doch auf das Entschiedenste die Majorate etc. (S. 77), ebenso J. Mösers Begriff der Geburtsehre etc. (S. 194) und das kastenmässige Standesprincip, wonach z. B. der Adel nur Staatsdienst und Landbau, der Jude nur Handel treibt u. dgl. m. (S. 110). Die herkömmlichen Mittel, von Staatswegen die Volksvermehrung zu fördern, missbilligt er fast alle: so z. B. die Heirathskassen, die »Leichtsinnige zusammenlocken, um sie nach kurzer Zeit in desto tieferes Verderben fallen zu lassen« (S. 103). Die weit verbreitete Furcht, dass eine sich selbst überlassene Freiheit des Agrarverkehrs zur Bildung von Latifundien und Zwergwirthschaften führen würde, hält Jakob für unbegründet, wenigstens in Ländern wirklicher Personal- und Gewerbefreiheit (S. 483 fg.). Dieses *Laissez faire, laissez passer* ist um so bezeichnender, als er im Allgemeinen solche Grundbesitzer vorzieht, deren Rente nicht gross genug ist, um zu eitelem Luxus und müssiger Consumtion zu verführen (N.-Ö., S. 488). Den vorzugsweise sog. Gewerben wünscht er völligste Freiheit; nur müssen zuvor die bisher gewöhnlichen *privilegia odiosa* des Gewerbfleisses abgeschafft sein, dass z. B., wer studierte, dann auch schon steuerfrei, militärfrei etc. wurde (Grunds. der Polizei, S. 414). Gegen Erfindungspatente hegt Jakob ziemlich dieselben Bedenken, die neuerdings bei der Freihandelspartei soviel Anklang gefunden haben (a. a. O., S. 440).[5]) Überhaupt, soll ja ein Gewerbzweig, z. B. ein neu gepflanzter, künstlich gefördert werden, so ist Jakob immer noch eher zu Prämien, als zu Monopolien bereit: da jene leichter nach Erreichung des Zweckes wieder wegfallen können, auch die freie Concurrenz weniger hindern, als diese (S. 441. 452. N.-Ö., S. 281). Im Ganzen empfiehlt er statt aller sonstigen Hebungsmittel des Gewerbfleisses nur zwei: Abschaffung der Leibeigenschaft und Vermehrung der mittleren Grundbesitzer (Grunds. der Polizei, S. 498 ff.). Das letztere nach dem Grundsatze, dass es bei gleichem Tauschwerthe des Productes besser ist,

5) Ähnlich der gleichzeitige Leop. Krug Staatsökonomie (1808), S. 266 ff.

viele Dinge von kleinem Werthe, als wenige kostbare zu produciren (N.-Ö., S. 168 fg.). Gegen Lohntaxen zur Hebung der Industrie führt er an, dass sie entweder nichts helfen, sofern ja der Lohn doch nicht gedrückt wird; oder wenn sie ihn drücken, so treiben sie Arbeiter weg, und erschweren somit die Arbeit wirklich (Grunds. der Polizei, S. 516).

Daneben erklärt aber Jakob ein allgemeines Polizeigesetzbuch für noch weit unmöglicher, als ein allgemeines Justizgesetzbuch. Obschon er die Handelsfreiheit als Regel empfiehlt, so leugnet er gleichwohl, dass sie aus dem Eigenthumsrechte von selbst folge, oder politisch für alle Umstände passe (a. a. O., S. 528 fg.). »Ich wage nicht in Abrede zu stellen, dass die frühere Kornhandelspolizei etc. richtig sei, so lange es ungewiss ist, ob das freie Spiel der menschlichen Triebe die neben einander lebenden Menschen von selbst mit den nöthigen Bedürfnissen versehen wird« (S. 533). Der Handel soll frei sein, ausser wo ein gemeinnütziger Zweck, der wichtiger ist, als der grössere Gewinn einer einzelnen Klasse von Bürgern, eine Beschränkung nöthig macht (S. 565). Namentlich können feindselige politische Massregeln eines andern Staates solche Beschränkung rechtfertigen; wobei Jakob indessen die Napoleonische Continentalsperre als fruchtlos und thöricht verwirft (S. 578 ff.). Dass die Messen hauptsächlich für niedrig kultivirte Völker Bedeutung haben, erkennt er sehr wohl (S. 592 fg.). Obschon es vielleicht besser wäre, das ärztliche Gewerbe ganz frei zu geben und Missbräuche darin bloss durch Buchführung der Ärzte und eventuell Bestrafung zu verhüten (S. 164), so will er den Unterricht, zumal der niederen Klassen, doch keineswegs der Privatindustrie anheimgeben (S. 277). Auch gegen die Corporationen hegt Jakob durchaus nicht solchen Widerwillen, wie das zunächst vorhergehende Menschenalter. Neben der vollen Freiheit für alle nicht polizeigefährlichen Gewerbe sollen die Innungen als Ehrensache fortdauern. Der Eintritt zu ihnen ist durch kostenlose Prüfung bedingt; und sie sollen u. A. das Recht haben, dem Staate Gewerbetreibende zur Ordensverleihung vorzuschlagen (S. 425 fg.). Ganz ähnliche Gedanken hegt er über die Armenpolitik. Armensteuer bloss im äussersten Nothfalle. Sonst muss sich der Staat darauf beschränken, die Armuthsursachen zu heben, etwanige Übergangskrisen zu mildern, die freiwillige Armenpflege organisiren

zu helfen (S. 657 ff.). Jakob empfiehlt in einer Weise, die an schöne Bestrebungen der neuesten Zeit erinnert, ein System von Genossenschaften, welche ihre Mitglieder durch Sammlung von Beiträgen derselben aus guter Zeit gegen spätere Verarmung assecuriren. So für die Tagelöhner, das Gesinde, für jede Zunft, jede grosse Fabrik etc., bis hinauf zu den Pensions- und Wittwenkassen der Staatsbeamten (S. 679 ff.).

Aus Jakobs speciell russischen Erfahrungen ist die Lehre hervorgegangen, dass ein Land von 10000 Q.-Meilen unter übrigens gleichen Verhältnissen stärker ist, als ein anderes von 60000 Q.-Meilen mit nur doppelt so grosser Bevölkerung (Grunds. der Polizei, S. 63). Ebenso wenig überschätzt er die Freiheit von Pauperismus, welche man den blossen Ackerbauländern zuschreibt. Wird der Ackerbau durch Freie getrieben, so hört das Land gewöhnlich bald auf, ein blosses Ackerbauland zu sein; herrscht aber Leibeigenschaft darin, so pflegen die Leibeigenen schlimmer gestellt zu sein, als in anderen Ländern die Armen (S. 694). Recht fein unterscheidet Jakob, wie die plötzliche Hemmung der gewohnten Ausfuhr in einem Fabriklande grosse Armennoth hervorrufen kann, nicht aber in einem Ackerbaulande (S. 703 ff.). Wenn umgekehrt das Korn in einem Kornlande theuerer wird, so hat der Staat, ehe er seinerseits dagegen einschreitet, wohl nach der Ursache zu fragen. Besteht dieselbe in einer regelmässig starken Ausfuhr des Korns, so wird sich die ganze Volkswirthschaft dadurch heben; einer Unterstützung bedürfen alsdann eigentlich nur die kleineren Beamten mit festem Gehalte. Anders natürlich, wenn die Theuerung aus einem Misswachse zu erklären ist, oder aus einer ungewöhnlich starken Getreideausfuhr. Hier ist die positive Armenpflege indicirt, zumal sich im letztern Falle die Reichen, d. h. die grossen Grundeigenthümer, in einer besonders glänzenden Lage befinden werden (S. 696 ff.). Auch die zum Theil sehr guten Vorschläge, die Jakob zur Heilung einer Papiergeldkrise gemacht hat, sind aus russischer Selbsterfahrung geschöpft, und haben besonders das Eigenthümliche, bei aller Energie der Warnungen gegen das einreissende Übel, das wirklich eingerissene nicht etwa hoffnungslos sich selbst zu überlassen, sondern in möglichst praktischer Weise zu bekämpfen.

Von Herrn *Jahn* wurde ein Aufsatz vorgelegt über *Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs auf Vasenbildern.*

Wiewohl unter der nachgerade unübersehbaren Menge griechischer bemalter Vasen die der Götter- und Heroensage angehörigen Vorstellungen entschieden überwiegen, so nehmen doch auch die den Kreisen des täglichen Lebens entlehnten Vorstellungen in den verschiedenen Stilgattungen der Zahl wie der Bedeutung nach kaum geringeres Interesse in Anspruch. Denn sie geben vom Privatleben nach manchen Richtungen hin eine Anschauung, welche nicht allein den vereinzelten und zerstreuten Notizen der Schriftsteller Deutlichkeit und Zusammenhang verleiht, sondern uns, indem sie in einer langen Continuität die Wandlungen der Sitte Schritt vor Schritt begleiten, die wechselnden Formen des socialen Lebens wie die in ihnen sich aussprechende geistige und sittliche Entwickelung verfolgen lässt. Bei dem grossen Reichthum bilden aber auch heute Darstellungen, welche sich auf Handarbeit, Gewerbe und Handel beziehen, eine seltene Ausnahme. Ob die allgemein geltende Auffassung, dass solche Beschäftigungen als banausische eines Freien nicht würdig seien[1]), auch das Interesse für die künstlerische Darstellung schwächte, während dagegen alles agonistische, welches einen charakteristischen Zug des freien Hellenenthums ausspricht, so sehr in den Vordergrund tritt, mag dahin gestellt bleiben. In der That sind derartiger Vorstellungen so wenige, dass ein Versuch sie vollständig zusammenzustellen auf geringem Raum ausgeführt werden kann.

Wir beginnen diese Musterung mit den Darstellungen des Ackerbaues[2]), welche sich auf zwei Schalen mit schwarzen Figuren finden.

---

1) Frohberger de opificum ap. vett. Graec. condicione. (Grimma 1866) p. 10 ff. Drumann, Arbeiter und Communisten in Grchld und Rom p. 28 ff.

2) Günther Der Ackerbau bei Homer. Bernbg. 1866.

*A* (Taf. I, 1), vulcentische Schale des Berliner Museums (1596), durch die Inschrift an der Aussenseite **NIKO*ΘENE* EΠOIE*EN** als ein Fabrikat des merkwürdigen Töpfers Nikosthenes bezeichnet[3]). Die Schale hat aussen als Verzierung nur eine Sphinx und darunter die Inschrift (Taf. I, 1a), inwendig läuft rings umher die Darstellung des Pflügens und Säens, auf dem Boden ist ein nackter, knieender Mann dargestellt, welcher eine Keule über dem Haupte schwingt. Mehrere grössere Stücke der Schale sind verloren gegangen und haben ergänzt werden müssen; indessen da die Hauptvorstellung des Pflügers sich in gleicher Weise wiederholt, so hat die Beschädigung keinen grossen Eintrag gethan. Dreimal sehen wir einen unbärtigen nackten Mann etwas vorwärts gebeugt hinter dem von zwei Rindern gezogenen Pfluge gehen, dessen Sterze er mit der Rechten gefasst hat, während er in der Linken den langen Stab hält, mit welchem er die Rinder antreibt, wie es bei Hesiodos (opp. 467) heisst:

*ἀρχόμενός ταπρῶτ' ἀρότου, ὅτ' ἂν ἄκρον ἐχέτλης*
*χειρὶ λαβὼν ὅρπηκα βοῶν ἐπὶ νῶτα ἵκηαι*
*ἔνδρυον ἑλκόντων μεσάβῳ.*

Hinter einem der Pflüger schreitet ein ebenfalls nackter unbärtiger Säemann daher, der den geflochtenen Korb mit dem Saatkorn über den linken Arm gehängt hat[4]); die linke Hand fasst

3) Gerhard Trinkschalen und Gefässe Taf. I, 1—3. Panofka, Bild. ant. Leb. 14, 6. Namen der Vasenbildner Taf. 3, 11. Aus Nikosthenes Fabrik sind mehr Vasen vorhanden als von sonst einem alten Töpfer, s. Brunn Gesch. d. griech. Künstler II, p. 708 ff. Alle zeichnen sich durch eigenthümliche Form und Verzierung und einen auffälligen Archaismus aus. Besonders charakteristisch sind eine lange Reihe von Amphoren, die sich schon durch ihre breiten, mit Figuren bemalten Henkel auszeichnen, alle so viel man weiss in Caere gefunden (z. B. Mus. Greg. II, 27, 1; 2. Visconti mon. ant. di Ceri 9, 8. Archaeologia XXXII, 15. 16. de Witte étud. sur les vases peints p. 69) vgl. Bull. 1866 p. 182; ferner eine Reihe von Trinkschalen eigener Art, sämmtlich in Vulci gefunden, von denen die vorliegende mit einer zweiten Berliner (1595. Gerhard Trinksch. 1) ein Beispiel giebt; ein paar einander genau entsprechende Oinochoen (Ann. 1854 p. 46 f.).

4) Gerhard, welcher an das bekannte Wort der Korinna erinnert *τῇ χειρὶ δεῖν σπείρειν, | ἀλλὰ μὴ ὅλῳ τῷ θυλάκῳ* (Plut. de glor. Ath. 4 p. 348 A); weist für einen Korb von Flechtwerk auf den von Pollux (I, 248) unter die *ἐργαλεῖα γεωργικά* gerechneten *φορμός* hin. Wiewohl derselbe später (X, 129) unter die *ἀγγεῖα ὑποδεχόμενα τὴν ὀπώραν* gezählt wird, könnte

den einen Henkel desselben, die geschlossene Rechte scheint zum Ausstreuen der Saat bereit. Neben den Pflügern sind mehrere Rehe sichtbar, mit denen sich ein paar nackte Männer zu schaffen machen. Der eine hat einen langen Stab wie eine Lanze eingelegt gegen ein Reh, das auf dem ausgebrochenen Stück offenbar vorhanden war; der andere scheint das sich ihm nähernde Reh streicheln oder auch mit List fangen zu wollen. Ausserdem sind noch zwei Eidechsen, eine Schildkröte und ein etwas seltsam gebildeter Vogel vorhanden, welche ohne alle Berücksichtigung der natürlichen Grössenverhältnisse, wahrscheinlich auch um der Deutlichkeit willen, ziemlich ebenso gross wie die Rehe gezeichnet sind. Die Thiere sind, wie Panofka und Braun[5]) richtig hervorheben, nicht ohne Bedeutung angebracht. Die Rehe wie der Vogel ziehen der Nahrung nach, welche sie bei der Saat zu finden wissen, weshalb man sie abzuwehren beflissen ist; Eidechse und Schildkröte, welche sich im Winter in ihren Schlupfwinkeln zurückhalten, suchen Sonne und Wärme und deuten daher durch ihre Erscheinung die wärmere Jahreszeit an, ganz entsprechend der ländlichen Ausdrucksweise, welche die Jahreszeit und die derselben zukommende Arbeit nach den Thieren bezeichnet, welche sich zeigen und vernehmen lassen[6]).

---

er doch sehr wohl für das Saatkorn verwendet werden. Sehr bezeichnend sagt Hesiodos von einer schlechten Ernte (opp. 482) *οἴσεις δ' ἐν φορμῷ.*

5) Braun Bull. 1849 p. 84 f.

6) Hes. opp. 448

*φράζεσθαι δ', εὖτ' ἂν γεράνου φωνὴν ἐπακούσῃς*
*ὑψόθεν ἐκ νεφέων ἐνιαύσια κεκληγυίης,*
*ἥτ' ἀρότοιό τε σῆμα φέρει καὶ χείματος ὥρην*
*δεικνύει ὀμβρηροῦ.*

(Arist. avv. 709

*πρῶτα μὲν ὥρας φαίνομεν ἡμεῖς ἦρος χειμῶνος ὀπώρας,*
*σπείρειν μέν, ὅταν γέρανος κρώζουσ' ἐς τὴν Λιβύην μεταχωρῇ.*)

Hes. opp. 405

*ἦμος κόκκυξ κοκκύζει δρυὸς ἐν πετάλοισι*
*τὸ πρῶτον.*

(Aristoph. avv. 505

*χὠπόθ' ὁ κόκκυξ εἴποι κόκκυ, τότ' ἂν οἱ Φοίνικες ἅπαντες*
*τοὺς πύρους ἂν καὶ τὰς κριθὰς ἐν τοῖς πεδίοις ἐθέριζον.*)

Hes. opp. 568

*τὸν δὲ μετ' ὀρθρογόη Πανδιονὶς ὦρτο χελιδὼν*
*ἐς φάος ἀνθρώποις, ἔαρος νέον ἱσταμένοιο·*
*τὴν φθάμενος οἴνας περιτάμνεμεν, ὣς γὰρ ἄμεινον.*

*B* (Taf. (I, 2) Schale mit der Sammlung Campana (IV, 683) ins Musée Napoléon III versetzt. Auf der einen Seite lenkt ein bärtiger nackter Mann den von zwei Maulthieren gezogenen Pflug; er fasst mit der Rechten die Sterze und setzt den linken Fuss auf den Pflug, um ihn tief in das Erdreich zu treiben; in der Linken hält er die Gerte. Von ihm abgewandt geht ein Mann im langen Chiton und Mantel einem nackten Mann entgegen, der mit erhobener Linken und rückwärts gewendetem Antlitz einem mit zwei Maulthieren bespannten Wagen voranschreitet. Auf diesem werden zwei grosse, mit einem Deckel geschlossene Fässer in der Form von Amphoren, festgestellt in einen Untersatz, herbeigefahren; vermuthlich enthalten sie Korn, das man auch in Fässern aufzubewahren pflegte[7]), für die Saat bestimmt. Neben denselben beugt sich der Wagenlenker vor, um mit der Gerte die Zugthiere anzutreiben. Hinter dem Wagen schreitet ein Mann in der Chlamys, mit einem langen Stab in der Rechten, an dessen oberem Ende die Blechklapper befindlich ist[8]): er sieht sich nach einem ganz in den Mantel gehüllten Mann mit einem Stab um, der die Darstellung nach dieser Seite abschliesst und wohl für einen Aufseher oder den Herrn des Grundstücks zu halten ist.

Auf der anderen Seite lenkt wiederum ein nackter Mann den Pflug, welchen diesmal zwei Stiere ziehen, auf dieselbe Weise; dem Pfluge schreitet ein Mann in derselben Haltung und

---

*ἀλλ' οπόταν φερέοικος ἀπὸ χθόνος ἂν φυτὰ βαίνῃ*
*Πληϊάδας φεύγων, τότε δὴ σκάφος οὐκέτι οἰνέων,*
*ἀλλ' ἅρπας τε χαρασσέμεναι καὶ δμῶας ἐγείρειν.*

582

*ἦμος δὲ σκόλυμός τ' ἀνθεῖ καὶ ἠχέτα τέττιξ*
*δενδρέῳ ἐφεζόμενος λιγυρὴν καταχεύετ' ἀοιδὴν*
*πυκνὸν ὑπὸ πτερύγων.*

7) Anth. Pal. VI, 257

*τίς με, Διωνύσῳ πεπλασμένον ἀμφιφορῆα,*
*τίς με, τὸν ἀδριακοῦ νέκταρος οἰνοδόχον*
*Δηοῦς ἐπλήρωσε;*

Acr. Hor s. I, 1, 53 *cumeram dicimus vas ingens vimineum, in quo frumenta conduntur, sive cumerae dicuntur vasa fictilia similia doliis, ubi frumentum suum reponebant agricolae.*

8) Vgl. den ganz ähnlichen Stab des Wagenlenkers auf der Burgonschen Preisvase (Br. Mus. 569. Millingen anc. un. mon. I, 2. Bröndsted sur les vas. pan. pl. 1. Müller D. a. K. I, 17, 94).

mit derselben lebhaften Geberde, wie dort dem Wagen voran. Ihm zugewandt kommt ein, wie es scheint jüngerer nackter Mann herbei, der durch die über dem rechten Arm hängende Tasche als Säemann bezeichnet ist[9]). Hinter ihm ist ein lediges Maulthier in munterer Bewegung sichtbar. Im Rücken des Pflügers ist ein bärtiger nackter Mann beschäftigt mit der Hacke die Erdschollen zu zerschlagen. Von demselben geht ein Mann im kurzen Chiton weg, der beide Arme erhoben hat, wie es scheint, um eine schwere Last zu unterstützen, die er, seiner Haltung nach zu schliessen, auf Schultern und Nacken trägt, wiewohl sie nicht angegeben ist[10]). Auch hier schliesst ein Mann im langen Chiton und Mantel die Darstellung ab.

Beide Vasenbilder fassen das Pflügen und Säen als die Hauptmomente der Ackerbestellung in einer Vorstellung zusammen; vielleicht ist dabei auch auf das zu verschiedenen Zeiten zu wiederholende Pflügen Rücksicht genommen. Auf die allgemeine Vorschrift bei Hesiodos (opp. 383)

*Πληιάδων Ἀτλαγενέων ἐπιτελλομενάων*
*ἄρχεσθ' ἀμητοῦ, ἀρότοιο δὲ δυσομενάων*

folgt später (448) die genauere Angabe, wenn der Kranich fortziehe, mit aller Kraft das Pflügen zu betreiben, im Frühjahr[11]) das gepflügte Land umzuwenden (*πολεῖν*) und später zum drittenmal umzupflügen, und in das so gelockerte Land die Saat zu

9) Mosch. 8 (anth. Plan. IV, 200)
*λαμπάδα θεὶς καὶ τόξα βοήλατιν εἵλετο ῥάβδον*
*οὖλος Ἔρως, πήρην δ' εἶχε κατωμαδίην,*
*καὶ ζεύξας ταλαεργὸν ὑπὸ ζυγὸν αὐχένα ταύρων*
*ἔσπειρεν Δηοῦς αὔλακα πυροφόρον.*
Anth. Pal. VI, 95, 2
*καὶ πήραν μέτρου σιτοδόκον σπορίμου*
5 — — *ὁ γατόμος ἄνθετο Δηοῖ.*
VI, 104, 1 *σπερμοφόρον πήρην ὠμαχθέα — Αναξενος — ἐκρέμασεν Δηοῖ.*
Auch der ägyptische Landmann auf der Onyxschale in Neapel (mus. Borb. XII, 47. Millingen anc. un. mon. II, 17), der sich nach Uhdens richtiger Erklärung (Abh. d. Berl. Akad. 1835) mit der Rechten auf den Pflug stützt, hat über dem linken Arm den Sack mit Saatkorn hängen.

10) Im catal. Campana heisst es *un altro porta sulle spalle, sostenendolo colle mani, un calato ripieno.*

11) Den Ausdruck des Hesiodos *πολιὸν ἔαρ* (opp. 477. 499) hat man vielleicht auf die Farbe des Erdreichs zu beziehen.

streuen [12]. Eine Verschiedenheit zeigt sich nun darin, dass auf *B* das einemal mit Rindern, das anderemal mit Maulthieren gepflügt wird. Hesiodos, der zwar allgemein sagt (opp. 46)

ἔργα βοῶν δ᾽ ἀπόλοιτο καὶ ἡμιόνων ταλαεργῶν,

erwähnt nachher nur der Rinder und räth (opp. 436)

βόε δ᾽ ἐνναετήρω
ἄρσενε κεκτῆσθαι, τῶν γὰρ σθένος οὐκ ἀλαπαδνόν,
ἥβης μέτρον ἔχοντε· τὼ ἐργάζεσθαι ἀρίστω.
οὐκ ἂν τώ γ᾽ ἐρίσαντες ἐν αὔλακι κὰμ μὲν ἄροτρον
ἄξειεν, τὸ δὲ ἔργον ἐτώσιον αὖθι λίποιεν.

In der Ilias dagegen heisst es an einer von den Grammatikern verschieden aufgefassten Stelle (*K*, 351) [13]

ἀλλ᾽ ὅτε δή ῥ᾽ ἀπέην ὅσσον τ᾽ ἐπὶ οὖρα πέλονται
ἡμιόνων-αἱ γάρ τε βοῶν προφερέστεραί εἰσιν

---

12) Hesiod. opp. 458
εὖτ᾽ ἂν δὴ πρώτιστ᾽ ἄροτος θνητοῖσι φανείη,
δὴ τότ᾽ ἐφορμηθῆναι ὁμῶς δμῶές τε καὶ αὐτὸς
αὔην καὶ διερὴν ἀρόων ἀρότοιο καθ᾽ ὥρην,
πρωῒ μάλα σπεύδων, ἵνα τοι πλήθωσιν ἄρουραι,
ἔαρι πολεῖν, θέρεος δὲ νεωμένη οὔ σ᾽ ἀπατήσει,
νειὸν δὲ σπείρειν ἔτι κουφίζουσαν ἄρουραν.

Dies ist das νειὸν τρίπολον, auf welchem Demeter sich dem Iasion vermählte (Hom. Od. ε, 125 ff. Hes. theog. 969 ff.), woraus die euhemerisirenden Mythologen einen Ort Tripolon in Kreta machten (Diod. V, 77). Eine

νειὸν μαλακήν, πίειραν ἄρουραν,
εὐρεῖαν τρίπολον

bildete Hephaistos auf dem Schilde des Achilleus (Il. Σ, 541)

πολλοὶ δ᾽ ἀροτῆρες ἐν αὐτῇ
ζεύγεα δινεύοντες ἐλάστρεον ἔνθα καὶ ἔνθα.

Die Landarbeiter des Augeias bei Theokrit (XXV, 25) schaffen ihm Reichthum

τριπόλοις σπόρον ἐν νειοῖσιν
ἐσθ᾽ ὅτε βάλλοντες καὶ τετραπόλοισιν ὁμοίως.

Dass Triptolemos davon seinen Namen habe, ist von Alten und Neuen anerkannt, s. Welcker Ztschr. p. 112. Göttling zu Hes. theog. 971. Preller Dem. u. Pers. p. 286.

13) Schol. BDL Πορφυρίου. Ἀρίσταρχος οὕτως ἐξηγήσατο. ὅσον, φησίν, ἐξ ἑνὸς καὶ ὁμοῦ ὑπό τινος ἀφεθέντος καὶ ἀπολυθέντος ζεύγους ἡμιόνων καὶ ζεύγους ἄλλου βοῶν φθάσωσι καὶ προλάβωσι τὰς βοῦς οἱ ἡμίονοι — ταχύτεραι γάρ εἰσι τῶν βοῶν —, τοσοῦτον, φησίν, ἐάσαντες διάστημα παρελθεῖν τὸν Δόλωνα μεταστραφέντες ἐδίωξαν. — Schol. A. ὅσον ἀροτριῶσα ἡμίονος ὑπὸ μίαν ὁρμὴν ὑπογράφειν δύναται, ὅ ἐστι πλέθρον.

ἑλκέμεναι νειοῖο βαθείης πηκτὸν ἄροτρον [14])

und in der Odyssee (Θ, 125)

ὅσσον τ' ἐν νειῷ οὖρον πέλει ἡμιόνοιιν.

Erfahrne Landwirthe sagten, für die schwere Arbeit des Aufreissens des Bodens seien die kräftigeren Rinder vorzuziehen, für die leichtere des Nachpflügens die rascheren Maulthiere [15]). Auf diese schwerere Arbeit der Stiere weist auf dem Vasenbilde *A* auch der Umstand hin, dass hinter dem Pfluge ein bärtiger Mann mit der Hacke [16]) die Erdschollen zerklüftet. Hesiodos giebt zwar die Vorschrift (opp. 469)

ὁ δὲ τυτθὸς ὄπισθεν,
δμῶος ἔχων μακέλην πόνον ὀρνίθεσσι τιθείη
σπέρμα κατακρύπτων,

aber hier handelt es sich nicht um das Einscharren der Saat, denn der Säemann steht am entgegengesetzten Ende vor dem Pfluge, sondern um das bei besonders schwerem Erdreich nothwendige Zerschlagen der Erdklösse, eine Arbeit, die einen kräftigen Mann erforderte und keinen jungen Burschen [17]). Ohne Zweifel dient auch der Mann, der eine Last forträgt, die Beschaffenheit des Bodens zu charakterisiren, wiewohl dies nicht zu erkennen ist. Wenn es in der That ein voller Korb ist, den er forträgt, und zwar so, als wolle er ihn ausschütten, so liesse

---

14) Die Worte des Sophokles (Ant. 336) γᾶν — ἀποτρύεται ἰλλομένων ἀρότρων ἔτος εἰς ἔτος ἱππείῳ γένει πολεῦον erklärt der Scholiast mit Berufung auf die Stelle der Ilias (welche auch Artemidoros II, 12 p. 97 als Beleg gebraucht) ταῖς ἡμιόνοις. τινὲς δὲ καὶ ἵπποις χρῶνται εἰς ἀροτριασμόν.

15) Eustath. p. 810, 61 φασὶ γὰρ οἱ ἔμπειροι ὡς μὲν τῇ πρώτῃ τῆς γῆς ἐργασίᾳ βοῶν δεῖ σχολαιοτέρων ὄντων καὶ γενναιοτέρων, ὡς ἂν βαθεῖα γένηται ἡ τομή, ἐν δὲ νειῷ ἤδη προεσχισμένῃ χρήσιμον τὸ τῶν ὀρέων γένος μᾶλλον ὡς ὀξυτέρων· τοιοῦτοι γὰρ τὸ ὀρικὸν ζεῦγος, ὥσπερ αὖ τὸ τῶν βοῶν ἰσχυρότερον.

16) Sie hat dieselbe Gestalt wie die Hacke der Athleten, σκαπάνη, vgl. Casaubonus lectt. Theocr. 5. Welcker Ztschr. p. 257. Roulez sur une coupe de Vulci (mém. de l'acad. de Brux. XVI) p. 16. Gerhard auserl. Vasenb. IV, p. 46.

17) Die harte Handarbeit des Landmanns wird immer dadurch charakterisirt. Hor. c. I, 1, 11 *gaudentem patrios findere sarculo agros.* III, 6, 37 *rusticorum mascula militum proles Sabellis docta ligonibus versare glaebas.* Iuv. XI, 89 *erectum domito referens a monte ligones.* Die *fossores* hatten die schwerste Arbeit zu verrichten, waren die stärksten und rohesten Sklaven (Ber. 1854 p. 165 f.).

sich daran denken, dass es Steine sind, welche er auf dem Acker aufgelesen hat und fortschafft.

Deutlich kann man die verschiedene Art erkennen, wie das Zugvieh angeschirrt ist. Die Maulthiere sind mittelst des breiten Gurtes, welcher über Brust und Nacken geht, an die Deichsel festgebunden und am Kopf aufgezäumt: die Rinder haben ausser dem breiten Gürtel das Joch auf dem Nacken liegen, die Haltung des Kopfes zeigt, wie sie mit Anstrengung ziehen[18]).

Vielleicht ist auch ein Unterschied zwischen den Pflügen beabsichtigt. Während nämlich bei dem von Ochsen gezogenen Pfluge deutlich angegeben ist, dass er aus mehreren äusserlich mit einander verbundenen Theilen zusammengesetzt ist, fehlt bei dem anderen jede Andeutung der Art. Nun giebt Hesiodos die Anweisung (opp. 432)

*δοιὰ δὲ θέσθαι ἄροτρα, πονησάμενος κατὰ οἶκον,*
*αὐτόγυον καὶ πηκτόν, ἐπεὶ πολὺ λώιον οὕτω·*
*εἴχ' ἕτερον γ' ἄξαις, ἕτερον κ' ἐπὶ βουσὶ βάλοιο.*

Das *ἄροτρον αὐτόγυον*, das wie die Benennung zeigt wesentlich aus einem Stück Holz gearbeitet war[19]), soll zwar hauptsäch-

---

18) Hesiodos Worte (opp. 469) *βοῶν — ἔνδρυον ἑλκόντων μεσάβῳ* (*μεσάβων* Hdschrr.) wurden von den Grammatikern verschieden erklärt. Schol. *τὰ μέσσαβα, τῶν μεσσάβων· λέγονται δὲ αἱ τοῦ ζυγοῦ γλυφαί· καὶ ὁ Καλλίμαχος* (fr. 479) *'μέσσαβα βοῦς ὑποδύς'. ἑλκόντων τῶν βοῶν τὸ ἔνδρυον, τῶν μεσσάβων, τὸν ζυγὸν, ἐν ᾧ αἱ γλυφαί, ἔνθα οἱ αὐχένες τῶν βοῶν δέδενται.* Poll. I, 252 *ὁ δὲ πλατὺς ἱμὰς ὁ τῷ ζυγῷ παρακαθαπτόμενος ἐχέβοιον ἢ μεσάβοιον καλεῖται· καταλαμβάνουσι δ' αὐτόν, ὅταν περιελίξωσιν, εἰς τὸ τοῦ ζυγοῦ τρύπημα κερκίδα ξυλίνην ἐμβαλόντες, ἣ καλεῖται ἔνδρυον.* Hesych. *μέσσαβον ἐξ ὠμοβοείων ἱμάντων, ᾧ τὸν ἱστοβοέα πρὸς μέσον τὸν ζυγὸν προσδέουσιν, ὃ τινες ἐχέβοιον. — σμυλίχη τοῦ ζυγοῦ τὸ τρῆμα ἐν ᾧ ὁ ἱστοβοεὺς καθήρμοσται.* Suid. *μέσαβον· τὸ μέσον τῶν βοῶν ξύλον.* Schol. Apoll. Rh. III, 232 *τοῦ δὲ ζυγοῦ τὰ ἐπὶ τοὺς αὐχένας τῶν βοῶν ἐπιτιθέμενα οἱ μὲν ζευγλὰς οἱ δὲ μέσσαβα λέγουσι* (etym. m. p. 478, 27).

19) Schol. *αὐτόγυον τὸ μονόβολον λέγει, τὸ ἔχον ἐξ αὐτογύου τὸν ἱστοβοέα.* Hesych. *αὐτόγυον· μονόβολον* (vgl. Epiphan. I, p. 508 A *ναῦς οὐκ ἀπὸ ἑνὸς ξύλου ἁρμόζεται, ἀλλ' ἐκ διαφόρων, καὶ τὴν μὲν τρόπιν ἀπὸ ἑνὸς ξύλου κέκτηται, ἀλλ' οὐ μονοβόλως*). Schol. Hom. Il. *K*, 353 *πηκτὸν ἄροτρον· τὸ τὸν γύην προσπεπηγότα ἔχον, αὐτόγυον δὲ τὸ ἐξ αὐτοῦ μονόξυλον.* Hesych. *γυῆς· — αὐτόγυον τὸ μὴ σύνθετον ἀλλ' ἐξ ἑνὸς ξύλου.* Apollonios nennt den von Hephaistos geschmiedeten ehernen Pflug *αὐτόγυος* (arg. III, 232. 1285).

lich als Nothpflug zum Ersatz dienen, konnte aber auch wohl bei leichterem Boden gebraucht werden[20]).

Die einzelnen Theile des Pfluges, für welche Hesiodos verschiedene Holzarten empfiehlt[21]), sind von den Grammatikern, wohl hauptsächlich auf Grundlage von Eratosthenes *ἀρχιτεκτονικόν*[22]) erklärt[23]) und lassen sich auch auf Kunstwer-

20) Hom. Il. *K*, 353 von Maulthieren
*ἑλκέμεναι νειοῖο βαθείης πηκτὸν ἄροτρον*
*N*, 703
*ἀλλ' ὥς τ' ἐν νειῷ βόε οἴνοπε πηκτὸν ἄροτρον*
*ἶσον θυμὸν ἔχοντε τιταίνετον.*
Hesych. *πηκτὸν ἄροτρον· τὸ ἀπὸ δύο ἀρότρων· εἰσὶ γὰρ καὶ μονόβολα.* Schol. Apoll. Rhod. III, 232 (etym. m. p. 178, 18) *πηκτὸν μὲν τὸ ἐκ συμβολῆς ἔχον τὸ ἔλυμα.*

21) Hesiod. opp. 435
*δάφνης δ' ἢ πτελέης ἀκιώτατοι ἱστοβοῆες·*
*δρυὸς ἔλυμα, γύην πρίνου (κεκτῆσθαι).*

22) Schol. Apoll. Rh. III, 232 *τὴν κατασκευὴν τῶν ἀρότρων Ἐρατοσθένης ἐν τῷ ἀρχιτεκτονικῷ καταγράφει.* Vgl. schol. I, 567, woraus erhellt, dass in demselben Buch die Theile des Schiffes erklärt waren. Ich sehe keinen Grund, weshalb man diese Schrift, wie das von Pollux (X, 1) erwähnte *σκευογραφικόν* für Abschnitte des Werkes *περὶ ἀρχαίας κωμῳδίας* halten soll, und nicht für *λέξεις* nach bestimmten Kategorieen geordnet, wie Aristophanes *συγγενικά* u. ähnl.

23) Poll. I, 252 *ἀρότρου μέρη ἐχέτλη τὸ κατόπιν ξύλον ὀρθόν, οὗ ἔχεται ὁ ἀρότης· αὐτὸ δὲ τὸ κοῖλον αὐτοῦ καθ' ὃ τὴν χεῖρα ἐναρμόζει, χειρολαβίς. ὅπου δ' ἐμπέπηγεν ἡ ἐχέτλη ἀλύη, ᾧ δὲ ὁ ζυγὸς* (*ὁ ῥυμὸς* Graevius lectt. Hesiod. 10) *ἐνήρμοσται, ἔλυμα, τὸ δὲ ἀροῦν σιδήριον ὕνις, ἧς τὸ ἄκρον νύμφη· ὁ δὲ ῥυμὸς ἥρμοσται ἐκ τῶνδε. τὸ μὲν ἐπικαμπὲς αὐτοῦ, ᾧ ὑποτείνεται τὸ ἔλυμα γεγομφωμένον, γύης, τὸ δὲ μετὰ τὸν γυὴν ἱστοβοεύς, τὸ δὲ τέλος αὐτοῦ τὸ μετὰ τὸν ζυγὸν κορώνη.*

Schol. Apoll. Rh. III, 232 *ἔστι δὲ τὸ ἔλυμα ἐν ᾧ ἡ ὕνις ἐντίθεται. τὸ δὲ ξύλον τὸ ἀπὸ τοῦ ἐλύματος τεῖνον ἐπὶ τοὺς βόας γύης καλεῖται, τὸ δὲ ἀπὸ τοῦ γύου ἱστοβοεύς.* Vgl. etym. m. p. 178, 20 *τὸ δὲ ἔλυμα ξύλον ἐστίν, εἰς ὃ ἡ ὕνις σιδηρᾶ οὖσα ἐντίθεται καὶ τὴν γῆν σχίζει. ὃ δὲ κρατεῖ ὁ ἀρῶν, καλεῖται ἐχέτλη. τὸ δὲ διὰ τοῦ ἐλύματος διαβεβλημένον ξυλάριον, εἰς ὃ ἡ ἐχέτλη καθίεται ἀλύη· τὸ δὲ ξύλον ἀπὸ τούτου γινόμενον* (l. *τεινόμενον*) *ἐπὶ τοὺς βοῦς γύης, τὸ δὲ ἀπὸ γύου εἰς τὸν ζυγὸν ἱστοβοεύς.*

Procl. Hes. opp. 429 *ἡ μὲν οὖν ὕνις ἐστὶ τὸ σίδηρον αὐτὸ τὸ ἐν τῷ ἀροτριᾶν σχίζον τὴν γῆν· τοῦτο δὲ τῷ ἐλύματι περιήρμοσται ἄνωθεν ἐμβεβλημένον εἰς αὐτὸ κοῖλον ὄν. τὸ δὲ ἔλυμά ἐστι τὸ ἐμβληθὲν εἰς τὸ τὴν ὕνιν κατέχον ξύλον κατὰ τὸ ἄκρον, ὃ καλοῦσιν νύμφην, ὃ κατὰ θάτερον μέρος τὸ ἄνω συγγεγόμφωται πρὸς τὸν γύην. ὁ δὲ γύης ξύλον ἐστὶ μακρὸν ἔχον οὐ πόρρω τοῦ ἐλύματος ὀρθὸν ἐμπεπηγὸς ξύλον ἐν αὐτῷ, ὃ κατέχοντες οἱ ἀροτριῶντες ὅλον κινοῦσι τὸ ἄροτρον καὶ διὰ τοῦ ἀρότρου τοὺς βόας, καὶ τοῦτο τὸ ξύλον καλεῖται ἐχέτλη· τούτῳ δὲ τῷ γύῃ ἐμπέπηγεν ἄλλο ξύλον μεῖζον*

ken[24]), wie unsern Vasenbildern, im Wesentlichen erkennen. Damit ist ein schöner Krater mit rothen Figuren aus Cumae (Taf. I, 3) zusammenzustellen[25]), auf welchem Triptolemos vorgestellt ist, im Begriff mit den Aehren in der Hand den geflügelten Wagen zu besteigen. Er sieht sich nach Demeter um, welche ihm, in jeder Hand eine Fackel, das Geleite giebt. Hinter dieser steht eine Frau mit dem Symbol des Ackerbaus, dem Pfluge; sie hält ihn, mit beiden Händen das obere Ende der Deichsel gefasst, aufrecht stehend. Auf einem pompejanischen Landschaftsbilde[26]) ist ein Pflug aufrecht mit der Deichsel gegen die Wand gelehnt, um die Ruhe von der Arbeit anzudeuten, welche auch in der als Staffage angebrachten Familienscene sich ausspricht.

Für den Krümmel, *γύης*[27]) (*bura*), räth Hesiodos[28]), wenn sich ein dazu geeigneter Ast der Hagebuche (*πρῖνος*) finde — was nach Plutarch in Boiotien nicht häufig war[29]) — ihn sorglich mit nach Hause zu nehmen, um ihn durch einen geschickten Arbeiter zum Pfluge tüchtig machen zu lassen. Der aufrecht stehende Theil, mittelst dessen der Pflug geleitet wurde, *ἐχέτλη*

---

*κατὰ τὸ ἕτερον μέρος τὸ ἄκρον ἕως τοῦ ζυγοῦ διῆκον τοῦ ἐπικειμένου τοῖς ὤμοις τῶν βοῶν καὶ ζευγνύντος αὐτούς, ἐμπέπηγε δὲ σφηνωθὲν διά τινων σφηνισκῶν. εἰ μὲν οὖν ἓν ξύλον ᾖ τὸ ὅλον ὁ γύης μέχρι τοῦ ζυγοῦ ἀπὸ τοῦ ἐλύματος, καλεῖται τὸ ἄροτρον αὐτόγυον· ἐὰν δὲ μικρότερος ᾖ τῆς χρείας ὁ γύης, ἐνσφηνοῦται τὸ ἕτερον αὐτῷ ξύλον τὸ σύναπτον αὐτὸν καὶ τὸν ζυγόν, καὶ καλεῖται τὸ μὲν ὅλον πηκτόν, τὸ δ' ἐνσφηνωθὲν ἱστοβοεύς.*

24) Arch. Ztg. XVIII, p. 146 f.

25) Bull. Nap. I, 2. él. céram. III, 64. Vgl. anth. Pal. XI, 59
*ἄλλοισιν μελέτω Τριπτολέμοιο γέρα*
*ἦχι βόες καὶ ἄροτρα καὶ ἱστοβοεὺς καὶ ἐχέτλη*
*καὶ στάχυς, ἁρπαμένης ἴχνια Φερσεφόνης.*

26) Mus. Borb. V, 49.

27) Schol. Hes. opp. 429 *γύην, τὸ λεγόμενον γονάτιον τοῦ ἀρότρου.* Hesych. *γύης· τὸ κατώτατον μέρος τοῦ ἱστοβοέως ἐν τῷ ἀρότρῳ.* Gloss. 449 St. *γύας ὁ τοῦ ἀρότρου, dens aratri, dentale.*

28) Hes. opp. 427 *φέρειν δὲ γύην, ὅτ' ἂν εὕρῃς,*
*εἰς οἶκον, κατ' ὄρος διζήμενος ἢ κατ' ἄρουραν,*
*πρίνινον· ὃς γὰρ βουσὶν ἀροῦν ὀχυρώτατός ἐστιν,*
*εὖτ' ἂν Ἀθηναίης δμῶος, ἐν ἐλύματι πήξας,*
*γόμφοισιν πελάσας προσαρήρεται ἱστοβοῆι.*

29) Procl. *οὐ γὰρ εὔπορος Βοιωτοῖς ἡ πρῖνος, φησὶν ὁ Πλούταρχος, ἀλλὰ τοῖς πτελείνοις ἀντὶ τῶν πρινίνων χρῶνται τοὺς γύας κατασκευάζοντες.*

(*stiva*) [30]), hatte oben noch eine besondere Handhabe zum Anfassen, *χειρολαβίς*. Der untere Theil, *ἔλυμα*, nach Hesiodos Vorschrift aus Eichenholz zu machen, war theils bestimmt als *dentale* die Pflugschaar, *ὕνις* [31]) (*vomer*), aufzunehmen, theils ging von ihm die Deichsel, *ἱστοβοεύς* (*temo*), am liebsten von Ulmen- oder Lorbeerholz, aus, welche sorgfältig mit Bändern oder Klammern befestigt werden musste. An der Spitze derselben befand sich das Joch, *ζυγός* (*iugum*), an welches die Rinder angeschirrt wurden.

Die Regel, welche Hesiodos mit solchem Nachdruck giebt (opp. 388)

*οὗτος τοι πεδίων πέλεται νόμος, οἵ τε θαλάσσης*
*ἐγγύθι ναιετάουσ᾽, οἵ τ᾽ ἄγκεα βησσήεντα*
*πόντου κυμαίνοντος ἀπόπροθι, πίονα χῶρον*
*ναίουσιν· γυμνὸν σπείρειν, γυμνὸν δὲ βοωτεῖν,*
*γυμνὸν δ᾽ ἀμάαν, εἴ χ᾽ ὥρια πάντ᾽ ἐθέλῃσθα*
*ἔργα κομίζεσθαι Δημήτερος,*

findet sich im Wesentlichen auf den Vasenbildern befolgt, die Arbeiter sind nackt bis auf den, welcher die Last trägt und einen andern, der mit der Gerte hinter dem Wagen hergeht. Um so mehr dürfen die mit langem Chiton und Mantel bekleideten Personen für Aufseher gelten, die zwar Hesiodos nicht erwähnt, der nur mahnt, dass der Herr mit den Knechten — *δμῶς δμῶές τε καὶ αὐτός* — die Saat betreiben solle (opp. 459); auf dem Schilde des Achilleus ist der König bei der Ernte zugegen [32]). Wenn endlich Hesiodos will, dass ein vierzigjähriger

---

30) Hes. opp. 467. Hesych. *ἐχέτλη· ο κατέχει ὁ ἀροτὴς τοῦ ἀρότρου.* Phot. *ἐχέτλη· τοῦ ἀρότρου τὸ κράτημα.* Gloss. p. 208 St. *stiva, ἐχέτλη τοῦ ἀρότρου* p. 482 St. *ἐχέτλη, stiba.*

31) Gloss. p. 228. 253 St. *vomer, ὕνις* p. 648 *ὕνις, vomer.* Hesych. *ὕννη· αἶξ, καὶ τὸ τοῦ ἀρότρου σιδήριον τὸ τέμνον τὴν γῆν, καὶ ὕννις ὁμοίως.* etym. m. p. 777, 45 *ὕνις· τὸ γεωργικὸν ἐργαλεῖον, ἀποβολῇ τοῦ δ, δύνις τις οὖσα, ἐπεὶ κατὰ γῆς δύνει.* etym. Paris. *χοίρου γέγονε τὸ ὕνις· πρῶτον γὰρ ὁ χοῖρος ἐπενόησε τῷ ῥύγχῳ σχίζων τὴν γῆν.* Plutarch. quaestt. conv. IV, 5, 2 p. 670 A *πρώτη γὰρ (ἡ ὗς) σχίσασα τῷ προὔχοντι τῆς ὀρυχῆς* (*τοῦ ῥύγχους* Reiskius) *ὥς φασι τὴν γῆν ἴχνος ἀρόσεως ἔθηκε καὶ τὸ τῆς ὕνεως ὑφηγήσατο ἔργον, ὅθεν καὶ τοὔνομα γενέσθαι τῷ ἐργαλείῳ λέγουσι ἀπὸ τῆς ὑός.* Cornut. n. d. 28 *ἢ τὸν τῆς ὕνεως ὀδόντα αἰνιττομένων αὐτῶν, ὑφ᾽ οὗ κατὰ γῆς κρύπτεται τὸ σπέρμα* (von einer allegorischen Deutung des Eberzahnes, durch welchen Adonis umkommt).

32) Hom. Il. Σ, 556.

Mann hinter dem Pflug gehen und kein jüngerer das Säen übernehmen soll, weil man sich auf deren stetige Sorgfalt verlassen könne (opp. 441), so finden wir auf *A* nur junge, auf *B* abwechselnd bärtige und unbärtige Männer. Indessen ist dies schwerlich auf ein landwirthschaftliches Princip, sondern vielmehr auf eine Gewohnheit der künstlerischen Darstellung zu beziehen.

Die älteste Weise das Korn zu Mehl zu zermalmen stellt eine merkwürdige Amphora (Taf. I, 14) vor, welche kürzlich in Neapel für das Petersburger Museum angekauft worden ist[33]. Sie zeigt auf der einen Seite[34] einen auf einem Untersatz ruhenden Kessel, neben dem jederseits eine Frau im langen Chiton und mit Haube steht. Beide halten ein grosses, in der Mitte schmäleres Holz an dieser dünneren Stelle gefasst und stampfen damit abwechselnd nach dem Takt in dem Kessel, wie dadurch angedeutet wird, dass die eine das Holz erhoben hält, während das andere im Kessel steckt. Heydemann, der diese Vorstellung nach einer Gerhard'schen Zeichnung publicirt hat[35], erkannte richtig Frauen, welche Korn im Mörser zerstampfen. Es ist mehrfach überliefert, dass man, ehe Handmühlen erfunden wurden, das geröstete Getreide im Mörser, *ὅλμος*[36] (*pila*), mit einer grossen Keule, *ὕπερος* (*pilum*)[37], zerstampfte, wovon die Benennung *pistor* auf die Bäcker überging[38] — eine Beschäfti-

---

33) Heydemann Bull. 1867 p. 135, archäol. Anz. 1867 p. 52*.

34) Auf der andern Seite ist Hermes dargestellt, mit einem Widder auf den Schultern, welchem eine Frau folgt.

35) Heydemann Iliupersis p. 24. vgl. Pyl de Medeae fab. p. 60 f.

36) Hesiod. opp. 423

*ὅλμον μὲν τριπόδην τάμνειν ὕπερον δὲ τρίπηχυν.*

Auch später blieben hölzerne Mörser noch im Gebrauch (Plin. XVIII, 112 *tunditur granum (alicae) in pila lignea*). Aristoph. vesp. 238

*τῆς ἀρτοπώλιδος λαθόντ' ἐκλέψαμεν τὸν ὅλμον.*

Eustath. Il. *Λ* p. 886 *ὅλμος λίθος ἐστὶ στρογγύλος κυλινδροειδὴς ἢ σκεῦος κοῖλον ἐκ λίθου ἢ καὶ ξύλου, ἐν ᾧ πτίσσονται κοπτόμενα ὄσπρια ἢ ἕτερά τινα.* Cyrill. (bei Valckenaer Ammon p. 188) *ὅλμος, ἐν ᾧ πτίσσουσι τὰς κριθάς· — τὸ δὲ τύπτον ὕπερον λέγεται* (Epictet. diss. III, 12, 9 *ὅλμον καὶ ὕπερον περιφέρειν*). Poll. X, 114 *ἀρτοποιῶν — καὶ ὅλμος καὶ τὸ ὑπόθημα τοῦ ὅλμου ὑφόλμιον — καὶ ὕπερον.*

37) Daher der Gott Pilumnus. Serv. Verg. Aen. IX, 4 *Pilumnus vero pinsendi frumenti (usum invenit), unde et a pistoribus colitur. ab ipso etiam pilum dictum est.* 76 *Pilumnus — propter pilum inventum, quo fruges confici solent, ita appellatus est.*

38) Serv. Verg. Aen. I, 179 *quia apud maiores nostros molarum usus*

gung, welche wie das Brotbacken vorzugsweise den Frauen zufiel[39]. Das Geräth unseres Vasenbildes entspricht der Beschreibung, welche von Wurfgeschossen in Gestalt der Mörserkeulen gemacht werden[40], und Heydemann hat die vielbestrittene Deutung desselben Geräthes, welches sich auf der Vivenziovase[41] und einer Schale des Brygos[42] bei der Eroberung Troias in den Händen der Andromache[43], auf zwei anderen Vasen[44] von anderen Frauen als Waffe geschwungen findet, dadurch unzweifelhaft festgestellt[45]. Brunn hatte nach einer

---

*non erat, frumenta torrebant et ea in pilas missa pinsebant, et hoc erat genus molendi. unde et pinsores dicti sunt, qui nunc pistores vocantur.* Plin. XVIII, 108 *certum fit Atei Capitonis sententia, cocos tum panem lautioribus coquere solitos pistoresque tantum eos qui far pisebant nominatos.* Non. p. 152 *pinsere, tundere vel molere. Varro ταφῇ Μενίππου 'nec pistorem ullum nossent nisi eum qui in pistrino pinseret farinam'. idem de vita P. R. lib. I 'nec pistoris nomen erat nisi eius qui ruri far pinsebat, nominato ea* (*vero* Kettner Varr. de vita P. R. p. 26) *ab eo quod pinsunt.*

39) Plin. XVIII, 107 *ipsi panem faciebant Quirites, mulierumque id opus erat, sicut etiam nunc in plurumis gentium.* Bei Alkinoos wie im Hause des Odysseus mahlen die Mägde das Korn (Od. η, 103. υ, 105).

40) Aen. poliorc. 33, 2 *παρεσκευάσθω ξύλα οἷον ὕπερα, μεγέθει δὲ πολλῷ μείζω, καὶ εἰς μὲν ἄκρα τοῦ ξύλου κροῦσαι σιδήρια ὀξέα καὶ μείζω, περὶ δὲ τὰ ἄλλα μέρη τοῦ ξύλου καὶ ἄνω καὶ κάτω χωρίσαι πυρὸς σκευασίας ἰσχυράς· τὸ δὲ εἶδος γενέσθω οἷον κεραυνὸς τὸ γραφόμενον.*

41) Millin peint. de vas I, 26. g. m. 168, 608*. Tischbein Homer n. Ant. IX, 5. 6. Müller D. a. K. I, 43, 202. Overbeck her. Gall. 25, 24. mus. Borb. XIV, 41. Birch hist. of ant. potery I p. 287. 289. Heydemann Iliupersis Taf. 2, 1.

42) Heydemann Iliupersis Taf. 1.

43) Heydemann bemerkt mit Recht (a. a. O. p. 24), dass der auf zwei Vasen wiederkehrende Zug, wie Andromache zur Vertheidigung des Astyanax eine Mörserkeule schwingt, auf die Poesie zurückzuführen sei. Die Worte Varros (l. l. VII, 88) *Ennius imitari dum voluit Euripidem et ponere etymon est lapsus. nam Euripides quod graeca posuit, etyma sunt aperta. ille ait, ideo nomen additum Andromachae, quod ἀνδρὶ μάχεται, hoc Enni quis potest intelligere viro adversam significare 'Andromachae nomen qui indidit, recte indidit'* haben Ribbeck (quaest. scen. mant. p. 258) auf die Vermuthung geführt, dass damit auf die heldenmüthige Vertheidigung des Aestyanax hingedeutet werde. Man sieht, dass beides sich gegenseitig unterstützt.

44) R. Rochette mon. inéd. 13. mus. Borb. IX, 12. Overbeck her. Gall. 16, 18. Die zweite Vase beschreibt de Witte not. Castellani 29.

45) Das richtige war schon von Quaranta gefunden, rev. arch. 1846 p. 515. mus. Borb. XIV, 41 p. 6 ff.

Braun'sche Zeichnung schon darauf hingewiesen[46]), dass dies Vasenbild eine bisher räthselhafte Scene am Kasten des Kypselos[47]) wiedergebe — ein besonders interessanter und erwünschter Beleg für die Uebereinstimmung der archaischen Vasenbilder mit jenem merkwürdigen Monument.

Dem Ackerbau schliesst sich der Oelbau an, der für manche Gegenden Griechenlands und Italiens keine geringere Bedeutung hatte[48]). Namentlich Attika sah im Oelbaum das Geschenk der Athene, durch welches sie zur Schutzgöttin des Landes geworden war, und stellte den Oelbau unter den besonderen Schutz des Zeus Morios und der Athene[49]), wie das Oel der geweihten Oelbäume (*μορίαι*) für den Cultus und als Ehrenpreis der panathenaischen Spiele verwandt wurde[50]). Schon dies würde beweisen, was sich auch sonst bestätigt, dass die Cultur der Oliven und die Oelausfuhr in Attika eine wichtige Rolle spielte[51]). Wir finden denn auch auf Vasen mit schwarzen Figuren, und zwar auf Amphoren, den eigentlichen Oelgefässen, darauf bezügliche Vorstellungen.

Eine vulcentische Amphora (Taf. II)[52]) stellt auf der Rückseite zwei Männer im Schurz vor, die mit Ruthen von beiden Seiten gegen Stamm und Aeste eines Oelbaums schlagen; ein dritter unbärtiger sammelt die herausgefallenen Früchte in einen Korb ein. Ein Jüngling mit einer Kappe ist auf den Baum gestiegen, um die Oliven mit seinem Stabe herabzuschlagen; auf jeder Seite schliesst ein Baum die Scene ab.

Die Olivenernte stellt auch die Rückseite einer anderen

---

46) Bull. 1860 p. 99.

47) Paus. V, 18, 1 *δύο δὲ ἄλλας γυναῖκας ἐς ὅλμους καθικνουμένας ὑπέροις φάρμακα εἰδέναι σφᾶς νομίζουσιν, ἐπεὶ ἄλλο γε οὐδὲν ἐς αὐτάς ἐστιν ἐπίγραμμα.* Die Uebereinstimmung der Darstellungen ist einleuchtend; warum die Exegeten in Olympia an Giftmischerinnen dachten, ist nicht zu erkennen.

48) Hüllmann Handelsgesch. d. Griechen p. 24 f. Vgl. Ficker; Reise durch Grchld. I p. 592 ff.

49) Bötticher Baumcultus p. 423 ff. G. A. Loeber Die Heiligkeit des Oelbaums in Attika. Stade 1857. Stark mem. d. ist. II p. 257 ff.

50) Bröndsted mém. sur les vases panath. p. 18 ff. O. Jahn Münchn. Vasens. Einl. p. CI f. Sauppe de inscr. panath. p. 8 f.

51) Böckh Staatshaush. I p. 44 f.

52) de Witte (cat. étr. 76), dem ich die Zeichnung verdanke. Die Vorderseite stellt *Herakles* vor, der in Gegenwart des sitzenden *Hermes* dem Kentauren *Pholos* die Hand reicht.

Amphora aus Orbetello (Taf. III, 4) im Berliner Museum (638) vor[53]. Auf jeder Seite des früchtereichen Oelbaums steht ein bis auf ein um Hals und Unterleib festgeknüpftes Thierfell nackter bärtiger Mann, der mit beiden Händen eine Ruthe hält, mit welcher er an die Zweige schlägt, um die Oliven herunterfallen zu machen. Unten am Fuss des Baumes steht ein Gefäss, und ein daneben knieender Jüngling ist bemüht, die Oliven in demselben zusammen zu legen.

Die alten Landwirthe[54]) empfahlen, als die beste Weise Oliven abzunehmen, sie mit den Händen sorgfältig abzupflücken, von der Erde aus oder auf dazu hergerichteten Leitern[55]), während das Herabschlagen mancherlei üble Folgen nach sich zog; mindestens sollte man sich dazu nur eines leichten Rohrs bedienen. Auch die Oliven von selbst abfallen zu lassen und vom

---

53) Micali storia 92. Inghirami vasi fitt. 280. Panofka Bilder ant. Leb. 14, 8. Die Vorderseite stellt *Herakles* vor, welcher im Beisein der *Athene* und des *Iolaos* den erymanthischen Eber zu dem im Fass versteckten *Eurystheus* bringt.

54) Varro r. r. I, 55, 1 *oleam, quam manu tangere possis e terra ac scalis, legere oportet potius quam quatere, quod ea quae vapulavit macescit nec dat tantum olei. quae manu stricta, melior ea, quae digitis nudis legitur quam ea, quae cum digitabulis. — quae manu tangi non poterunt, ita quati debent, ut arundine potius quam pertica feriantur. — qui quàtiet, ne adversam caedat.* Plinius XV, 11 *propter inpendium decerpendi exspectatur ut decidat oliva. qui medium temperamentum in hoc servant perticis recutiunt cum iniuria arboris sequentisque anni damno, quippe olivantibus lex antiquissima fuit 'oleam ne stringito neve verberato'* (*iniussu domini aut custodis* setzt Cato r. r. 144 hinzu, woher diese Bestimmung des Pachtcontracts entnommen ist). *qui cautissime agunt harundine levi ictu nec adversos percutiunt ramos.* geop. IX, 17 *τινὲς καλῶς ποιοῦντες μόνον ταῖς χερσὶ σαλεύουσι τοὺς κλάδους, ἵνα ἐκτιναγῇ ὁ καρπός, ῥάβδον δὲ οὐ προσφέρουσι τῇ ἐλαίᾳ, ἐπεὶ εἰς τὸ μέλλον ἧττον καρποφορεῖ.* IX, 19 *ὅταν τὰς ἐλαίας ἀρχομένας περκάζειν ἴδῃς, κέλευε τοῖς παισὶν ἢ τοῖς ἐργάταις συλλέγειν ἐκ τοῦ δένδρου ταῖς χερσί, φυλαττομένους μή τι τούτων εἰς τὴν γῆν πέσῃ.* Vgl. Theophr. de caus. plant. I, 20 (24) *ἡ ἐλάα — ἀσθενέστατον καὶ ἐπικηρότατον καὶ ἅμα ῥαβδιζομένη πονεῖ καὶ κατακοπτομένη τὰς θαλείας· ἐπεὶ ὅσοι γε μὴ οὕτω συλλέγουσι, ἀλλὰ αὐτομάτως ἀεὶ τὴν ἀπορρέουσαν καὶ ἀποσείοντες ἐπετειοφορεῖν φασὶ μᾶλλον.* V, 4 *πεπανθεὶς μὲν γὰρ ὁ καρπὸς αὐτόματος ἀπορρεῖ, πρὸ δὲ τοῦ πεπανθῆναι μᾶλλον ἰσχύει καὶ προσήρτηται· δι' ὃ καὶ ῥαβδίζουσι τὰς ἐλάας.* Artemid. II, 25 *τρυγώμεναι δὲ αἱ ἐλᾶαι — δούλοις πληγὰς μαντεύονται διὰ τὸ μετὰ πληγῶν τὸν κάρπον αὐτῶν καθαιρεῖσθαι.*

55) Geogon. IX, 17 *δεῖ οὖν τὰ τρίγωνα κατασκευάζειν ἀναβατήρια καὶ ἄνωθεν σανίδα πλατεῖαν ἐπιτιθέναι, ἵνα ἐπ' αὐτῆς ἱστάμενοι δρέπωνται.*

Boden aufzulesen war nicht das richtige Verfahren; man sollte, wenn die Beeren anfangen sich zu färben, dieselben abpflücken[56].

Interessant durch ihre Vorstellungen wie durch die von Ritschl[57] und G. Hermann[58] erklärten Inschriften ist eine in Caere gefundene Amphora des Museo Gregoriano[59] mit schwarzen Figuren (Taf. III, 2. 3). Die Mitte der Vorderseite nimmt ein mit Früchten beladener Oelbaum ein; auf jeder Seite sitzt ein unterwärts mit dem Himation bekleideter, mit Oellaub bekränzter, unbärtiger Mann, links auf einem Lehnsessel, rechts auf einem Klappstuhl; neben jedem steht eine grosse Amphora. Vor dem links sitzenden, der in der Rechten einen Stab hält, steht ein Hund, der ihn aufmerksam ansieht, und dem er die Linke entgegenstreckt. Der gegenübersitzende hält in der Linken einen kleinen Krug und darüber mit der Rechten ein spitz zulaufendes trichterförmiges Gefäss, durch welches er die Flüssigkeit, wie es scheint, hineinlaufen lässt. Vor ihm her zieht sich quer über das Gefäss die Inschrift

*ὦ Ζεῦ πάτερ, αἴθε πλούσιος γεν[οίμαν].*

Dieser Wunsch sowie der Umstand, dass der Baum voll Früchte hängt, weist darauf hin, dass die Ernte noch nicht gemacht ist, sondern bevorsteht. Alles ist dafür vorbereitet, der Besitzer scheint zur Probe ein kleines Gefäss mit Oel ausgepresst zu haben, und da dieselbe nach Wunsch ausgefallen ist, bricht er in die Worte aus: *wenn ich doch reich würde!*[60]

Auf der Rückseite sitzt ein ganz ähnlicher Jüngling auf einem Klappstuhl; er zeigt mit der Rechten auf eine Amphora hin und hält die Linke mit den ausgespreizten Fingern, wie zählend

56) Colum. XII, 50, 9 *cum primum bacae variare coeperint et iam quaedam nigrae fuerint, plures tamen albae, sereno caelo manibus distringi olivam oportebit et substratis tegetibus aut cannis cribrari et purgari.* Pallad. XII, 4, 1. Plin. XV, 6.

57) Ritschl ann. IX p. 188 ff. opp. I p. 788 ff.

58) G. Hermann Ztschr. f. Alt. Wiss. 1837 p. 845 ff.

59) Mon. ined. d. ist. II, 44 b. Mus. Greg. II, 61, 1. Panofka Bild. ant. Leb. 17, 8. 9. Ritschl opp. phil. I Taf. 1.

60) Die Annahme, dass das bei der Ernte gewonnene Oel gemessen werde, scheint mir auch deshalb nicht zutreffend, weil die Amphora ein bestimmtes Maass hatte; um dieses zu verificiren, würde man kaum das umständliche Mittel wählen, sie mit Oel zu füllen, dieses in kleine Krüge zu trichtern und in eine zweite Amphora umzufüllen. Man müsste denn mit Hermann annehmen, dass das verkaufte Oel zugemessen wird.

(*πεμπάζων*), vors Gesicht. Ihm steht der zweite Jüngling im Himation, in der Linken einen Stab, gegenüber und streckt ihm die Rechte entgegen; neben ihm steht der Hund. Vor ihm zieht sich die Inschrift hin

*ἤδη μεν, ἤδη πλέον· [ἄ]π' ἄρα βέβακεν,*

wie sie von Hermann ergänzt ist. Der Wunsch ist also erfüllt, die Ernte ist glücklich ausgefallen, das Oel füllt die Gefässe. Inschriften dieser Art, welche den dargestellten Personen in den Mund gelegt die Situation erklären, sind auf Vasenbildern selten [61]. Zu dem auffallenden, aber nicht beispiellosen dorischen Dialect derselben [62]) kommt hier die metrische Form des jambischen katalektischen Trimeters, welche ihnen fast das Ansehen eines Citats giebt.

Auf Oel- oder auch auf Weinhandel bezieht sich offenbar ein Vasenbild mit schwarzen Figuren (Taf. III, 4. 5), dessen Deutung mir nicht in allen Einzelheiten klar ist [63]). Die eine Seite stellt zwei Gruppen von je drei Figuren dar. Links kniet ein nicht mehr vollständig erhaltener Mann in der Mitte zwischen einem bärtigen Mann im langen Mantel und einer langbekleideten Frau. In der Linken hält er einen Schlauch und bietet mit der Rechten der Frau einen unkenntlichen Gegenstand dar, nach welchem sie mit beiden Händen zu langen scheint, während der ihr gegenüberstehende Mann, der in der Linken eine Oinochoe oder Hydria trägt, verwundert und wie abwehrend die Rechte gegen sie ausstreckt.

Rechts sitzt in der Mitte ein bärtiger Mann im Mantel auf einem Stuhl; vor ihm steht auf einem Untersatz ein grosses zweihenkliges Gefäss, etwas schräge ihm zugeneigt, in welches er die Rechte hineingesteckt hat. Es ist also wohl ein unten spitz zulaufender Pithos, den man nicht frei hinstellen konnte; wenn man nicht annehmen will, dass ein Töpfer dargestellt ist, der die letzte Hand ans Werk legt. Hinter ihm steht ein bärtiger Mann im Mantel, der die Rechte im Gespräch mit dem ihm gegen-

61) O. Jahn Verz. d. Münchn. Vasens. Einl. p. CXII f.

62) Auf Vasen mit rothen Figuren späten Stils *ΧΗΣΑΝ μοι τὰν σφ[α]ῖραν* (Millingen anc. uned. mon. I, 12. mus. Borb. III, 12), *[κλῦ]θι πότνια Σελάνα* (Tischbein III, 44. él. cér. II, 118. Gerhard ges. Abh. I Taf. 5, 8). · Dass die Trinksprüche beim Kottabos dorisch beigeschrieben werden, ist begreiflich, da das Spiel aus Sicilien stammte.

63) Nach einer Zeichnung bei Gerhard, über dessen Herkunft ich nichts näheres anzugeben weiss.

überstehenden erhebt. Dieser ist zum Theil verstümmelt, so dass man nicht mehr erkennen kann, was er in der Linken hielt.

Deutlicher ist die Vorstellung der anderen Seite. In der Mitte steht eine grosse Amphora, über welcher eine Kanne aufgehängt ist. Links neben derselben steht eine Frau im langen Chiton, welche die Rechte über die Amphora, in welche sie hinabschaut, ausstreckt, während sie in der gesenkten Linken eine Kanne hält. Hinter ihr schreitet ein bärtiger Mann im Mantel herbei, der auf der linken Schulter eine umgekehrte, also leere Amphora trägt. Auf der anderen Seite der grossen Amphora steht ein bärtiger Mann im Mantel, der seine kleine Amphora vor sich auf die Erde gestellt hat und im Gespräch die Linke ausstreckt. Hinter ihm geht ein anderer bärtiger Mann im Chiton fort, der eine gefüllte Amphora auf der Schulter trägt. Auf jeder Seite macht ein bärtiger Mann im Mantel den Abschluss.

Dass hier eine Verkaufsscene dargestellt ist, dass von der einen Seite ein befriedigter Kunde fortgeht, von der anderen ein kauflustiger herbeikommt, während ein dritter über seine Abfertigung verhandelt, ist wohl klar. Vermuthlich sind die Darstellungen der anderen Seite vorbereitende Scenen. Der Mann mit dem Schlauch scheint als Producent seine Waare bei dem Händler zu verkaufen. Daneben wird das grosse Vorrathsgefäss in Stand gesetzt.

Auf Handelsverkehr beziehen sich mehrere Vasenbilder mit schwarzen Figuren, auf welchen die Waaren gewogen werden. Eine in Agrigent gefundene[64]) Amphora (Taf. IV, 1), welche früher viel besprochen ist[65]), aus der Fabrik des Taleides[66]), stellt auf der Rückseite eine grosse Wage vor,

64) O. Keller (üb. d. Gesch. d. griech. Fabel p. 356) findet zwischen der Vorstellung dieser Vase und der Arkesilasschale eine so frappante Uebereinstimmung — auf beiden wird gewogen —, dass er annimmt, beide seien in Kyrene gemalt, von wo die eine leicht nach Agrigent, die andere nach Vulci habe kommen können.

65) Lanzi de' vasi ant. dip. (1806) Taf. 3 p. 147 ff. Millin. mon. inéd. II, 3—4. peint. de vas. II, 61. gal. myth. 131, 490. Inghirami vasi fitt. 103. 104. Panofka Bild. ant. Leb. 16, 1. Die Vorderseite stellt Theseus vor, welcher den Minotaurus tödtet.

66) Brunn (Gesch. d. griech. Künstl. II p. 735 f.) führt noch zwei Schalen mit schwarzen Figuren u. der Inschrift TALEIΔEϟ EΓOIEϟEN an, die in Vulci gefunden sind (Berl. 685; Gerhard auserl. Vasenb. 316);

deren Wagebalken oben aufgehängt ist. Neben jeder der beiden, an drei Stricken hängenden Wagschalen sitzt ein unbärtiger Mann im langen Chiton und ist mit Aufmerksamkeit bemüht die Wagschalen, deren Stricke er angefasst hat, ruhig im Gleichgewicht zu halten. Auf beiden Schalen steht ein nicht deutlich angegebener, ziemlich grosser Gegenstand, so dass man nicht mit Sicherheit erkennen kann, ob es Ballen, Gefässe oder Kasten sind. Ein bärtiger Mann im langen Chiton steht neben der rechten Wagschale; mit beiden Händen hat er einen ähnlichen Gegenstand gefasst und scheint den Inhalt aus demselben in das Gefäss auf der Wagschale zu schütten; doch wäre es möglich, dass er vorsichtig ein Packet auf ein schon auf der Wagschale liegendes legen will. Auf jeden Fall ist es klar, dass hier gewogen wird, und dass der bärtige Mann beschäftigt ist, das Gewicht der einen Schale gegen das der anderen auszugleichen [67].

Eine verwandte Scene stellt eine Oinochoe vor (Taf. IV, 2), welche aus der Fontana'schen Sammlung in das k. k. Antikenkabinet in Wien übergegangen ist [68]. Eine grosse Wage ist am Wagenbalken mit einem Ring ohne Zünglein aufgehängt; auf jeder der flachen, an drei Stricken hängenden Wagschalen liegt ein Pack zusammengelegter Stäbe. Zwei bärtige Männer im langen Chiton, welche von einander abgewandt jeder auf eine der Wagschalen zuschreiten, tragen auf der linken Schulter ein ähnliches Packet, welches sie auf die Wage niederzulegen im Begriff sind. Was hier gewogen wird, ist wiederum nicht kennt-

---

eine Oinochoe der Campanaschen Sammlung (H, 23) ist unbekannten Fundorts. Ein Silberplättchen, das in Grossgriechenland gefunden sein soll, und in eingegrabenen Umrissen nicht allein die Composition der Vase, sondern auch die Inschriften TALEIΔES EΠOIESEN KLITAPXOS KALOS wiederholt (Bull. 1843 p. 52), ist nach Brunns Angabe verdächtig. Die angeblichen Beziehungen des Namens *Ταλείδης* zu *τάλαντα*, welche Panofka (Namen d. Vasenb. p. 7) noch weiter ausgesponnen hat, sind von Mercklin (Talossage p. 67) abgelehnt.

67) Der Duc de Luynes wollte in dieser Darstellung entweder das Abwägen eines Tributs statt der attischen, nach Kreta ausgelieferten Kinder, oder in Kreta gegossener Eisenmassen (Panofka mus. Blaacs p. 46. revue de philol. II p. 300 f.) erkennen. Minervini, der jede mythologische Deutung ablehnte, glaubte eine Anspielung von *τάλαντα* auf Taleides zu entdecken (Bull. Nap. I p. 109 f.). Vgl. Panofka Namen der Vasenbildner p. 7 f.

68) v. Sacken u. Kenner Samml. d. k. k. Antik. Kab. p. 237, V, 7, 236. Ich verdanke die Zeichnung der gütigen Mittheilung des Freih. v. Sacken.

lich charakterisirt; man wird versucht, an Metallbarren zu denken, welche in solcher Form gegossen wurden [69].

Ein eigenthümliches Interesse bietet die vielbesprochene vulcentische sogenannte Arkesilasschale in der Sammlung der kais. Bibliothek in Paris [70], welche das Wägen und Verpacken einer Waare darstellt (Taf. IV, 3). Unter einem Zeltdach ist an dem grossen Balken, an welchem die Tücher mit Ringen befestigt sind, der Wagebalken einer grossen, durch die Beischrift [στ]αθμός bezeichneten Wage aufgehängt, in deren beiden Schalen unregelmässige weisse Massen aufgethürmt liegen, wie sie auch auf dem Erdboden daneben sichtbar sind. Fünf Personen sind mit dem Abwägen und Verpacken beschäftigt, welches unter der Aufsicht eines auf einem Klappstuhl sitzenden bärtigen Mannes geschieht. Dieser ist mit einem langen weissen Chiton bekleidet, über welchen ein buntfarbiger Mantel geworfen ist, und trägt auf dem Kopf, dessen über der Stirn in Locken gekräuseltes Haar in langen Flechten über den Rücken fällt, einen breitkrämpigen, nach oben spitz zulaufenden eigenthümlichen Hut [71]; die Füsse sind mit einer Art Schnabelschuhe bekleidet. In der Linken hält er ein mit einer Palmette gekröntes Scepter, die Rechte streckt er mit ausgerecktem Zeigefinger aus, eine Geberde, welche von zwei anderen Personen, offenbar in entsprechender Bedeutung, ebenfalls gemacht wird. Diese durch Haltung, Tracht und Physiognomie auffällige Figur gewinnt ein erhöhtes Interesse durch den beigeschriebenen Namen *Ἀρκεσίλας*. An der ihm zunächst befindlichen Wagschale sind zwei Personen beschäftigt. Ein jüngerer, nur mit einem Schurz bekleideter steht vor Arkesilas, wendet sich mit dem Gesicht nach ihm um und macht mit der Rechten dieselbe Geberde, als wolle er das, was jener ausdrücken will, seinerseits bestätigen; daneben steht *σοφορτος*. Auf der anderen Seite ist ein bärtiger Mann mit einem Schurz auf die Wagschale zugeschritten, der mit gespannter Aufmerksamkeit, welche sich in der Haltung des Kopfes und der Hände ausdrückt, auf dieselbe hinblickt, um das Wägen zu beaufsichtigen. Vor der anderen Wagschale

69) Brandis Münz-, Maass- u. Gewichtswesen in Vorderasien p. 76 ff.

70) Mon. ined. d. inst. I, 47. Micali stor. 97, Inghirami vasi fitt. 250. Panofka Bilder ant. Leb. 16, 3. Parodien u. Karrik. Taf. 3, 8. Welcker alte Denkm. III, 34. Birch hist. of ant. pott. I Titelk.

71) O. Jahn arch. Beitr. p. 408.



steht ein Mann im Schurz, der in der Rechten ein Pack der abzuwägenden Waare hält und die Linke mit dem ausgereckten Zeigefinger in die Höhe hebt, womit der erhobene Kopf in Uebereinstimmung steht. Offenbar wendet er sich mit seinen Worten an Arkesilas, und die Art, wie das Abwägen geschieht, scheint Gegenstand des Gesprächs. Vor diesem Manne, neben dem *σλιφομαχος* beigeschrieben ist, steht ein bärtiger Mann im kurzen Chiton, beschäftigt, einen grossen geflochtenen Sack mit der weissen Waare angefüllt zuzubinden, indem er sich nach einem anderen unbärtigen Genossen umsieht, der mit einem gleichen Sack auf der Schulter herbeikommt. Neben diesem steht *ιρμοφορος*, neben jedem *ορυξο*.

Die figurenreiche Scene ist noch durch eine Anzahl nebenher angebrachter Thiere in besonderer Weise belebt. Unter dem auf Rehfüssen ruhenden Sessel des Arkesilas liegt ein Panther, durch das Halsband als ein gezähmter charakterisirt; hinter ihm kriecht eine Eidechse in ähnlich grossen Dimensionen wie auf der Schale des Nikosthenes (Taf. I, 1). Ueber dem Wagebalken fliegt horizontal ausgestreckt ein Storch oder Kranich, der auf seinen Beinen noch ein kleines Thier, etwa einen Käfer, mit fortträgt. Auf dem Wagebalken sitzen ein Affe und ein paar Tauben, eine dritte fliegt herzu.

Die Haupthandlung wird in dem durch eine gerade Linie, wie es auf Münzen bräuchlich ist, abgetheilten Segment des Rundes [72]) fortgesetzt. Hier ist ein gewölbter Vorrathskeller angedeutet, dessen Eingang ein Mann im langen Chiton mit der Beischrift *φυλακος* behütet. Zwei andere tragen im eiligen Laufschritt jeder auf der Schulter einen geflochtenen vollen Sack, den sie mit beiden Armen umfassen, in den Keller hinein, an dessen Ende schon drei ähnliche Säcke aufgestapelt liegen. Daneben ist die Inschrift *μαεν*.

Die Handlung ist im Allgemeinen verständlich: Abwägen, Verpacken und Aufspeichern einer bestimmten Waare [73]); näheren Aufschluss versprechen die Inschriften. Allein ausser dem

72) Aehnlich auf anderen archaischen Schalen z. B. des Polyphemos (mon. ined. d. inst. I, 7, 1. Overbeck her. Gall. 31, 4), des Prometheus (Gerhard auserl. Vasenb. 86. mus. Greg. II, 67, 8); auch auf Spiegeln.

73) H. F. Talbot (Hermes p. 51 ff.) findet hier einen mythischen König Arkesilas, der als Todtenrichter in der Unterwelt gute und böse Thaten abwägen lässt.

bekannten Namen Ἀρκεσίλας, der wenig belehrenden Erklärung [στ]αθμός[74]) und dem nach Form und Bedeutung klaren φύλαχος bieten die übrigen Inschriften Schwierigkeiten, welche zum Theil wenigstens auf incorrecter Schreibung beruhen.

Am bezeichnendsten ist der Name Σλιφομαχος, dessen erster Theil, wie allgemein anerkannt ist, durch die in der vulgären Sprache so häufige Versetzung der liquida, statt Σιλφο- gesetzt ist und auf das Silphion hinweist. Der zweite Theil wird, da Σιλφομαχος keinen passenden Sinn giebt, Σιλφομάψος, welches Welcker vorschlug[75]), sowohl rücksichtlich des Buchstabens ♆ (χ nicht ψ)[76]) als der Deutung Schwierigkeiten macht, mit Panofka[77]) für Σιλφομάξος (Σιλφομάχσος) zu nehmen sein, so dass das σ nach χ durch ein Versehen ausgefallen ist. Der Name Silphionkneter bezeichnet einen wesentlichen Antheil an der Bereitung des Silphion, dessen Saft mit Mehl zu einer festen Masse zusammengeknetet wurde, um so aufbewahrt und ausgeführt zu werden[78]). So dient der Name, um die weisse Masse als Silphion zu erklären, und die Bedenken des Duc de Luynes zu beseitigen, welcher an Wollhandel dachte, weil das Silphion nicht füglich so dargestellt worden sein könne[79]). Allein der Name Silphomaxos in Verbindung mit dem in der kyrenäischen Herrscherfamilie üblichen Namen Arkesilas weist unverkennbar auf Kyrene hin, das auch durch die

---

74) Panofka wollte Ἐπίσταθμος als Bezeichnung des Mannes neben der Wage ergänzen.

75) Welcker alte Denkm. III, p. 488 ff. (rhein. Mus. 1836 V, p. 140 ff.).

76) Kramer üb. Styl u. Herk. d. bem. griech. Thongef. p. 55. O. Jahn Münchn. Vasens. Einl. p. CXLIX. Kirchhoff Stud. zur Gesch. d. griech. Alphab. p. 227.

77) Panofka Parod. u. Karrik. p. 21. Aber er erklärt dies σλιφόμαξος für σνιφόμαξος, mit σνίφος für σίφνος, σίφων zusammenhängend, das einen Beutel πήρα und Trichter bedeutet (Hesych. σίφων) und μάσσω angreifen; einen solchen σίφνος oder σίφων halte dieser Mann offenbar mit der rechten Hand.

78) Theophr. h. pl. VI, 3, 2 κατεργάζονται δὲ (τὸν ὀπὸν) ἄγοντες εἰς τὸν Πειραιᾶ τόνδε τὸν τρόπον. ὅταν βάλωσι εἰς ἀγγεῖα καὶ ἄλευρα μίξωσι, σείουσι χρόνον συχνόν, ὅθεν καὶ τὸ χρῶμα λαμβάνει καὶ ἐργασθὲν ἄσηπτον ἤδη διαμένει. IX, 1, 7. Plin. XIX, 44 *sucum ipsum in vasa coniectum admixto furfure subinde concutiendo ad maturitatem perducebant, ni ita fecissent putrescens. argumentum erat maturitatis color siccitasque sudore finito.*

79) Ann. V p. 56 ff. Micali (stor. III p. 170) denkt an Getreidehandel.

Thiere näher charakterisirt wird[80]. Dann aber kann nicht wohl eine andere Waare dargestellt sein als die, welche Kyrene von allen Ländern allein producirte[81] und als allgemein gesuchte und gerühmte in den Handel brachte. Bekanntlich wuchs die von neueren Reisenden und Botanikern nicht mit Sicherheit nachgewiesene echte Silphions- (*laser*) Pflanze[82], deren Wurzel, Stengel, Blätter und Saft als medicinische und gastronomische Kostbarkeit gepriesen und mit Silber aufgewogen wurden, allein in Kyrene, das Sophokles *Σιλφίου λείμων* nannte[83]. Dort war »der Himmel durchbohrt«[84], und die Huld der Götter hatte einst über das Land einen Regen dieses köstlichen Safts herabströmen lassen[85], welcher als eins der kostbarsten Besitzthümer

---

80) O. Keller (üb. d. Gesch. d. griech. Fabel p. 356 ff.), der diese «etruskische Vase» dem «Pinsel eines kyrenäischen Malers» zuschreibt, nicht befriedigt durch den allgemeinen Hinweis, dass diese Thiere kyrenäisches Local charakterisiren sollen, findet einen Beweis der «seltenen Geschicklichkeit» des Malers darin, dass er den König des kyrenäischen Landes umgeben von den Thieren der kyrenäischen Fabel dargestellt habe. Wäre dies zu erweisen, so träte dadurch allerdings aufs klarste hervor, dass in der That charakteristische Thiere ausgewählt wären. Kellers Nachweis aber beschränkt sich darauf, dass ein Theil der abgebildeten Thiere in Fabeln vorkomme, welche man den libyschen Fabeln mit Wahrscheinlichkeit zuschreiben könne, weil sie für Libyen charakteristisch seien. Die Vermuthung mag nicht unwahrscheinlich sein, aber sie als erwiesen anzunehmen, um damit eine neue Voraussetzung zu erweisen, ist kaum zulässig. Und was kommt dabei heraus? Wenn der Scarabäus, welchen der Kranich trägt, «zugleich als Geldstück, somit spöttisch als ärmlicher Erlös aus den Waaren, die der Kranich über das Meer aus Libyen getragen hat», angesehen werden soll, so kann ich darin weder köstlichen Humor noch verständlichen Zusammenhang finden. — Panofkas Versuch einer durchgeführten Thiersymbolik kann füglich auf sich beruhen.

81) Theophrastos, wo er von Pflanzen spricht, die einer Gegend eigenthümlich sind, sagt *ἰδιώτατον δὲ πάντων τὸ σίλφιον* (hist. pl. IV, 3, 1).

82) Vgl. Thrige res Cyren. p. 304 ff. Böttiger kl. Schr. III p. 381 ff. Linck Abh. d. Berl. Akad. 1829 p. 115 ff. Hüllmann Gesch. d. griech. Handels p. 24 ff. Barth Wandergen p. 468 f. Macé rev. num. fr. 1857 p. 118 ff. Müller numism. de l'anc. Afrique I p. 104 ff.

83) Hesych. *σιλφίου λειμών· Σοφοκλῆς* (fr. 784) *περὶ γῆς ἐν Λιβύῃ τὸ σίλφιον φερούσης.* Catull. 7, 44 *laserpiciferae Cyrenae.*

84) Herod. IV, 158 *ἐνταῦθα ὑμῖν ἐπιτήδεον οἰκέειν· ἐνθαῦτα γὰρ ὁ οὐρανὸς τέτρηται.*

85) Theophr. h. pl. III, 1, 6 *ἐνιαχοῦ δὲ καὶ ὑδάτων ἐπιγινομένων ἰδιώτερον ἀνατεῖλαι ὕλης πλῆθος, ὥσπερ ἐν Κυρήνῃ πιττώδους τινὸς γενομένου καὶ πάχεος· οὕτως γὰρ ἐνεβλάστησε ἡ πλήσιον ὕλη πρότερον οὐκ οὖσα. φασὶ δὲ καὶ τό γε σίλφιον οὐκ ὂν πρότερον ἐκ τοιαύτης τινὸς αἰτίας φανῆναι.*

der kyrenäischen Fürsten sprüchwörtlich[86]) und den kyrenäischen Münzen als bezeichnendes Symbol aufgeprägt wurde[87]). Es kann daher nicht zweifelhaft sein, dass es das Silphion ist, welches hier verwogen und verpackt wird[88]).

Die anderen Namen bezeichnen mehr im Allgemeinen die Beschäftigung. *Ἱρμοφόρος* ist von Welcker mit aller Wahrscheinlichkeit für *εἱρμοφόρος* erklärt; wiewohl *εἱρμος* in der hier erforderlichen Bedeutung Geflecht, geflochtener Sack nicht vorkommt, ist sie doch aus der allgemeinen Bedeutung unbe-

---

8, 8 *φασὶ δ' οἱ Κυρηναῖοι φανῆναι τὸ σίλφιον ἔτεσι πρότερον ἢ αὐτοὶ τὴν πόλιν ᾤκησαν ἑπτα· οἰκοῦσι δὲ μάλιστα περὶ τριακόσια εἰς Σιμωνίδην ἄρχοντα Ἀθήνησιν.* Plin. n. h. XIX, 41 *id apud auctores Graeciae evidentissimos invenimus natum imbre piceo repente madefacta tellure erga Hesperidum hortos Syrtimque maiorem septem annis ante oppidum Cyrenarum, quod conditum est urbis nostrae anno CXLIII.*

86) Aristoph. Plut. 924 *οὐδ' ἄν, εἰ δοίης γέ μοι*
*τὸν πλοῦτον αὐτὸν καὶ τὸ Βάττου σίλφιον.*
schol. *Βάττος Κυρήνην ἐκτίσατο, ὃν τιμήσαντες Λίβυες ἐχαρίσαντο αὐτῷ τὸ κάλλιστον τῶν λαχάνων τὸ σίλφιον.* Hesych. *Βάττου σίλφιον· παροιμία ἐπὶ τῶν τὰς ὑπερβαλλούσας τιμὰς εὑρισκομένων* (Bekk. an. p. 224, 30). *μετηνένεκται ἀπὸ τοῦ τοὺς Κυρηναίους ἑνὶ τῶν Βαττιαδῶν μεταδοῦναι ἐξαίρετον τὸ σίλφιον.* Suid. *Βάττου σίλφιον.* append. prov. I, 51 *Βάττου σίλφιον· ἐπὶ τῶν μεγάλων καὶ πολυτελῶν. οἱ γὰρ Κυρηναῖοι τὸ σίλφιον μέγα τι καὶ ἐξαίρετον ἔχοντες ἔδοσαν Βάττῳ καὶ οὐκ ἐξῆν ἄλλῳ κεκτῆσθαι.* — Schol. Arist. Plut. 925 *οἱ Κυρηναῖοι — ἐποίησαν δακτύλιον, ἐν ᾧ ἡ πόλις αὐτῶν προσφέρει τῷ βασιλεῖ τὸ σίλφιον. — τιμῶντες αὐτὸν οἱ Κυρηναῖοι ὡς ἀρχηγέτην χρυσῆν αὐτοῦ τὴν εἰκόνα πεποιήκασιν, τὸ σίλφιον ἐν τῇ δεξιᾷ φέρουσαν, λίθοις καὶ μαργάροις κεκοσμημένον. — οἱ Ἀμπελιῶται δὲ ἔθνος Λιβύης εἰς Δελφοὺς ἀνέθεσαν καυλὸν σιλφίου, ὥς φησιν Ἀναξανδρίδης.* Dies war gewiss ein goldenes Abbild, wie das *χρυσοῦν θέρος* der Metapontiner u. ähnl.

87) App. prov. I, 51 *ἐχάραττον δὲ καὶ ἐπὶ μὲν τοῦ ἑνὸς μέρους τοῦ νομίσματος τὸν Ἄμμωνα, ἐπὶ δὲ τοῦ ἑτέρου τὸ σίλφιον.* Hesych. Suid. *Βάττου σίλφιον.* Schol. Arist. Plut. 925 *καὶ ἐν νομίσματι [αὐτὸν] ἐχάραξαν τῇ μὲν βασιλέα τῇ δὲ σίλφιον παρὰ τῆς πόλεως δεχόμενον, ὡς Ἀριστοτέλης ἐν τῇ Κυρηναίων πολιτείᾳ.* Tzetz. chil. VI, 38, 361 ff. (Rose Aristot pseudepigr. p. 165 f.) Stengel, Wurzel, Frucht des Silphion sind häufig auf den Münzen Kyrenes (vgl. Müller numism. de l'anc. Afrique I p. 13 ff.), ebenso der Kopf Ammons; das Bild des Königs scheint sich nicht zu finden.

88) Welcker a. a. O. de Witte cat. Dur. 422. O. Müller (Arch. 427, 6. kl. Schr. II p. 704) war zweifelhaft, ob Wolle oder Silphion dargestellt sei, und fand eine Idee Heerens ansprechend, dass die von den unterworfenen Libyern vor dem Throne des Arkesilas dargebrachten Tribute dargestellt seien.

denklich abzuleiten. *Σώφορτος* — denn so und nicht *Ἰόφορτος* ist zu lesen [89]) — bezeichnet den neben der Wage aufpassenden nicht übel als den die Last wahrenden, der dafür sorgt, dass die richtige Last auf und von der Wage kommt. Zweifelhaft ist die letzte Inschrift der oberen Abtheilung. Welcker's und Micali's Erklärung *ὄχυρον* »*stopfe fest*« als Ausruf an den mit dem Füllen des Sacks beschäftigten ist kaum zulässig, weil die Stellung des *P* zeigt, dass die Buchstaben von rechts nach links geschrieben sind und + in diesem Alphabet nur als *ξ* vorkommt. Auch die Erklärung des Duc de Luynes *ὀρύξω* (nach Panofka *ὀρυχῶ* im Munde des Sackträgers) »*soll ich ausgraben*, *ausschütten?*« empfiehlt sich nicht. Ich möchte eher vermuthen, dass am Ende ein *ς* fehlt [90]) und *Ὄρυξος* der Name des mit dem Sack beschäftigten ist, wiewohl ich diesen nicht nachweisen kann [91]). Der Bedeutung nach würde der *Gräber* recht gut zu dem Silphionkneter passen, da von Manchen das Umgraben als wesentlich bei der Cultur des Silphion bezeichnet wird [92]).

Es kann keinem gegründeten Zweifel unterliegen, dass der Name Arkesilas einen der kyrenäischen Herrscher dieses Namens bezeichnet [93]); welcher gemeint sei, lässt sich schwerlich ermitteln [94]). Denn an eine im eigentlichen Sinn historische Darstellung ist überhaupt nicht zu denken. Der Silphionhandel, als eine eigenthümliche Erscheinung Kyrenes, der Fürst des Landes, der den kostbaren Ausfuhrartikel, der ihm geliefert wurde, unter seiner Aufsicht wägen und verpacken lässt, waren namentlich in Athen auffallend genug, um dargestellt zu werden, und ein in der Fürstenfamilie üblicher Name, wie Arke-

89) Panofka wollte je nach der Deutung *Ἐριόφορτος* oder *Σιλφιόφορτος* ergänzen.

90) Beispiele dieser auf Vasenbildern nicht seltenen Nachlässigkeit s. Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. VIII p. 708.

91) *Ὄρυσσος* findet sich Plut. Pyrrh. 30.

92) Theophr. VI, 3, 5 *φασὶ δεῖν ὀρύττειν ἐπέτειον, ἐὰν δὲ ἐαθῇ, φέρειν μὲν τὸ σπέρμα καὶ τὸν καυλόν, χεῖρω δὲ γίνεσθαι καὶ ταῦτα καὶ τὴν ῥίζαν, ὀρυττομένας δὲ βελτίους γίνεσθαι διὰ τὸ μεταβάλλεσθαι τὴν γῆν.*

93) Müller, welcher Arch. 99, 14 von einem Magistrat als Aufsichtsbehörde sprach, erklärte sich später (kl. Schr. II p. 704) für den König Arkesilas. Auch Micali (stor. III p. 171) und Inghirami (vasi fitt. III p. 102 f.) hegten Bedenken.

94) Arkesilas IV, der letzte König von Kyrene, von Pindar gepriesen, war Ol. 80 (460) Sieger in Olympia und wurde später, es ist nicht sicher wann, getödtet.

silas, hatte dabei eine ähnliche Bedeutung wie Silphomaxos. Der humoristische Eindruck der ganzen Scene, die Uebertreibung im Ausdruck der Bewegung und in den Gesten, die karikirte Gesichtsbildung veranlassten Welcker zu der mehrfach gebilligten Ansicht[95]), dass das Vasenbild eine humoristisch parodische Darstellung des König Silphionkrämer sei, welche die Formen der archaischen Kunst mit Bewusstsein übertreibend als Ausdruck der Parodie anwende[96]). Indessen haben mancherlei verwandte Erscheinungen neuerdings es nahe gelegt, nicht sowohl Humor und Parodie als karikirende Nachahmung der archaischen Weise in dieser Art Vasenbildern zu erkennen.

Bemerkenswerth ist noch, dass auf allen drei Vorstellungen des Abwägens keine Gewichte angewendet werden, sondern eine einmal abgewogene Quantität der Waare als Gewicht dient.

Unter den Vasenbildern, welche das eigentliche Handwerk darstellen, nimmt das früher von mir publicirte Münchner (731) mit der Vorstellung einer Töpferei[97]) einen bedeutenden Platz ein. Nur der Vollständigkeit wegen theile ich hier noch das Innenbild einer Schale mit schwarzen Figuren im britischen Museum mit (Taf. IV, 4), dessen rohe und flüchtige Pinselei kaum einen Mann erkennen lässt, der an der Töpferscheibe mit der Verfertigung eines Gefässes beschäftigt ist.

Wo es darauf ankommt, das banausische Handwerk zu charakterisiren, pflegt in erster Reihe auch der Schuster genannt zu werden[98]); es ist daher ganz in der Ordnung, wenn wir im Innenbild einer schönen Schale mit rothen Figuren,

95) Böckh bei Welcker ant. Denkm. III p. 492. Panofka Parod. u. Karikat. p. 20 ff. O. Jahn Münchn. Vas. Einl. p. CL. Abh. d. sächs Ges. d. Wiss. VIII p. 700 f.

96) Sie fand Widerspruch bei Kramer üb. Styl u. Herk. d. bem. griech. Thongef. p. 56. de Witte étud. sur les vas. peints p. 64.

97) Ber. 1854 Taf. 1. Birch hist. of ant. pot. I p. 249.

98) Dem Sokrates warf man vor, dass er unter andern auch die Schuster im Munde zu führen pflegte. Plato symp. p. 221 E *ὄνους γὰρ κανθηλίους λέγει καὶ χαλκέας τινὰς καὶ σκυτοτόμους καὶ βυρσοδέψας*. Gorg. p. 490 A *ἀεὶ σκυτέας τε καὶ κναφέας καὶ μαγείρους λέγων*. Xen. mem. I, 2, 37 *τῶν δὲ τοί σε ἀπέχεσθαι δεήσει, ὦ Σώκρατες, τῶν σκυτέων καὶ τῶν τεκτόνων καὶ τῶν χαλκέων*. Gleichwohl sagt Sokrates von diesen Beschäftigungen, wobei wieder der *σκυτοτόμος* nicht vergessen ist, *ταύτας μὲν δουλοπρεπεῖς τε καὶ διακονικὰς καὶ ἀνελευθέρους εἶναι* (Plato Gorg. p. 518 A) oder *οἱ γὰρ πλεῖστοι τῶν γε τοιαῦτα ἐπισταμένων ἀνδραποδώδεις εἰσίν* (Xen. mem. IV, 2, 22).

welche aus Castellani's Besitz ins britische Museum übergegangen ist[99]), einen Schuster bei der Arbeit dargestellt finden (Taf. IV, 5). Auf einem niedrigen Sessel ohne Lehne sitzt ein bärtiger Mann mit kahlem Kopf, den Oberleib entblösst, mit einem Himation über dem Unterkörper, vor einem niedrigen Tisch. Auf diesem liegt über eine Unterlage von hartem Holz oder Stein gebreitet ein schmales Stück Leder, welches er, entsprechend der gewöhnlichen Bezeichnung *σκυτοτόμος*[100]), in Riemen zerschneidet. Die ausgebreitete Linke hat er auf das Leder gelegt, um es festzuhalten, mit der Rechten führt er das Messer, welches als *τομεύς*[101]) oder *περιτομεύς* zu erkennen ist[102]), fest und vorsichtig; der etwas geneigte Kopf, der aufmerksame Blick lassen die Sorgfalt erkennen, womit er seine Arbeit ausführt. An der Wand sind mancherlei Gegenstände aufgehängt, welche die Werkstätte des Schusters charakterisiren. Neben einem fertigen Schuh, der die Schlingen deutlich erkennen lässt, mit welchen er sowohl über dem Knöchel als über den Zehen befestigt wurde[103]), hängt ein stiefelförmiger Gegenstand, den man, weil alle Andeutungen des Gebrauches fehlen, wohl am besten für einen Leisten (*καλάπους*) hält[104]). Neben dem Schuh hängt ein Instrument, das dem Messer gleicht, wenn es nicht etwa das von Platon erwähnte *ὄργανον* ist, *οἷον οἱ σκυτοτόμοι περὶ τὸν καλάποδα λεαίνοντες τὰς τῶν σκυτῶν ῥυτίδας* (*ἔχουσι*)[105]). Zur Seite des Leistens hängt ein Hammer, dann folgen noch zwei Gegenstände, deren Gebrauch und Benennung für mich unkenntlich ist.

---

99) Arch. Anz. 1866 p. 245*.

100) Moeris *σκυτοτόμον ἀττικῶς· σκυτέα ἑλληνικῶς.*

101) Plato Alcib. I p. 129 C *ὥσπερ σκυτοτόμος τέμνει που τομεῖ καὶ σμίλῃ καὶ ἄλλοις ὀργάνοις.* Olympiod. p. 210 *σμίλη μέν ἐστι ἡ τὴν βάσιν εὐθεῖαν ἔχουσα, τομεὺς δὲ, ὅταν ἡ βάσις περιφερὴς ᾖ.* Poll. X, 141 *σκυτοτόμου δὲ σκεύη τομεύς ἐν Πλάτωνος Ἀλκιβιάδῃ εἰρημένος.*

102) Poll. VII, 83 *τὰ δὲ ἐργαλεῖα* (*σκυτοτόμων*) *σμίλη — καὶ περιτομεύς, ἀφ᾽ οὗ τὸ περιτέμνειν, καὶ ἱμαντοποιεῖν.*

103) Poll. VII, 81 *μέρη δὲ ὑποδημάτων γλῶτται — καὶ ζυγὸν δέ τι τὸ περὶ τοῖς ὄνυξι τοῦ κοίλου ὑποδήματος καὶ τοῦ σανδαλίου τὸ τοὺς δακτύλους συνέχον.*

104) Poll. VII, 84 *περὶ ἃ δὲ τείνεται καὶ περιρράπτεται τὰ κοῖλα ὑποδήματα καλόποδες οὐ κατὰ τὴν νῦν χρείαν μόνον, ἀλλὰ καὶ κατὰ τὴν ἀρχαίαν κέκληνται.*

105) Plato symp. p. 191 A.

silas, hatte dabei eine ähnliche Bedeutun[illegible] Der humoristische Eindruck der ganzen S[illegible] bung im Ausdruck der Bewegung und in d[illegible] kirte Gesichtsbildung veranlassten Welcke[illegible] gebilligten Ansicht[95]), dass das Vasenbild ei[illegible] rodische Darstellung des König Silphionkrä[illegible] Formen der archaischen Kunst mit Bewuss[illegible] als Ausdruck der Parodie anwende[96]). In[illegible] cherlei verwandte Erscheinungen neuerding[illegible] nicht sowohl Humor und Parodie als karik[illegible] der archaischen Weise in dieser Art Vasenbilder[illegible]

Bemerkenswerth ist noch, dass auf allen dr[illegible] des Abwägens keine Gewichte angewendet we[illegible] eine einmal abgewogene Quantität der Waare als [illegible]

Unter den Vasenbildern, welche das eigentl[illegible] darstellen, nimmt das früher von mir publicirte M[illegible] mit der Vorstellung einer Töpferei[97]) einen bed[illegible] ein. Nur der Vollständigkeit wegen theile ich [illegible] Innenbild einer Schale mit schwarzen Figuren [illegible] Museum mit (Taf. IV, 4), dessen rohe und flüc[illegible] kaum einen Mann erkennen lässt, der an der Töpf[illegible] der Verfertigung eines Gefässes beschäftigt ist.

Wo es darauf ankommt, das banausische [illegible] charakterisiren, pflegt in erster Reihe auch der S[illegible] nannt zu werden[98]); es ist daher ganz in der Ord[illegible] wir im Innenbild einer schönen Schale mit rot[illegible]

---

95) Böckh bei Welcker ant. Denkm. III p. 492. Panofk[illegible] rikat. p. 20 ff. O. Jahn Münchn. Vas. Einl. p. CL. Abh. d. [illegible] Wiss. VIII p. 700 f.

96) Sie fand Widerspruch bei Kramer üb. Styl u. Herk. d[illegible] Thongef. p. 56. de Witte étud. sur les vas. peints p. 64.

97) Ber. 1854 Taf. 1. Birch hist. of ant. pot. I p. 249.

98) Dem Sokrates warf man vor, dass er unter andern [illegible] ster im Munde zu führen pflegte. Plato symp. p. 221 E ὄνου[illegible] λέους λέγει καὶ χαλκέας τινὰς καὶ σκυτοτόμους καὶ βυρσοδέ[illegible] 490 A ἀεὶ σκυτέας τε καὶ κναφέας καὶ μαγείρους λέγων. Xen. [illegible] τῶν δὲ τοί σε ἀπέχεσθαι δεήσει, ὦ Σώκρατες, τῶν σκυτέων κ[illegible] των καὶ τῶν χαλκέων. Gleichwohl sagt Sokrates von diesen B[illegible] gen, wobei wieder der σκυτοτόμος nicht vergessen ist, ταύτας [illegible] πρεπεῖς τε καὶ δεσποτικοὺς καὶ ἀνελευθέρους εἶναι (Plato Gor[illegible] oder οἱ γὰρ πλεῖστοι τῶν γε τοιαῦτα ἐπισταμένων ἀνθρώπ[illegible] (Xen. mem. IV, 2. 22 -

. welchen ein jugendlicher, nur
'r in Bewegung setzt. Oben auf
Kessel, der mit einem spitz zulau-
t.

st es von dem den Schild für Achil-
stos — den auf unserem Vasenbild
in Grund ist —

βῆ δ' ἐπὶ φύσας,
ε κέλευσέ τε ἐργάζεσθαι.
ιν ἐείκοσι πᾶσαι ἐφύσων,
ον ἀυτμὴν ἐξανιεῖσαι,
ντι παρέμμεναι ἄλλοτε δ' αὖτε,
ι' ἐθέλοι καὶ ἔργον ἄνοιτο.
βάλλεν ἀτειρέα κασσίτερόν τε
α καὶ ἄργυρον· αὐτὰρ ἔπειτα
ν μέγαν ἄκμονα, γέντο δὲ χειρὶ
ν, ἑτέρηφι δὲ γέντο πυράγρην.

ass in der Werkstatt des Gottes die
wiesen werden, damit sie von selbst
s bei der Arbeit bedarf; auf Reliefs
en[112]) oder auch einen Satyr[113]) mit
, der in einer gewöhnlichen Schmiede
die Kraft in Bewegung gesetzt werden
at, mit welchem die Mündung des
g gesetzt wird[115]), wird nicht näher
t χόανος scheint den Grammatikern

on Leder. Virgil (georg. IV, 170) giebt den
die Scholiasten auch aus Plautus belegen,
geeignet sein soll (Beckmann Gesch d. Erf.
wähnt *folles hircini*, welche auch auf Kunst-
1861 p. 311). Erfinder des Blasebalgs (ζώ-
charsis (Strabo VII p. 303).

len (Wieseler D. a. K. II, 65, 888 a) und
e sc. 215, 322) Prometheussarkophag.

35 ἰστέον δὲ ὅτι τὰ μέρη τῶν φυσῶν τὰ
λέγοντο καὶ ἀκροστόμια, οἷς φυσῶσιν οἱ

9 παρέθηκεν αὐτέῳ φύσας, καθάπερ τοῖσι
τέων χειροῦται τὴν πνοήν.

Darstellungen von **Metallarbeiten** bieten drei Vasen dar:

*A* (Taf. V, 2) Oinochoe mit schwarzen Figuren, in Vulci gefunden, jetzt im britischen Museum (668)[106].

*B* (Taf. V, 3) Vase mit schwarzen Figuren, unbekannten Fundorts[107], ehemals im Besitz von Sam. Edwards, durch einen Zufall zerstört[108].

*C* (Taf. V, 4) Schale mit rothen Figuren, gefunden in Vulci, jetzt im Berliner Museum (1608)[109].

Das erste Vasenbild *A* stellt unbestritten eine **Schmiedewerkstatt** vor, welche durch die an der Wand aufgehängten Zangen und Hämmer näher charakterisirt ist. Zur Linken eines Schmelzofens sitzt ein nackter bärtiger Mann auf einem niedrigen Schemel und holt mit der Zange ein Stück Metall aus den Kohlen, um es auf den niedrigen, vor dem Ofenloch stehenden Ambos zu legen; die Geberde der erhobenen Linken scheint seine Verwunderung über die Glut des Erzes auszudrücken; nach Birch will er sich vor der Hitze des Ofens schützen. Ihm gegenüber steht ein nackter bärtiger Mann neben dem Blasbalg in ruhiger Haltung, die Linke in die Seite gestemmt, mit der Rechten auf den Hammer gestützt, und wartet den Augenblick ab, wo er auf das Metall zuhämmern soll. Hinter ihm steht noch ein Hammer[110].

Der Schmelzofen erscheint ganz ebenso auf *C*. Der Körper desselben ist rund; unten ist die Oeffnung, durch welche man in die von einem daneben sitzenden nackten Arbeiter mit einem langen Schüreisen geschürte Kohlenglut sieht. Hinten ist der

106) Welcker alte Denkm. III Taf. 68 p. 528 ff., vgl. Braun Bull. 1846 p. 67.

107) Der Ausdruck *a very early Sicilian vase* bezeichnet nur nach damaliger Terminologie eine Vase mit schwarzen Figuren.

108) Christie Disquisitions upon the painted greek vases, Lond. 1825 (erste Ausg. 1806) pl. 9 p. 64 ff. Welcker äschyl. Tril. p. 261 ff. Elite céramogr. I, 51. Guigniaut rel. de l'antiq. 131, 237. Chr. Heinecke Orchomenos u. d. Herrenstand der Kureten. Werniger. 1849 Taf. 3. Creuzer Symbol. (3 Ausg.) III, 1 Taf. 2, 7.

109) Gerhard Trinkschalen 12, 13. Panofka Bild. ant. Leb. 8, 5. Heinecke Orchomenos Taf. 1.

110) Die Inschriften der linken Seite sind lesbar ὁ *Μυσ.. καλὸς δοκεῖ ναιχί*, eine auch sonst vorkommende Formel (O. Jahn Münchn. Vasens. Einl. p. CXXV. Cat. Campana IV, 14), die der anderen sind sinnlose Buchstaben.



Blasebalg wahrnehmbar[111]), welchen ein jugendlicher, nur theilweise sichtbarer Arbeiter in Bewegung setzt. Oben auf dem Ofen steht beidemal ein Kessel, der mit einem spitz zulaufenden Deckel geschlossen ist.

In der Ilias (Σ, 468) heist es von dem den Schild für Achilleus schmiedenden Hephaistos — den auf unserem Vasenbild mit Birch vorauszusetzen kein Grund ist —

*βῆ δ᾽ ἐπὶ φύσας,*
*τὰς δ᾽ ἐς πῦρ ἔτρεψε κέλευσέ τε ἐργάζεσθαι.*
470 *φῦσαι δ᾽ ἐν χοάνοισιν ἐείκοσι πᾶσαι ἐφύσων,*
*παντοίην, εὔπρηστον ἀυτμὴν ἐξανιεῖσαι,*
*ἄλλοτε μὲν σπεύδοντι παρέμμεναι ἄλλοτε δ᾽ αὖτε,*
*ὅπως Ἥφαιστός τ᾽ ἐθέλοι καὶ ἔργον ἄνοιτο.*
*χαλκὸν δ᾽ ἐν πυρὶ βάλλεν ἀτειρέα κασσίτερόν τε*
475 *καὶ χρυσὸν τιμῆντα καὶ ἄργυρον· αὐτὰρ ἔπειτα*
*θῆκεν ἐν ἀκμοθέτῳ μέγαν ἄκμονα, γέντο δὲ χειρὶ*
*ῥαιστῆρα κρατερήν, ἑτέρηφι δὲ γέντο πυράγρην.*

Dem Dichter genügt es, dass in der Werkstatt des Gottes die Blasebälge gestellt und angewiesen werden, damit sie von selbst ihre Pflicht thun, wie er es bei der Arbeit bedarf; auf Reliefs sieht man einen der Kyklopen[112]) oder auch einen Satyr[113]) mit dem Blasebalg beschäftigt, der in einer gewöhnlichen Schmiede natürlich durch menschliche Kraft in Bewegung gesetzt werden muss. Der Schmelzapparat, mit welchem die Mündung des Blasebalgs[114]) in Verbindung gesetzt wird[115]), wird nicht näher beschrieben, und das Wort *χόανος* scheint den Grammatikern

---

111) Die Blasebälge sind von Leder. Virgil (georg. IV, 170) giebt den Kyklopen *folles taurini*, welche die Scholiasten auch aus Plautus belegen, wiewohl Stierleder dazu nicht geeignet sein soll (Beckmann Gesch d. Erf. I p. 320); Horaz (sat. I, 4, 19) erwähnt *folles hircini*, welche auch auf Kunstwerken erkennbar sind (Ber. 1861 p. 311). Erfinder des Blasebalgs (*ζώπυρα*) war nach Ephoros Anacharsis (Strabo VII p. 303).

112) Auf dem capitolinischen (Wieseler D. a. K. II, 65, 838 a) und borghesischen (Clarac mus. de sc. 215, 322) Prometheussarkophag.

113) Ber. 1861 Taf. 9, 8.

114) Eustath. Il. Σ p. 1153, 35 *ἰστέον δὲ ὅτι τὰ μέρη τῶν φυσῶν τὰ τοῖς χοάνοις ἐνιεμένα ἀκροφύσια ἐλέγοντο καὶ ἀκροστόμια, οἷς φυσῶσιν οἱ χαλκεῖς.*

115) Hippocr. de corde I p. 269 *παρέθηκεν αὐτέῳ φύσας, καθάπερ τοῖσι χοάνοισι οἱ χαλκέες, ὥστε διὰ τουτέων χειροῦται τὴν πνοήν.*

nicht mehr ganz klar gewesen zu sein[116]. Sie gebrauchen zu seiner Erklärung das Wort *ἀγγεῖον*, und Hesiodos giebt ihm das Beiwort *εὔτρητος*[117], so dass man an den aufgesetzten Kessel erinnert wird, wiewohl dieser doch kaum zum Schmelzen des Metalls gedient haben kann[118].

Braun hat auf die Aehnlichkeit dieser Oefen mit dem auf B befindlichen hingewiesen[119]; der aufgesetzte Kessel ist ganz derselbe, der Unterbau, wiewohl nicht ganz ebenso, doch im Wesentlichen entsprechend[120]. Dieser Umstand sowie die oben aufgehängten Geräthe und Zange weisen darauf hin, dass hier ebenfalls eine Schmiede dargestellt sei. Rechts am Ende sitzt ein nackter bärtiger Mann auf einer viereckigen Basis mit ausgegrätschten Beinen und hält mit der Linken eine Stange quer über den Schooss gelegt; den rechten Arm erhebt er und hält ihn über dem Kopf, ohne diesen zu berühren. Neben ihm steht ein Mann mit langem weissen Haar und Bart im Mantel, der in der erhobenen Linken Stab oder Scepter trägt und die Rechte flach ausgestreckt über dem Kopfe des sitzenden hält. Vor dem Ofen sitzt eine Frau im langen Chiton und Ueberwurf; sie legt die Linke an eine an der Wand hängende Zange und deutet mit der Rechten auf den Ofen, auf welchen sie mit Aufmerksamkeit blickt. Hinter ihr geht ein nackter bärtiger Mann mit einem Hammer in der Rechten fort, indem er sich umsieht und die Linke erstaunt erhebt.

Dass die Scene in einer Werkstatt von Metallarbeitern vor sich geht, ist ebenso wenig zu bezweifeln, als dass hier ein charakteristischer Moment einer bestimmten Handlung darge-

---

116) Schol. Il. Σ, 470 V (Eustath. p. 1158, 40) *χοάνοισι, τοῖς ἀγγείοις, εἰς ἃ τήκεται ὁ χαλκός, ἅπερ ἐστὶ παρ' ἡμῖν πήλινα.* Hesych. *χοάνοις· τοῖς φυσητῆρσι, ταῖς χώναις, καὶ κοιλώμασιν, εἰς ἃ ἐγχεῖται τὸ χωνευόμενον, ἢ τοῖς πηλίνοις τύποις.* Apoll. lex. hom. *χοάνοισι· ταῖς χώναις, οἷον τοῖς χωνεύμασιν, εἰς ἃ ἔγχειται τὰ χωνευόμενα.* Schol. Hes. theog. 863 *χόανον τὸ χωρητικὸν τοῦ πνεύματος, τὰς φύσας λέγει.*

117) Hesiod. theog. 862 *κασσίτερος ὣς*
*τέχνῃ ὑπ' αἰζηῶν ὑπό τ' εὐτρήτου χοάνοιο*
*θαλφθείς, ἠὲ σίδηρος.*

118) Ein ähnlicher Ofen mit einem aufgesetzten Kessel kommt auf Reliefs vor, neben dem Scheiterhaufen des Meleagros (mus. Capit. IV, 40), neben einer Mahlzeit (mus. Kircher, p. 124, 2; Beger Meleagrides p. 22. M. I. d. I. VI. VII, 80, 2), wo jedesmal deutlich etwas gekocht wird.

119) Bull. 1835 p. 167.

120) Der unten vorspringende Theil findet sich ähnlich an einem Ofen

stellt ist; diese mit Sicherheit nachzuweisen ist bis jetzt nicht gelungen[121]).

Welcker[122]) sprach es als Vermuthung aus, dass eine Einweihung in die lemnischen Kabirenmysterien dargestellt sei. Der Priester spreche mit Handauflegen eine Formel über den einzuweihenden aus, der als ein neuer Prometheus auf einem Felssitz gefesselt, den rechten Arm über dem Kopf an die Wand befestigt, die Linke an einen Stab, die Beine mit einer Art Fussholz geschlossen, dasitze. Von der anderen Seite entferne sich der Hephaistos oder Kabir, welcher diese Fesselung ins Werk gesetzt habe; die Frau, vielleicht Kabiro, nehme offenbar Antheil an der Weihe und halte sich wohl nicht zufällig in der Nähe des Kraters, der auf die nach der Einweihung gefeierten kabirischen Gelage hinweise.

Lenormant und de Witte[123]) erkannten eine Darstellung der Schmiede des Hephaistos im Aetna, der durch die das Ganze durchschneidende Wellenlinie angedeutet sei, wie durch die Nymphe Aitna, die mit der Linken das Gestänge des Blasebalgs in Bewegung setze. Hephaistos, dessen weisses Haar an den schneeigen Gipfel des Aetna erinnere, stehe neben einem Kyklopen, der, eine Eisenstange in der Linken, von der harten Arbeit ausruhe und sich den Schweiss abtrockne, während ein zweiter die Werkstatt verlasse.

Eine bestimmtere Bedeutung suchte von Quast[124]) der Hauptgruppe durch die Annahme zu geben, dass die sitzende Figur eine Erzstatue vorstelle, zu deren Belebung Hephaistos,

---

auf dem Relief einer Thonlampe (cat. Durand 1777) bei Ch. Lenormant Cur Plato Aristophanem in convivium induxerit (Par. 1838) p. 1.

121) Christies Deutung (a. a. O. p. 65) *the subject of the painting I conceive to be Acmon and Damnameneus preparing to animate the universe by means of their minister Celmis; illustrated by the allegory of Pan, in a sitting or quiescent posture, waiting for his torch to be lighted at the furnace of Hephaestus* ist nicht zu erörtern.

122) Welcker äschyl. Tril. p. 261 ff. Beigestimmt haben dieser Erklärung Gigniaut (rel. de l'ant. IV, 1 p. 117 f.), Creuzer (Symb. III p. 200), Heinecke (Orchom. p. 106 ff.), der aber den Kessel auf die Strafe des siedenden Kessels bezog, welche den pflichtvergessenen Eingeweihten bedrohte. Welcker selbst hat, nachdem jene beiden anderen Vasenbilder bekannt geworden waren, seine Deutung nicht mehr festgehalten (alte Denkm. III p. 524 f.).

123) Elite céramogr. I p. 154 ff.

124) Arch. Ztg. IV p. 309.

ähnlich wie bei der Menschenbildung Prometheus, segnend die Rechte ausstrecke. Von diesem Gedanken ausgehend erklärte dann Bergk[125]) die sitzende Gestalt für den ehernen Riesen Talos, welcher, der Zauberformel des Hephaistos gehorchend, die eine Hand über das Haupt erhebe, mit der anderen seine Fussfesseln löse[126]). Die Frau am Kamin deutete er als Charis, die Gemahlin des Schmiedegottes.

Feuerbach[127]) erkannte die Darstellung einer Erzgiesserei. Den Aufbau in der Mitte erklärte er für den Kern und Mantel eines Gussmodells mit dem das flüssige Metall enthaltenden Kessel. Die Frau lässt das Gestänge des Blasebalgs los und sieht bedenklich nach dem Modell, weil sich Zweifel über das Gelingen des Gusses erheben, welche auch der, übrigens unbekümmert abziehende Gesell zu theilen scheint. Der Meister, von demselben Bedenken ergriffen, hat einen Gesellen, mit einer zur Verstärkung des Gussmaterials etwa erforderlichen Eisenbarre in der Hand, die Stellung des giessenden Modells annehmen lassen, und prüft mit vergleichendem Blick das lebende Modell und die Form.

Maury[128]) sieht hier ebenfalls die Werkstatt eines Erzgiessers; auch ihm ist die sitzende Figur ein Modell, welches der Künstler sinnend betrachtet, ehe er den Guss beginnt.

Unzweifelhaft stellt dagegen *C* eine Erzgiesserei und in drei verschiedenen Scenen die Herstellung von Bronzestatuen vor[129]). Die erste schon berührte Scene stellt den Ofen vor, deren Blasebalg ein Arbeiter zieht, während ein zweiter bärti-

---

125) Arch. Ztg. V p. 48.

126) Mercklin (Talossage p. 66) erkennt in dem angeblichen Talos einen Arbeiter, der zur Beaufsichtigung des Ofens in der Nähe desselben in ähnlicher Stellung sitzt, wie der das Feuer schürende auf *C*. Gegen Bergks Deutung spricht der Umstand, dass ein Bild von Hephaistos in der Gestalt und Haltung gebildet werden musste, in welcher es als ein belebtes wirksam sein sollte; den Läufer Talos erst sitzend zu modelliren und zu giessen, um ihn nach der Belebung aufstehen zu lassen, wäre ein Widerspruch.

127) Feuerbach kunstgesch. Abhandl. p. 56 ff.

128) Maury bei Guigniaut rel. de l'ant. II, 3 p. 1076 ff.

129) Die richtige Erklärung gab Braun Bull. 1835 p. 166 ff. Italiänische Archäologen hatten eine Darstellung von Menschenfressern erkannt; doch wird dieses naive Versehen weit überboten durch Heineckes gelehrte Verkehrtheit.

ger, ganz nackt, mit einer Kappe auf dem Kopf, in einiger Entfernung auf einem mit einem Polster bedeckten Schemel sitzt und mit einem langen Schürhaken die Kohlen schürt. Ein dritter, jugendlicher, ebenfalls nackter Arbeiter steht ruhig zusehend, auf seinen Hammer gestützt, den linken Arm in die Seite gestemmt dabei und wartet, bis seine Zeit gekommen sein wird. Die Werkstatt ist durch eine Säge, drei verschiedene Hämmer, und die Modelle einer Hand und eines Fusses, welche an der Wand aufgehängt sind, näher charakterisirt. Ausserdem sieht man in der Nähe des Ofens an einem Paar Hörnern als Haken [130]) einen bärtigen Kopf und einen Frauenkopf mit langen Haaren, sowie vier bemalten Täfelchen, auf welchen ein Bock, eine sitzende Figur, ein Mann mit einem Hammer, eine Gewandfigur kenntlich sind, und einige Zweige hängen. Dergleichen finden sich besonders als Weihgeschenke an Orten, die durch Hermen oder sonstwie als Heiligthümer bezeichnet sind, angebracht [131]). Auch hier kann man annehmen, dass sie den Platz, wo der Ofen stand, ähnlich wie den des Feuerheerds, als einen geweihten andeuten sollen [132]), wiewohl sie auch als Modelle aufgefasst werden können, welche eine natürliche Verzierung der Werkstatt bilden. Daneben ist die Inschrift *Διογένης καλός· ναιχί.*

Die zweite Scene zeigt eine nackte Jünglingsfigur auf einer Unterlage von ungleicher Höhe und Oberfläche auf den Rücken ausgestreckt; sie hält beide Arme grade vor sich ausgestreckt, nicht unähnlich, wie von mehreren Seiten bemerkt ist, der berühmten Statue des Adoranten. Der Kopf ist abgeschnitten und liegt an der Erde. Hinter der Figur steht ein bärtiger Mann mit einem Schurz um den Leib, der mit der Linken den rechten Arm derselben gefasst hält und in der Rechten einen Spitzhammer schwingt. Oben ist ein Hammer aufgehängt. Offenbar ist ein Arbeiter beschäftigt eine in Stücken gegossene Erzstatue zusammenzusetzen und zunächst den eben an seine Stelle gebrachten Arm vollends zu befestigen [133]).

---

130) Ebenso auf einem Vasenbild bei Gerhard Hermenbilder Taf. I, 1.

131) R. Rochette lettr. archéol. p. 152 ff. O. Jahn arch. Ztg. VI p. 240 f. Gerhard Hermenb. Taf. I.

132) Vgl. Ber. 1854 p. 45 ff.

133) Es ist begreiflich, dass man hier einen Menschenfresser sah; aber Heinecke erkennt hier einen Kureten, der gegen die Verschlungen-

Auf der Rückseite ist die kolossale Gestalt eines weitausschreitenden nackten Jünglings, mit einem Helm, unter dem die langen Locken herabfallen, mit vorgehaltenem grossem Schild und gezückter Lanze auf eine Basis unter eine Art durch drei Balken gebildeten Jochs gestellt. Zwei bärtige Arbeiter, der eine nackt mit der Kappe auf dem Schemel sitzend, der andere im Schurz stehend, sind beschäftigt mit einem der Strigilis ähnlichen Instrument die Figur zu bearbeiten; ohne Zweifel wird sie, nachdem der Guss beendigt ist, jetzt ciselirt[184]. An der Wand hängt ein Hammer und ein strigilisartiges Instrument. Auf jeder Seite wird die Darstellung abgeschlossen durch einen bärtigen bekränzten Mann im Mantel, der einen langen Stab unter die Achsel stemmt; neben jedem ist Lekythos und Strigilis aufgehängt, daneben die Inschrift *ὁ παῖς καλός· ναιχί.* Ob man in diesen Männern Besitzer oder Aufseher der Erzgiesserei, oder auch Repräsentanten des Publicums zu erkennen habe, mag dahin gestellt bleiben.

Ich getraue mir nicht, die beiden Vasenbilder, welche Welcker auf die Geburt der Paliken deutet[185],—von denen das eine mit schwarzen Figuren einen kolossalen aus der Erde hervorragenden Frauenkopf, auf den von jeder Seite ein bärtiger Mann mit einem Hammer zuschlägt, vorstellt[186], das andere mit rothen Figuren eine aus dem Erdboden aufsteigende Frau, von zwei bärtigen Männern mit Hämmern bedroht, während ein dritter für sie zu bitten scheint[187] — mit Feuerbach[188] auf eine Erzgiesserei zu beziehen.

---

heit der Curie der Schmiede zu einem einheitlichen Ganzen fehlte und die Prärogative des Adels an den Laien bringen wollte, der deshalb nach dem streng corporativen Geist der kuretisehen Verfassung der unerbittlichen Strafe des Gesottenwerdens verfallen ist.

184) Gerhard hat die scharfsinnige Vermuthung geäussert, dass beide Statuen, an welchen hier gearbeitet wird, als zu einer Gruppe gehörig anzusehen sind: Ares, welcher den Halirrhothios niedergestreckt hat und mit dem tödtlichen Stoss bedroht.

185) Welcker alte Denkm. III p. 201 ff. V p. 311 ff.

186) Ann. II tav. d'agg. S. Elite céram. I, 52. Welcker a. a. O. Taf. 15, 1. de Witte cat. étr. 72.

187) Passeri 252. ann. II tav. d'agg. K. Elite céram. I, 53. Welcker a. a. O. Taf. 15, 2.

188) Feuerbach kunstgesch. Abhandl. p. 61 ff.

Das Innenbild der Berliner Schale C[139]) stellt den göttlichen Schmiedemeister Hephaistos im kurzen Chiton vor dem Ambos sitzend vor, in der Rechten den Spitzhammer haltend, mit der Linken den fertigen Helm der vor ihm stehenden Thetis hinreichend, welche bereits Schild und Lanze an sich genommen hat. Daneben sind die Beinschienen, auf der anderen Seite ein Hammer angebracht.

In anderer Weise sieht man Hephaistos als Bildner im Innenbild einer schönen nolanischen Schale, deren rothe Figuren auf weissem Grund mit bunten Farben und Vergoldung geschmückt sind[140]). Anesidora ([α]ΝΕΣΙΔΟΡΑ) als junges Mädchen steht zwischen Athene (ΑΘΕΝΑ[ι]Α), welche ihr den Chiton umlegt und dem unbärtigen Hephaistos (ΗΕΦΑΙΣΤΟΣ), der ihr den goldenen Stirnreif befestigt[141]). Zum Zeichen seiner Werkthätigkeit hält er in der gesenkten Linken einen Modellirstecken.

Einen anderen mythischen Künstler zeigt die Vorderseite einer Prachtvase im Museum zu Neapel[142]). Daidalos, im langen Chiton und Ueberwurf ist beschäftigt, dem vor ihm stehenden nackten Ikaros die bereits angelegten Flügel zu befestigen. Er ist von seinem Sessel aufgestanden, vor dem auf einem Untersatz (ἀκμόθετον) der Ambos (ἄκμων) steht; hinter dem Sessel liegt der Hammer und das für ihn selbst bestimmte Flügelpaar, neben Ikaros steht ein geöffnetes Kästchen. Daidalos gegenüber steht in voller Rüstung Athene, welche mit ausgestreckter Rechten ihm Anweisung ertheilt.

In diese Reihe gehört auch das Aussenbild einer vulcentischen Schale mit rothen Figuren in München (400)[143]): Epeios, bärtig und bekränzt, als Handwerker nur mit einem Schurz bekleidet, steht neben dem hölzernen Pferd; in der Linken hält er einen Meissel bereit, mit der Rechten erhebt er den Hammer, um die letzte Arbeit zu verrichten. Hinter ihm steht Athene in voller Rüstung; ein stehender und ein sitzender bärtiger und

---

139) Gerhard Trinkschalen 9, 1. Heinecke Orchom. Taf. 2.

140) Gerhard Festgedanken Taf. 1. Elite céramogr. III, 44. de Witte cat. Magnonc. 9.

141) Welcker griech. Götterl. II p. 285 f.

142) Mus. Borb. XIII, 58.

143) Gerhard auserl. Vasenb. 229. 30. Overbeck her. Gall. 25, 3.

bekränzter Mann im Mantel und mit Stab — wahrscheinlich die **Atriden** — schliessen beiderseits ab.

Auch bei Darstellungen der **Danae** auf Vasenbildern[144]) tritt ein Handwerker auf, der mit dem üblichen Schurz bekleidet den Verschluss an dem von ihm verfertigten grossen Kasten zu bewerkstelligen beschäftigt ist.

Einen menschlichen Künstler zeigt das Innenbild einer in Athen gefundenen Schale mit rothen Figuren etwas strengen Stils im Antikenkabinet in Kopenhagen (Taf. V, 1)[145]). Ein nackter myrtenbekränzter Jüngling sitzt auf einem niedrigen Schemel und stützt eine bärtige, langgelockte, ithyphallische Herme, die er mit der Linken gefasst hält, zwischen seinen Beinen auf dem Schemel; mit einem Meissel arbeitet er noch am Schaft der Herme[146]). Hinter derselben ist ein Hammer aufgehängt. Sehr hübsch ist die ruhige Aufmerksamkeit und Sorgfalt ausgedrückt, mit welcher der Jüngling seiner Arbeit obliegt. Bekanntlich war die *τετράγωνος ἐργασία* seit ältester Zeit in Attika heimisch[147]) und dort ungemein häufig angewendet[148]),

---

144) *a* Gerhard Winckelmanns progr. Berl. 1854. R. Rochette choix de peint. p. 181. Welcker alte Denkm. V, Taf. 17, 1.
*b* Mon. d. inst. 1856 tav. 8. Welcker a. a. O. 17, 2.

145) S. B. Smith De malede Vaser i Antikenkabinettet i Kjøbenhavn p. 43, 119.

146) Der Schaft der Herme hat an der Seite unter dem Hals ein viereckiges Loch, wie sich dies auch sonst findet (Gerhard Hermenbilder Taf. I, 1. 2. 3. II, 3. 5. III, 1. 2. 3 IV, 1. 2); es war offenbar bestimmt die Zapfen aufzunehmen, welche angebracht wurden, um Kränze, Binden u. dgl. aufzuhängen (Gerhard a. a. O. Taf. I, 3. II, 2. Müller D. a. K. I, 1, 3. 4).

147) Thuc. VI, 27 *εἰσὶ δὲ κατὰ τὸ ἐπιχώριον, ἡ τετράγωνος ἐργασία, πολλοί.* Paus. IV, 33, 4 *Ἀθηναίων γὰρ τὸ σχῆμα τὸ τετράγωνόν ἐστι τοῖς ἑρμαῖς, καὶ παρὰ τούτων μεμαθήκασιν οἱ ἄλλοι.* I, 24, 3 *πρῶτοι (Ἀθηναῖοι) ἀκώλους ἑρμᾶς* ...

148) Sluiter lectt. Andoc. p. 32 ff. Deshalb erwiedert Juvenalis einem adelsstolzen Junker auf sein hochmüthiges *ast ego Cecropides* d. h. [illegible] aus altadelichem Geschlecht (Lucian. Tim. 23. anth. Pal. IX, 63. [illegible] ep. 3. Serv. Verg. Aen. XII, 529), höhnisch (VIII, 52) *at tu*

*nil nisi Cecropides truncoque simillimus hermae.*
*nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod*
*illi marmoreum caput est, tua vivit imago,*

wo *imago* in der Bedeutung Büste zu fassen ist (Henzen Bull. 18[illegible] [illegible]
Die Stelle ist neuerdings durch ein seltsames Missverständniss au[illegible]
Kekrops geweihten Hermes im Erechtheion (Paus. I, 27, 1) gedeut[illegible]

so dass der dort übliche Ausdruck für den Bildhauer von seiner gewöhnlichen Beschäftigung *ἑρμογλύφος* war[149]). Es ist mithin bezeichnend, dass auf diesem attischen Vasenbild ein eigentlicher Hermoglyph als charakteristischer Repräsentant der Bildhauerei erscheint[150]). Der Zufall, dass die Schale die Inschrift *Ἵπαρχος καλός* trägt, also den Namen des Peisistratiden aufweist, der Athen mit Hermen schmückte, an welchen gnomische Verse angeschrieben waren, und die nach ihm benannt wurden[151]), wird heutzutage niemand zu gewagten historischen Combinationen verleiten.

Den anderen Hauptzweig der Kunstübung finden wir auf einer vulcentischen Hydria mit rothen Figuren im Museo Gregoriano[152]) dargestellt (Taf. V, 5). Auf einer Krepis von vier Stufen steht eine Grabstele mit einem Gesimse, über welchem ein flaches Aetoma mit einem Anthemion sich erhebt. Ein nackter Jüngling ist eben beschäftigt mit einem Pinsel die Ornamente auf die Fläche des Steins aufzutragen und hält in der linken Hand die Farbenschale. Der Körper der Stele ist bereits durch einen breiten mit Palmetten verzierten Streifen in zwei ungleiche Hälften getheilt; der Maler hat am Gesimse zu thun und ist, um

---

149) Thom. Mag. p. 162 *ἑρμογλύφος καὶ ἑρμογλυφεύς, οὐ λιθοξόος.* Lucian. somn. 2 *ἄριστος ἑρμογλύφος εἶναι δοκῶν καὶ λιθοξόος ἐν τοῖς μάλιστα εὐδόκιμος — λίθων ἐργάτην ἀγαθὸν εἶναι καὶ συναρμοστὴν καὶ ἑρμογλυφέα.* Plut. de nobil. p. 217 *ἡ δὲ Σωκράτους ἀδοξία μαίας καὶ ἑρμογλύφου πατρός.* Porphyr. (Cyrill. adv. Iulian. VI p. 208) *εἰ δὲ δὴ ἑρμογλύφος ἦν (Σωκράτης).* Theo prog. 8, 11 *Σωκράτης ὁ Φαιναρέτης τῆς μαίας υἱὸς καὶ Σωφρονίσκου τοῦ ἑρμογλύφου.* Iamblich. vita Pyth. 245 *χείρους τῶν ἑρμογλύφων καὶ ἐπιδιφρίων τεχνιτῶν.* — Lucian. somn. 7 *ἐγὼ ἑρμογλυφικὴ εἰμί.* 12 *ὑπὸ τῇ ἑρμογλυφικῇ ταύτῃ τραφείς.* Plato symp. p. 215 A *τοῖς σιληνοῖς τούτοις τοῖς ἐν τοῖς ἑρμογλυφείοις καθημένοις.* Iulian. or. 6 p. 187 A. Plut. de gen. Socr. 10 p. 580 E *πορευομένοις διὰ τῶν ἑρμογλυφιῶν* (*ἑρμογλύφων* oder *ἑρμογλυφείων* Reiske), von einer Localität in Athen. Hemsterhuis Lucian. I p. 18.

150) Aehnlich in der Fabel. Babr. 30 *γλύψας ἐπώλει λύγδινόν τις Ἑρμείην*, wo Avianus 23 einen Bacchus setzt. Aesop. 2 H *ξύλινόν τις Ἑρμῆν κατασκευάσας προσενεγκὼν ἐπώλει.*

151) Dial. de lucri cup. p. 228 C. Hesych. *Ἱππάρχου Ἑρμῆς.* Böckh C. I. Gr. I p. 31 ff. 880 ff. Franz elem. epigr. gr. p. 100.

152) Gerhard Festgedanken an Winckelmann (Berl. 1841) Taf. 2, 1. mus. Greg II, 16, 1. Panofka Bild. ant. Leb. 8, 4 (nur die Figur des Malers.)

mit seinem Pinsel anreichen zu können, mit einem Fuss auf die oberste Stufe getreten. Er malt auf den einen Balken das Ornament des Kymation und ist mit demselben bis ungefähr in die Mitte gekommen; man kann daraus abnehmen, dass auch noch andere Glieder des Baues des farbigen Schmucks warten. Von der Seite her kommt ein bärtiger, nur mit einem Ueberwurf bekleideter Mann in einem Zweigespann in eiligem Lauf herangefahren. Offenbar ist es seine Absicht die feurigen Rosse um das Denkmal herum zu lenken, welches wohl als das Ziel eines als Todtenfeier veranstalteten Wettfahrens aufzufassen ist [153]. Dadurch wird es klar, dass die Bemalung der Stele nicht sowohl als die Darstellung einer technischen Verrichtung, sondern einer für die dem Grabmal gezollte Ehre bedeutsamen Handlung aufzufassen ist. Sie bleibt deshalb nicht minder interessant als ein Zeugniss für die Anwendung der Polychromie in der Architektur. Dass grade bei Grabstelen die Farbe sowohl zum charakterisirenden Schmuck der Architektur, als auch um dieselbe ganz oder theilweise zu ersetzen, namentlich in Attika, üblich war, ist jetzt hinreichend erwiesen, um auch in dem Vasenbilde nur die Wiedergabe des im wirklichen Leben gewöhnlichen zu erkennen [154]. Selbst das ist charakteristisch, dass das Kymation aufgemalt wird, ein Ornament, das seiner durch Bötticher klar gemachten Bedeutung gemäss zu den am häufigsten wiederkehrenden gehört und erst in seiner durch Sculptur oder Farbe ausgeführten Ornamentirung verständlich wird, die daher auch nie unterblieb [155].

Als eine überraschende Erscheinung tritt bei dieser Musterung hervor, dass es ganz überwiegend Vasenbilder mit schwarzen Figuren, also Erzeugnisse der älteren Kunst sind, welche

---

153) Vgl. R. Rochette mon. inéd. p. 95 ff. Auf einem Grabrelief in Turin ist ein Jüngling auf einem Viergespann neben einer Stele vorgestellt, welche eine Amphora trägt (arch. Anz. 1867 (p. 77*).

154) Ross arch. Aufs. I p. 40 ff. In der Beilage sind die Beobachtungen von Ad. Michaelis über die Polychromie der Grabstelen mitgetheilt.

155) Bötticher Tekton. I Einl. p. 28 ff. Es war die erwünschte und verdiente Belohnung, dass Bötticher selbst das bis dahin nur mit Nothwendigkeit postulirte auf das dorische Kapitell aufgemalte Kymation an den Säulen des Theseion wieder auffand (Bericht üb. d. Untersuchgen auf d. Akrop. p. 187 f.).

diese dem täglichen Lebensverkehr angehörigen Darstellungen aufweisen. Indessen entspricht diese realistische Tendenz nicht allein manchen der archaischen Kunst eigenthümlichen Zügen, z. B. der grossen Sorgfalt in der Nachbildung von Einzelnheiten wirklicher Gegenstände, sondern man darf sich nur der auf den Schilden des Achilleus und Herakles als dargestellt beschriebenen Gegenstände erinnern, um auch in dieser Beziehung die obwaltende Analogie zu erkennen. Der Fortschritt, der sich entwickelnden Vasenmalerei tritt aber auch darin hervor, dass die Darstellungen einer höheren Kunstübung, Plastik, Hermoglyphik, Enkaustik sich erst auf Vasenbildern mit rothen Figuren finden.

---

## Beilage.

### Polychromie der Grabstelen.

Indem ich die Notizen zusammenstelle, welche ich mir im Jahre 1860 über die an den griechischen Grabstelen in Athen bemerkbaren Reste von Bemalung gemacht habe, werde ich mich möglichst auf die wirklich noch mehr oder minder deutlich vorhandenen Spuren beschränken, obgleich ich mit Ross (arch. Aufs. I S. 41) überzeugt bin, dass die glatt gelassenen Flächen der Stelen oder ihrer Bekrönungen einst durchweg mit Malereien ausgefüllt, auch die jetzt fehlenden Inschriften vielfach in Farbe hinzugefügt waren (vgl. z. B. die Stele in den *ἐπιγρ. ἑλλην. κατὰ τὸ πλεῖστον ἀνέκδοτοι* der archäol. Ges. (Athen 1860) Taf. 8 n. 70). Nur darauf will ich hinweisen, dass an einigen Grabmälern der Grund des Reliefs und die Gewandung für einen Farbenauftrag rauh behandelt, die nackten Theile dagegen geglättet sind, wie ich dasselbe an den Reliefs der Nikebalustrade bemerkt habe (arch. Ztg. XX S. 258). Der Art ist die Stele des Diphilos (Theseion 269. Pervanoglu Grabst. d. alten Gr. S. 57 N. 15), eine andre inschriftlose Platte des Theseions (N. 61), eine vortreffliche Grabvase ebenda (147. Pervanoglu S. 55, 4); auf der Tafel mit dem sog. »Tode des Sokrates«

(Thes. 309. Pervanoglu S. 39, 7) hebt sich das Relief durchweg geglättet vom rauheren Boden ab. Alle diese Werke sind aus sehr guter Zeit und von sorgfältiger Ausführung. — Eine andre Bemerkung, die sich sofort aufdrängt, betrifft die rasche Vergänglichkeit der Farben, sobald sie der Luft ausgesetzt werden, wobei noch die in Athen vielfach übliche Aufbewahrung unter freiem Himmel besonders zu erwägen ist. Um nur ein Beispiel anzuführen, so sind an der Stele der Demokrateia (Ross a. a. O. Taf. I, 3) nur noch ganz schwache Spuren der Malerei übrig geblieben; sie ist mit vielen andern ohne Zweifel einst bemalten Genossinnen an der Rückwand der Hadriansstoa eingemauert, ohne irgend einen Schutz vor den Unbilden der Witterung.

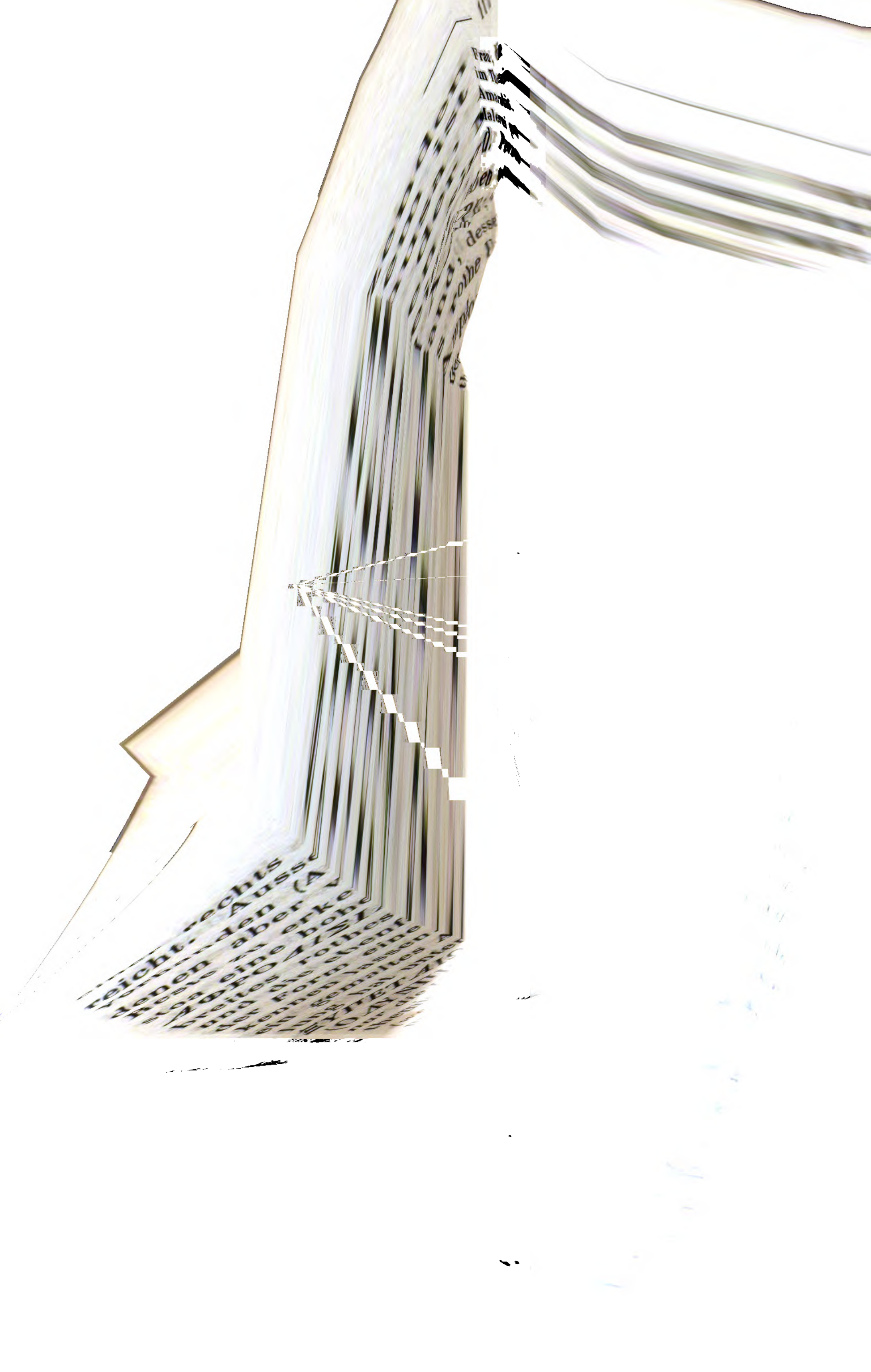
Das interessanteste Beispiel eines bemalten Grabreliefs ist noch immer die Aristionsstele. Da meine Notizen von den Abbildungen und Beschreibungen in manchen Punkten abweichen, so setze ich sie hieher. Mir liegen dabei Scharfs Farbenskizze im *museum of class. antiq.* I S. 254 und die grosse farbige Wiedergabe der oberen Hälfte von Freeman in Labordes *Parthénon* Taf. 109 vor. Der Grund des Reliefs ist energisch roth, etwas mehr kirschroth als die pompeianische Farbe, und ebenso ist auffallenderweise der Speer gefärbt. Von rother Farbe des Chitons konnte ich an den Schenkeln nur eine schwache, nicht ganz sichere Spur, am Arm einen leisen Rest auffinden. Der Ärmel zeigte sich aber deutlich mit folgendem Ornament umsäumt, dessen Linien fein eingeritzt sind; die Farbe war nicht bestimmbar. Vom Panzer*) zeigte das schmalere vorspringende Stück der Schulterklappe auf das Klarste seinen dunkelrothen Grund, innerhalb dessen der Löwenkopf eingeritzt ist (der umgebende Rand weiss, aber nicht erhaben); der Grund um den Stern war ebenso wie die Hauptmasse des Brustpanzers und die Federklappen neben den Schenkeln schwärzlich blau, wie hinreichende Spuren beweisen. Das Muster des oberen Streifens ist von Scharf und Freeman richtig wiedergegeben, die Farben aber vermochte ich nicht mit Sicherheit zu bestimmen; mir schienen der mittlere Streifen und die von dem oberen und unteren Rande vorspringenden

*) Man vergleiche die Ornamentierung der Panzer im Innern der Sosiasschale, Denkm. d. alten Kunst I Taf. 45.

Leistchen weiss, die feinen begrenzenden (nicht vertieften) Linien roth zu sein. Deutlicher erschien die rothe Farbe an dem Zickzackornament der Borte am untern Ende des Harnisches. Der Maiander endlich an den Federklappen ist (abweichend von Scharfs Zeichnung) überall in gleicher Höhe angebracht und zeigt durchweg das Muster wie dort auf der Klappe am weitesten rechts; die eigentliche Zeichnung ist auch hier von feinen rothen Linien gebildet, das gesammte Ornament sodann beiderseitig von einem schmalen rothen und endlich einem gleichen weissen Striche eingeschlossen. Die ganzen Federklappen sind seitwärts und unten von einem nicht erhöhten weissen Rande umgeben, welcher an der unteren Schmalseite durch kleine Einschnitte verziert ist: ; dieselben Einschnitte kehren auf der unteren meistens verdeckten Reihe der Federklappen wieder. Der weisse Rand umzieht auch das viereckige Armloch. Der Stern auf der Schulterklappe hat sechzehn Strahlen, der Kreis in ihrer Mitte ist grösser als bei Scharf. Der obere Rand des Panzers ist mit zwei anscheinend weissen Streifen bezeichnet. Vorn an der Brust, unter der Klappe mit dem Löwenkopf, sieht man die Schleife eines auch auf Vasenbildern öfter wiederkehrenden schmalen rothen Bandes, das sich seitwärts schräg hinabzieht nach einem Zierrath ziemlich dicht unter dem oberen Maianderstreifen, senkrecht unter dem Löwenkopf, von folgender Gestalt . In der Mitte dieses Zierraths ist das Band befestigt; an einigen Stellen scheinen Spuren von Blau kenntlich zu sein. Der Helm bietet schwache Reste von Dunkelblau. Nicht so sicher ist eine Spur von Braunroth im Haare vorn über dem Ohr und eine gleiche unten im Bart, die Brauen waren mit einem dunkeln Strich angegeben. Die Augen waren gemalt, die etwas abgeplattete Pupille macht sich durch dunklere Färbung geltend; ein kleiner rother Punkt an der Unterlippe ist vielleicht ein Rest der ursprünglichen Farbe. Im Innern des Ohres sind röthliche Farbenspuren deutlich, auch scheinen Gesicht, Hals und linke Hand (?) von einem röthlich gelblichen Ton überzogen, der an Armen und Beinen nicht sichtbar ist, wie überhaupt die Farbenspuren gegen unten hin schwächer werden. An der oberen Inschrift hat sich die rothe Farbe im ersten und in den

beiden letzten, an der unteren in allen Buchstaben deutlich erhalten.

Eine so sorgfältig und vollständig durchgeführte Bemalung lässt sich an keinem andern Grabrelief mehr nachweisen. Ich vermag überhaupt nur noch zwei Monumente zu nennen, an denen gemalte Sculptur auftritt. Das eine ist eine inschriftlose Grabvase in der Sammlung der archäologischen Gesellschaft, die den Abschied eines bärtigen Kriegers von einem bärtigen Manne und seiner sitzenden Gattin darstellt; an Stuhl und Schemel und an den Haaren der beiden letzten Figuren haben sich Farbenspuren erhalten, weniger sichere hier und da am Gewande. Ferner sind an einer grossen schönen Stele des Theseions (589. Pervanoglu S. 60, 30. *Expéd. de la Morée* III Taf. 42, 2) Spuren von rother Farbe am Stuhl erhalten, wahrscheinlich aber nur Reste des Namens der sitzenden Frau. Dagegen sind in Athen noch einige Stelen von der Art der oben erwähnten Demokrateia vorhanden, welche statt aller Sculptur sich mit der blossen Malerei begnügt haben. So befindet sich im Thurm der Winde eine 0,68 M. hohe, 0,28 M. breite Platte, deren bloss gemalte Spuren eine auf einem bequemen Sessel (wie bei der Demokrateia) linkshin sitzende, leise vorwärts gebeugte Frau und vor ihr am Boden einen Kalathos zeigen. Eine Inschrift ist nicht vorhanden und war wohl einst gemalt. Auf einer andern Stele ebenda ist der Name *ΚΟΡΔΥΓΗ* eingemeisselt, aber von der Malerei darunter lässt sich nichts Genaueres mehr erkennen. In der Hadriansstoa habe ich zwei ganz ähnliche Stücke bemerkt. Auf der einen in der Mitte des Gemäldes abgebrochenen Stele reicht eine sitzende verschleierte Frau einem stehenden Manne die Rechte, und darüber liest man *ΜΕΝΑΝΔΡΟΣ*; auf dem andern Fragment sind unter der Inschrift *ΜΝΗΣΙΣΤΡΑΤΗ* schwache Spuren von gemalten Figuren zu erkennen. Das reichste Beispiel bietet aber das Theseion (343) dar. Eine hohe Stele schliesst mit einer abgerundeten Bekrönung ab, auf der Spuren eines Anthemions und darunter ein Maiander sich erhalten haben; ein ebenfalls roth bemaltes, zugleich aber profiliertes, Kymation trennt die Bekrönung von der eigentlichen Stele. Auf dieser steht *ΓΑΜΦΙΛΑΟΣ* | *ΤΟΡΩΝΑΙΟΣ* | *ΓΡΩΘΩ* und *ΤΟΡΩΝΑΙΑ*; darunter sieht man noch in Umrissen einen rechtshin gewendeten bärtigen Mann im Mantel, welcher, von einem kleinen Diener begleitet,



tenschmuck oder eine Binde, am oberen Rande des Bauches ein Kymation, ein Maiander oder ein blosser Streif, unter der Vorstellung endlich ein Maiander oder sonstiger Streif. Die Analogie mit der Ornamentik der bemalten Thongefässe liegt auf der Hand. Manche Beispiele bloss gemalter Anthemien an Grabstelen wurden schon vorhin erwähnt, ein weiteres bietet die Stele des Molpothemis in der Sammlung der archäolog. Gesellschaft (ἐπιγρ. ἀνέκδ. 1860 Taf. 7 n. 57). Durch diese Bemalung anstatt der Sculptur erklärt sich auch ein in den Zeichnungen meist missverstandener Umstand. Auf kleineren Grabstelen und manchen Grabvasen ist nämlich das viereckige Relieffeld ein wenig vertieft, aber während die unteren Ecken immer scharf sind, pflegen die oberen in folgender Weise gestaltet zu sein ⌐———¬. Die Rundung ist offenbar nichts anderes als das Profil eines Antenkapitells, welches auf grösseren Stelen in kräftiger Sculptur angegeben zu sein pflegt; jedoch muss ich hinzufügen, dass ich an dieser Stelle nie eine farbige Spur bemerkt habe. Auch die eben erwähnten Fälle gehören alle der guten Zeit an.

Unter den Stelen endlich, wo die architektonischen, von der Sculptur bereits profilierten Glieder noch Reste von Bemalung zeigen, erwähne ich folgende aus guter Zeit. Im Theseion sind auf drei schönen Stelen gemalte Kymatien (Echinos) zu bemerken, auf der Prachtstele 585 (arch. Ztg. III S. 15 Z. 10 ff.) und auf derjenigen der Archestrate (320. Pervanoglu S. 49, 8) am Gesims unter dem Geison, auf der Stele der Damasistrate (600. Pervanoglu S. 61, 33) an den Antenkapitellen; hier sind ausserdem noch an der Vorderfläche des Geisons eingerissene Linien zu bemerken. Zwei weitere Grabstelen in der Hadriansstoa zeigen in der Bekrönung vollaus sculpierte Anthemien im Farbenschmuck, auf der einen (der Hedeia) nur noch in schwachen Resten, auf der anderen dagegen (*ONHΣIXA* | *MENΩNOΣ* | *ΣINΩΠ* ....) ist die blaue Farbe des Grundes, sowie namentlich die dunkelrothe an den Ranken noch gut erhalten. — Solche Bemalung der Architekturglieder hört auch in der späteren Zeit, wo schon römischer Einfluss sich geltend macht, nicht ganz auf. Am häufigsten sind die Spuren am Echinos unter dem Geison oder auch die Reste eines dorischen Kymations ebenda; so an den Stelen im Theseion 335 (Pervanoglu S. 30, 7). 367 (Perv. S. 59, 22). 562 (Perv. S. 60, 28). 603 (*Λάμπρον*......|

*Στυμφαλία* u. s. w.). 605. Die erstgenannte Stele wird über dem Relief von einer gemalten und sculpierten Binde umschlungen, während deren einstige Bemalung auf N. 603 fraglich ist.

Eine sorgfältige Beobachtung, die ausschliesslich auf den behandelten Punkt gerichtet wäre, würde ohne Zweifel das hier zusammengestellte Material erheblich bereichern können, eine ungefähre Vorstellung von dem Umfang der Polychromie an den antiken Grabreliefs wird sich indessen auch schon aus dem Mitgetheilten gewinnen lassen. Ad. Michaelis.

---

# ÖFFENTLICHE GESAMMTSITZUNG

## AM 12. DECEMBER 1867

## ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS.

Herr *Overbeck* las über: *den Apollon vom Belvedere und die Artemis von Versailles nebst einer capitolinischen Athenestatue als Bestandtheile einer Gruppe.*

(Hierzu Tafel VI u. VII.)

Die Erklärung des Apollon vom Belvedere hat sich seit der entscheidenden Publication des Stroganoff'schen Apollon durch Stephani [1]) schrittweise und nicht ohne mancherlei Schwankungen [2]), jetzt aber doch wohl zu allgemeiner Ueberzeugung [3]) in der Hauptsache festgestellt, und zwar dahin, dass der Apollon vom Belvedere so gut wie der Stroganoff'sche die Aegis in der Linken gehalten habe und auf die Niederlage der Gallier bei Delphi Ol. 125. 2 zu beziehen sei.

Damit aber, dass diese Hauptsache festgestellt ist, ist noch nicht gesagt, dass nun die ganze Sache nach allen Richtungen

---

1) Apollon Boëdromios, Bronze-Statue im Besitz Seiner Erlaucht des Grafen Sergei Stroganoff, erläutert von L. Stephani. Petersb. 1860.

2) Vergl. in chronologischer Folge die Schriften und Aufsätze von: Wieseler, Der Apollon Stroganoff und der Apollon vom Belvedere. Göttingen 1861; Gerhard, Arch. Ztg. 1861. Anz. S. 209 * ff.; R. K(ekulé), Arch. Ztg. a. a. O. S. 213* ff.; Preller im Bull. de l'Acad. de St. Pétersb. 1861. p. 329 sq.; Th. Pyl, Arch. Ztg. 1862. Anz. S. 351 * ff.; Kekulé, das. S. 379 * f.; Mercklin, Balt. Monatsschrift, V. Heft 3. 1862; Welcker, Arch. Ztg. 1862. S. 331 f.; O. Jahn, Arch. Ztg. 1863. S. 66 ff. (Ussings Aufsatz in Oversigt over dez kgl. Danske Vidensk. Selsk. Forhandl. April 1863. 3. p. 11 ff. kenne ich nicht); C. Wachsmuth in v. Sybels historischer Zeitschrift. X. S. 1 ff. (besond. S. 12 ff.) 1863; Wieseler, Epilog über den A. Stroganoff u. d. A. v. Belvedere, Philol. XXI. S. 245 ff. (1864); Kekulé, Ann. d. Inst. 1867. (Apollonkopf in Steinhäusers Besitz.)

3) Vgl. das Résumé v. O. Jahn in den Grenzboten 1867. IV. S. 41 ff.

hin erledigt, dass jede sich an das Monument knüpfende Frage beantwortet sei.

So ist, meines Wissens, noch nirgend eingehend erörtert, ob der Apollon vom Belvedere oder, genauer zu reden, das Original, auf welches er zurückgeht, als Cultusbild oder ob er als Anathem zu denken sei, und eben so wenig das Andere, ob man ihn als Einzelfigur oder als Theil einer Gruppe aufzufassen habe.

Beides hangt nahe zusammen. Denn während man diese Statue des Apollon mit der Aegis, wenn man sie als ein Cultusbild auffasst, schwerlich anders, denn als Einzelfigur betrachten kann, würde dieselbe als Anathem gedacht füglich Theil einer grösseren, zum Andenken an die durch die Götter bewirkte Niederlage der Gallier — in Delphi oder sonstwo — aufgestellten Gruppe gewesen sein können.

Nun scheint mir die Annahme, der Apollon vom Belvedere oder sein auch nur das Grundmotiv der Composition darstellendes Urbild sei eine Cultusstatue gewesen, einfach unmöglich. Nicht etwa wegen der lebhaften Action und der bedeutenden Seelenbewegung, die sich in der Statue ausspricht; denn von jener Ruhe, in welcher die ältere Kunst die Gottheiten gleichsam in ihrem absoluten Sein, für Cultusbilder allerdings in der angemessensten Weise, darstellte, war die Kunst bereits in ihrer jüngeren Blüthezeit, man darf wohl sagen fast durchweg abgegangen, indem sie die Gottheiten in solchen Acten und Situationen bildete, in denen sich ihr Wesen, in denen sich ihre besonderen *τιμαὶ καὶ τέχναι* um mit Herodot zu reden, mit vorzüglicher Prägnanz offenbaren. In unserem Falle kommen aber noch zwei specifisch neue Momente hinzu: einmal die in der Linken dem Beschauer entgegengestreckte Aegis, also das Grundmotiv dieser Composition, und zweitens, der bei dem Apollon vom Belvedere allerdings besonders scharf ausgesprochene, aber auch bei dem Steinhäuser'schen Kopfe[4]) und der Stroganoff'schen Bronze sattsam deutlich hervortretende Gesichtsausdruck. Hält man sich die Bedeutung der Aegis mit dem Gorgoneion, diejenige des Gorgoneion insbesondere als eines Furchtbaren, als eines Apotropaeon gegenwärtig, vergisst man nicht, dass Apollon, so wie das Grundmotiv dieser Composition jetzt ver-

4) Vgl. die photograph. Tafeln zu Kekulé's Aufsatz in d. Ann. 1867.

standen wird, die Aegis mit dem Gorgoneion als Waffe dem tempelräuberischen Feind entgegenstreckt, der dadurch in panischen Schrecken versetzt und von dem Heiligthum in wilder Flucht hinweggetrieben wird, so ist es, denke ich unmöglich, anzunehmen ein Cultusbild des Apollon habe eben diese Aegis mit Gorgoneion, diese göttliche Waffe, von der Jahn, Arch. Ztg. 1863. S. 68 mit Recht sagt, dass sie durch ihren blossen Anblick vernichte, dass sie zeigen und den Beschauer verderben Eins sei, dem seinem Tempel mit Gebet und Opfer nahenden frommen Gläubigen entgegenstreckt[5]). Damit verbindet sich der Ausdruck des Gesichtes, von dem Jahn a. a. O. wiederum mit Recht[6]) bemerkt und weiter ausgeführt hat, dass er zu der hervorgehobenen Bedeutung der vorgestreckten Aegis in einer äusserst bedeutsamen Beziehung stehe, und dass, während das Gorgoneion in seiner ursprünglichen Bildung die aufgeregten Leidenschaften des Hasses, der Wuth und des grimmigsten Hohnes darstelle, die wunderbare Mischung von Zorn, Stolz und Hohn, welche sich namentlich in den unteren Theilen des Gesichtes des Apollon ausspricht und sich, je weiter der Blick hinaufsteigt in den Augen und in der Stirn zu himmlischer Hoheit verklärt, dieselben Empfindungen gegen den Feind (aber doch nimmer gegen den Verehrer), nur geläutert, in der Göttlichkeit des siegbewussten Olympiers offenbare.

Kann aus den beiden angeführten Gründen der Apollon vom Belvedere und aus dem zuerst hervorgehobenen auch dessen nur das Grundmotiv der Composition darstellendes älteres Urbild keine Cultusstatue, sondern muss ein Anathem gewesen sein, so wird auch schwerlich Etwas im Wege stehn, ihn als Theil einer anathematischen Gruppe zu betrachten.

Das Motiv zu dem Gedanken an eine anathematische Gruppe liegt nun zunächst im Allgemeinen bei der Begebenheit, auf

---

5) Wieseler, Philol. a. a. O. S. 259, Note 5, nimmt dies freilich an; Mercklin, a. a. O. S. 18, hatte gemeint, Apollon als Marsyasschinder zeige seine Spolien jedem Beschauer, nicht einem bestimmten Zeugen seiner That. Wieseler fügt hinzu: »so urtheile auch ich jetzt in Betreff der Aegis«.

6) Auch Welcker a. a. O. und Wachsmuth a. a. O. S. 42 stimmen Jahn bei, nur Wieseler a. a. O. S. 260 erklärt, dagegen mehr als ein Bedenken zu haben.

welche der Apollon vom Belvedere oder sein Urbild bezogen wird, die Niederlage der Gallier bei Delphi, überaus nahe.

Denn nicht nur in dem Berichte des Justinus [7]) wird das Zusammenwirken der Artemis und Athene mit Apollon bei der Zurückweisung der Gallier vom delphischen Heiligthume mit allem Nachdruck hervorgehoben, auch das bei verschiedenen alten Zeugen [8]) bewahrte Orakel, mit welchem Apollon auf die Frage der Delphier, ob sie die heiligen Schätze des Gottes, sowie ihre Frauen und Kinder in feste Städte flüchten sollten, antwortete, sie möchten getrost in Delphi bleiben, er selbst »und die weissen Jungfrauen« würden das göttliche Eigenthum zu schützen wissen, auch dies Orakel

*ἐμοὶ μελήσει ταῦτα καὶ λευκαῖς κόραις*

(bei Cic. de Divinat. a. a. O.:

ego providebo rem istam et albae virgines)

hebt das Zusammenwirken der Artemis und Athene, denn dass nur diese unter den *λευκαὶ κόραι* zu verstehen seien, ist unzweifelhaft [9]), mit Apollon in der Art hervor, dass man grade in diesem Zusammenwirken die specifische Verschiedenheit der Erzählung von der Gallier Niederlage bei Delphi von jenem Bericht über die Niederlage der Perser [10]), dem die jüngere Er-

---

7) Justin. Hist. Philipp. XXIV. 8. 3. In hoc partium certamine repente universorum templorum antistites simul et ipsi vates ... in primam pugnantium aciem procurrunt: 4. advenisse Deum, clamant, eumque se vidisse desilientem in templum per culminis aperta fastigia. 5. dum omnes opem Dei suppliciter implorant, iuvenem supra humanum modum insignis pulchritudinis comitesque ei duas armatas virgines ex propinquis Dianae Minervaeque aedibus occurrisse; 6. nec oculis tantum haec se perspexisse, audisse etiam stridorem arcus ac strepitum armorum; 7. proinde ne cunctarentur, Diis antesignanis, hostem caedere et victoriae Deorum socios se adiungere summis obsecrationibus monebant.

8) Diod. Sicul. Exc. L. XXII. 20 (T. IV. p. 47 sq. ed Bekker.), Suid. v. *ἐμοὶ μελήσει κτλ.*, Paroem. Gr. append. ex cod. Bodl. II. 55., Tzetz. Chil. XI. 378., Cic. de Divinat. I. 37. 81.

9) S. Diod. Sicul. a. a. O. ... *φυλάξειν γὰρ ἅπαντα τὸν θεὸν καὶ μετ' αὐτοῦ τὰς λευκὰς κόρας· ὄντων δὲ ἐν τῷ τεμένει δυεῖν νεῶν* (oder nach Wieseler: Die Delph. Athene. Göttinger Studien. 1845. S. 222. *ἑδῶν*, nach Wachsmuth a. a. O. S. 2. Note 1 *θεῶν*) *παντελῶς ἀρχαίων Ἀθηνᾶς Προνάου καὶ Ἀρτέμιδος, ταύτας τὰς θεοὺς ὑπέλαβον εἶναι τὰς διὰ τοῦ χρησμοῦ προσαγορευομένας λευκὰς κόρας.*

10) Herod. VIII. 36. Vgl Wieseler, Phil. a. a. O. S. 252 u. 269 f. Note 47.

zählung sonst nachgebildet ist, erkennen muss. Ist dem aber so, so wird man auch sagen dürfen, dass es bei der Aufstellung eines Weihgeschenks zur Erinnerung an diese Begebenheit, näher lag, die drei Gottheiten, so wie sie zusammen gewirkt hatten, als den Apollon allein aufzustellen, was vielleicht schon in Beziehung auf die Niederlage der Perser, wenn auch nicht unmittelbar nach dieser geschehen war[11]).

Eine Gruppe des Apollon mit Artemis und Athene in Beziehung auf eben dieses Zusammenwirken der drei Gottheiten gegen die Gallier bei Delphi hat Wachsmuth[12]) in dem bei Pausan. X. 15. 2 angeführten aetolischen Weihgeschenk in Delphi: *στρατηγοὶ δὲ οἱ Αἰτωλοὶ καὶ Ἀρτέμιδος, τὸ δὲ Ἀθηνᾶς, δύο τε Ἀπόλλωνος ἀγάλματα ἔστιν Αἰτωλῶν, ἡνίκα σφίσιν ἐξειργάσθη τὰ ἐς Γαλάτας*, vermuthet, indem er bemerkt: »Die Zusammenstellung von Artemis, Athene und Apollon ist nicht willkürlich oder zufällig, denn Apollon und die beiden *λευκαὶ κόραι*, von denen das Orakel gesprochen hatte, waren es ja gewesen, die persönlich zur Hilfe geeilt waren, als die Barbaren selbst ihre Heiligthümer antasten wollten«. Wieseler[13]) meint, darin liege ein sehr starker Irrthum; man vergleiche nur Pausan. X. 16. 3: *καὶ Ἀπόλλωνά τε καὶ Ἄρτεμιν τὸ ἔθνος τὸ Αἰτωλικὸν ἀπέστειλαν καταστρεψάμενοι τοὺς ὁμόρους σφίσιν Ἀκαρνᾶνας*, es seien die aetolischen Landesgötter; wie hätten auch *στρατηγοὶ οἱ πολλοὶ* (? bei Pausan. steht *οἱ Αἰτωλοὶ*) zu dem Kampfe bei Delphi gepasst, an welchem die Aetoler nur in verhältnissmässig geringer Zahl theilnahmen. Wohl; aber ohne Strategen werden doch auch die wenigen Aetoler nicht gewesen sein, welche gleich zu Anfang in den Kampf mit eingriffen, abgesehn von den 1200, welche Philomelos allerdings später (*ὕστερον*), aber dennoch zum Kampfe bei Delphi führte (Pausan. X. 22. 13 Schubart); und was die aetolischen Landesgötter anlangt, so nennt Pausanias in der von Wieseler allegirten Stelle freilich Apollon und Artemis, von einer Combination auch der Athene ist dagegen wenigstens in dieser Stelle nicht die Rede, so wenig der bekannte aetolische Athenecultus[14]) geläugnet

11) Vgl. Wieseler a. a. O. S. 258 u. S. 280 in Note 65, der auf Ol. 98 (389 v. Chr.) schliesst.

12) a. a. O. S. 11.

13) a. a. O. S. 267. Note 88.

14) Gerhard, Griech. Mythol. §. 246, 5.

werden soll. Aber für eine Zusammenstellung der drei hier in Frage kommenden Gottheiten als aetolische Landesgottheiten schlechthin beweist dieser Cultus nicht, und wenn auch Wachsmuth darin geirrt haben mag, dass er das Weihgeschenk der Aetoler in Delphi grade auf die Niederlage der Gallier daselbst bezog, anstatt es, im genaueren Anschluss an Pausanias' Zeugniss, allgemeiner auf die Gallierkämpfe zu beziehen, an denen die Aetoler in so hervorragender Weise Antheil hatten, so kann ich doch diesen Irrthum weder so stark, noch auch die Annahme so unwahrscheinlich finden, dass die Aetoler in ihrer Weihgeschenkgruppe die Gottheiten, welche, in der höchsten Akme des Kampfes, Delphi vertheidigt hatten mit ihren, der Aetoler Feldherren zusammengestellt haben, welche sie in den weiteren Kämpfen mit den Barbaren geführt hatten. Ja, es erscheint mir dies Hineinziehen des idealen, göttlichen Elementes in eine Weihgeschenkgruppe sowohl echt künstlerisch wie echt religiös. Das Motiv der Aufstellung eines doppelten Apollon in dieser Gruppe ist mir allerdings nicht klar, es sei denn, dass mit dem einen der aetolische Landesgott [15]), mit dem andern der Gott von Delphi, speciell der im Kampfe um Delphi hervorgetretene Soter, gemeint war.

Ausser dieser aetolischen Weihgeschenkgruppe dürfte noch eine zweite hier Erwähnung verdienen, welche dieselbe Verbindung des Apollon mit Athene und Artemis darstellt, ich meine die bei Pausan. X. 13. 4 erwähnte: *τὸ δὲ ἄγαλμα τοῦ Ἀπόλλωνος καὶ Ἀθηνᾶς τε καὶ Ἀρτέμιδος Φωκέων ἀναθήματά ἐστιν ἀπὸ Θεσσαλῶν, ὁμόρων τε πλὴν ὅσον οἱ Λοκροὶ σφᾶς οἱ Ἐπικνημίδιοι διείργουσι καὶ ἀεὶ πολεμίων ὄντων.* Nicht als ob ich diese Gruppe, entgegen dem unzweideutigen Zeugniss des Periegeten mit der Gallierinvasion und der delphischen Niederlage entfernt in Verbindung bringen wollte, sondern weil sie zeigt, dass eine Combination der genannten drei Gottheiten den Phokiern ohnehin nahe lag, sich also bei gegebenem Anlass um so leichter wiederholen mochte.

Was bisher vorgetragen wurde kann nun aber auf nichts weiter Anspruch machen, als darauf, gezeigt zu haben, dass die Aufstellung einer anathematischen Gruppe der Götter Apollon, Artemis und Athene in Beziehung auf die Niederlage der Gallier bei Delphi allgemeiner Wahrscheinlichkeit nicht ent-

---

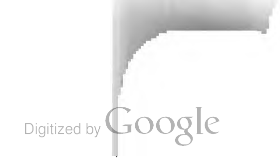
15) Gerhard, a. a. O. §. 307, 4.

behre; der Nachweis, dass nur eine solche Gruppe, nicht auch die Aufstellung einer Einzelstatue des Apollon als Anathem möglich gewesen ist, ist eben so wenig gebracht wie ein Grund geltend gemacht worden ist, der uns bewegen müsste anzunehmen, der Apollon vom Belvedere sei nicht ein Einzelbild, sondern Theil einer Gruppe gewesen, deren weitere Bestandtheile Artemis und Athene gebildet haben. Einen solchen Grund aber giebt es allerdings, nur dass er nicht in der Statue des Apollon vom Belvedere (oder dem Stroganoff'schen oder in sonst einer Wiederholung) liegt, sondern in der Artemis von Versailles.

Es ist schon oft und in verschiedener Weise auf die grosse Verwandtschaft der Artemis von Versailles mit dem Apollon vom Belvedere hingewiesen worden. Ausser französischen Archaeologen, von denen ich nur Claracs, auf Visconti gestützte Aeusserung [16]) zu controliren vermag [17]), haben auch mehrere der feinsten deutschen Kenner und Beobachter mit mehr oder weniger Nachdruck auf diese Thatsache hingewiesen. So sagt Thiersch (Epochen S. 374): »Bewegter als in allen andern Bildern ist das Haupt der Diana in der herrlichen Statue von Versailles, die auch durch Handlung und Stil neben dem Apollo vom Belvedere herabrückt.« Feuerbach (Vat. Apollon, 2. Ausg. S. 74): »Die mythisch-artistische Verwandtschaft der Diana von Versailles mit unserem Apollo ist auffallend genug. Die physiognomische Bildung beider Statuen, ihre Verhältnisse, die zierliche Fussbekleidung und selbst gewisse technische Eigenheiten lassen fast die Hand eines und desselben Künstlers vermuthen.« Und

16) Catalogue du Musée du Louvre, No. 178. »Le style et le travail de ce grand ouvrage ont beaucoup de rapport avec ce qu'on admire dans l'Apollon du Belvédère: les deux têtes ont la même noblesse et un air de famille qui pourrait les faire croire de la même main.« Visconti: Notice des statues cet. de la galérie des antiques du musée Napoleon, wiederholt in dessen Opere varie IV, p. 276. des artistes ont cru appercevoir un rapport assez decidé entre cette belle Diane et le celèbre Apollon dit du Belvédère, avec lequel elle a la plus grande analogie pour le sujet et auquel elle semble correspondre par le contraste étudié de ses membres et de ses mouvements.

17) Denn unsere Bibliothek besitzt weder das Musée des Antiques, in welchem I. 20. St. Victor über die Statue spricht, noch das Musée Français, in welchem I. 2. von ihr die Rede ist, noch auch von dem Texte zu Claracs Musée des sculptures mehr als den 1. Band und vom 2. die erste Hälfte.



ein paar Zeilen weiterhin redet er von »jener Uebereinstimmung beider Statuen, welche fast allgemein von den Freunden und Kennern der Kunst auch auf ihre Stellung ausgedehnt wird«. Welcker (Katal. des bonner Gypsmus. S. 58): »unstreitig ist dieses Bild ganz im Geiste des Vaticanischen Apollo, vielleicht als Seitenstück dazu, gedacht; der gewählte Augenblick hat etwas entsprechendes; auch in den Verhältnissen und in der Behandlung, in dem Gesichtsausdruck fehlt es an Uebereinstimmung nicht. Besonders gleichen die ungemein schönen Beine und Füsse denen des Apollo, die Sandalenbindung stimmt überein.«[18] Hettner (Vorschule S. 273 f.): »Man hat schon oft auf die Aehnlichkeit des Apollo vom Belvedere mit der Diana von Versailles hingewiesen. Die rasche Bewegtheit, der Gesichtsausdruck, die Massverhältnisse ihrer Körperformen, die kothurnartig zierlichen Sandalen, ja selbst gewisse technische Eigenheiten haben schon längst auf die Vermuthung geführt, beide Statuen seien einem und demselben Meissel entsprungen und als zusammengehörige Seitenstücke zu betrachten. Aber dieser Vergleich muss nun auch wirklich seiner ganzen Bedeutung nach durchgeführt werden. Beide Statuen sind gradezu in directem Bezug auf einander componirt. Der Antagonismus und das lebendige Wechselspiel der Formen und Glieder ... ist hier, wie in einer Gruppe, zu einem Antagonismus beider Statuen erweitert. Ein jeder Theil an der einen ist in seiner Richtung dem ihm entsprechenden der andern schlechthin entgegengesetzt« u. s. w. Was noch folgt ist theils weitere Ausführung, auf welche weiterhin zurückgekommen werden soll, theils läuft es darauf hinaus zu behaupten, über das allgemeine Motiv in der Artemis die *ἰοχέαιρα* wie in dem Apollon den *ἑκηβόλος* zu erkennen, dürfe man nicht hinausgehen, was natürlich jetzt wohl auch in Hettners Augen jeden Werth verloren hat, also hier nicht weiter breitzutreten ist. Und auch neuerlich hat noch Kekulé (Arch. Ztg. 1861. Anz. S. 216*) die Verwandtschaft beider Statuen besonders urgirt, ist aber von Jahn (das. 1863. S. 66) zurückgewiesen worden. Ohne Zweifel mit Recht in sofern als Jahn ihm zum Vorwurfe macht, er habe »die

18) Auch in s. Alten Denkm. I. S. 408 redet W. von »der grossen Verwandtschaft der Diana von Versailles, die fast geradezu als ein Gegenbild des Apollo gelten kann«, mit diesem.

doch jedenfalls hypothetische Verwandtschaft des belvederischen Apollon mit der Artemis von Versailles zu Ungunsten der unzweifelhaft vor Augen gestellten Uebereinstimmung des Apollon Stroganoff mit dem belvederischen in den Vordergrund gerückt«, mit Unrecht, wie mir wenigstens scheint, in sofern Jahn diese Verwandtschaft als eine »jedenfalls hypothetische«, während doch auch sie klar vor Augen steht, gänzlich ausser Anschlag setzt. Diese Verwandtschaft der Artemis von Versailles mit dem mit der Aegis ausgestatteten Apollon zu erklären mochte man verzichten, sie zu läugnen, als etwas »Unwesentliches und Schwankendes« zu behandeln hätte man vermeiden sollen.

Was mich selbst anlangt, habe ich schon seit vielen Jahren die Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit des Apollon vom Belvedere mit der Artemis von Versailles gehegt und habe dieselbe nie aufgegeben. Kurz bevor der Stroganoff'sche Apollon durch Stephani bekannt wurde, 1859, habe ich dieser meiner Ueberzeugung in meinem Verzeichniss der Gypsabgüsse des Leipziger archaeologischen Museums S. 49 f. Ausdruck gegeben, indem ich den Apollon und die Artemis als Theile einer Gruppe erklärte, welche derjenigen, die Pausanias X. 11. 1 als Weihgeschenk der Knidier in Delphi sah, entsprechend, durch Leto und Tityos vervollständigt, Tityos' Erschiessung durch Apollon und Artemis dargestellt habe. So wenig wie ich zugestehen möchte, dass diese meine Erklärung durch die Gründe erschüttert worden sei, die Wieseler in der neuen Ausgabe der Denkmäler der alten Kunst II. S. 53, ebenfalls noch vor dem Bekanntwerden des Stroganoff'schen Apollon, gegen dieselbe vorgetragen hat, so vollständig bin ich durch das Bekanntwerden des Apollon Stroganoff und durch die an dasselbe geknüpften Discussionen überzeugt, dass die von mir zur Verbindung der Artemis mit dem Apollon vorgeschlagene Gruppe unhaltbar geworden ist, keineswegs aber davon, dass die Annahme, beide Statuen haben in der That die Theile einer Gruppe gebildet, überhaupt aufzugeben sei. Im Gegentheil habe ich seit jener Zeit, wo ich in meinen Vorlesungen und bei den Uebungen der archaeologischen Gesellschaft unserer Universität dazu den Anlass hatte, stets, unter voller Anerkennung der durch den Stroganoff'schen Apollon bedingten und gegebenen Erklärung des vaticanischen, hervorgehoben, zur zweifellosen Gewissheit werde

diese Erklärung für mich erst dann werden, als abgeschlossen werde sie mir erst dann gelten, wenn es gelungen sei, von ihr aus auch die Artemis von Versailles zu deuten und über das Verhältniss derselben zu dem vaticanischen Apollon, mit welchem sie zusammengehöre, Rechenschaft zu geben. Denn während mir der Apollon allerdings als Einzelstatue recht wohl denkbar war, hat mir schon aus rein formellen und künstlerischen Gründen die Artemis seit langer Zeit als eine Figur gegolten, welche nicht allein zu stehen bestimmt gewesen sein kann, vielmehr in ihrer ganzen Linienfolge als linke Flügelfigur einer Gruppe, auf eine Centralfigur hinweisend componirt ist.

Dazu kommt ferner, dass ich mich mit den bisher aufgestellten Erklärungen der Artemis durchaus nicht zufrieden geben konnte, Erklärungen, welche mir jetzt grade so genügend und grade so ungenügend erscheinen wie diejenigen des Apollon vom Belvedere vor dem Bekanntwerden des Stroganoff'schen. So wie diese Erklärungen Versuche und Nothbehelfe waren, so sind es die der versailler Artemis.

Die ohne Zweifel am weitesten verbreitete Ansicht erkennt in der Versailler Artemis Nichts als die Jägerin. Welcker, dem mehre Andere, neuestens noch Wieseler, folgen, spricht sich über die Statue in dem Katalog des bonner Gypsmuseums 2. Aufl. S. 57 so aus: »Der Charakter und der Vorzug dieses Werks bestehen in der Raschheit und Lebhaftigkeit der Bewegung oder Handlung; es ist ein idealisches Bild, ein Symbol von dem unaufhaltsamen Vordringen des eifrigen Jägers und seinem Haschen des Augenblicks im Fluge. Im eifrigen Schritt ergreift die Göttin den Pfeil im Köcher; noch ist der Bogen in der Linken tief, als wie im Laufe, gehalten, und noch sieht sie sich um, als ob sie zugleich im Erlegen des Wildes vor ihr schon nach einem andern spähte für den zweiten Schuss. Aber eben wird der Bogen sich heben und dem hervorgelangten Pfeil in der andern Hand begegnen. So ist auch hier die geschickte Vereinigung mehrfacher Thätigkeit und Bewegung das Mittel kräftiger Wirkung.« In einer gegen Müllers Auffassung, auf die ich zurückkomme, gerichteten Note wird besonders noch hervorgehoben, dieselbe beeinträchtige den Charakter der Jägerin, denn eine θηρεύουσα sei sie wie die aus Erz in Korinth, Pausan.

II. 3. 5, *βέλος ἐκ φαρέτρας λαμβάνουσα* wie die in Pheloë, Pausan. VII. 26. 11 [19]).

Dennoch ist die Annahme, die versailler Artemis stelle diese als die *θηρεύουσα* dar, aus mehren Gründen von sehr zweifelhafter Wahrscheinlichkeit, wie das selbst von einem Theile derer empfunden worden ist, welche in der Hauptsache keine andere Erklärung für die Statue versuchen. So schreibt Wieseler (Denkm. d. a. Kunst S. 72): »Der Umstand, dass die Göttin den linken Arm (der freilich modern aber sicherlich im Wesentlichen richtig ergänzt ist [?]) zwischen die Hörner ihres Thieres gelegt hat, könnte allenfalls auf ein Schützen bezogen werden, wenn sie das Thier an sich hielte, aber auch dann würde man besser thun, den Schutz gegen ein vermuthetes reissendes Thier, als gegen einen Verfolger, wie Herakles gerichtet zu denken [20]). Unserer Ansicht nach hat Artemis schon ehe sie sich nach rechts wandte den Arm in derselben Lage gehabt [21]). Es ist das eben eine Geberde der Zuthunlichkeit [22]). Schon die blosse Anwesenheit der Hindin deutet darauf hin, dass die Göttin, welche wesentlich in ihrer Eigenschaft als Erlegerin des Wildes dargestellt ist, auch Jägerin [soll ohne Zweifel heissen Pflegerin oder Hegerin] desselben sei.« Und ganz gewiss kommt auch der Artemis, wo sie als *θηρεύουσα* und nur als solche dargestellt ist, der Hund, nicht der neben ihr herspringende Hirsch als Attribut zu; so finden wir ihn auch mit Ausnahme der einen petersburger Gemme in den Denkm. d. a. Kunst, No. 157 a, in denjenigen Monumenten, welche Artemis als active, namentlich als lebhaft bewegte Jägerin darstellen, fast consequent neben der Göttin angebracht [23]), s. Denkm. d. a. Kunst, No. 157 b, 158 a,

---

19) Diese letztere Statue kann, wie viele erhaltene zeigen, auch ganz ruhig gestanden haben, und selbst die *θηρεύουσα* braucht nicht nothwendig als in der Weise bewegt gedacht zu werden wie die Statue von Versailles.

20) Schwerlich; denn Artemis ist nicht nur die Göttin des jagdbaren Wildes, sondern ist *εὔφρων ... δρόσοις ἀδέρκτοις μαλερῶν λεόντων, πάντων τ' ἀγρονόμων φιλομάστοις θερῶν ὀβρικάλοισιν* (Aesch. Agam. 132 sqq.), vergl. Welcker, Götterl. I. S. 590 ff., bedarf also, um ihren Hirsch gegen Raubthiere zu schützen, schwerlich ihrer Geschosse.

21) Würde in der Natur kaum denkbar sein.

22) Gegenüber dem dahingaloppirenden Hirsch?

23) Die von Wieseler a. a. O. citirten zahlreichen Wiederholungen

159, 170a; Clarac IV. 570, 1216, 1218A; 570A, 1224A; 570B, 1224C, 1224B; 572, 1224[24]); 573, 1226; 574, 1229. Und wo der Hund fehlt, wie z. B. Denkm. d. a. Kunst 157c (Jägerin?), Clarac 564C, 1218C (Jägerin?); 565, 1217A (hier ist der Hund wohl nur mit der ganzen Basis und den Beinen der Göttin weggebrochen und nicht restaurirt); 570A, 1224D (?), da ist wenigstens der Hirsch nicht an seine Stelle gesetzt; denn Monumente wie diejenigen, wo der Hirsch als das eben erjagte Wild dargestellt ist, wie z. B. Denkmäler d. alten Kunst 170, 170a, Clarac 574, 1230, um von 570, 1216 und 570B, 1214B zu schweigen, wird doch mit unserem Falle zusammenzustellen Niemandem einfallen. In der petersburger Gemme, Denkm. d. a. Kunst 157a ist der Hirsch der Göttin in ähnlichem Sinne, als Object ihrer Jagdthätigkeit, wenn auch nur mehr attributiv denn als realer Zielpunkt ihres Pfeiles, wie Wieseler erklärt, beigegeben, was von dem Hirsch neben unserer versailler Artemis sicherlich Niemand wird behaupten wollen. Denn ihre ganze Aufmerksamkeit ist ja von diesem Thiere weg und sehr bestimmt weitab nach rechts auf ein anderes Object gerichtet. In diesem sucht man ein zweites Wild. »Artemis hört«, schreibt Wieseler S. 71, »während sie auf der Jagd begriffen dahineilt, zur Seite ein Geräusch, das ihr von einem Wilde herzurühren scheint. Augenblicklich greift sie nach dem Köcher, ohne jedoch anzuhalten oder gar die eingeschlagene Bahn zu verlassen.« Seltsam; auf der Jagd begriffen legt die Göttin zuthunlich einem neben ihr hinspringenden Hirsch die Hand auf den Kopf und dennoch greift sie nach dem Pfeil um denselben gegen ein anderes Wild zu gebrauchen, das sie in einem Geräusche vermuthet; aber nichtsdestoweniger hält sie nicht an oder verlässt gar die eingeschlagene Bahn, auf welcher sie gemäss der Geschwindigkeit ihres Schrittes, der nach dem Galopp des Hirsches zu bemessen ist, in der nächsten Minute weit von der Stätte entfernt sein muss, wo etwa ein zweites Wild hat aufgehn wollen. Ich bin kein Jäger und weiss daher nicht, ob auf der Jagd nicht das Sprichwort gilt: ein Vogel in der Hand

---

der versailler Artemis auf Münzen, welche R. Rochette, Mémoire de Numismatique et d'Antiquité, p. 150 f. A. 8 zusammengestellt hatte, kann ich nicht controliren, da uns dieses Buch, wie so viele andere, auf unserer Bibliothek fehlt.

24) Der ruhig stehende Hund ist modern.

ist besser als zehn auf dem Dach; das aber wage ich zu vermuthen, dass ein Jäger, welcher der Jagdgöttin in ihrem eben geschilderten Verfahren nachahmen wollte, schwerlich mit sonderlicher Jagdbeute heimkommen würde. Der auf dem Anstand stehende, der auf dem Pürschgange befindliche Jäger mag nach rechts und links, nach vorn und hinten lauschen auf jedes Geräusch, das ihm ein Wild anzeigen kann, dann aber wird er zugleich fein stille stehn bleiben und die günstige Gelegenheit abwarten, zum Schusse zu kommen, laufen, nach einer andern Richtung, als in welche ein Geräusch seine Aufmerksamkeit lenkt, laufen wird er gewiss nicht. Und wenn ein Jäger läuft (oder reitet), so ist das auf der Hetz- oder Parforcejagd; auf dieser aber, glaube ich, wird ein echter und gerechter Waidmann, und wie viel mehr die Göttin der Jagd, ein einmal in's Auge gefasstes Ziel auch im Auge behalten und sich nicht durch beliebige Geräusche ablenken oder zerstreuen lassen.

»Die Vereinigung mehrfacher Thätigkeit und Bewegung (von welcher auch Welcker, s. o. S. 130, redet) werden wir«, schreibt Wieseler a. a. O., »bei der Jägerin Artemis auch im Folgenden mehrfach finden«, und verweist auf No. 159, 160 u. 169b in den Denkmälern d. a. Kunst. • Hier giebt's zu unterscheiden. No. 160, Münze des Augustus aus Sicilien, wäre besser gar nicht zum Vergleiche angezogen worden, denn die Göttin steht hier, wie die Aufstützung ihres Speeres auf dem Boden beweist, ganz ruhig, fest auf dem rechten Fusse, während das linke Bein leicht gehoben ist. Ob sie, wie Wieseler meint, im Begriffe war, nach der Richtung hinzuschreiten, in welche die Blicke ihres ebenfalls ruhig stehenden oder sitzenden Hundes gehen, kann uns gleichgiltig sein, und ob das Motiv ihres Umblickens in einem »eben vernommenen Geräusche« bestehe ist mindestens sehr zweifelhaft[25]. Als Parallele zu einer so rasch dahineilenden Artemis wie unsere versailler können wir eine thatsächlich ganz ruhig stehende Figur der Göttin, welche ausserdem mit ganz anderen Attributen (Speer und Hund) ausgestattet ist, nicht brauchen. No. 109 b, Münze von Chersonesos, zeigt uns Artemis, wie auch Wieseler anerkennt, mit dem geschwungenen Speer in der Rechten, also als ἀκοντίζουσα wie die Artemis von Naupaktos Pau-

25) Aehnlich ist die Richtung der Füsse und des Gesichtes bei ruhigem Stande verschieden in der dresdener Artemisstatue b. Clarac 562, 1203.

san. X. 38. 12: *ἔστι δὲ καὶ ἱερὸν Ἀρτέμιδος καὶ ἄγαλμα λευκοῦ λίθου· σχῆμα δὲ ἀκοντιζούσης παρέχεται καὶ ἐπίκλησιν εἴληφεν Αἰτωλή.* Dies Schema tritt auch in erhaltenen Monumenten uns entgegen, am sichersten in der kleinen pariser Bronze bei Clarac 566, 1246, demnächst in der, wie ich mir vor dem Original notirte, falsch ergänzten Marmorstatue in Neapel, Clarac 570 B, 1224 B und vielleicht in der Statue Strozzi das. 570 A, 1224 A, deren rechten Arm Clarac als ergänzt bezeichnet, während er vielleicht richtiger als aus antiken Resten zusammengeflickt hätte bezeichnet werden sollen [26]. Als *ἀκοντίζουσα* aber befindet sich die von Wieseler als Parallele zur versailler citirte Artemis in einer wesentlich anderen Situation als diese und kann als ein Belegstück für mehrfache Thätigkeit und Bewegung der Artemis um so weniger dienen, als mit dem Gebrauche des Speeres eine zurückweichende Stellung, wie wir sie in zwei Figuren unserer kleinen Reihe, der Münze von Chersonesos und der pariser Bronze, finden, sowohl natürlicher Weise, um dem Stosse vermehrten Nachdruck zu geben, wie in mehren Monumenten verbunden ist. Was endlich No. 159 angeht, eine Statue, deren Hauptmotiv, leicht modificirt noch mehrfach wiederkehrt, s. Clarac 565, 1247 A; 570 B, 1224 C; 573, 1226 (um von der verschieden restaurirten vaticanischen Statue 564, 1207 = 568, 1209 B und = 569, 1213, Denkm. d. a. Kunst No. 152a zu schweigen), so schreibt Wieseler von derselben S. 73: »Die Göttin hat bereits geschossen und ist aus der Stellung, welche sie beim Schiessen inne hatte, zurückgetreten (?), schon im Begriff, auf ein anderes Wild loszugehen, indem sie im dargestellten Augenblicke nur noch die Wirkung ihres Schusses beobachtet, vielleicht auch dem (nicht dargestellten) Hund, welcher nachgesetzt ist, ein Zeichen giebt oder eine Geberde des Triumphirens macht. Den Umstand, dass es sich um die unmittelbar folgende Erlegung eines andern Wildes handelt,

26) Nicht allein nämlich giebt Clarac selbst die Hand als verstümmelt, was bei einer modernen Restauration unwahrscheinlich ist, sondern die gestreckte Lage des (speerschwingenden) Armes ist bei Artemis so selten, die Situation des Greifens nach dem Köcher so unendlich gewöhnlich, dass zehn gegen eins zu wetten ist, ein moderner Restaurator wäre auf jene Lage nicht verfallen. Endlich fehlt der Kopf; sollte man eine Statue, deren beide Arme man ergänzte, nicht auch mit einem Kopfe versehen haben?

und die Richtung, welche die Göttin zu dem Behufe einschlagen wird, hat der Künstler durch den neben ihr dahinsprengenden Hund genauer angedeutet.« Ich bin mit mehr als einem Punkte dieser Erklärung nicht einverstanden, unterdrücke aber meine Gegenbemerkungen um so lieber, als Wieselers eigene Deutung vollkommen ausreicht, um zu beweisen, dass die Situation dieser Statue und diejenige der versailler Artemis ganz und gar verschiedene sind, dass es also mit der Parallelanführung des einen Monuments für die Erklärung des anderen Nichts auf sich hat. Denn weder hat die versailler Artemis eben geschossen, noch wird sie, wie ja Wieseler selbst mit Nachdruck hervorhebt, »anhalten, oder gar die eingeschlagene Bahn verlassen«, was Alles von jener anderen Statue behauptet wird.

Und somit glaube ich sagen zu dürfen, dass man für die ganz eigenthümliche Situation, in der wir die versailler Artemis sehen, d. h. für ihr energisches Umschauen nach rechts während eines raschen Dahinschreitens in fast entgegengesetzter Richtung vergeblich aus ihrer blossen Eigenschaft als Jagdgöttin eine Erklärung suchen und genöthigt sein wird, für dies singuläre Motiv auch einen singulären Anlass aufzustellen.

Das ist denn auch von verschiedenen Erklärern wohl empfunden worden. Visconti [27]) dachte deshalb an die Geschichte von Herakles' Verfolgung der keryneischen Hinde, welche von Artemis dem Herakles abgejagt, dann aber ihm geschenkt worden und glaubte »den Moment des Zusammentreffens der Göttin mit dem Heros« dargestellt [28]). Aehnlich, nur allgemeiner fasst E. Braun [29]) die in der Statue dargestellte Situation: »in ihr erscheint die Göttin nicht als Verfolgerin, sondern als Beschützerin des durch sie gehegten Wildes, indem sie einen flüchtigen Hirsch mit ihren Pfeilen zu vertheidigen im Begriff ist. Eilenden Schrittes ist sie dem wehrlosen, scheuen Thiere zu Hilfe geeilt und mitten im Laufe wendet sie sich zornigen Blicks nach dem Verfolger zurück, mit der einen Hand den Bogen bereit haltend« u. s. w. Noch weniger bestimmt O. Müller (im Text zu den Denkm. d. a. Kunst) denjenigen, gegen den Artemis' Blicke ge-

27) Opere varie a. a. O.

28) Clarac a. a. O., der Visconti's Erklärung an- und zum Theil wörtlich in seinen Text aufnimmt, schreibt: une biche court à sa gauche et parait se réfugier sous la protection de son arc.

29) Vorschule der Kunstmythol. S. 82.

wendet sind. »Artemis«, so schreibt er, »neben ihrer goldgehörnten Hirschkuh rasch dahinwandelnd, während sie rückwärts blickt und zugleich einen Pfeil aus dem Köcher zieht, um einen feindseligen Angriff oder eine frevelhafte Verletzung ihres Heiligthums abzuwehren.« Ueber und gegen Wieselers Ansicht, wenn man einmal ein Schützen des Thieres annehmen wolle, sei die Annahme eines angreifenden reissenden Thieres wahrscheinlicher, habe ich mich schon oben erklärt; offenbar aber treffen die drei anderen angeführten Annahmen eben so wenig das Richtige. Gegen diejenige Visconti's habe ich schon früher [30]) bemerkt, was ich hier nur wiederholen kann, sie passe schon deshalb nicht, weil die Göttin dem verfolgenden Helden gegenüber unter keiner Bedingung laufend oder rasch hinwegschreitend dargestellt werden durfte, sondern vor allen Dingen Stand zu halten hatte. Und ganz dasselbe gilt von dem anonymen Braun'schen Verfolger und dem Wieseler'schen reissenden Thiere. Viel eher würde ich mich O. Müllers Auffassung anschliessen können, denn an die Abwehr der Verletzung eines Heiligthums denke ich ebenfalls; nur bleibt bei der Müller'schen Erklärung das rasche Dahinschreiten der Göttin unmotivirt, das Motiv wenigstens unausgesprochen. Dies Motiv kann, allgemein gesprochen, nur darin gefunden werden, dass die Göttin aus grösserer oder geringerer Entfernung zur Hilfe herbeikommend, sich zwischen den Angreifer und das Object seines Angriffs, das nicht der neben ihr galoppirende Hirsch sein kann, zu stellen sucht. Nur so ist das Fortschreiten in der einen, das Umschauen in der anderen Richtung erklärt. In dem Objecte des Angriffs, auf welches die helfend herbeikommende Artemis zuschreitet, glaubte ich früher (a. a. O.) Leto, in dem Angreifer, auf welchen ihr Blick gerichtet ist, und gegen den sie ihre schon im Herbeikommen vorbereitete Handlung, d. h. ihre Schüsse richten wird, sobald sie ihr Ziel erreicht hat, Tityos vermuthen zu dürfen. Darüber ist nun kein Wort mehr zu verlieren, denn ich glaube bestimmt, wir kennen jetzt ein anderes Object der Vertheidigung, das pythische Heiligthum Apollons und einen anderen Angreifer, die tempelräuberischen Gallier. »Deum advenisse, clamant (universorum templorum antistites) eumque se vidisse ... comitesque ei duas armatas virgines ex propinquis

30) Verzeichniss der leipziger Gypssammlung S. 51 f.

duabus Dianae Minervaeque aedibus occurrisse, nec oculis tantum haec se perspexisse, audisse etiam stridorem arcus ac strepitum armorum« schreibt Justinus. Dieser Passus scheint mir der Schlüssel des lange verschlossenen Räthsels zu sein; den zum Schutze seines Heiligthums herbeigekommenen Apollon, iuvenem supra humanum modum insignis pulchritudinis kennen wir im belvederischen Apollon, die ihrem Bruder zu Hilfe eilende Artemis gesellen wir ihm in der grundverwandten versailler Statue, die andererseits herbeieilende Athene bleibt zu suchen und wird sich vielleicht auch schon gefunden haben, worauf ich zurückkomme. Einstweilen ist über die Artemis noch Einiges zu bemerken. Zuerst noch ein Wort über die Stelle des Justinus. Wieseler, welcher in seinem Aufsatz über den Apollon Stroganoff und den vom Belvedere (Philol. XXI.) S. 249 als dritte These aufstellt: »in dem betreffenden Kampfe muss sich Apollon, wie der geöffnete Köcher des Apollon vom Belvedere zeigt, vor der Aegis schon der Pfeile gegen den Feind bedient haben«, meint S. 250: »die Forderung erfülle sich auf das Vollständigste durch die ausdrücklichen Worte Justins, nach welchen das Gezisch vom Bogen dem Erdbeben und Unwetter voraufgeht« und fügt in der 29. Note S. 265 nach Mittheilung der Stelle des Justinus hinzu: »Es wird kaum zu befürchten sein, dass Jemand den Ausdruck stridorem arcus wegen des Singularis des letzten Wortes nur auf den Bogen der Artemis bezogen wissen wolle, auch nicht, wenn er Cicero de Divinat I. 37. 81 Folgendes geschrieben findet: obiiciuntur etiam saepe formae, quae reapse nullae sunt, speciem autem offerunt, quod contigisse Brenno dicitur eiusque Gallicis copiis, quum fano Apollinis Delphici nefarium bellum intulisset. tum enim haec fatam esse Pythiam:

ego providebo rem istam et albae virgines.

ex quo factum, ut et viderentur virgines ferre arma contra et nive Gallorum obrueretur exercitus. Denn aus den letzten Worten folgt mit nichten, dass nach der Sage nicht auch Apollon geschienen habe, ferre arma contra u. s. w.« Das Letztere mag sein, was aber den Justin anlangt, so bedaure ich, dass was Wieseler kaum befürchten mag, bei mir zutrifft, und dass ich sehr geneigt bin, den stridor arcus auf das Eingreifen der Artemis so wie den strepitus armorum auf dasjenige der Athene

zu beziehn resp. zu beschränken, so dass für den mit der Aegis, und nur mit der Aegis kämpfenden Apollon das Erdbeben, das Unwetter, kurz die Naturerscheinungen übrig bleiben, welche als eine Wirkung des Schüttelns der Aegis betrachtet werden können [31]. Wieselers These, Apollon müsse erst mit dem Bogen gekämpft haben, ehe er zur Aegis griff, kann ich mich aus manchen Gründen nicht anschliessen. Es entspricht moderner Infanterietaktik, den Feind erst durch die Schusswaffe mürbe zu machen, ehe man ihm anderweit zu Leibe geht, ein Gott aber, welcher im Besitz einer Waffe wie die Aegis ist, welche »durch ihren blossen Anblick vernichtet, die zeigen und den Beschauer verderben Eins ist« (Jahn, Arch. Ztg. 1863. S. 68), bedarf wahrlich nicht vorher noch seines Bogens. Dazu kommt, dass man nicht einsieht, wohin denn Apollon seinen Bogen nach provisorischem Gebrauche gethan hat, um sich der Aegis zu bemächtigen; die Vorstellung, er habe ihn weggeworfen, ist unmöglich, diejenige, er habe ihn in seinen Tempel zurückgetragen und zugleich nun erst die furchtbare Aegiswaffe aus demselben hervorgeholt, scheint mir kleinlich und verknüpft sich mit der anderen, der Gott habe gefunden, dass er mit seinem Bogen Nichts ausrichte. Und das darf doch nimmer vorausgesetzt werden: des Gottes würdig ist nur das Eine, dass er sofort die richtige Waffe der Entscheidung und der Vernichtung des Gegners gebraucht hat. Weiter kommt hinzu, dass von den verschiedenen Wiederholungen des nach dem hier in Rede stehenden Motive componirten Apollon der einzige vaticanische den geöffneten Köcher hat. Der Stroganoff'sche hat nur ein Band um die Brust, das immerhin ein Köcher-, nicht ein Leierband gewesen sein mag (Wieseler, a. a. O. Note 42, S. 268), die Statue Landsdown, Clarac 476 A, 906 A, diejenige in Villa Albani, Clarac 482 C, 948 E, welche beide (nebst der Smith-Barry'schen, Clarac 476 A, 906 B, die aber wohl besser aus dem Spiele bleibt) schon Wieseler selbst in den Denkm. d. a. Kunst S. 53 richtig als Wiederholungen anführt, d. h. als

31) Auch Justin a. a. O. 9. scheint mir dies Eingreifen des Gottes bestimmt genug auf die Naturerscheinungen zu beschränken, wenn er schreibt: praesentiam Dei et ipsi statim sensere: nam et terrae motu portio montis abrupta Gallorum stravit exercitum, et confertissimi cunei non sine vulneribus hostium dissipati ruebant. 10. insecuta deinde tempestas est, quae grandine et frigore saucios ex vulneribus absumsit cet.

Statuen, »welche (und das gilt ganz insbesondere von der Landsdown'schen) auf dasselbe Original zurückgehn oder doch dieselbe Handlung des Gottes in ganz ähnlicher Auffassung darzustellen scheinen«, haben beide gar kein Köcherband und eben so wenig hat dasselbe die kleine Pulszky'sche Bronze (Taf. VII), auf welche ich zum Schluss zurückkommen werde. Ich kann deswegen nicht umhin, den Köcher des vaticanischen Apollon mit Jahn, Archaeol. Ztg. 1863. S. 66, als »ein stehendes Attribut des Apollon« aufzufassen, »das er, wenn ihm in einem besonderen Falle die Aegis übergeben wird, beibehalten oder ablegen kann, ohne irgend welchen Einfluss auf die Hauptsache«. Und für eben so gleichgiltig halte ich, um dies beiläufig zu bemerken, den Stamm neben dem vaticanischen Apollon, welcher den Bronzen fehlt, und den ich deshalb, ganz anderer Ansicht als Wieseler, nur als Stütze betrachte, deren die Marmorcopie eines Bronzeoriginals eben nicht entrathen konnte.

Wenn ich also bei Justinus den stridor arcus auf die Artemis wie den strepitus armorum, der bei Wieselers Beleuchtung der Stelle ganz übergangen ist, auf die Athene der von mir vermutheten Gruppe beziehe, so knüpft sich daran für die Artemis noch ein Anderes. Ich bin nämlich auch in Betreff des ergänzten linken Armes der versailler Statue ganz anderer Meinung als Wieseler, welcher denselben für »sicherlich richtig« ergänzt hält. Gegen die Füglichkeit der Annahme, Artemis lege einem neben ihr dahinspringenden Hirsch wie zuthunlich die Hand auf den Kopf, habe ich schon oben angeführt, dass dieses in der Natur, d. h. wenn man sich die Gruppe bewegt denkt, und das soll man doch bei einem gut componirten Kunstwerke können, zur Unmöglichkeit wird. Dazu kommt, dass die auch von Wieseler mitgetheilten nächstverwandten Monumente, die petersburger Gemme (Denkm. d. a. Kunst No. 157 a), und die Münze (das. 157 b) die Göttin mit halb oder ganz erhobenem Bogen darstellen; wie sie die anderen, von Rochette beigebrachten Parallelmonumente zeigen, kann ich, wie gesagt (s. Note 23), leider nicht controliren, die Statuen Strozzi, Clar. 570 A, 1224 A und im capitolinischen Museum (das. 572, 1224) kann ich nicht für massgebend halten [32]. Hatte der Restaurator, und das war

32) Von der capitolinischen ist fast nur der Torso echt, von der Strozzi'schen ist die Art der Ergänzung zweifelhaft; führte sie in der

ja der Fall, die Artemis als Einzelstatue zu ergänzen, so hat er, in gewissem Sinne verständiger Weise, durch den auf den Kopf des Hirsches gesenkten Arm gethan, was er vermochte, um der Composition Geschlossenheit und Abrundung zu geben, denken wir dagegen die Artemis in der Gruppe, die ich aufstelle, so wird der gehobene Arm, gegen den gewiss Nichts spricht, fast zur Nothwendigkeit. Ich wage also die Conjectur, er sei in der That gehoben gewesen, auf die Gefahr hin, eines circulus vitiosus beschuldigt zu werden.

Ich komme zu dem neben der Göttin dahinspringenden Hirsch und damit zu dem Bestandtheil der versailler Gruppe, die meiner Erklärung die grössten Schwierigkeiten macht. Was hat der Hirsch mit der Gallierniederlage bei Delphi zu thun? Direct mit dieser ganz gewiss Nichts. Aber ich will ganz offen sein und unumwunden bekennen, dass ich eine ausreichende Erklärung für den Hirsch nicht zu geben vermag. Mancherlei, was man allenfalls sagen könnte, wie z. B. er diene, um der Gruppe nach unten mehr Masse zu geben [33], zugleich, um die Raschheit der Schritte der Göttin noch schärfer als dies durch ihre eigene Bewegung geschieht, zu versinnlichen [34], er sei ein gewöhnliches, wenigstens nicht selten vorkommendes Attribut der Artemis wie der Köcher ein solches des Apollon ist, und was dergleichen mehr wäre, dies genügt mir nicht. Genügen würde mir nur, wenn ich nachzuweisen vermöchte, dass die in Delphi verehrte Artemis eine Elaphiaea oder etwa Agrotera [35])

Rechten, wie ich vermuthe (oben S. 134) den Jagdspeer, so kann sie in der Linken nicht den Bogen gehalten haben, der gesenkte Arm ist deshalb, auch wenn er, was ich nicht für unwahrscheinlich halte, echt ist, für unseren Fall nicht massgebend, vielmehr nach demjenigen der pariser Bronze, Clarac 566, 1246, und etwa dem der neapeler Statue das. 570 B, 1224 B, zu beurteilen.

33) Von besonderer Bedeutung würde dies in einer Gruppe, wie die von mir angenommene, sein, in welcher die kurzgewandete Artemis der langgewandeten Athene auf dem rechten Flügel zu entsprechen hatte. Befreundete Künstler erklärten dies Motiv für nach ihrem Gefühl allein hinreichend, um den Hirsch der Göttin beizugeben.

34) Vgl. Welcker im bonner Gypskatalog a. a. O.: »Die Raschheit der Schritte anschaulicher zu machen dient die Hirschkuh, welche im vollen Laufe unter der linken Hand der Göttin vorbeifliegt, zugleich ein passendes Beiwerk.«

35) Ueber die Agrotera als »Mitstreiterin im Kriege« vergl. Gerhard, Mythol. §. 331. 3.

gewesen oder einen ähnlichen Beinamen getragen habe, dass ihr Tempelbild den Hirsch als Attribut bei sich gehabt habe; und dazu bin ich nicht im Stande, da wir, meines Wissens, über die in Delphi verehrte Artemis, abgesehen von der Σίβυλλα Δελφίς, die ja aber gewiss nicht die einzige war, ihren Cult und ihre kunstmythologische Gestaltung überhaupt nicht unterrichtet sind. So wenig wie ich demnach zugeben möchte, ihr eigene der Hirsch als Attribut nicht, so wenig kann ich behaupten, er komme ihr zu.

Wenn schon die Stellung der versailler Artemis, namentlich ihr energisches Umschauen in anderer Richtung als derjenigen ihres Fortschreitens, wie oben näher erörtert wurde, für die von mir vorgeschlagene Auffassung spricht und nur durch diese eine genügende Erklärung findet, so gilt dasselbe von dem Ausdruck des Gesichtes, welcher sich zu demjenigen des vaticanischen Apollon ebenso parallel verhält wie die Formgebung, das Massverhältniss und der technische Vortrag beider Statuen, nur dass er bei der Artemis weniger scharf charakterisirt ist und dass ihm jene wunderbare Mischung von Hohn und göttlicher Hoheit und Freudigkeit fehlt, welche uns vom Antlitze des Apollon entgegenstrahlt, welche aber auch nur ihm, der die Aegis handhabt, und eben weil er dies thut, zukommt. Es begreift sich sehr leicht, dass diejenigen, welche in der Artemis Nichts als die Jagdgöttin haben erkennen wollen, auch über den Ausdruck ihres Gesichtes nur dem entsprechend geurteilt haben, so dass Welcker (Katal. des bonner Gypsmus. S. 57) schrieb: »nicht Zorn, sondern Eifer belebe den Blick«, jedoch nicht ohne auch seinerseits vorherzusenden, »der Ausdruck des Gesichtes ist ernst, die Stirn hoch und streng«, und Feuerbach (Vatican. Apollon 2. Ausg. S. 203) gar: »Der Charakter ihres Kopfes ist weder Zorn noch Triumph, weder Eifer noch Freudigkeit, überhaupt nicht durch einen momentanen Eindruck bedingt, sondern Nichts als jungfräuliche Strenge und Götterhoheit. Ihr Jagdgeschäft (!) betreibt sie wie ein gewohntes Alltagsgeschäft (!), halb unbewusst und handwerksmässig (lieber gar!), während ihr Geist, wie abwesend, nur auf sich selbst beruhend, die stille Grösse seines Wesens feiert. Dem Jagdgeschäfte gehört von ihrer Miene Nichts, als ein gewisser Zug der Verdrossenheit (!), der im Spiele der Mundwinkel unverkennbar ist.« Aber eben so leicht begreift sich, dass diejenigen, welche in

der Artemis eine andere Bedeutung erkannten, auch den Ausdruck ihres Gesichtes anders beurteilten, dass Clarac[36]) schrieb: »La colère anime ses regards«, E. Braun (Vorschule S. 32): »Mitten im Laufe wendet sie sich zornigen Blickes zurück nach dem Verfolger«; und weiter ist mir noch viel erklärlicher, warum noch weit Mehre die Verwandtschaft der Artemis von Versailles mit dem vaticanischen Apollon auch in dem Ausdruck ihrer Gesichter erkannten, wie Thiersch (Epochen S. 374): »Bewegter als in allen andern Bildern ist das Haupt der Diana in der herrlichen Statue von Versailles, die auch durch Handlung und Stil neben dem Apollo vom Belvedere herabrückt«, Welcker (Katal. des bonner Gypsmuseums S. 58) »auch ... in dem Gesichtsausdruck fehlt es an Uebereinstimmung nicht«, oder Hettner (Vorschule S. 273): »Die rasche Bewegtheit, der Gesichtsausdruck, die Massverhältnisse ihrer Körper ... haben schon längst auf die Vermuthung geführt, beide Statuen seien ... als zusammengehörige Seitenstücke zu betrachten[37]), womit auch schon mehr zugestanden ist, als diejenigen zugestehn dürfen, welche an der Erklärung der Artemis als blosser Göttin der Jagd festhalten wollen. Diese Verwandtschaft der beiden Köpfe möchte nun auch ich mit Nachdruck betonen, ohne damit die Verschiedenheit derselben in feineren Zügen zu verwischen oder ausser Acht zu lassen, und zwar um so weniger, je besser mir diese Verschiedenheit motivirt scheint. Zornig möchte ich das Antlitz der Artemis nicht nennen, wohl aber liegt in demselben eine grosse, mehr als blos jungfräuliche, Strenge und eine nicht unbeträchtliche Spannung und Erregtheit keineswegs freundlicher Natur. Nicht Verdrossenheit, wohl aber Unmuth spricht aus den etwas herabgezogenen Winkeln des geöffneten und sehr fein behandelten Mundes und das gross geöffnete, überaus lichtvolle und scharf fixirende Auge sucht energisch das Ziel des Pfeiles, den die Göttin so eben aus dem Köcher nimmt und den sie hinaussenden wird, sobald sie den Punkt erreicht hat, auf den sie zustrebt, d. h. die Stelle neben dem Bruder. Von dem Hohn und dem Anflug triumphirender Freudigkeit, den man

---

36) Catal. du Louvre No. 178, übereinstimmend mit Visconti, Opere varie a. a. O.

37) Clarac fügt a. a. O. in einer Note bei: les deux têtes ont la même noblesse et un air de famille qui pourrait les faire croire de la même main. Eine parallele Aeusserung Feuerbachs s. oben S. 127.

mit Recht in dem Antlitz des Apollon erkennt, ist Nichts in dem Antlitze der Artemis, aber mit Recht; denn Apollon handhabt die unwiderstehliche Aegis und sieht deren augenblicklich verderbliche Wirkung auf den wilden, verhassten Feind vor Augen, Artemis dagegen hat von ihrer Waffe selbst den ersten Gebrauch noch nicht gemacht. Dazu kommt, dass Apollon, dessen Heiligthume der Angriff der Gallier gilt, nach meiner Auffassung die centrale Figur der Gruppe ist, und so wie es sich für diese ziemt, dass sie die furchtbarste Waffe und mit ihr den grössten Antheil an der Niederlage des Feindes hat, so spiegelt sich auch in seinem Antlitze passend der Triumph der mit göttlicher Uebermacht vollzogenen Abwehr, während die Strenge, die Erregtheit im Gesichte der Artemis uns besonders vergegenwärtigt, wie gewaltig und wie verhasst der Feind sei, dem die Götter entgegentreten. So finden wir auch in dem seelischen Ausdrucke der Köpfe dieselbe Mannigfaltigkeit, welche uns die Handlungen der Götter vor Augen führen, dieselbe Abstufung, welche, gipfelnd im Apollon, in ihrem Antheil am Kampfe, in ihrem Interesse, in ihrem unmittelbaren Erfolge gegeben ist. Und während somit alle Einförmigkeit des Ausdrucks, welche in der blossen Wiederholung liegen würde, auf's glücklichste vermieden ist, klingen die verschiedenen Erregungen und Stimmungen der göttlichen Gemüther in den verschiedenen Personen wie in einen Accord zusammen.«

Soviel von der Artemis und von dem, was wir in ihr und im Apollon vom Belvedere vor Augen haben. Fehlt in der von mir vorausgesetzten Gruppe noch die Athene; aber auch die möchte, wie ich schon oben sagte, bereits gefunden sein. Ich bitte mich nicht misszuverstehen; während ich allerdings glaube, dass wir in dem Apollon im Vatican und in der Artemis im Louvre die Bestandtheile einer auch den Exemplaren nach zusammengehörenden Gruppe besitzen [38]), bin ich weit entfernt, dies auch von der Athene, die ich gleich nennen werde, zu behaupten, um so weiter, je weniger ich von hier aus im Stande bin, die Uebereinstimmung in Marmor, Technik [39]) u. s. w. zu consta-

38) Man halte mir nicht das Material der beiden Statuen entgegen; dasjenige der Artemis gilt für parischen Marmor, wie wenig man aber über dasjenige des vaticanischen Apollon zur Gewissheit gelangt ist, hat noch neuerlich wiederum Welcker, Arch. Ztg. 1862. a. a. O. hervorgehoben.

39) Was ich mir 1859 vor dem Original notirte, trifft nicht das worauf

tiren. Also, wohlverstanden, nur dem Motiv nach, nach diesem aber auch ziemlich sicher, finde ich die fehlende dritte Statue in der capitolinischen, welche aus dem Mus. Capitol. III. tab. 4 bei Clarac 462A, 858A abgebildet ist. Es ist das dieselbe Figur, welche der leider viel zu früh verstorbene Dr. H. Hirzel in den Annali von 1864 (XXXVI.) p. 235 sqq. auf die vielbesprochene Gruppe Myrons, den satyr admirans tibias et Minerva hat beziehn wollen, ohne, soviel mir bekannt geworden, bei irgend Jemandem Zustimmung zu finden und welche auf der tav. d'agg. Q. grade in der Ansicht abgebildet ist, die ich brauchen konnte. Je weniger aber, nach dem Gesagten, Hirzels Schilderung von einer Vermuthung wie die meine befangen genannt werden kann, um so lieber mag ich dieselbe hier wörtlich wiederholen. »È da notarsi che tanto le braccia quanto la testa sono di ristauro moderno; questa, secondo le rotture, dovrebbe esser rivolta un poco piu a sinistra (und würde dann noch genauer der Richtung des Gesichtes bei der versailler Artemis entsprechen). Niente di meno è chiaro il concetto artistico della statua. La dea è espressa *in* grande agitazione; sta per incamminarsi a destra, anzi ha gia fatto un passo (nur einen?) e per la forza del movimento tutte le pieghe della veste svolazzano a sinistra; ma si ferma ancor per un momento (?), guardando un oggetto che si deve supporre a sinistra di essa, e ciò lo indica l'es-

---

es hier zumeist ankommt, dürfte aber dennoch, falls Andere es bestätigt finden, in einem Punkte wenigstens nicht ganz gleichgiltig sein, weshalb ich mir erlaube, es der Hauptsache nach herzusetzen. »Salone No. 13 (Beschreib. Roms 14) Athene Promachos. Würde ohne die Ergänzungen (Kopf und Arme) ganz anders und besser wirken; die Gewandung ist vortrefflich behandelt, fleissig und in den Falten tief ausgearbeitet, daher voll schöner satter und malerischer Schatten und von im Ganzen sehr fliessender und einheitlicher Bewegung, nur der rechte Zipfel des Diploïdion wirkt etwas kleinlich. ... Am Gewande dürfte etwa, aber mit grosser Vorsicht auch noch das auszusetzen sein, dass dasselbe gegenüber seiner sonstigen Fülle das Nackte der Beine, besonders des vortretenden rechten Oberschenkels etwas zu deutlich fühlen lässt. Hier scheint das Gewand zu stark anzukleben für einen Stoff, der sonst so energische, grosse und einheitliche Falten wirft« u. s. w. — Hat nun wirklich diese Statue in der Gruppe, die ich annehme, der kurzbekleideten Artemis mit ihren nackten Beinen gegenübergestanden, erklärt sich da nicht, was mir an dem Einzelbild als eine levis macula erschien, aus dem berechtigten Streben nach Responsion der beiden Flügelfiguren?

ser voltato col petto alla direzione opposta a quella dei piedi. Questo contrasto di due movimenti, vale a dire voler andare con passi agitati a destra e guardar nello stesso tempo alla parte opposta, è troppo caratteristico per non rammentarci subito il rilievo accennato.« (Denkm. d. a. Kunst II. No. 239.) Was dies Letztere anlangt, mag ein gewisser Grad von Aehnlichkeit anerkannt werden, so wenig mir die aus derselben abgeleiteten Consequenzen bindend scheinen.

Im Uebrigen aber habe ich der Hirzel'schen Analyse der Composition und der Situation der Statue so gut wie Nichts beizufügen, nur dass ich als Object der Blicke der Göttin dieselben Gallierschaaren annehme, denen nach meiner Ueberzeugung die Blicke nicht nur des belvederischen Apollon, sondern auch diejenigen der versailler Artemis gelten, auf welche letztere die Hirzel'sche Schilderung der Athene in allen Hauptpunkten sich vollkommen würde anwenden lassen, wenn man links und rechts vertauscht und von der Handhabung von Bogen und Pfeil absieht. Und eine solche Uebereinstimmung, eine solche wunderbar durchgeführte Responsion zweier in entgegengesetzter Bewegung dargestellten Figuren wäre Zufall?! Das ist mir vollkommen undenkbar und ich wage zu hoffen, dass diejenigen, welche mit vorurteilslosem Blicke dem Eindrucke sich hingeben, welchen die drei in Rede stehenden Figuren als Gruppe componirt, wie sie in meiner, wenn auch noch so leichten und flüchtigen Skizze auf Taf. VI zusammengestellt sind, hervorbringen, mit mir sich von deren Zusammengehörigkeit überzeugen werden. In Beziehung auf den Apollon und die Artemis schreibt Hettner (Vorschule S. 273 f.) in fein empfundener Weise: »Der Antagonismus und das lebendige Wechselspiel der Formen und Glieder . . . ist hier, wie in einer Gruppe, zu einem Antagonismus beider Statuen erweitert. Ein jeder Theil an der einen ist in seiner Richtung dem ihm entsprechenden der andern schlechthin entgegengesetzt. Der Arm, der sich dort hebt, senkt sich hier (?), der Fuss, der dort vorschreitet, tritt hier zurück, das Gesicht, das dort in die Ferne blickt, wendet sich hier zurückschauend (?).« Aber noch ungleich vollkommener ist der Rhythmus in Responsion und Contrast in der Gruppe der drei Figuren, die ich zusammengestellt habe. In fast identischen Bewegungen eilen die beiden helfenden *λευκαὶ κόραι* dem Protagonisten von rechts und links zu, in ihm löst

sich ihre Gegenbewegung in die Bewegung nach vorn, dem Feind entgegen auf; die beiden Helferinnen sind kampfbereit, aber sie kämpfen noch nicht, er allein der Protagonist in der Mitte erhebt seine entsetzliche Waffe, deren Anblick Verderben und Vernichtung ist; rechts und links heftige Erregung, Spannung, Eifer, in der Mitte massvolle Ruhe, Entscheidung, Siegesfreudigkeit. Wie die Linien einander entsprechen, wie sie sich einander ablösen und sich in einander fügen zu einem reichgegliederten und doch harmonischen rhythmischen Ganzen, das, meine ich, sieht man besser selbst aus meiner leichten Skizze, als ich es mit Worten zu schildern vermöchte. Das Schema der in einem Kreisabschnitt gestalteten gemeinsamen Basis aber als ein echt antikes zu erweisen, kann ich mir wohl ersparen, um nicht Längstbekanntes nochmals nachzubeten.

---

Ich kann und darf die so hingestellte Gruppe nicht verlassen, ohne auch ihr kunstgeschichtliches Verhältniss einer Erwägung unterzogen zu haben. Die Frage, ob man den Apollon vom Belvedere und den Stroganoff'schen als ein selbständiges Product der Periode der Kunst nach der Galliemiederlage bei Delphi betrachten, oder beide Statuen, die eine directer, die andere indirecter auf ein früheres Original zurückführen solle, ist verschieden beantwortet worden. Für die erstere Ansicht sind Jahn (Arch. Ztg. 1863. S. 69) und, hauptsächlich auf Jahn gestützt, Wachsmuth (in v. Sybels Zeitschrift X. S. 15) eingetreten, die letztere hat Wieseler (Philol. XXI. S. 251 ff.) in ausführlicher Auseinandersetzung zu begründen versucht, deren Hauptresultat in der Kürze dies ist: erfunden ist das Grundmotiv des in Rede stehenden Apollon mit der vorgestreckten Aegis nicht erst in der Diadochenperiode und in Beziehung auf die Galliemiederlage bei Delphi, sondern in Beziehung auf die parallele und vorbildliche Sage von der Perserniederlage, und zwar nicht unmittelbar nach dieser, sondern (Note 65, S. 280) um Ol. 89 (um 389 v. Chr.), und zwar gehört die Erfindung einem attischen Künstler der jüngeren Schule (das. u. S. 256). Auf dieses ältere Original gehe der Apollon Stroganoff (S. 256) als Copie »oder Copie einer Copie« (S. 254) zurück, der Apollon vom Belvedere dagegen auf eine die Galliemiederlage betreffende, »welcher wiederum die ältere auf die Niederlage der Perser be-

zügliche Apollonstatue zum Grunde lag«, die also keine neue Schöpfung der Diadochenperiode, sondern nur die Umbildung einer schon vorhandenen Composition war. Ich kann mich den kunstgeschichtlichen Gründen, die Wieseler, selbst mit Berufung auf eine von mir [40]) aufgestellte Behauptung in Betreff der mangelnden Originalität der Diadochenperiode auf dem Gebiete des göttlich Idealen (s. Wieseler Note 44, S. 268) geltend macht, um der Zeit von Ol. 125 nach der Galliernìederlage die Erfindung des Grundmotivs unserer Statuen abzusprechen, nur vollständig anschliessen, und wenn ich auch, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, den Argumenten, die Wieseler aus dem geöffneten Köcher und dem Oelbaumtronc des vaticanischen Apollon ableitet, um dessen Bezüglichkeit auf die Gallierniederlage im Gegensatze zu der Bezüglichkeit des Stroganoff'schen Apollon auf die Perserniederlage zu erweisen, nicht zu folgen vermag, wenn ich es ferner auch, da mir die Autopsie der Stroganoff'schen Statue fehlt, dahingestellt lassen muss (aber ohne Wieselern zu widersprechen), ob sich diese auf die Perserniederlage anstatt auf die der Gallier beziehe, so glaube ich doch für die Bezüglichkeit des vaticanischen Apollon auf die letztere, eben durch Aufstellung der Gruppe, falls diese anerkannt wird, nach dem oben S. 124 Bemerkten das stärkste Argument beigebracht zu haben, das sich beibringen lässt. Eben so wenig aber wie ich den vaticanischen Apollon, oder die Statue, zu der der Steinhäuser'sche Kopf gehört oder das Original dieser beiden und der anderen verwandten Statuen (s. oben S. 138), da und sofern sie sich auf die Galliernìederlage bei Delphi beziehn, für originale Erfindungen, sondern nur für Modificationen eines älteren, allerdings wahrscheinlich auf die Perserniederlage bezüglichen Originals halte, eben so wenig scheinen mir in den beiden anderen Statuen meiner Gruppe originale Erfindungen vorzuliegen. Die Artemis ist aus älteren Darstellungen der Jägerin Artemis, wie sie in der Münze No. 157b, der Gemme No. 157a in den Denkmälern d. a. Kunst und wahrscheinlich in der capitolinischen und der Strozzi'schen Statue (Clarac 572, 1224; 570 A, 1224 A) und weiterhin in noch manchen anderen Monumenten vorliegt, entwickelt, die Athene zunächst aus solchen Darstellungen der Göttin, wie sie die in den Denkm. d. a.

---

40) Geschichte der griech. Plastik. II. S. 145.

Kunst unter No. 216b abgebildete athenische Münze, die das. unter No. 216c beigebrachte Gemme und die von Wieseler zu No. 216b verzeichneten Monumente[41]) und weiterhin etwa noch die Statuen einer einfach als Promachos gefassten Athene darbieten. Wenn Wieseler die Darstellung der Münze 216b, wie ich glaube mit Recht, so charakterisirt: »Athene in den Kampf eilend und ihr Volk zur Nachfolge auffordernd«, so wäre es nicht unmöglich, in der Athene unserer Gruppe auch noch einen Hinweis auf das ausser den Göttern die Gallier bekämpfende menschliche Heer[42]) zu finden, ohne dass ich gleichwohl diesen in den Vordergrund rücken möchte. Immerhin aber wird dadurch gezeigt, eine verhältnissmässig wie geringe Umwandlung mit einer solchen Promachos oder ἀγελείη nöthig war, um sie harmonisch in die Gruppe der die Gallier bei Delphi abwehrenden Götter hineinzupassen[43]).

---

Ich kann diesen Aufsatz nicht in die Welt hinausgehn lassen, ohne ihm eine Besprechung eines neuen Parallelmonuments zum Apollon mit der Aegis hinzuzufügen, dessen Zeichnung ich behufs der Publication durch die Güte des Besitzers seit mehren Jahren in Händen habe.

Dies Monument (s. Taf. VII) ist eine 32 Cm. hohe Bronzestatuette im Besitze des Hrn. Franz v. Pulszky in Pest, deren Original ich bei meiner letzten Anwesenheit in Florenz im Frühling 1865 bei dem damals noch daselbst wohnhaften Besitzer studiren konnte, und welche sowohl diesem wie dem Maler Hrn. Prof. Grosse, welcher, mit mir Gast in der gastlichen Villa Petrovitz, die Freundlichkeit hatte, den Kopf in 2 Ansich-

---

41) Unter denen sich unsere capitolinische Statue mit befindet.

42) Vgl. Wieseler, Philol. a. a. O. S. 269. Note * zu Note 47.

43) Nur beiläufig mag ich hier die Hoffnung aussprechen, dass Niemand die capitolinische Athene deswegen für ungeeignet zur dritten Figur meiner Gruppe halten wird, weil sie die Aegis als Brustharnisch trägt, während Apollon eine andere Aegis als Angriffswaffe handhabt. Denn die Aegis bei Athene ist ihr ständiges Attribut und konnte ihr am wenigsten da fehlen, wo sie als kämpfende Göttin erscheint; auf sie aber fällt gar kein Gewicht, während ihre Weglassung bei der Athene in der von mir angenommenen Gruppe den Gedanken erwecken müsste, Apollon habe die Aegis von Athene entlehnt, einen Gedanken, welcher dem Künstler gewiss so fern wie möglich gelegen hat.

ten und die besonders merkwürdige linke Hand mit dem Rest ihres Attributes für mich zu zeichnen, wie endlich mir selbst ganz unzweifelhaft echt antik schien und deren Echtheit auch wohl schwerlich angefochten werden kann. Die hier mitgetheilte Zeichnung des ganzen Denkmals ist freilich nicht die beste, allein, da das Werkchen selbst weniger durch seinen Kunstwerth, als durch seinen Gegenstand merkwürdig ist, so wird sie als genügend betrachtet werden dürfen. Es leuchtet nun wohl auf den ersten Blick ein, dass wir es mit einer Composition zu thun haben, welche in den Grundzügen den Apollon vom Belvedere, den Stroganoff'schen und den Landsdown'schen Apollon wiederholt. Es ist dieselbe Haltung mit gehobenem linken, schwebend gesenktem rechten Arm, dieselbe Richtung des Kopfes, welche der Erhebung der Linken folgt, ja auch von dem Ausdruck des Antlitzes des vaticanischen Apollon, von dem stolzen und doch von Heiterkeit überhauchten Zorn liegt ein Abglanz auf dem Gesicht unserer kleinen Bronze, wie die Grosse'schen Skizzen unter a und b zeigen. In der linken Hand aber hielt der Gott einen Gegenstand, der von oben gesehn, siehe c, S-förmig zusammengefaltet, sich noch innerhalb der Hand, und besonders unterhalb der zusammenfassenden Finger ausbreitet und, in mehre Falten gebogen, sich als aus weichem, elastischem Stoff, wie Fell oder Leder bestehend zu erkennen giebt, siehe d. Die Natur dieses Gegenstandes, dass er nämlich eine Aegis gewesen, kann nach Massgabe der Stroganoff'schen Bronze und ihres Aegisfragments wohl schwerlich noch bezweifelt werden. So interessant diese Uebereinstimmungen der Pulszky'schen Statuette mit der Stroganoff'schen Bronze und weiterhin mit dem vaticanischen Apollon sind, kaum minder interessant sind ihre Eigenthümlichkeiten und Abweichungen von jenen Exemplaren des Apollon mit der Aegis, Eigenthümlichkeiten, welche zugleich jeden Gedanken an eine moderne Nachahmung etwa der Stroganoff'schen Bronze, sofern an eine solche überhaupt gedacht werden könnte, gradezu ausschliessen. Diese Eigenthümlichkeiten beginnen mit dem reichen Haar des Kopfes, welches nicht in jene beim vaticanischen Apollon, beim Steinhäuser'schen Kopfe und beim Apollon Stroganoff mit Modificationen wiederholte Haarschleife über der Stirn zusammengefasst ist, vielmehr das ganze Gesicht mit einem grossen Kranze dichter Locken umrahmt, hinter denen eine unter denselben geborgene

Taenie liegend zu denken ist. Sie setzen sich fort in der Erhebung des Armes, welche über diejenige am Apollon Stroganoff weit, aber selbst über diejenige am vaticanischen Apollon nicht unbeträchtlich hinausgeht. Ferner aber fehlt unserer Statuette nicht allein der Köcher des vaticanischen und das Köcher- (oder Leier?-) band des Stroganoff'schen Apollon, sondern auch die Chlamys, welche alle bisher bekannten Wiederholungen dieses Typus, wenngleich in verschiedener, durch das Material bedingter Anordnung gemeinsam haben. Und endlich unterscheidet sich die Pulszky'sche Bronze von dem vaticanischen und dem Stroganoff'schen Apollon auch durch die Stellung der Füsse, indem der Gott hier nicht mit dem rechten, sondern mit dem linken Fuss, und zwar in einem viel geringeren Schritte vortritt, so dass man ihn fast als stille stehend bezeichnen könnte.

Möge man über den künstlerischen Werth dieser Eigenthümlichkeiten und über den, übrigens nicht nach der hier beigegebenen Zeichnung abzumessenden künstlerischen Werth des ganzen kleinen Monumentes denken wie man will, in jedem Falle bildet dasselbe in dem, was ihm mit dem vaticanischen, Stroganoff'schen, Landsdown'schen und Albani'schen Apollon gemeinsam, so gut wie in dem was ihm eigenthümlich ist, einen neuen und gewiss nicht zu unterschätzenden Beleg für die, wie wir mehr und mehr erkennen, in antiker Kunst nicht unbeträchtlich weit verbreitete Darstellung des Apollon mit der Aegis.

---

Herr *Fleischer* legte einen Aufsatz vor *über Textverbesserungen in Al-Makkarî's Geschichtswerke*.

Das Zusammenwirken der Herren *Dozy*, *Wright*, *Krehl* und *Dugat*, — ein in seiner Art bis jetzt einzig dastehendes Beispiel internationaler Verbindung zu gemeinschaftlicher Bewältigung einer grössern wissenschaftlichen Arbeit, — hat uns in den zwei Quartbänden der Analectes sur l'histoire des Arabes d'Espagne par al-Makkari, Leyden b. E. J. Brill, 1855—60, ein Werk geliefert, das, wenn man die Beschaffenheit des in den Handschriften vorliegenden Textes und die zum Theil nicht geringen Schwierigkeiten seiner Behandlung in Anschlag bringt, auch in kritischer Hinsicht Achtung verdient, obschon die bezüglichen Leistungen der einzelnen Mitarbeiter, wie man nicht anders erwarten konnte, nicht auf gleicher Höhe stehen. Zur Feststellung und Erklärung des Textes habe ich selbst Nachträge beigesteuert, die nach der Auswahl und Redaction der Herausgeber in den Additions et Corrections abgedruckt sind. Ist die darauf verwandte Mühe, wie Herr *Dugat* in der Introduction S. XVI hofft, für die Wissenschaft nicht verloren, so freut mich das um der Sache willen. Es hätte allerdings die Vertretung aller meiner Aenderungsvorschläge mir selbst überlassen werden können; da ich indessen annehmen darf, dass diejenigen, hinsichtlich deren dies nicht geschehen ist, — zum Theil als Berichtigungen blosser »fautes d'impression« oder als »corrections peu importantes« bezeichnet, — den Herausgebern an und für sich zweifellos erschienen sind, so möchte ich sogar wünschen, die Zahl derselben wäre noch grösser als sie wirklich ist. Zu bedauern bleibt mir nur, dass ich, nicht ganz ohne eigene Schuld, für diese Arbeit aller handschriftlichen Unterlage oder Beihülfe entbehrte. Schon im December 1853 nämlich hatte die vom königlich sächsischen Unterrichtsministerium angekaufte Handschriftensammlung Refaïa unserer

Universitäts-Bibliothek unter Nr. 134 des von Herrn Consul Dr. *Wetzstein* in Damaskus aufgesetzten Verzeichnisses einen Auszug aus dem genannten Werke zugeführt, mit der Ueberschrift: هذه قطعة من كتاب نفح الطيب والتعريف بالوزير لسان الدين ابن الخطيب تصنيف العلامة ابى العباس احمد بن محمد المقرى رحمه الله تعالى. Da jedoch diese Handschrift — in der Ausgabe R. genannt — von den Herren Professoren *Krehl* und *Wright* zur Bearbeitung ihrer Textantheile mitbenutzt wurde (Introduction S. XIII Z. 6 u. 7), so kam ich erst später dazu, sie näher ein- und darauf anzusehen, ob sich vielleicht eine kritische Nachlese daraus anstellen liesse. Und sieh da! Die Ausbeute war nicht zu verachten, und vor Allem zeigte sich das, was Herr *Dugat* Introduction S. IX über den Inhalt der Handschrift sagt, als irrig. Die hier an einander gereihten Bruchstücke sind keineswegs bloss »des extraits du VII^e livre de la I^e partie, relatifs aux femmes poètes«, sondern ziemlich gleichmässig aus der Einleitung (Ausg. Bd. I S. ٢—٨.) und dem 5., 6. und 7. Buche (Bd. I S. ٤٩٣ — Bd. II S. ٩٧.) genommen. Ich habe um so mehr Veranlassung dies zu constatiren, da eine Anmerkung zu jener Stelle der Introduction, wie zur Bestätigung des Gesagten, auf meine Notiz über die Refaïa im 8. Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft verweist, wo aber nichts steht als dass Nr. 134 der 1. Theil eines Auszugs aus Maḳḳarî's spanischer Geschichte ist. — Wie schon die gänzliche Uebergehung der vier ersten und des letzten (achten) Buches andeutet, war das Absehen des Epitomators hauptsächlich auf Rhetorisches und Poetisches gerichtet; Geschichtliches, Biographisches und überhaupt Reales nahm er nur insoweit auf, als es zur Verbindung, Einrahmung und Erklärung von jenem dienlich oder nöthig schien. Dabei übersprang er oft nicht nur grössere Textstücke, sondern kürzte auch in dem, was er aufnahm, Prosaisches durch knappere Fassung des Ausdrucks und Poetisches durch Weglassung einzelner Verse und ganzer Versreihen. Nur an zwei Stellen des 7. Buches habe ich ein paar Zusatzverse gefunden, die weder an der entsprechenden noch, soweit ich mich entsinne, an einer andern Stelle der Ausgabe vorkommen. Grösstentheils folgen die Auszüge auf einander in derselben Ordnung wie die betreffenden Stücke des gedruckten Textes; die stärkste Ausnahme hiervon macht das 5. Buch, wo

die Handschrift von S. ٦٢٨ des 1. Bandes plötzlich zu S. ٧٠٧—٧٠٩ über- und von da nach S. ٦٣٤ zurückspringt, um das Uebergangene bis S. ٦٨٢ und von da mit einem neuen Sprunge über 23 Druckseiten hinweg bis S. ٧٠٥ und ٧٠٦ nachzuholen, worauf von S. ٧١٥ an Alles wieder in gewöhnlicher Ordnung fortgeht; ferner folgt eine Reihe Auszüge im 6. Buche nach den Seiten des Druckes so auf einander: Bd. II S. ١٠١, ٧٨—٨٠, ١٥١ und ١٥٢, ١٠٦, ١٣٠ bis wieder ١٥١; eine andere im 7. Buche so: Bd. II S. ٤٩٧, ٥٠٠, ٤٩٩, ٤٩٧, ٤٩٣, ٤٩٢, ٤٩٥, ٥٢٢; von da an regelmässig weiter. Diese Kreuz- und Querzüge rühren, wie sich aus den Custoden und dem Zusammenhange ergiebt, nicht etwa von einer Verwirrung der Blätter bei'm Einbinden, sondern vom Epitomator selbst oder einem Abschreiber her. Um nun die Vergleichung der Handschrift mit dem Drucke überhaupt und besonders an solchen Stellen zu erleichtern, habe ich am Rande derselben überall mit Bleistift die entsprechenden Druckseiten angegeben.— Der Auszug aus Al-Makkarî reicht aber nur bis S. 192; von da bis zu Ende, S. 279, folgt, wie das هذه نبذة من مركز الاحاطة am Rande besagt, ein ähnlicher Auszug aus dem von *Dozy* Scriptt. arabb. loci de Abbadidis, I S. 2, II S. 170, III S. 224 f. besprochenen biographisch-literaturgeschichtlichen Werke über die Literaten von Granada. Nach einer Notiz auf der Titelseite der Handschrift [1]) hat ein Syrer oder wahrscheinlich speciell ein Damascener sie für sich anfertigen lassen; eine Zeitangabe fehlt. Die Schrift ist gewöhnliches Neschi, die Hand, von einigen Berichtigungen und Marginalien abgesehen, durchaus dieselbe. Vocalzeichen und Nunation sind sehr selten, Tašdîd hier und da, Maddah und Hamzah oft, Waslah, soviel ich bemerkt, nie hinzugefügt. Bei verderbten oder verstümmelten Wörtern und Stellen erscheinen bisweilen die kritischen Zeichen ∴ und ٢, letzteres in der Regel auf eine am Rande angebrachte und mit demselben Zeichen versehene Berichtigung oder Ergänzung hinweisend. Ein paarmal hat eine andere Hand am Rande Vermuthungen mit لعله (vielleicht) nachgetragen.

---

1) استكتبه لنفسه ولمن شآء الله تعالى فقير عفو ربه واسير وصمة ذنبه راجى لطف ربه الحنفى الحاج محمد مراد بن محمد الشامى الحنفى غفر له م

Die oben angeführte Stelle der Introduction bezeichnet unsere Handschrift als »très mauvais«. So allgemeine, aus einer Menge Einzelheiten durch Vergleichung zu gewinnende Urtheile und Werthbestimmungen haben bekanntlich immer etwas Missliches; im vorliegenden Falle müssen wenigstens die Anforderungen an das, was eine gute Handschrift heissen soll, sehr hoch gegriffen sein, um der unsrigen jene schlechteste Censur geben zu können. Nach genauerer Beobachtung und mit Anlegung eines billigern Massstabes möchte ich sie eher mittelmässig nennen. Sie ist unleugbar von einem nicht sprachgelehrten Copisten geschrieben und daher mit den gewöhnlichen aus Nachlässigkeit, Gedankenlosigkeit und Unkunde entspringenden Mängeln und Gebrechen solcher Lohnarbeiten behaftet, aber doch nicht eben in höherem Grade als die meisten unserer Abschriften rhetorischer und poetischer Kunstwerke der arabischen Literatur; und aus dem Folgenden wird sich ergeben, dass sie uns unter der Spreu auch manches gute Korn erhalten hat. Im Allgemeinen gehört sie derselben Familie an wie die Handschriften G., P. und L., mit denen sie manchmal auch rein zufällige Dinge gemein hat, wie z. B. mit den beiden ersten das sinnlose aus لليه (Add. et Corr. S. CIV, Col. 2 Z. 6) verderbte كلالك Bd. I S. ٥. Anm. *a*.

Der Gewinn, den eine wiederholte Durchsicht des auf Al-Makkarî bezüglichen Theiles dieser Handschrift abgeworfen hat, ist, wie gewöhnlich in solchen Fällen, ein zweifacher: das von Andern Uebersehene hat einestheils frühere Besserungsvorschläge direct oder indirect bestätigt, anderntheils gute, beziehungsweise allein richtige Lesarten nachgeliefert oder unterstützt. Bei der Vorlegung dieser Ausbeute bezeichne ich die Seitenzahlen des gedruckten Werkes mit den in ihm selbst gebrauchten arabischen, die der Handschrift (R.) mit unsern gewöhnlichen Ziffern. Wo in den Anmerkungen der Ausgabe eine Lesart als die Al-Makkarî's überhaupt angegeben ist und ich keine Variante aus R. anmerke, stimmt diese Handschrift, wofern das betreffende Stück in ihr vorhanden ist, mit den andern überein.

Hierzu kommt eine Durchmusterung der Add. et Corr., erstens zur Beseitigung der in dieselben eingeschlichenen Fehler, zweitens zu wiederholter Vorlegung von den Herausgebern nicht aufgenommener, mir aber noch jetzt nothwendig

scheinender Textänderungen, drittens zur Mittheilung neuer Bemerkungen, zu welchen ich später auch ein von Herrn Prof. *Mehren* in Kairo für mich besorgtes, bis jetzt aber noch nicht eingegangenes Exemplar der Bulaker Ausgabe des vollständigen Werkes von Al-Makkarî benutzen zu können hoffe.

## Band I.

S. ١١ Z. 15 احبّاء[1]: R. S. 3 Z. 8 احبائى, schr. احبّاءى.

S. ١٢ Z. 10 اذا: R. S. 3 Z. 21 اذ; vgl. S. ١٩ drittl. Z. — اذا als Conjunction kann nur einen solchen Nominalsatz einleiten, dessen Prädicat ein Vb. finitum, nicht einen solchen, dessen Prädicat ein im Nominativ stehendes oder von einer Präposition im Genitiv regiertes Nennwort oder eine Orts- und Zeitangabe ist. Daher ist auch Bd. II S. ٣١٩ Z. 4 v. u. zweimal اذ statt اذا zu lesen, ebenso einmal S. ٣٧۴ Z. 2; s. Add. et Corr. zu diesen Stellen.

S. ١٢ Z. 15 يضحك: R. S. 4 Z. 1 besser تضحك, wie L.

S. ١٣ Z. 18 تُسَلّ: R. S. 4 Z. 18 تستل, *schr. تُسْتَلّ, in Uebereinstimmung mit der Länge der entsprechenden Sylbe des zweiten Fusses aller übrigen Halbverse. Vgl. S. ٢١١ Z. 4 السيوف المستلّة من الاغماد.

S. ٢١ Z. 6 ويقول: R. S. 7 Z. 18 وقول, schr. وقَوْلَ, wie alle von S. ٢٥ Z. 6 an vorhergehenden und bis S. ٢١ Z. 17 folgenden قول abhängig von تذكّرتُ S. ٢٥ Z. 5.

S. ٢٦ l. Z. تلك: R. S. 8 Z. 1 فلك.

S. ٢٧ Z. 4 v. u. حاء: R. S. 8 Z. 11 جآ, schr. جآء.

---

1) Die Anführung der zu vergleichenden einzelnen Stellen der Add. et Corr. nach Seiten, Columnen und Zeilen lasse ich, als unnöthig, hinweg. Ein * zeigt eine schon in meinen handschriftlichen Anmerkungen empfohlene, aber nicht in die Add. et Corr. aufgenommene Lesart an.

S. ٣. Z. 17 يا طيّب : R. S. 8 drittl. Z. باطيب الاخبار: »schmücke für uns das Thal von Mina mit den anmuthigsten Prädicaten«.

S. ۴. Z. 3 والاوراح : R. S. 12 Z. 6 والادواح.

S. ۴. drittl. Z. الدليل: R. S. 13 Z. 2 دليل: »der beweiskräftigste Beweis«, nicht, was die Textlesart bedeuten würde: »das Beweiskräftigste des Beweises«, d. h., jenachdem الدليل als Einzelding oder als Gattung genommen wird, der beweiskräftigste Theil oder die beweiskräftigste Art des Beweises. Dagegen entspricht die Verbindung des Elativums mit dem indeterminirten Genitiv eines Substantivums dem Sinne nach unserem relativen Superlativ als Adjectiv mit dem bestimmten Artikel, ist demnach grammatisch indeterminirt, aber logisch determinirt, wie Ǵauhari u. d. W. يوم bemerkt: »Al-Aḫfaś sagt in Beziehung auf das koranische مِنْ أَوَّلِ يَوْمٍ (Sur. 9 V. 109): d. h. من اوّل الايّام«, nicht: einer der ersten Tage, sondern ausschliesslich: der erste Tag, wie Sur. 3 V. 90 اوّل بيتٍ وُضِعَ للناس: das erste Gotteshaus, das für die Menschen gestiftet worden ist.«

S. ۴. l. Z. ازوار: R. S. 13 Z. 5 ازرار, nach *Rödiger's* zweiter Vermuthung. Die Vergleichung der noch in ihren Kelchen verschlossenen Blumen und Blüthen mit Knöpfen, wobei man an die kugel- und eirunden Knöpfe der östlichen Länder zu denken hat, schliesst sich passend an die Vergleichung des Laubes der Aeste und Zweige mit eng anliegenden grünen Gewändern. Im spätern Arabisch hat übrigens زرّ, Pl. ازرار, wie ital. bottone, span. boton, franz. bouton, geradezu beide Bedeutungen: Knopf und Knospe, daher زرّر, تزرّر, knospen, Knospen ansetzen, wie Bd. II S. ۴٣٣ Z. 3; s. *Bocthor* unter Bouton, Bourgeon, Bourgeonné und Bourgeonner.

S. ۴٢ Z. 16 رويتهم : R. S. 14 Z. 4 رويتها, mit feiner unterscheidender Beziehung: »sie (die Stadt) zu sehen und mit ihnen (den Bewohnern) zusammenzukommen«.

S. ٢٧ Z. 19 فينجّر بنا. Gegen den in Anm. *a* ausgesprochenen Zweifel s. die Add. et Corr. فيَخْم بنا ist unzulässig, فيُنجِّرنا zwar im Allgemeinen gleichbedeutend mit der Textlesart: »die Unterredung zog uns fort, l'entretien nous entraînait«, aber ohne die in dem Medium liegende Nebenvorstellung der Selbstbewegung des Gesprächs, als die Sprechenden gleichsam mit sich fortziehend. Vgl. Baiḍâwî, I S. ٢٨ Z. 14 u. 15. — R. S. 18 Z. 7 bestätigt die Textlesart indirect durch sein فينجز بنا. Auch L. hat nach den Add. et Corr. zu Bd. I Th. 1 S. III فينجم بنا.

S. ٥١ Z. 16 وقالِي: R. S. 20 Z. 20 وقالى.

— Z. 19 ملاه: R. S. 20 vorl. Z. ملأه, l. مُلَاهُ mit Reim-Synkope statt مُلَاهُهُ (vgl. S. ٤٤ Z. 2). Das Suffixum ه geht auf العِيّ zurück, vermöge einer in rhetorischer und poetischer Sprache gewöhnlichen Auflösung der Genitivanziehung mit Umkehrung ihrer beiden Theile; vgl. S. ٥٣ Z. 14: احسَنَ ودِيّ نخلِ السياسةِ st. من نخلِ السياسةِ احسنَ وَدِيِّها; II S. ٩٨ Z. 3 قلبُه من غريرٍ st. قلبُ غريرٍ.

— drittl. Z. والشَّجَر: R. S. 21 Z. 3 والشحر, wie G. P. L., d. h. der durch seine Schönheit, Fruchtbarkeit und besonders durch seinen Ambra bekannte südarabische Küstenstrich Šiḥr; s. Jâkût, III S. ٢١٣, Ḳazwînî, II S. ٢٩ Z. 4 u. 5. Ebenso wie hier ist شحر in شجر verderbt Bd. II S. ٥٤ Z. 2; s. Add. et Corr. zu d. St.

S. ٥٢ Z. 5 لاستجدى: R. S. 21 Z. 10 لاستحدى, l. لَأَسْتَخْذَى: »so würde Saturn sich ihm unterwerfen«; vgl. Bd. II S. ٩٣٨ Z. 17.

S. ٥٥ Z. 12 وقلْنا: R. S. 22 Z. 20 وقلنا, l. وقُلْنا.

S. ٦٧ Z. 2 برجانِها: R. S. 29 Z. 22 برحايها, l. بُرَحَآئِها.

S. ٧١ Z. 5 تتّرى: R. S. 32 Z. 14 richtig ebenso. Vgl. S. ٢٨١ Z. 5, S. ٦٧٢, 1; II, S. ٢٧٧ Z. 13, S. ٣٧٢ Z. 4, die beiden letzten

Stellen mit den Berichtigungen in den Add. et Corr., und diese Sitzungsberichte Bd. XV (1863) S. 146 Z. 6. Die angebliche Bedeutung »seorsim, sigillatim« bei *Freytag* unter تتم ist falsch; richtiger »alii post alios« unter وتر. Das Wort bedeutet überhaupt continuo, perpetuo.

S. ٧١ l. Z. الاخائم : R. S. 33 Z. 3 الاخايم, von خيم, nicht von اخم. (Ebenso ist S. ٨٩. Z. 20 zu lesen.)

S. ٧٣ Z. 4. u. لسانَ الدين ; R. S. 34 Z. 16 لسان دين, l. لِسَانَ دِينٍ, dieselbe Freiheit, welche sich z. B. der türkische Dichter صُلْحُ آلدّين des Versmasses wegen in seinem eigenen Namen genommen hat, Catal. libb. mss. Bibl. Sen. Lips. S. 471 Col. 1 Anm.

S. ٧٤ Z. 1 غوضا : R. S. 34 Z. 19 غوصا.

S. ٨٠ Z. 3 حطّ : R. S. 37 drittl. Z. حظ, l. حَظّ.

— Z. 9 ذى : R. S. 38 Z. 6 ذو, wie im Koran selbst, Sur. 55 V. 27, Apposition zu وَجْهُ.

S. ٤٩٨ Z. 17 ذرقت : R. S. 40 Z. 7 ذرفت.

S. ٤٩٩ Z. 3 الادواح : R. S. 40 Z. 15 الارواح, nothwendig nach dem ارواحه der Textlesart im ersten Halbverse.

S. ٤٨١ Z. 18 المطلب : R. S. 43 Z. 13 الطلب (vollkommen mit العَطَب reimend), wie S. ٤٨٣ Z. 3, S. ٩٠٢ Z. 15 und S. ٩٢٠ Z. 7: das Studium, das Studiren, d. h. طلب العلم, wie auch طالب schlechthin Studiosus, Wissenschaftsbeflissener.

S. ٤٨٩ Z. 9 وارتكبوا : R. S. 43 vorl. Z. وارتبكوا.

— Z. 11 قال هكذا قال : R. S. 44 Z. 1 قال هكذا قالوا : »Er (Ibn al-ʿArabî) sagte: So sprachen sie (die babylonischen Zauberer)«.

S. ٥٢٧ Z. 17 اذا عزّ من : R. S. 47 Z. 15 فاعرف من, l. فَأَعْرِفْ مَنْ, von Versmass und Sinn geforderte Ergänzung des

عرف مني in Anm. *d*: »und so kenne ich einen Mann, der (wenn es Noth thut) die Bedrückung von mir abwehrt«, wogegen die Textlesart bedeutet: »wenn selten (schwer zu finden) ist ein Mann, der« u. s. w.

S. ٥٧٨ Z. 1 البقَر wäre hier, in der Reimstelle, nach den dem 1. Theile des 2. Bds. beigegebenen Add. et Corr. S. IV Col. 1 Z. 4 v. u. البقَرا zu schreiben; dann müsste jedoch weiter تَفهَم in تُفهِّم verwandelt werden: »wenn sie (meine Verse) dem Rindvieh kein Verständniss beibringen«. Aber auch R. hat bloss البقر, d. h. البقرُ: »wenn das Rindvieh kein Verständniss (dafür) hat«.

S. ٦٠١ Z. 17 له الجفون: R. S. 55 Z. 3 له الجفون.

—— Z. 18 الماخبَر: R. S. 55 Z. 4 المخير, l. المخيَّر: »(mein Geliebter ist) ein Schwarzäugiger mit einem schielenden Hüter, der ein Ding als zwei wahrnimmt. O überliesse er (mir) doch das Rehlein, welches ich sehe, während er frei verfügen möchte über das zweite (das er zu sehen wähnt)«.

S. ٦٠٨ vorl. Z. والعبارة: R. S. 55 Z. 14 والعبادة.

S. ٦١١ Z. 14 بها: R. S. 56 Z. 1 بهاء.

S. ٦٣٦ Z. 8 يحتاطوا عَلَما: R. يحيطوا علما, l. يُحيطُوا علْمًا: »dass sie eine vollkommene Kenntniss erlangen sollten«. Das Altarabische hat in dieser Verbindung nur احاط, aber wie dieses, vom sinnlichen Umgeben, Umschliessen gebraucht, mit dem Medium احتاط abwechselt, so kann letzteres recht wohl auch auf das geistige comprehendere angewendet werden, um so mehr da bei diesem der Natur der Sache nach stets eine persönliche Aneignung stattfindet. Nur statt عَلَما ist entschieden علْما* zu schreiben.

—— Z. 12 البه: R. S. 57 Z. 22 البه.

S. ٦٣٨ Z. 8 نَهْدى: R. S. 61 Z. 4 مهدى, wie B. G. L., l. مُهْدى: »die Eigenschaften eines Schenkenden«, nämlich

der du selbst bist. Die morgenländischen Redekünstler betrachten einen solchen an und für sich unbestimmten, aber auf eine bestimmte Person oder Sache bezüglichen Ausdruck als einen elliptischen تجريد, zu ergänzen durch منّى, منك, منه u. s. w.; hier also مُهد منك; s. *Mehren's* Rhetorik der Araber S. 112, Ztschr. d. D. M. G. Bd. XX S. 592 Anm. 3. Ebenso S. ٩٢٩ Z. 13: »Da erkannte ich was sie wünschte: ich drückte sie an mich, und es sank in meine Arme eine zarte, üppige Gestalt« d. h. sie selbst, die so gestaltete. In derselben Weise ist الخلّى S. ۴٩٨ Z. 17 nach der feinern Lesart in Anm. *k*. قَلْبُ ٱلْخَلِّي »das Herz des (früher) Sorgenfreien« eine Selbstbezeichnung des Dichters, vollständig الخلّى منّى. In Bibl. arabo-sic. S. ٩٣٧ u. ٩٣٨ sind der angeredete Geliebte im ersten und der von sich selbst redende Liebende im zweiten Verse mit lauter indeterminirten Eigenschaftswörtern bezeichnet: »Ja fürwahr, wäre nicht ein glänzend Schöner und schlank Aufgeschossener, aus frisch athmendem Munde hervorblitzende Perlenzähne Enthüllender, Schwarzäugiger und Langbewimperter, so würde ein Sehnsuchtskranker sich erholen, ein die Nächte Durchwachender wieder schlafen, ein von Zweifeln Beunruhigter Gewissheit erlangen und ein Siecher sich des Hinschmachtens entschlagen«.

S. ٩٥١ l. Z. نبات: R. S. 61 Z. 15 بنا, verstümmelt aus بنات: »die Töchter der Erde« d. h. die Gewächse, wie in der Einleitung des Gulistân: دايهٔ ابر بهارى را فرموده تا بنات نبات را در مهد زمين بپرورد. Dasselbe Bild wird hier durch دَرّ الترائب »den Erguss aus dem Brustgehäuse« weiter fortgeführt, indem dieser zunächst auf die Milch der Säugamme bezügliche Ausdruck auf den vom Rade der Bewässerungsmaschine, an dem die Schöpfeimer hängen, sich ergiessenden Wasserstrom angewendet wird.

S. ٩٥٩ Z. 17 ينتهج: R. S. 62 Z. 6 يبتهج.

S. ٩٥٧ Z. 2 لها: R. S. 62 Z. 13 بها*.

S. ٩v. vorl. Z. يكتم: R. S. 62 vorl. Z. تكتم; wie G. L., unmittelbar vor dem Feminin-Subject.

S. v.v Z. 20 فذاك: R. S. 58 Z. 20 kräftiger asyndetisch كذاك, wie die Handschriften in Anm. *g*.

—— drittl. Z. شدّ: R. S. 58 Z. 22 شدّ, wie die Handschriften in Anm. *h*; vgl. S. ۸۸۸ Z. 11, wo, wie hier, ما mit dem Vb. fin. den Begriff des Infinitivs darstellt.

S. v.۸ Z. 2 بها: R. S. 58 l. Z. به*, wie die Handschriften in Anm. *a*, nämlich بالمغرب. Das Suffixum in صباها bezieht sich auf رياح.

—— Z. 4 يخثم: R. S. 59 Z. 2 يحتم: »und (möchte das Leben) uns nicht unwiderruflich zur Trennung verurtheilen«. Zu der Verbindung von حتم mit على der Person und ب der Sache s. *Lane*. Häufig wird حتم mit ختم verwechselt; so *Tornberg*'s Ann. Reg. Maur. S. ۱۴۹ Z. 21: من ختم الله عليه بالشهادة, l. حتم: »wen Gott unwiderruflich zum Märtyrerthum bestimmt hat«; Jâkût, I S. ۸۲۸ Z. 7: فيه ختم بالتاء, l. حتم: »darin liegt Feststellung des ت«, d. h. eine Bestätigung der Nothwendigkeit der Lesart تكتم statt تختم.

—— Z. 9 فيما: R. S. 59 Z. 8 فيه: »indem er die Verstimmung, welche das Streiten über das Gesetz in ihn hineingebracht hat, wieder aus sich herausschafft«.

S. v.٩ Z. 1 مجنّة: R. S. 59 l. Z. مجنات, l. مَجَنَّاتٌ, wie das Versmass verlangt.

S. v۱۸ Z. 1 ظلّ: R. S. 66 Z. 13 وظلّ; vgl. Sur. 23 V. 52, Sur. 56 V. 29.

—— Z. 8 تساميها: R. S. 66 Z. 22 تسامتها, l. تُسَامِتُهَا, dem تُحَاذِيهَا entsprechend: »steht mit ihm auf gleicher Linie« d. h. ist ihm gleich oder vergleichbar. In der geographischen Kunstsprache bedeutet das Wort: mit einem andern Orte unter demselben Parallelkreise liegen. سَامَتَ und sein Medium تَسَامَتَ fehlen noch in unsern Wörterbüchern.

S. v۱۹ Z. 17 ليس: R. S. 67 Z. 14 ليس لي.

S. ٧٢١ Z. 2 تكسر und غمدا: R. S. 68 Z. 17 تكسو und غمدا: »während die Blumen seine (des Säbels) Breitseite als Scheide (d. h. wie eine Scheide) bedecken«. Ueber diesen besonders bei Dichtern häufigen Gebrauch des indeterminirten Umstands-Accusativs concreter Substantiva zur Vergleichung s. Ztschr. d. D. M. G. Bd. XI S. 687 f. letzte Anm.

—— Z. 10 بالنّيّر بين: R. S. 68 l. Z. بالنيربين, l. بالنَّيْرَبَيْنِ, wie S. ٥٣٩ Z. 18; vgl. S. ٧٢٥ Z. 15 und S. ٧٣٣ Z. 18.

—— Z. 11 تنشّد: R. S. 69 Z. 1 تنشد, l. تُنْشُدُ. wie S. ٥٣٩ Z. 19.

S. ٧٢٣ Z. 8 الطهير: R. S. 69 Z. 5 الطهيرة, in Anm. *c* übersehen.

S. ٧٢٥ Z. 2 فبيح und لديه: R. S. 70 Z. 2 فسيح und عليه. Das ب in بمن ist باء التعدية: »die Länge und Breite der noch unbebauten Erdstriche gewährt vollgenügenden Raum und thut sich weit auf einem Jeden, dessen Heimath zu gutem Auskommen für ihn zu eng ist«.

S. ٧٣٩ Z. 15 لى فى: R. S. 72 Z. 16 فىّ, richtig so mit Tašdîd, was in Anm. *c* unbemerkt geblieben ist: »du hast mich (durch das mir gemachte Geschenk eines Siegelringes) so hoch gestellt, dass ich die Capella neben mir (im Vergleich mit mir) nicht einmal dem Steine eines Siegelringes gleich achte«. Die Morgenländer selbst erklären فى in solcher Verbindung durch فى جنب, neben, lat. ad, franz. auprès de; s. Baiḍâwî zu Sur. 9 V. 38.

S. ٧٥٣ Z. 11 لمعذّب: R. S. 73 Z. 8 richtig ebenfalls لمعذّب, was in Anm. *b* unbemerkt geblieben ist.

S. ٧٥٥ Z. 15 على اعلى: R. S. 73 vorl. Z. علا على, l. عَلَا عَلَى: »(in einer Stellung) die über die beiden Himmelslichter (Sonne und Mond) erhaben ist«. Dies war auch meine erste Vermuthung: ihr nachgestellt hatte ich die in den Add. et Corr. allein angeführte, اعلى على: »die (den welcher sie einnimmt, d. h. den Angeredeten selbst) über die beiden Himmelslichter erhoben hat«.

S. ٧٩١ Z. 6 من تجنّى: R. S. 74 Z. 5 من تجنى, wie G. O. S.: »er, der grundlose Beschuldigungen gegen mich ersonnen hat«, d. h. der vorher unter dem Bilde einer Gazelle eingeführte grausame Geliebte.

S. ٧٩٣ Z. 14 الاحديّة: R. S. 74 Z. 18 الاوحديه, l. الأَوْحَديّة, wovon das الا وجدنته in Anm. *d* nur eine Verderbniss ist. احد, das unbestimmte einer, kann nicht wie das elative اوحد in seiner Art einzig bedeuten, daher auch ein Relativnomen, einzigartig (Bd. II S. ٣٣٩ Z. 6) und ein Abstractum, Einzigartigkeit, nicht von jenem, sondern nur von diesem gebildet werden. Dagegen ist الاحديّة, von Gott gesagt, seine absolute innere Wesenseinheit, verschieden von الواحديّة, seiner relativen numerischen Einheit im Gegensatze zur unendlichen Vielheit des von ihm Geschaffenen; s. Catal. libb. mss. Bibl. Sen. Lips. S. 400 f.

S. ٧٩٤ Z. 8 ليت: R. S. 75 Z. 13 hat statt dessen nicht كى, nach Anm. *d*, sondern ل, aber ebenso falsch.

S. ٨١١ Z. 20 عارى: R. S. 78 Z. 2 عار, l. عارٍ im Reime st. عارٌ, Genitiv von عارٌ, indeterminirt, besser als عارى, durch das Suffixum der 1. Pers. determinirt. Die letzten Worte enthalten vermöge eines ايهام oder einer تورية (s. *Mehren*'s Rhetorik S. 105 ff.) 1) den eigentlichen Sinn: »Anziehen von Schmach (gleich einem Kleide) in der Liebe zum Schenken meines Bechers«, 2) den Aftersinn: »Anziehen (Kleideranlegen) eines Nackten in der Liebe zum Schenken eines Bekleideten«.

S. ٨١٧ Z. 17 السلوك: R. S. 79 Z. 7 السلو, l. السُّلُوُّ: »Wie sollte (mir) Ruhe vor Liebeskummer zu Theil werden?«

S. ٨٢١ Z. 22 نالفوائد: R. S. 80 Z. 3 بالفوايد.
—— Z. 23 بتجاوزه: R. S. 80 Z. 4 بتجاوزه.

S. ٨٣٣ Z. 18 تحيد: R. S. 81 Z. 13 يجيد, l. يُجيد.

S. ٨٤٠ vorl. Z. القبوة: R. S. 82 l. Z. لقبوة wie L. O., l. لَقَهْوَة.

S. ٨٩٠ Z. 15 أُدارى: R. S. 83 Z. 15 اوارى wie G. S., l. أُوارى, paronomastisches Sinnspiel zwischen uwârî »ich verheimliche«, und uwârî »mein Brand«, d. h. meine heisse Liebe.

S. ٩١٩ Z. 18 ابو عبد الله ابن جابر محمد بن جابر: R. S. 85 Z. 11 ابو عبد الله جابر بن محمد بن جابر; bei Ḥâǵî Ḫalfah, II S. 36 Nr. 1743: ابو عبد الله محمد بن جابر. Sein gewöhnlicher Name ist ابن جابر, wie S. ٩١٧ Z. 5 v. u., S. ٩١٨ Z. 16. — S. ٩٢٤ Z. 15 ابو عبد الله ابن جابر: R. S. 86 vorl. Z. ebenso, nur بن statt ابن.

S. ٩١٨ Z. 5 يا به: R. S. 85 vorl. Z. يا من به.

S. ٩٣٩ Z. 11 ومما: R. S. 90 Z. 4 رنا.

S. ٩٤٢ Z. 15 تعاجبته: R. S. 91 Z. 13 تعاجبت, l. تَعَاجَبْتُ.
—— l. Z. النيل للرزق: R. S. 91 vorl. Z. لنيل الرزق, l. لِنَيْلِ ٱلرِّزْقِ: »Zur Erlangung des zum Leben Nöthigen und alles Andern was man wünscht« (dient das folgende Gebet).

## Band II.

S. ٥٥ Z. 7 أُلْقِىَ فيها: R. S. 93 Z. 12 ebenfalls القى فيها.

S. ٥٩ Z. 6 المهافف: R. S. 94 Z. 4 المهاتف wie die übrigen. Aber *Dozy* selbst hat in Scriptt. arabb. loci de Abbadidis, III S. 72 Anm. 57, das zweifellos richtige المُهَانِف nachgewiesen.
—— Z. 7 ما إِنْ ذَرَتْهُ: R. S. 94 Z. 5 مآ ذرته, l. مَآءً ذَرَتْهُ, an und für sich sinnlos; denn gegen Wasser, das heftige Winde in die Luft führen und zerstreuen, kann sich kein Schiffer durch Führung des Steuerruders decken; aber bloss seinem Laute nach — mââṉdarat-hu — bestätigt es die richtige Lesart مَا أَنْذَرَتْهُ.

S. ٧٧ Z. 11 جَفا: R. S. 96 Z. 2 جفت, wie die übrigen.

S. ٧٩ Z. 13 والحمى: R. S. 103 Z. 16 والحمى.

— Z. 17 الحدَّيْن: R. S. 103 Z. 21 الحدين.

S. ٨٩ Z. 4 v. u. وذَرٍّ: R. S. 96 vorl. Z. روى wie G. P., indirecte Bestätigung des richtigen ذَرّى* in der Bed. von أَذْرى. ذَرّ wird nur von trockenen Dingen gebraucht.

S. ٩٨ Z. 2 تَلُكْ: R. S. 101 Z. 12 ebenfalls تلك.

S. ١٠١ Z. 19 أَتْحَفَ افريقيةً بِبَغْداذه: R. S. 102 Z. 16 اتحفه برقة بغداده.

— Z. 21 يُبَرِّد: R. S. 102 Z. 18 برى.

S. ١٣٩ Z. 19 الظلماء: R. S. 106 Z. 11 ebenfalls الظلماء.

S. ١٣٩ Z. 11 رَبّانٌ: R. S. 109 Z. 4 ربان.

S. ١٣٧ Z. 14 تعضٌ: R. S. 109 drittl. Z. تغص, durch Rasur und Nachbesserung statt eines ursprünglichen تعض.

— Z. 19 (?) حببى: R. S. 110 Z. 3 ebenfalls حببى, aber statt علقته steht das gleichbedeutende احببته, l. أَحْبَبْتُهُ, was mit حَبَبِيّ eine Paronomasie bildet und dieses dadurch bestätigt: »ich habe mich verliebt in ihn, dessen geöffneter Mund schaumperlenähnliche Zähne zeigt und würzig duftet«. Solche zur blossen Vergleichung angewendete Stoff-Relativ-Adjectiva sind z. B. auch فضّيّ silberweiss, S. ١٩٠ Z. 4 v. u., خلافيّ schlank und biegsam wie ein Weidenzweig, S. ٢٣٨ Z. 2 (»mit einer der Umarmung sich anschmiegenden, weidenzweigähnlichen Gestalt«), آسيّ myrtengrün und بَهاريّ gelblich wie Chrysanthemum, S. ٣٩٥ Z. 4 v. u., خَمْريّ weinfarbig, S. ٣٣١ Z. 17.

S. ١٤٠ drittl. Z. ثَأْرِ: R. S. 111 Z. 12 ثار, ohne Hamza, wie der Reim es verlangt.

S. ١٥١ Z. 3 تلّعبه : R. S. 113 Z. 11 تشتكيه, richtig, da nicht dasselbe Wort zweimal in ganz derselben Bedeutung den Reim bilden kann.

S. ١٢٩ Z. 12 وشت : R. S. 115 Z. 3 وشت به : »aber da brachte ein Gegentheil an ihm sein eigenes Gegentheil zum Vorschein, indem sein Feuer sein Ambra auf der Wangenfläche verrieth«. Das »Feuer« ist der feurige Glanz der Wange, das »Ambra« (Ambre gris) der schwarzgraue Backenbart, der, bei seinem ersten Hervorsprossen sonst kaum sichtbar, durch den Gegensatz der Wangenfarbe »verrathen«, d. h. augenfällig gemacht wird; vgl. S. ١٧٣ Z. 4 v. u., S. ١٩٩ Z. 13, *Dieterici*'s Mutanabbi und Seifuddaula S. 108 Z. 2—5.

S. ١٧٩ Z. 3 قنديل : R. S. 116 vorl. Z. فتدبل, l. فَتَذْبُلُ : »die Sonnen der vollen Becher gehen in ihren (der Mundschenken) Händen gleich Rosen inmitten von Lilien auf, und gehen zwischen den Kamillenblüthen der Sterne des geöffneten Mundes (den weissen zwischen den geöffneten rothen Lippen hervorglänzenden Zähnen) unter, worauf die Narcissen der Augen welk werden (matt werden und sinken)«.

S. ١٨٤ Z. 10 العزيم : R. S. 119 Z. 22 الغريم. Der Dichter ruft seinen Freund zu Hülfe für مغلوب الغريم, »den von seinen Gläubigern Niedergedrückten«, d. h. für sich selbst.

S. ١٨٧ Z. 15 شئنا : R. S. 120 Z. 13 شبنا, wie der Reim es verlangt.

S. ١٩١ Z. 9 المُتَعَزّى : R. S. 122 Z. 3 المتعرى wie G. P., l. المُتَعَرِّى, — Gegensatz zu المُتَصَابى, — der welcher sich der irdischen Bedürfnisse, Lüste und Leidenschaften zu entschlagen sucht, = المتجرّد. In der Bedeutung »chercher à se consoler« wäre hier nicht المتعزّى, sondern المتسلّى das rechte Wort.

—— Z. 10 انت : R. S. 122 Z. 4 feiner منك, mit من التجريد: »die Sonne hat sich in dir (in deiner Person) durch die

Versagung des Zutritts (zu dir) vor meinem Auge verborgen«. Vgl. V. 15 منك حبيب, ein in dir gegebener Freund, d. h. ein Freund der du selbst bist. Andere Beispiele dieses من s. S. ٣١٥ Z. 16, S. ٣٦٨ Z 1, S. ٢٨٥ Z. 5, S. ٣١٥ Z. 14.

S. ١٩٤ Z. 6 وهو: R. S. 123 Z. 9 هو.

—— Z. 20 ايوحش لى: R. S. 123 drittl. Z. ايوحشنى, l. أَيُوحِشُنِى. Dagegen im zweiten Halbverse, wie die übrigen, ويظلم لى, l. ويُظْلِمُ لِى.

S. ١٩٥ Z. 5 أُرْقِى: R. 124 S. 11 أوقى, wie die übrigen.

S. ١٩٧ Z. 8 أُغْضِى: R. S. 126 Z. 4 غضى wie G. L., l. غُضِّى, 2. Pers. Sing. Fem. Imper. von غَضَّ, mit dem Objects-Accusativ مُقَلًا, wogegen أُغْضِى intransitiv ist.

S. ٢١٧ Z. 1 والافانين: R. S. 129 drittl. Z. والا فانت: »Sieht man aber davon ab, so bemerkt man, dass er sich hat gehen lassen«, d. h. es mit dem rhetorisch kunstgerechten Bau der Rede nicht so genau genommen hat.

S. ٢٣٨ Z. 16 الندامى وغمامة الصهباء: R. S. 132 Z. 2 u. 3 الندامىء وغمامة الصهباء als Prosareime.

S. ٢٤٢ Z. 3 وسنى: R. S. 134 Z. 7 ام سنى, Bestätigung der guten Lesart in L.

—— Z. 6 اياته: R. S. 134 Z. 10 داياته, durch spätern, aber dem Sinne nach richtigen Zusatz des د vor اياته: »Seine Wärterinnen haben ihn (den schönen Knaben) freundlich, wie zur Tränke, zu ungetrübtem Lebensgenusse und, wie zur Weide, zu Spielen hingeleitet«. Eine andere Frage ist dann freilich, ob nicht vielleicht schon das spanische Arabisch داية in آية, span. aya (ital. aja) verwandelt hat, so dass اياته das Ursprüngliche wäre.

—— Z. 8 عمّك: R. S. 134 Z. 12 عميك, an und für sich unrichtig, aber Bestätigung der Textlesart: »so wirst du den quälenden Durst deines Oheims stillen«, — vertrauliche Benennung jeder ältern männlichen Person im

Verhältniss zu einer jüngern, hier von dem *ἐραστής* gebraucht, um sich bei dem arglosen *παίγνιον* als ehrsame Respectsperson einzuführen.

S. ٣٤٢ Z. 16 أَصْدقاؤهم عَيْنُ العدى: R. S. 134 Z. 20 اصدقاء وهم عين العدا.

S. ٢٧٩ Z. 11 فأعارتها الليالي خشفا: R. S. 136 Z. 21 فاعدته الليالي خشفا. Wie عاد oft einfach soviel als صار, so ist اعاد hier nicht wieder zu etwas machen, sondern schlechthin صيّر, zu etwas machen, wie Bd. I S. ٥٣٣ Z. 13.

S. ٣٩١ Z. 9 فأنت und وحجى: R. S. 138 Z. 7 فأنت und ولحج.

S. ٣٩٩ Z. 2 عففت: R. S. 139 drittl. Z. ebenso.

—— Z. 3 من (vor العفاف): R. S. 139 vorl. Z. ebenso.

S. ٣١١ Z. 12 بزاء: R. S. 143 Z. 16 براء.

S. ٣٥٧ Z. 4 v. u. ضلّ: R. S. 153 Z. 1 ظل, l. ظلّ, als dichterisches Synonym von صار oder بقى.

S. ٣٨٠ l. Z. اصبعه: R. S. 154 Z. 4 اصعبه, l. أَصْعَبَهُ statt أَصْعِبْهُ als Verwunderungs-Verbum.

S. ٣٨٤ Z. 4 v. u. خلّ: R. S. 155 Z. 11 خذ بى, l. حذْ بى: »geh mit mir ein wenig seitwärts vom Wege ab!« nämlich um so den strengen Sittenrichter in Versuchung zu führen und ihn, wenn er in die Falle geht, zu verspotten.

S. ٤٠٣ Z. 11 العاصىّ: S. 157 Z. 10 العاصى ohne Taśdîd.

—— Z. 13 عليا: R. S. 157 Z. 12 عليه.

S. ٤١٩ Z. 12 عوضا: R. S. 159 Z. 16 غرضا, l. عَرَضًا, wie die übrigen Hdschrr., Sinnspiel zwischen جَوْهَر, Substanz, und عَرَض, Accidens.

S. ٤١٨ Z. 12 غرّة: R. S. 160 Z. 3 عزه durch Rasur und Nachbesserung st. غرة; l. عِزّة, Gegensatz zu ذِلّة.

S. ٤٢٨ Z. 13 الشفاة: R. S. 160 Z. 22 الشفاه.

S. ۴۴۱ Z. 13 احتلالا und وراُسى: R. S. 162 Z. 20 اجتلابا und راسى ohne و.

S. ۴۴۲ Z. 4 لقلوب: R. S. 162 vorl. Z. بقلوب.

S. ۴۴۴ Z. 9 الشموس: R. S. 163 Z. 18 الشمس, nicht sinnlos الاشمس, wie nach Anm. *q* die Handschriften Al-Maḳḳarî's.

S. ۴۴۰ Z. 9 اعناق: R. S. 164 Z. 5 اعنات, l. اُعْنَاتْ.

S. ۴۴۹ Z. ٥ ذا: R. S. 164 Z. 18 ذى, Genitiv von ذو. Als Demonstrativ-Pronomen kann man ذا nicht fassen; denn das Arabische gebraucht sein سَيْف nicht ebenso synekdochisch, wie wir das entsprechende Wort in: ein guter Degen, ein wackrer Haudegen.

—— Z. 6 مغناك: R. S. 164 Z. 19 ebenso.

—— Z. 12 خُطتُ und النفس منه: R. S. 164 vorl. Z. خضبت und النقش عنه, l. النَّقْسَ عَنْهُ [1]: »so würde ich lügnerisches Weiss in meinen Wangenbart hineinfärben und Jugendschwarz, wie man Tintenflecke tilgt, daraus entfernen«. Ausserdem hat R. mit den übrigen Handschriften Al-Maḳḳarî's مفارق لمتى st. عذارى كاذبا: »so würde ich in mein gescheiteltes Haupthaar Weiss hineinfärben«, bei welcher Lesart منه im zweiten Halbverse auf شيبا geht.

S. ۴۵۲ Z. 9 المريّة: R. S. 165 Z. 5 البرية, l. البَرِيَّة: »ich halte meine Sehnsucht und die Betrübniss, die ich in mir berge, vor den Menschen geheim, aber die Seufzer machen sie offenkundig«.

S. ۴۷۱ Z. 4 v. u. تطش: R. S. 167 Z. 8 تعش.

---

1) نقس wird häufig mit dem bekanntern نقش verwechselt, auch im türk. Ḳâmûs u. d. W. الحِبْر: بازى بازهجق مركّبه دينور نقش معناسنه.

S. ۴۸۱ Z. 15 بانَتْ: R. S. 167 Z. 22 بايت: »Nie sah mein Auge vor ihm einen Moschusweidenzweig, zur Seite von dessen Rosen seine Lilien (l. سَوْسَنُهُ) gestanden hätten«. Der »Moschusweidenzweig« ist der schlanke Page, »seine Rosen« seine rothen Wangen, »seine Lilien« beziehen sich zunächst auf die gelbe Lilie, die er nach Z. 9 an seine Wangen hielt, bedeuten aber zugleich symbolisch die durch Sehnsucht nach ihm blass gewordenen Wangen des Dichters; daher der folgende Vers: »Da setzte ich meine Divinationsgabe in Thätigkeit und sprach: Vielleicht bringt er die Wange des Sehnsuchtsvollen (des Dichters) seiner (eigenen) Wange nahe«.

S. ۴۸۳ Z. 16 وزانت: R. S. 168 Z. 15 وزادت, wie O., passender zu dem parallelen ضاعفت.

S. ۴۹۲ l. Z. كأس: R. S. 169 Z. 13 كاسى, l. كأس, wie der Reim verlangt.

S. ۵۳۳ drittl. Z. سُفْرة: R. S. 174 Z. 11 سفر, durch Rasur statt سفره; l. سَفَرٍ. — سفره kann nur سَفْرَة gelesen werden als n. vicis von سفر, reisen; nicht سَفَرَة, wie bei *Freytag*.

S. ۵۳۶ Z. 14 علّة تُسكن: R. S. 175 Z. 4 غلة يسكن, l. عَلَّهُ يُسْكِنُ: »und ich bestreiche damit (mit dem Bilde vom Schuhe Muḥammad's) mein Herz, ob es (das Bild oder das Bestreichen damit) vielleicht den darin glühenden Sehnsuchtsdurst stillen möge«. Die Textlesart etwas künstlicher: »und ich bestreiche damit mein Herz, wie um ihm wiederholt einen Trank einzuflössen, der den darin glühenden Sehnsuchtsdurst stillen könne«.

S. ۵۳۷ Z. 10 صَدغى: R. S. 175 Z. 20 صدحى.

S. ۵۳۸ Z. 15 ألحاظنا تجرحكم und ولحظكم يجرحنا: R. S. 176 Z. 16 لحاظكم تجرحنا und ولحظنا يجرحكم: »Eure Blicke verwunden uns im Innern, unsere Blicke hingegen verwunden euch (nur) auf den Wangen«, d. h. bohren sich

gleichsam nur in euer Antlitz ein, ohne euer Herz zu treffen, wie die eurigen das unsrige.

S. ٥٣٩ Z. 11 الادبية: R. S. 176 Z. 22 الادبيّة, wie S. ٦٣٣ Z. 7 und S. ٦٣٤ Z. 6.

S. ٥٤٤ Z. 12 دوابتى: R. S. 179 Z. 4 ذوابتى.

S. ٥٤٥ Z. 4 صبغْتَ: R. S. 179 Z. 12 صبغت.

—— Z. 8 واداية: R. S. 179 Z. 16 وادبة, l. وَأُدْبَةٌ.

S. ٦٣٠ Z. 3 الحُسْنِ: R. S. 183 Z. 13 للحسن.

—— Z. 15 ظما: R. S. 183 Z. 22 ظماء, l. ظَمًا.

—— Z. 16 تصدّ und فيحجبها: R. S. 183 Z. 23 يصد und فيحاجبها, l. يَصُدُّ (nämlich الوادى oder الدوحُ) und فَيَحْجُبُهَا.

—— Z. 17 تروع: R. S. 183 vorl. Z. يروع, l. يُرُوعُ. Der Kies dieses Wassers erschreckt die an ihm lustwandelnde, mit einer Perlenschnur geschmückte Jungfrau, indem der strahlende Glanz jenes Kieses sie auf den Gedanken bringt, es seien ihr Perlen in das Wasser gefallen; sie befühlt daher ihre Perlenschnur, um zu untersuchen, ob sie noch ganz und unversehrt ist.

S. ٦٣٣ Z. 15 من اجل النسآء زمانها: R. S. 185 vorl. Z. من اجلّ نسآ زمانها (so mit Taśdîd), l. مِنْ أَجَلِّ نِسَآءِ زَمَانِهَا.

S. ٦٤٧ drittl. Z. النَّدىّ: R. S. 189 Z. 22 والندى, l. وَالنَّدِىُّ, wie richtig auch *Dozy*, Abbad. I, S. 300 Z. 10.

S. ٦٤٨ Anm. *g* دارا: R. S. 190 Z. 6 درا, l. دُرًّا.

S. ٦٥٥ Z. 10 تقرأ: R. S. 191 Z. 11 تقرا, l. تَقْرَا ohne Hamzah.

S. ٦٦٤ Z. 11 لمقترف: R. S. 192 Z. 2 لمعترف, l. لِمُعْتَرِفٍ: »einem Bekenner (seiner Sünden) gleich mir«, besser als die schon Gesagtes wiederholende Textlesart.

S. ٦٦٦ Z. 3 ذنوبى: R. S. 192 Z. 12 ذنوب: »sie fürchteten Schlimmes von Sünden, deren Wundenmale meine Haut aufweist«.





## Zu den Additions et Corrections.

### Band I.

S. ٩ Z. 16 وتعشّقوا — ich lese وتعَسَّفوا* = وظَلَمُوا, mit dem Object شامَةً, d. h. شامَ مُحَيَّا الارض, wobei شام durch absichtlichen Doppelsinn zunächst als Pluralis von شامة, dann aber für شَأْم steht: »und da sie (die Umaijaden), nachdem das Antlitz der Erde sich ihnen entschleiert hatte (d. h. nachdem die Erde sich wie ihre Braut ihnen ergeben hatte), die Schönheitsmale desselben (Nebensinn: Syrien) vergewaltigten«. Die Abschreiber verwechseln عسف oft *mit* dem allgemein bekannten عشق; so auch I S. v٩٣ drittl. Z. und II S. ٢.. Z. 14 عاشقا statt عاسفا (nicht, wie in den *Add.* et Corr. zu der ersten Stelle verdruckt ist, عاسقا).

S. ١٣ Z. 10 واختبى — ich lese وَٱحْتَبَى; die personificirte Nacht lässt die Finsterniss als Gewand über sich herabwallen und wickelt sich hinein in der bei *Lane* unter احتبى beschriebenen Weise, als Vorbereitung zum Schlafe.

S. ١٥ Z. 21 لآلى ungenau st. لآلٍ*, dichterische Licenz für لآلِيَ, was gegen das Versmass wäre. Ebenso S. ٥٣ Z. 12 لآلى st. des Genitivs لآلٍ, S. ١٧٩ Z. 13 سوارى st. des Genitivs سَوَارٍ. — مَثْنَى, l. مَثْنًى*; s. *de Sacy*'s Gr. I S. 427 § 948.

S. ٢٥ Z. 3 حبالها — ich lese jetzt حِيَالُهَا: »ihre Kamelinnen« mit Beziehung des Suffixums auf هوادجا, d. h. die Kamelinnen, welche jene Sänften tragen. Die Gondeln, welche die Besucherinnen der Insel Rauḍah dahin übersetzen, werden mit Kamelsänften, und die sie tragenden Wellen des Nils mit Kamelinnen verglichen.

S. ٢٥ Z. 21. Das von mir an die Stelle von تعليقة gesetzte تغليقة, d. h. تغليقُ النيل, ist der grösste Höhestand, den der Nil bei der Ueberschwemmung erreicht; vgl. den vollständigen Ausdruck bei Abulmaḥâsin, I S. ٥٧ unten: اذا زاد على السبعة عشر وبلغ ثمانية عشر ذراعا واغلقها استبحر من ارض مصر الرُّبع »wenn der Nil (am Nilometer) über 17 Ellen steigt und 18 Ellen Höhe erreicht und diese verschliesst (d. h. völlig bedeckt), so wird der vierte Theil von ganz Aegypten unter Wasser gesetzt«.

S. ٢٨ Z. 2 بمِنَى und S. ٣٠ Z. 17 مِنَى. Ġauharî: مِنًى مقصور موضع بمكّة وهو مذكّر مصروف. Dasselbe sagt er von وَاسِطٌ, indem er dazu bemerkt, die meisten dieser Länder- und Städtenamen seien weiblichen Geschlechts und nur unvollkommen abwandelbar, männlichen Geschlechts aber und vollkommen abwandelbar مِنًى, الشَّأْمُ, العِرَاقُ, وَاسِطٌ, دَابِقٌ, فَلْجٌ und هَجَرٌ; doch könne man auch diese als weibliche Eigennamen unvollkommen abwandeln, indem man sie unter die Begriffskategorien البُقْعَة und البَلْدَة stelle. Bei Fîrûzâbâdî stehen beide Behandlungsweisen einander gleich; die Voranstellung der letztern deutet indessen an, dass diese damals schon gewöhnlicher war. Und so, als Femininum, findet sich Minâ wirklich in *Krehl*'s Buḫârî, I S. ٣٢٩ Z. 4 u. 3 v. u., in *Wüstenfeld*'s Azraḳî S. ٣٩٩ drittl. Z., S. ٤٠٥ Z. 18 u. 19, und Fâkihî S. ١٠٠ Z. 9, 10, 20; doch in älterer Sprache auch bei Azraḳî S. ٤٠٥ vorl. u. l. Z. als Masculinum.

S. ٤٣ Z. 10 المَقُول, l. المُقْوِل statt des vocallosen المقول in den Add. et Corr.

S. ٤٤ Z. 15 u. 16. Nach der hinsichtlich des Ausganges der Prosareimglieder sonst befolgten Schreibweise sollten die Endbuchstaben der drei Passivverba kein Ruhezeichen haben.

S. ٣٩ Z. 11. يحسب braucht nicht in تحسب verwandelt zu werden; denn nach älterem Gebrauche ist ناس auch männliches Singular-Collectiv; s. *de Sacy*'s Anthol. gramm S. 466; *Wüstenfeld*'s Ibn Hiśâm S. ٣٤ Z. 4: ن عبد المطّلب اوسمَ الناس واجملَه واعظمَه, ebenso an d. St. die Refaïa-Hdschr. 308.

S. ٥١ Z. 15 ولسانٌ. Ich lese ولسانا gemäss dem Numerus des Prädicates يثبتان. Unerträglich hart wäre وقلب nicht als zweiter Genitiv, sondern als dem لسانٌ coordinirter Nominativ.

—— Z. 16 منتصفة, auch R. S. 20 Z. 21 منتصفة, aber Sinn und Construction verlangen مُتّصفة.

S. ٥٤ vorl. Z. الخلع, l. الخَلْع. Das من خَلْعٍ زِيّةً ist eine aufgelöste Genitivanziehung statt زِيّ الخَلْع, was mit بسنى zusammen ein Oxymoron bildet: »es kleidete mich die Abreise von Damaskus in die Tracht der Entkleidung« d. h. riss mich aus allen dort angeknüpften Verbindungen heraus. Aehnlich S. ٤٨٠ Z. 16 u. 17: كن من العُرى فى اقبح زِيّ »wir waren in der hässlichsten Tracht der Nacktheit«.

S. ٦٢ Z. 11. Meine Vermuthung والتحنين st. والتخمين wird unterstützt durch die in unsern Wörterbüchern ebenfalls fehlende Nebenform تَحْنان S. ٦٥٢ Z. 4 u. 12, von dem Aechzen und Stöhnen der Bewässerungsmaschine, gleichbedeutend mit حَنين ebendas. Z. 7.

S. ٦٥ Z. 6 تقْدَحُ, l. تقْدَحُ. Das Aechzen selbst schlägt Liebes-, Sehnsuchts- und Schmerzensfeuer in der Seele an; vgl S. ١٣ Z. 8, S. ٥٠ Z. 2, S. ٦١ Z. 13; *Ahlwardt*'s Abû Nuwâs Ged. 20 V. 5 von einer Sängerin:

تَسْتَقْدِحُ العودَ بأَطرافها      ونَغْمةٌ فى كبدى قَدَحَهْ

»Sie entlockt der Laute zündende Funken mit ihren Fingerspitzen und einer Sangesweise, die in meiner Leber Feuer entzündet«.

S. ٧٥ Z. 6 وخمنت, R. وختمت, was die Schwierigkeit freilich hinwegräumt, aber einen bedenklichen Pleonasmus an deren Stelle setzt: »nachdem ich die Vollendung dieses Werkes abgeschlossen hatte«. Es fragt sich daher, ob nicht vielleicht das von *Lane* aus TA. als neue Bedeutung von تخمين beigebrachte تحرير durch diese Stelle gegen Lane's Zweifel eine Bestätigung erhält.

S. ٧٧ Z. 10 الصنّف. Die Berichtigung المُنْصِف hat für sich auch das Zeugniss der Wiener Hdschr. 1191 bei *Flügel*, die arab., pers. u. türk. Hdschrr. der k. k. Hofbibliothek, II S. 359 Z. 6 v. u.

S. ٨٠ Z. 11 تبيّنت, l. تَبَيَّنْتِ, fortgesetzte Anrede an die eigene Seele, wie auch nachher Z. 12 ff.

S. ٨٤ drittl. Z. الخلفاء, l. الحَلْفآء, Carthago spartaria im Itiner. Anton.; s. *Bischoff*'s u. *Möller*'s Vergl. WB. d. Geogr. S. 262. Nach *Dozy*'s u. *de Goeje*'s Edrîsî S. ١٩٣ Z. 11–14 wird die ḥalfâ — in der Uebers. S. 235 Z. 10 »le sparte« — aus dem nicht weit von Cartagena gelegenen Alicante überallhin ausgeführt. Ueber die ursprünglich ḥalfâ genannte Schilfart s. meine Nachträge zu *Levy*'s chald. WB. I S. 425 Col. 1; wegen der Verarbeitung beider Pflanzen zu allerhand Flechtwerken aber scheint man den Namen der ḥalfâ in Spanien auf das dort einheimische spartum, esparto, übergetragen zu haben.

S. ١٠٣ Z. 20 بربطانية, l. nach den Hdschrr. hier wie Bd. II S. ٧٣٩ Z. 13 برطانية; s. *Juynboll*'s Lex. geogr. VI S. 171 f. Allerdings hat Jâkût I S. ٢٨١ Z. 2, S. ٥٣٣ Z. 19, S. ٥٣٥ Z. 7 statt dessen بَرْبَطانية, aber offenbar durch Verderbniss des voll geschriebenen, den Morgenländern unbekannten بريطانية, Britannia, la Bretagne. In welchem Stadt- oder Ländernamen liesse sich jenes »Barbaṭânia« mit einiger

Wahrscheinlichkeit wiederfinden? — Die Ausdehnung des Namens der Bretagne (Britannia minor) auf den nordöstlichen Theil Spaniens erklärt sich natürlich aus dem Vordringen der Christen in diese Länder vom südwestlichen Frankreich aus.

S. ١١۴ Z. 8. Meine Anmerkung zu d. St. sagte nur: »Die Prädicate سحر, صبا, نسيم, رياض, وجوه und كلام scheinen ein anderes Subject zu fordern; etwa اوصافُها?« Aber auch den blossen Zweifel an der Aechtheit des اوقاتُها nehme ich jetzt zurück. Was in diesen Berichten Bd. XIV S. 34 f. von örtlichen Verhältnissen nachgewiesen worden ist, gilt auch von zeitlichen: die Zeit ist nach arabischer Vorstellungsweise zugleich das, was ihren Inhalt ausmacht, das in ihr Seiende und Geschehende. So sind hier die Zeittheile von Xativa das, was die Tagesstunden seiner Bewohner ausfüllt, ihren Sinn und Geist im Verlaufe derselben beschäftigt und unterhält: Morgendämmerung, feuchtwarmer Morgenwind, würziger Lufthauch, frische Auen, menschliche Schönheiten, sinnvolle Reden und Gespräche.

S. ١٢٠ l. Z. مشتهرا بالنبيذ, ich lese مُسْتَهْتَرًا بالنبيذ; vgl. S. ٢٧٨ Z. 4 v. u., Bd. II S. ٢٠٩ Z. 13, *Wüstenfeld*'s Ibn Coteiba S. ٣٦٧ Z. 16 مستهترا بالشراب.

S. ١٢١ Z. 20 مسافةً, l. مسافةٌ als Apposition; s. diese Berichte Bd. XIV S. 55 f.

S. ١٢٦ Z. 15 ومن حصونها, wegen des gleich darauf folgenden فى محاصرة العدوّ stilistisch besser als das وفى حصونها der Hdschrr., doch sprachlich richtig ist auch dieses; vgl. S. ١٢٢ l. Z., S. ١٣١ Z. 20.

S. ١٣٦ Z. 7 يعلّموا, l. يَعْلَموا* oder, nach dem Commentar im türk. Ḳâmûs, يَعْلُموا, von dem absolut gebrauchten عَلِمَ oder عَلُمَ: »sie lesen (studiren) um Kenntnisse zu erwerben (gelehrt zu werden), nicht um eine Pension zu erhalten«. Ueber die Unzulässigkeit von Passiven in solcher Bedeutung s. diese Berichte Bd. XV S. 162 f.

S. ١٩٣ vorl. Z. نُحُذْ ist richtig, elliptisch für نُحُذْ حِذْرَكَ. Ebenso *Tornberg's* Ibn al-Aṯir Bd. IX S. ١٣٨ Z. 11 u. 12, S. ١٣٩ Z. 5 نُحُذْ لنفسك. Al-Maḳḳarí's على نفسك bedeutet eigentlich: halte Hut über dich selbst, — zu deinem eigenen Schutze, — Ibn al-Aṯir's لنفسك: halte Hut für dich selbst, — zu deinem eigenen Besten.

S. ١٨٩ Z. 6 الخيّاط, l. الحنّاط nach *Dozy's* Berichtigung aus Ibn Bassâm's Artikel über diesen Dichter, Gött. Gel. Anz. 1861 S. 1435. Er bemerkt dazu: »Auch an andern Stellen ist so zu lesen [s. den Namen-Index zu Al-Maḳḳarí u. d. W. ابن الخياط S. ٨٥٩], und der Vers Th. I S ٣٩٧ vorl. Z. rührt nicht von ʿObâdah Ibn Mâ-as-samâ her, wie Al-Maḳḳarí (oder der Schriftsteller dem er folgt) sagt, sondern von dem nämlichen Ibn al-Ḥannâṭ. Ibn Bassâm giebt mehrere Verse dieses Gedichtes«.

S. ١٩٣ Z. 11 الفنون, l. mit den meisten Hdschrr. الفُتُون*, was sowohl der vollkommnere Gleichklang mit مُتُون, als der Sinnparallelismus mit الحين empfiehlt. Vgl. S. ٥٣٩ Z. 15 und S. ٩٢٨ Z. 9 mit der Berichtigung in den Add. et Corr.

S. ١٩٩ Z. 10. Nicht »لا تَأْسَ«, einen hier völlig unpassenden Jussiv von أَسِيَ, sondern لا يَأْسَ habe ich als richtige Lesart angegeben: non est desperandum de auxilio Dei.

S. ٢٠٠ Z. 20 لصبحه. Näher als das vorgeschlagene نُصْحُهُ liegt, mit blosser Umstellung von zwei Buchstaben, لِصَحْبِهِ: »und (sein kluger Rath) verfehlt nicht für seine Freunde, wenn die Nacht der Sorgen dunkelt, ein Morgenlicht zu sein«.

S. ٢٠٢ Z. 9 لتناود, l. mit den Hdschrr. (denn auch L stellt im Grunde dieselbe Lesart dar) لِتَأَوُّد, wie S. ٤٤٤ l. Z. Statt der nicht bezeugten 6. Form von نَأَدَ müsste wenigstens, zumal in Verbindung mit مع, لِتَنَوُّد stehen.

S. ٢٠٣ Z. 22 نُحُجبت, l. نُحُجِبْتُ*.

S. ٢٠٥ Z. 13 ولا, l. لا* ohne و, so dass لا نظير له فى العوالى eine صفة zu ضلت عن مثله العصور الخوالى ist, wie علوّ فى الاسناد in dem zweiten Parallelgliede zu لخالٍ. Statt des unpassenden ضلّت aber hat der Redekünstler sicher خلّت geschrieben, schon des Sinnspiels mit الخوالى wegen.

S. ٢٠٩ Z. 20 الماء, l. الما, auf بلاءِيا reimend.

S. ٢١٠ Z. 8 الحزن, d. h. الحَزْن als geographischer Eigenname, mit sprüchwörtlich verallgemeinernder Anwendung des Gedankens in dem Verse bei Jâkût Bd. III S. ٤٣٩ Z. 7: »Wie leicht kann Gott den, dessen Wohnsitz al-Ḥazn (in Arabien) ist, trotz weiter Entfernung dem nahe bringen, dessen Wohnsitz Ṣûl (im Chazarenlande) ist«. Mit dem Ersten meint der Dichter dort den Freund, an den er seine Verse richtet, mit dem Zweiten sich selbst.

S. ٢٣٠ Z. 5 غضب فيه ist, wenn ächt, غَضِبَ فيه zu lesen, als صفة von يوما: »an einem Tage, an dem er in Zorn gerieth (oder: gerathen war)«.

S. ٢٣١ drittl. Z. وانكى. So lange für diese 4. Form, als gleichbedeutend mit نَكَى, nur noch Bd. II S. ٧٠٧ vorl. Z. angeführt werden kann, halte ich das dafür vorgeschlagene أَبْكَى fest, um so mehr da an der andern Stelle eine Hdschr. wirklich ابكى hat.

S. ٢٣٥ Z. 2 وامتّ, l. وأَنْفَتْ: »ich habe das Crucifix vor die Nase gestossen« oder: »dem Crucifix die Nase eingestossen«, d. h. es beschimpft und geschändet. Dafür spricht auch die das أنفت in's Prosaische übersetzende Lesart in La. O. رَغْمَ أَنْفِ: »dem Crucifix zum Schimpf und Hohn«. Statt واصطليبت in al-Bajân l. وأَصْطَلَمْتُ.

S. ٢٣٧ Z. 3. Das ةْ in der Reimstelle des 1., 2. und 4. Halbverses, desgleichen in den beiden Reimen S. ٢٧٣ Z. 17 u. 18, ist ةْ zu schreiben; s. diese Berichte Bd. XV S. 131 Z. 15 ff. —

Das ليس der Hdschrr. vor تُرْجَى konnte unbedenklich beibehalten werden; denn es steht häufig unveränderlich als Partikel vor allen Personen des Zeitwortes ohne Verschiedenheit des Genus und Numerus; s. diese Berichte Bd. XVI S. 324 Z. 15 u. 16, Al-Maḳḳarî I S. ۴۲۳ Z. 17 mit Anm. *j*, S. ۴۵۱ Z. 14, II S. ۳۱۵ Z. 14, S. ۱۷۲ Z. 17, S. ۴۲۷ Z. 14, S. ۷۷۸ Z. 4 v. u., *Wüstenfeld*'s Jâḳût I S. ۳۵۳ Z. 10, II S. ۱۸۲ Z. 10, *Krehl*'s Buḫârî I S. ۴۷۳ Z. 12; ebenso vor persönlichen Fürwörtern Ḳazwînî II S. ۸۲ drittl. Z. ليس هي منبته (so auch in der Refaïa-Hdschr. Nr. 1): »nicht sie ist die Stelle wo es wächst«, Eutych. Ann. I S. 90 Z. 11 ان كنتم صادقين وليس انتم جواسيس: »wenn ihr wahr redet und keine Späher seid«; sogar ohne ein solches Subject *Dieterici*'s Mutanabbî S. ۱۴۴ l. Z. هُمْ لأموالهم ولَيْسَ لهم, statt وليس هي لهم: »sie (die Geizigen) gehören ihren Schätzen an und nicht sie (die Schätze) ihnen«.

S. ۲۲۸ Z. 10 وخوفه und ورغبه, l. وخَوْفُه und ورَغَبُه: »was den Radmir von der Verfolgung der entkommenen Moslemen abhielt, war (der Rath des) Umaijah Ibn Isḥâḳ, seine (Radmir's) Furcht vor einem Hinterhalte und seine Begierde nach den Schätzen, dem Kriegsmaterial und den Vorräthen im Lager der Moslemen«.

S. ۲۳۳ Z. 10. Zu näherem Verständniss des in den Add. et Corr. zu d. St. Gesagten füge ich meine frühere Anmerkung bei: »Der Zusammenhang verlangt: und (als) er dann im Laufe seiner (an den Knaben gerichteten) Fragen erkannte, dass b e k a n n t  g e w o r d e n  w a r — u. s. w. Demnach müsste vor ما كان الخ etwas wie أنّه شاع oder فُشُوُّ ausgefallen sein. — Bei wiederholter Betrachtung der Stelle fällt mir ein, ob nicht في سؤاله selbst eine Verderbniss von بسرايته sein könnte: und (als) er dann erkannte, dass s i c h  w e i t e r  v e r b r e i t e t  h a t t e — u. s. w.«

— Z. 16 خُلِّصتُ, l. خَلَصْتُ. Diese in den Add. et Corr. von mir angenommene Veränderung beruht auf der Unanwendbarkeit von Passiven zum blossen Ausdrucke des Erfolgs; s. diese Berichte Bd. XV S. 168—171. Mit خَلَصْتُ

constatirt der Fürst lediglich die Thatsache, dass der Dichter der ihm gelegten feinen Schlinge entgangen ist, und fragt verwundert, wie dies nur möglich gewesen sei: خَلَصْتَ hingegen würde von seiner Seite die ungehörige Vorstellung eines مُخَلِّص ausser und neben der Person des Dichters involviren, und die Frage wäre auf die Gründe und Ursachen oder die Mittel und Wege der von einem solchen versuchten oder bewirkten Rettung des Dichters gerichtet.

S. ۲۳۸ Z. 15 فعمّها, l. فعَمَّها.

S. ۲۴۴ Z. 6 ولسلطانه, ich lese وسلطانه: »möge Gott ihn und seine Herrschaft (oder — das و als واو الجمع gefasst — mit seiner Herrschaft, d. h. im Besitze derselben) erhalten!« Die Textlesart lässt nur die Anknüpfung von سلطانه an امير المومنين zu, was den unpassenden Sinn ergeben würde: »Mein Zurückbleiben ist nicht in meinem eigenen, sondern im Interesse des Gebieters der Gläubigen und seiner Herrschaft geschehen«. Die Herrschermacht des Chalifen blieb von dem Kommen oder Nichtkommen des frommen Mannes ganz unberührt, und es wäre von diesem sehr unklug gewesen, den Unwillen des Herrschers durch solche Selbstüberhebung noch zu verstärken.

S. ۲۵۹ Z. 6. Die in den Add. et Corr. von mir angenommene Textveränderung gründet sich darauf, dass تَسَرْبَلَ, wie تَرَدَّى als Denominativum von رِدَآء, sowohl ب als den Accusativ regieren kann, letzteren kraft des ihm zu Grunde gelegten Begriffes von لَبِسَ. Der Sinn ist: »Die Körper der über und über Gepanzerten scheinen etwas als Gewand übergeworfen zu haben, wovon Basiliskenkörper entblösst worden sind«, d. h. die Schuppenpanzer jener scheinen abgezogene Schuppenhäute dieser zu sein.

S. ۳۹۰ Z. 18. Der Vers, wie ihn die Add. et Corr. geben, bedeutet: »Und wir stellen hiermit durch die Jungfrauschaft

des Mädchens eine Probe an, ob du deine Hoffnung auf frostige Entschuldigungen setzen wirst«, d. h. ob du dein etwaiges männliches Unvermögen in Beziehung auf sie hinter solchen Ausreden zu verstecken suchen wirst.

S. ٣٤٢ Z. 1. Meine Anmerkung zu اليه معطفُها: »Ich lese اليها بعطفه (oder اليه): »und er strebte muntern Schwunges nach dem Chalifate (oder: nach dem Höhepunkte des Chalifates) hin, wie ein von Jungfernwein Berauschter«. Vgl. die Parallelstelle S. ٣٨٩ Z. 13 mit Anm. f. Das Bild passt auf das feurige Streben des ehrgeizigen Emporkömmlings, nicht auf die bereitwillige Hingabe des gutmüthigen Fürsten, die man in der Textlesart finden könnte«. Dieselbe Verbindung zwischen الارتياح und العطْف s. II S. ٢٠٨ Z. 11.

S. ٣٤٤ Z. 12 بالعُدْوة, l. بالعَدْوة; s. *de Slane*'s Uebers. der Geschichte der Berbern von Ibn Haldûn, Bd. I, Table géograph. S. LXVIII u. d. W. *Adoua*.

S. ٢٧٢ Z. 2 أوانس, l. mit den Hdschrr. أُونِسُ*: »ich leiste Gesellschaft«, Gegentheil von أُوحِشُ, ich lasse einsam, allein.

S. ٢٧٣ Z. 10 مُثَّل, l. مَثَل. Angenommen auch, diese 2. Form liesse sich in der hier vorausgesetzten Bedeutung nachweisen, so ist doch undenkbar, dass der feingebildete junge Mann vor dem Chalifen nicht von freien Stücken die erforderliche gerade Körperhaltung المثول angenommen, sondern — was jenes Passivum ausdrücken würde — dazu erst angewiesen oder genöthigt worden sein sollte.

S. ٣٠٩ Z. 18 تُحت, l. تُحْتُ: »O wie schön ist das Schloss, das von Bogengewölben aus behauenen Steinen über das Wasser (des vorbeifliessenden Xenil) emporgehoben wird!«

S. ٣١٠ drittl. Z. Hierzu hatte ich bemerkt: »رَدّى للجواب würde durch die Kürze der zweiten Sylbe das Versmass verletzen. Richtig die Hdschrr. رَدّى الى الجواب, so dass الى für das einfache ل steht, wie S. ١٠٩ Z. 15, S. ١٣١ Z. 8 u. 9, S. ٢٩٣ Z. 11 (vgl. mit S. ٢٨٨ Z. 11 u. 12), S. ٣١١ Z. 15,

an welcher letzten Stelle الى ganz wie hier bloss تقوية العامل dient und mit dem von ihm regierten Genitiv die Stelle des Objectsaccusativs einnimmt: ادّكارى اليه st. ادّكارى له, d. h. »ادّكارى إيّاه«. Dieselbe Abschwächung der Bedeutung von الى findet sich in einem Verse Bd. II S. ٣١٨ Z. 1, wo الى النفس مُعْجِبا und الى العقل أَعْجَبُ, mit Vorausstellung des مفعول, bedeuten مُعْجِبا للنفس und أَعْجَبُ للنفس, d. h. أَشَدَّ اعجابًا للنفس, wobei man sich zu erinnern hat, dass أَعْجَبَ an sich den Accusativ regiert.

S. ٣١٢ Z. 3 ff. Frühere Anmerkung: »Der Rhythmus dieser Vulgärverse ist wohl nicht, nach Anm. *a*, jambisch, sondern trochäisch:

Billāh aín nuṣíb  mán lī fíh naṣíb?
Máḥbūbán muḫálif  wámaʿú raḳíb u. s. w.

Auch hier findet die in der Anmerkung erwähnte Accentuirung kurzer Vocale statt, aber natürlich auf andern Stellen, z. B. auf dem wa im Anfange des vierten Halbverses. Unzulässig scheint mir die in der Anm. *d* S. 313 vorgeschlagene Textänderung mit der darauf gebauten Erklärung. Ich verstehe den bezüglichen Vers, mit قُلْ nach La. O., einfach so: »Und siehst du einen zudringlichen Tugendschwätzer, so sprich: O du Timur!« d. h. du Barbar! Ein solcher Bussprediger heisst, wie hier S. ٣١٣ Z. 7 فُضُولِىّ, so Bd. II S. ٢٠٩ Z. 14 اخو الفُضُول, und dort ist auch eine Probe der argen Freigeisterei zu lesen, die solchen Ermahnungen entgegentrat.

S. ٣١٣ Z. 1 الرُصافَة, l. mit den Hdschrr. nach gemeiner magrebinischer Aussprache الرُصَافا, wie Bd. II S. ٣١٤ Z. 21 نَزَاهَا st. نَزَاهَة; s. die Add. et Corr. zur letztern Stelle.

—— Z. 8 نَفُورْ, ich möchte lieber تَفُورْ: »wenn er sieht dass du aufwallst«, von فَارَ in der uneigentlichen Bedeutung صار فَيُّورًا.

Das نفور passt nicht recht zu dem Folgenden; denn vor Leuten, die ihm bloss aus Widerwillen den Rücken kehren und davon laufen, braucht der Bussprediger nicht selbst furchtsam zu fliehen.

S. ٣١٥ Z. 1 عيث sinngemäss, aber gegen die Züge der Hdschrr., die vielmehr auf تَخَبُّث* hinweisen: »Das schändliche Verfahren der Berbern in ihr (oder: mit ihr, gegen sie)«.

S. ٣١٧ Z. 14 ولو كُنّا sinnlos; ich lese وتوقّفنا: »ich habe Anstand genommen (eher zu dir überzugehen), damit du sähest, was wir in Kampf und Ausdauer leisten, und wie wir unsere verborgen gehaltene Gesinnung gegen ihn offen an den Tag legen werden«.

S. ٣١٨ l. Z. وصفروا, ich lese mit La. O., nur ohne Punkt, وطفروا: »und sie sprangen an«, d. h. stürzten sich springend auf den Feind.

S. ٣٣٤ Z. 13 لا يخفر ist wohl لا يُخْفَرُ, לא יבוש: »ein geschützter Ort, der nicht zu Schanden wird« d. h. durch eine Art Personification: der die auf seine Uneinnehmbarkeit gesetzten Hoffnungen der sich in ihm Bergenden nicht zu Schanden werden lässt, wirklich uneinnehmbar ist oder wenigstens dafür gilt.

S. ٣٣٥ Z. 6 مقاتل, ich lese مَعَاتِل, Plur. von مِعْتَل: »und die Kraftmänner der Schirmdächer (unter den Schirmdächern) stiessen Löcher durch die Mauern«, nämlich mit عَتَل, Plur. von عَتَلَة, d. h. nach der Erklärung des türk. Ḳâmûs: eiserne Brechstangen, deren oberes Ende wie ein Beil oder ein Doppelkeil gestaltet ist und die zum Einreissen von Mauern dienen.

S. ٣٣٧ Z. 8. Mein شاءت او أَبَتْ, ohne و, ist so zu verstehen, dass beide Wörter sich auf كُلُّ نفس als Subject beziehen: »mag sie wollen, oder nicht«, während das Subject der beiden vorhergehenden Wörter الاقلامُ ist.

S. ٣٣٨ Z. 17 »أَزْرِه« l. أَزْرِهِ, nach Sur. 20 V. 32.

S. ٣٣٩ Z. 2 u. 3. Zu der Berichtigung وأطّرد حكمه وأنتج قياسه hatte ich bemerkt: »d. h. dessen Urtheil folgerichtig und dessen Schluss beweisend ist. أنتج, vom Schlusse (Syllogismus) selbst gesagt, bedeutet: er ergiebt eine نتيجة, einen regelrechten Schlusssatz; ähnlich wie un argument concluant, a concludent argument«.

—— Z. 16. Zu اعانة: »Der Sinn verlangt im Gegentheil ein Wort in der Bedeutung von اماتة, اهلاك, also vielleicht احالة«.

S. ٣٤٠ Z. 23 حمل, l. nicht جمل, wie ich falsch vermuthet habe, sondern حَمْل, Inf. von حَمَلَ fassen, enthalten; s. *de Jong*'s Latáifo'l-ma'árif S. XV Z. 3—5. Ebenso احتمل, *Dozy*'s und *de Goeje*'s Edrîsî S. 288 vorl. u. l. Z.

S. ٣٤٥ Z. 22. Die in den Add. et Corr. geäusserte Vermuthung zurücknehmend lese ich jetzt ولظاهر شرط سحنون: »und wegen der klaren Thatsache, dass Saḥnûn (s. Abulmaḥâsin, I, S. ٧٣٥ Z. 1) diejenigen, welche er als Richter anstellte, ohne Rücksicht auf ihr eigenes Rechtssystem das der Medinenser zu befolgen verpflichtete, obgleich — setzt Al-Mâzarî hinzu — der Mann möglicherweise eine selbstständig erworbene Rechtsanschauung besass«.

S. ٣٤٩ Z. 11 والتفضيل, wahrscheinlich والتعضيل, die vom Koran Sur. 2 V. 232 und Sur. 4 V. 23 verbotene Verhinderung entlassener Weiber an neuer Verheirathung von Seiten ihrer frühern Ehemänner.

—— Z. 14 أسّا, l. nach dem Reime آسا: »es ist als ob sie die (muhammedanische) Religion gar nicht beachteten, sondern vielmehr die alten (heidnischen) Gewohnheiten zur (immergrünen) Myrte machten«, d. h. verjüngten und in frischer Uebung erhielten.

—— Z. 15 والنسب, l. والنّسيب: »die Lust an Vers- und Gesangstücken und Liebesgedichten«.

S. ٣٤٧ Z. 13 صرّف, l. صرف ohne Tašdîd. Geld auf oder zu etwas verwenden, صرف الدراهم على الشيء oder في الشيء

in der 1. Form, fehlt bei *Freytag*; das von ihm mit »erogavit *dirhemos* c. a.« angesetzte صرّف bedeutet: Geld nach verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zwecken ausgeben, vielfache Geldausgaben machen. Dieser in der zweiten Form selbst liegende Begriff des Mehr- oder Vielfachen ist auch hier das eigentlich Unterscheidende zwischen ihr und der ersten Form, was in der Auseinandersetzung über den Gebrauch von صَرَفَ und صَرَّفَ in *Dozy*'s und *de Goeje*'s Edrîsî S. 332—335 etwas mehr hervorgehoben sein sollte.

S. ٣٧١ Z. 17 فيها. Das richtige منها der Hdschrr. bedeutet durch sie. مِن nach den Zeitwörtern der Bewegung leitet, wie pers. از und türk. دن (Ztschr. d. D. M. G. XII S. 110 Anm. zu V. 95), den Ort ein, durch den hindurch, wie hier, oder über den hinweg, wie S. ٣٦٩ drittl. Z., die Bewegung geht. In der ersten Weise sagt man دخل من الباب und خرج من الباب il entra und il sortit par la porte, عبر النهر من مخاضة il passa la rivière par un gué (*Tornberg*'s Ibn al-Atîr, VIII S. ٤٣٩ Z. 3), in der zweiten عبر من الجسر il passa par (sur) le pont.

S. ٣٨٣ Z. 11. Die statt der Media تفتّحتا und تتفتّح von den Hdschrr. Al-Makkarî's dargebotenen Activa فتحتا und تفتح (l. فَتَّحَتَا und تُفَتِّحْ) gehören dem spätern Sprachgebrauche an; s. *Bocthor* u. d. WW. Éclore und Épanouir. Das Medium تفتّح steht z. B. Bd. I S. ١.. drittl. Z. und Bd. II S. ٤٨ Z. 10 m. d. Anm. dazu in den Add. et Corr., *Mehren*'s Rhetorik S. ١٣ Comm. Z. 3.

S. ٣٨٤ Z. 8 تمتاز. Die Frage in Anm. *d* ist unbedingt zu bejahen. Der Gebrauch von امتار m. d. Acc., etwas als Mundvorrath oder Zehrungsmittel an sich nehmen, ist hier dichterisch auf den personificirten und mit einer »Hand«

ausgestatteten Wind übergetragen, der so ätherischer Natur ist, dass er, etwa wie die Elfen unserer Volkspoesie von Thau leben, sich nur von Blumendüften nährt.

S. ٣٩٥ Z. 16 ووداعه, ich lese وأوْدَاعه mit darauf folgendem وداعَ: »er nahm von seiner Familie und seinen Freunden auf Trennung für immer Abschied«.

S. ٣٩٦ Z. 4—5. Der Sinn verlangt die Einsetzung eines قيل nach فان und die Verwandlung von وقد in فقد: »Wenn man nun aber sagt: Diese Verse sind von Al-Manṣûr, der angeführte Geschichtschreiber hingegen erklärt ausdrücklich, sie seien von ʿAbdalmalik al-Ǵazîrî (S. ٣٩٥ vorl. Z.), so lässt sich darauf erwiedern: es besteht kein Widerspruch zwischen diesen beiden Angaben, denn Al-Manṣûr hat diese Verse zwar als Antwort zurückgeschrieben, ob er aber der Dichter davon ist oder nicht, dies war unklar und hat nun eben hier seine Aufklärung gefunden«.

S. ٤١٢ Z. 7 u. 8. Statt der hier in den Reimstellen eingeführten vollen Schreibart اسآءا und مسآءا geben die Hdschrr. nur die defective اسآء und مسآء; s. *Dozy*'s Loci de Abbadidis, I S. 46 Z. 2 u. 3, und III S. 11 zu d. St. Gegen die Aenderung der handschriftlichen Schreibart s. diese Berichte Bd. XV S. 122 u. 123.

S. ٤١٤ Z. 5 والآرآم, l. والآرام.

S. ٤١٩ Z. 2 وضِيمَ ist richtig und nicht, wie ich früher vermuthet, in وضَيْمِ zu verwandeln. Der Sinn: »Er tröstete sich mit dem Beispiele aller derer, welchen die Wechselfälle des Schicksals aufgelauert und sie mit tödtlichen Pfeilen beschossen haben, und denen Unrecht geschehen ist seit der Zeit von Al-Aḥaṣṣ bis zu der von Ḍât al-iṣâd«, d. h. von der Zeit des حَرْب البَسُوس bis zu der des حَرْب دَاحِس; s. *Wüstenfeld*'s Jâkût, I S. ١٤٩ Z. 21 ff. und S. ٣٩١ Z. 10 ff.

S. ۴۱۸ Z. 18. Der Schwur ist aus Sur. 89 V. 3 genommen. In den Add. et Corr. zu d. St. l. 18 st. 15 und والليل.

S. ۴۱۹ Z. 7 l. nach dem Versmasse مُتْرَعَةً und مُشَعْشَعَةً, beide als Zustands-Accusative.

S. ۴۲۳ Z. 8 صَنْف, d. h. صَنْفِي.

S. ۴۲۷ Z. 4. In den Add. et Corr. zu d. St. l. والأَطْرَاح. Freytag's أَطْرَحُ ist ganz zu streichen; es ist falsch gelesen statt اطَّرَحَ. Vgl. die Add. et Corr. zu I S. ۳۸ Z. 11.

S. ۴۲۸ Z. 7 منكفر, ich vermuthe مُنْجَفِر (s. Add. et Corr. zu Bd. II S. ۴۹۹ Z. 23), eig. sich bauchig erweiternd, ausdehnend, dichterisch von der sich weit und breit über die Erde hin lagernden Nacht.

S. ۴۲۹ Z. 5. Frühere Anmerkung: »l. سَوَامُ الْحُمْرِ, wörtlich: das Weidevieh der Rothbraunen, d. h. die weidenden rothbraunen (trefflichen) Kamele; vgl. Ḳazwînî, II S. ۳۹۴ vorl. Z. (nach dieser Stelle zu berichtigen), Abulmaḥâsin, II S. ۱۴۸ Z. 7 (l. يُبَيِّتَ st. بَنِيتَ)«.

S. ۴۳۴ Z. 17. Der in den Add. et Corr. berichtigte Vers bedeutet: »Er führte die Geschwader an gleich Gestirnen, bekleidet mit Panzern gleich dichtem Gewölk«, wörtlich: indem auf ihnen, aus ihren Panzern bestehend (من التجريد), etwas dem Gewölke Gleiches war, wenn dieses dicht ist.

S. ۴۳۵ Z. 11. In den Add. et Corr. zu d. St. l. وفتقتها.

S. ۴۴۹ Z. 5. Frühere Anmerkung: »أحمّ ist möglich, so dass القلتين als Accusativ der nähern Beziehung gefasst wird, s. Mufaṣṣal S. ۱۰۱ Z. 15 u. 16, Baiḍâwî, I S. ۸۵ Z. 7—9; aber gewöhnlicher أحمّ, so dass القلتين Genitiv und die Genitivanziehung eine uneigentliche ist«.

S. ۴٥۴ Z. 14 u. 15 l. وأَرَاكَةٌ, der Genitiv entweder, wie S. ۴٥ Z. 11, von واو رُبَّ regiert, oder noch abhängig von من im vorhergehenden Halbverse, als drittes Stück der aufgezählten محاسن; alles Folgende ist صفة der personificirten اراكة. Statt خلعت l. خَلَعَتْ mit dem Object مُلاءةً, wie vorher قَرَّتْ mit dem Object أعطافها: »und eine Arâka, in deren Wipfel, während der Morgen die Stirn eines (neuen) Tages entschleierte, das Girren des Waldtaubers ertönte, die nach ihm (nach seinem Girren) ihre biegsame Gestalt in schwingende Bewegung setzte und ihm wohl auch ihre Blüthen als Galakleid überwarf«.

S. ۴٥۴ Z. 3. Frühere Anmerkung: »مرأى, l. nach den Hdschrr. رآء, hier zur Darstellung nicht des Lautes, sondern der Gestalt des betreffenden Buchstaben: »er wirft ihn (den Falken) nach der gehofften fernen Beute: da kommt er zurück, das ر der Klaue und des Schnabels mit Blut wie mit Henna gefärbt«. Vgl. die Add. et Corr. zu S. ٥٣. Anm. g.

S. ۴٥٥ Z. 19 يلزم, l. يَلْزَم, nach *Mehren*'s Rhetorik S. ٩٢ Z. 8 u. 9, S. ١٣١ Z. 14.

S. ۴٥٦ Z. 3 حملت, l. حُمِّلْتُ.

S. ۴٥٧ Z. 3 تحيت, l. mit Al-Makkari تُحِثُّ. Mit Objecten wie Becher, Wein u. dgl. bedeutet das Wort: schnell kredenzen, schnell darreichen, so dass ein Becher, ein Trunk rasch auf den andern folgt, wie S. ۴٦١ Z. 7, Bd. II S. ٣٣٣ Z. 2, S. ٥٥٧ Z. 5 v. u. Die beiden Wortgruppen مِنْ عَلَّتِي شَرَابًا und مِنْ لَوْعَتِي خَبَالًا bilden einen mit der Figur تَرْصيع (*Mehren*'s Rhetorik S. 168 Z. 6 ff.) verbundenen antithetischen Parallelismus.

S. ۴٦٠ Z. 6. Mit Verwandlung von يغربا in يقربا: »Du hoffst dass er und der Stern sich nähern werden« d. h. deine Hoffnung, dass der geliebte Knabe dir zu nahe kommen werde, ist ebenso eitel als die Hoffnung auf das Herabkommen dieses oder jenes Sternes zu dir.

S. ٤٩٠ Z. 12 mit Anm. *c*. Frühere Anmerkung: »Er kam mit dem, welchen er dienstbar gemacht hatte, d. h. mit dem Vermiether des Thieres, auf dem er ritt und das jener nach morgenländischer Sitte hinterdrein oder nebenher laufend antrieb«.

S. ٤٩١ Z. 8 وَدَّ, ich lese رَدَّ: »so oft er meiner wieder gedenkt«.

S. ٤٩٣ vorl. Z. und Add. et Corr. zu d. St. يزال, l. يُزالُ*, wie Sur. 20 V. 91; s. dazu Baiḍâwî, I S. ٦٠٤ Z. 2, vgl. mit demselben S. ١٢٠ Z. 24 und S. ٣٩٨ Z. 13—15, und Mufaṣṣal S. ١٣٨ Z. 14—21. Aus demselben Grunde verwandeln die Add. et Corr. zu S. ٤٩٢ Z. 1 يُسترَدّ in يُستردُّ.

S. ٤٩٥ Z. 6 الاندلس, l. الاندلسيّ.

S. ٤٩٧ Z. 8 طعام, wie in *Wüstenfeld*'s Ibn Ḫallikân Nr. ٨٠٢ S. ٢١ Z. 1, nach Sur. 5 V. 96. Das näher liegende اطعام der meisten Hdschrr. in Anm. *b* stützt sich auf Sur. 5 V. 91, Sur. 58 V. 5 und Sur. 90 V. 14.

S. ٤٩٨ Z. 4 أُحمِد, besser أَحْمَدَ* als Intransitivum: »in denen sein Verhalten Lob und Dank erwarb«.

—— Z. 5 u. 6. Sinngemäss theilt R. S. 39 Z. 21 u. 22 nicht nach الصرامه und والحرامه (l. والحزامه), sondern nach الحقوق und الحدود ab. (»حِرَامَةٌ Custodia; conservatio« bei *Freytag* ist zu streichen.)

S. ٤٧٠ Z. 19. Die richtige Vermuthung Al-Maḳḳarî's selbst, جباة st. حياة Z. 18, macht mein سِمَة st. سمر nothwendig. Das personificirte Jerusalem spricht: »Die Feinde haben meine Verheerung als Schandbrandmal auf die Stirn der (moslemischen) Fürsten gesetzt«.

S. ٤٧٢ Z. 13 وقصر, l. واَقْصَرَ*, wie der Sprachgebrauch und der Inf. absol. إقصاراً verlangen.

—— Anm. *d*. فغمره, l. فغمزه: »Da trieb er ihn durch Winke (zu weiterem Muthwillen) gegen den Richter an

S. ٢٧٣ Z. 8 خليلى möglich, aber gewöhnlicher خليلى.

—— Z. 16 اتى, l. اتى: »er kam zu dem zurück, was ich von ihm kannte«, d. h. er benahm sich gegen mich wieder so freundlich, wie ich es früher von ihm gewohnt war.

S. ٢٧٩ Anm. *a*. بالغدوة in *Wüstenfeld*'s Ibn Ḫallikân Nr. ٩٣٧ S. ١٨ Z. 6, l. بالعدوة; vgl. die Anm. oben S. 181 zu S. ٣٩٢ Z. 12.

S. ٢٨٠ Z. 17 العرى, nach »عرى Nuditas« bei *Freytag*, falsch st. عرى, wie derselbe richtig als n. act. von عرى hat.

S. ٢٨١ Z. 10 u. 11. ما يقطع به, wie zu lesen ist, bedeutet: was ihm den Weg versperrt, ihn nicht weiter kommen lässt, d. h. die Erlangung seiner Wünsche und Hoffnungen unmöglich macht, — entsprechend dem bei *Freytag* allein angeführten قطع به.

S. ٢٨٢ Z. 9 (so statt 2 zu schreiben in den Add. et Corr.). Die Veränderung von الابد in الامد wird auch durch S. ٢٨٢ Z. 5 bestätigt.

S. ٢٨٣ Z. 4. Der Gedanke: »Das (Wissenschafts-) Principat fand kein Mittel ihm auszuweichen« d. h. musste unumgänglich an ihn kommen, wäre so auszudrücken gewesen: لم تجد الرئاسة عنه محيدا. Wie die Worte jetzt stehen, nöthigen sie zu der Veränderung: لم يجد عن رئاسته محيدا*: »er fand kein Mittel seinem Principate auszuweichen« d. h. er konnte nicht umhin dasselbe zu übernehmen.

—— Z. 16. Bei der in den Add. et Corr. gegebenen Berichtigung (s. dazu nun auch Jâkût, I S. ٣٩٣ Z. 15—18) nahm ich an, das sonst nicht nachweisbare تستدرى bezeichne wie تستخبر und ähnliche Wörter die Befragung verlassener Wohnstätten nach ihren ehemaligen Bewohnern. Aber der folgende Vers verlangt تستدرى mit hinzuverstandenem به: »so mach dir nun nichts mehr zu schaffen mit sandigen Strecken bei Al-Unaiʿim, ein Ob-

dach in ihnen zu suchen (sondern suche ein solches in der Hauptstadt Bagdad), denn sie hat noch nie die Ḳaisiten oder die Reiter der ʿÂmiriten gescheut, noch vor dem Zusammenstosse mit den Ḍamriten Furcht gehegt«.

S. ۴۸۹ Z. 12 ثلاثة, correct ثلاث, wie vorher سبع سنين.

—— Z. 18 قَرِبَة, l. قِرْبَة.

S. ۴۹۰ Z. 8 للسبعة, entweder, wie in den Add. et Corr., بالسبعة, oder السبعة. Beide Constructionen sind in Gebrauch.

S. ۴۹۱ Z. 2 نظرآء, l. mit den Hdschrr. أَنْظَار*, Pl. des mit نَظِير gleichbedeutenden und S. ٥٠٩ Anm. a mit diesem abwechselnden نَظْر, nach der Analogie von أَشْبَاه, أَمْثَال, أَعْدَال, أَنْدَاد, أَضْعَاف, أَضْدَاد, Pl. von شِبْه, مِثْل, عِدْل, نِدّ, ضِعْف, ضِدّ.

S. ۴۹۹ Z. 10 u. 11. Das viermalige ابو* der Hdschrr. bedurfte nicht der Veränderung in ein rein appositionelles ابى mit vorhergehendem الشيخِ statt الشيخُ*. Es ist der gewöhnliche Gebrauch des Nominativs als Prädicat eines hinzuzudenkenden, auf das Vorhergehende zurückgehenden Fürwortes, vollständig هُم الشيخُ ابو الحج, wie in *Wüstenfeld*'s Ibn Hišâm S. ۳۰ Z. 14 u. 15 مُحَرَّم الاشهُرُ الحُرُمَ الاربعةَ رجبٌ وذو القعدة وذو الحِجّة والمحرّمُ, die letzten vier Monatsnamen im Nominativ, d. h. هى رجبٌ الخ. Die Refaïa-Hdschr. 308 Bl. 17 v. hat an dieser Stelle im Texte ebenfalls رجبٌ وذو القَعْدَة وذو الحِجّة والمحَرّمُ, nur am Rande als berechtigte andere Lesart رجبًا وذا القعدة وذا الحِجّة والمحرّمَ. Ebenso erscheint das نهشل bei Ibn Hišâm S. ٥٧ Z. 4 in derselben Handschrift als نهشلُ mit einem darüber ge-

setzten جميعا (wie sonst معًا), d. h. man kann es nicht nur als Apposition zu dem in النهشلي liegenden وَلَد نهشل im Genitiv, sondern auch als Prädicat eines hinzuzudenkenden هو im Nominativ, und als Object eines erklärenden أَعْنِي im Accusativ lesen. Desgleichen wird Sur. 6 V. 14 nach أَغَيْرَ ٱللّٰهِ أَتَّخِذُ وَلِيًّا theils gelesen فاطرِ السموات والارض als Apposition von الله, theils فاطرُ als رفع على المدح (d. h. هو فاطر, wie Baiḍâwî selbst diesen Nominativus laudis zu Sur. 4 V. 138 erklärt), theils فاطرَ als نصب على المدح (d. h. اعنى فاطر); s. *de Sacy*, Anthol. gramm. S. 53 u. 54.

S. ۴۹v Z. 2. Statt واجد soll nach den Add. et Corr. zu Bd. II Th. 1 ein drittes واحد gelesen werden. Vielmehr bildet واجد, — von Gott gesagt, nach dem türk. Ḳâmûs, soviel als عالم علمًا مجرّدًا — eine Umstellungs-Paronomasie mit dem folgenden جواد; s. *Mehren*'s Rhetorik S. 158 *d*), S. 170 Nr. 10.

—— Z. 19 اعلمك, l. أَعْلَمك*, denn nur die vierte Form bedeutet bekannt machen, Kunde geben, anzeigen.

S. ٥.. drittl. Z. شَوْراه, l. شُوراه*, wie Sur. 42 V. 36.

S. ٥.٣ Z. 12 والامانىَ, l. والامانىُ*: »so dass mein Leben hingeht, ohne dass meine Wünsche erfüllt werden«.

S. ٥.۴ Z. 7 اخذا, l. أَخْذًا: »er pflegte gegen die (koranische) Leseweise der Scheiche von der Schule des Warš heftig loszuziehen«. اخذ mit على einer Person: eine feindliche Richtung gegen sie nehmen und einhalten, wie sonst mit على eines Ortes: sich nach ihm oder gegen ihn hin wenden, hinziehen.

S. ٥.v Z. 14 يدّرس, l. nach dem Zusammenhange يَدْرُسُ (*Wüstenfeld*'s Ibn Ḫallikân Nr. ۲v۴ S. ۸۸ Z. 5 v. u., *de Slane*'s Ausg. S. ۳.۲ Z. 15), wie auch *de Slane*, I S. 593, übersetzt:

»during which time he studied jurisprudence«, und nachher: اقام بالموصل مع ابى جعفر السمنانى عما يدرس عليه الفقه : »he passed a year at Mosul with Abû Jaafar as-Simnâni, and pursued his studies in jurisprudence under that doctor's tuition«.

S. ٥٠٧ drittl. Z. وتدبّج halte ich für eine Uebertragung der sinnlichen Bedeutung des Wortes auf das geistige Gebiet: »er schmückte seinen Geist mit mannigfachen Ueberlieferungsschätzen in Gesellschaft mit Abû Bakr«, — nämlich, wie aus dem Folgenden erhellt, durch wechselseitigen Austausch ihrer Kenntnisse, so dass der Eine der Râwî des Andern wurde.

S. ٥١٠ Z. 4 وغُربا, l. وغَربا*.

—— Z. 19 مُعْوِل, l. مُعْوِل*: »Wenn ich daher einen Andern als dich rufe, so lässt ein sehnsuchtsvoll nach dir Verlangender dessen Namen bei Seite und ruft ihn bei dem deinigen« d. h. ich selbst, sehnsüchtig nach dir verlangend, thue dies unwillkürlich. S. oben die Anm. zu Bd. I S. ٩١٣٨ Z. 8.

S. ٥١٣ Z. 4 v. u. الدُّباب, l. الذُّئاب. Der unkluge Briefschreiber wird mit einem bei Nacht verirrten Wanderer verglichen, der (s. den Commentar zu Ḥarîrî, 1. Ausg. S. ٤٣) durch nachgeahmtes Bellen die Hunde einer etwa in der Nähe befindlichen Niederlassung aufzuregen sucht, um durch ihr Gegengebell zu einem gastlichen Obdach geführt zu werden, der aber, statt diesen Zweck zu erreichen, nicht nur »ohne Gastessen« bleibt, sondern noch obendrein durch seine Stimmübungen Wölfe — gewiss nicht »Fliegen« — herbeizieht.

S. ٥١٤ Z. 4 حَرّ, l. عِزّ, Gegensatz zu تَذَلُّل.

—— Z. 10 فاننا, l. فانّها: »Wohl bekomme einem Jeden sein eigenes Denken und Dichten; es ist dies ja die Gabe Dessen, vor dem alles Heimliche geprüft wird«, d. h. Gottes, nach Sur. 86 V. 9.

S. ٥١٥ Z. 1 يشتمن, l. يَشْمَنتى, wie in *Dozy*'s ʿAbdalwâḥid (The History of the Almohades) S. ٣٤ Z. 10. Auch in *Wüsten-*

*feld*'s Ibn Hallikân Nr. ٨٩١ S. ١٠٨ Z. 10 l. تَشْمَتْنِى st. تشمته - بمتّرك, l. مترّك, mit hinzuverstandenem احدًا.

S. ٥١٥ Z. 2 مَتْرَبَة soll nach den Add. et Corr. zu Bd. II Th. 1 i مبقعة in *Dozy*'s ʿAbdalwâhid vertauscht werden; al dieses selbst ist in مَبْقَعَة zu verwandeln, wovon مَتْرَبَة, a n. abundantiae von تُراب, eine Erklärung zu sein scheint

S. ٥١٧ Z. 11 وماِلى, l. وما لى*: »ich gehe einher, ohne dass i auf dem Wege etwas zu thun oder zu suchen hätte«.

S. ٥١٨ Z. 12 قربه. Der richtigen Lesart der Hdschrr. قُرْبَة, An- näherung an Gott, Erwerbung seiner Gnade und Mit dazu, entspricht im Anfange des Gulistân منّت موجب قربتست.

—— Z. 4 v. u. متى, der Sinn verlangt حتّى متى oder ى.

S. ٥١٩ Z. 9 للوأواء. Der Aenderung in den Add. et Corr. en- gegen zeigt der Gebrauch des Artikels, dass dieser Ei- name ursprünglich das unserem Wauwau entsprechen schallnachahmende Gattungswort ist, bei *Freytag* أ aber nach dem türk. Kâmûs, der ihm die Form von سل giebt, wirklich وَأْوَاءٌ. Und so hat auch R. S. 45 Z. للوأواء.

S. ٥٢٠ Z. 2 ينحر, ich lese nach B. O. يَنْحَرُ: »Meine Zun gegenüber den (von ihr zu lösenden) Schwierigkeiten dem Glanze des Morgens vergleichbar, wenn er schwar Nachtdunkel absticht« (jugulat), ein Bild, ähnlich d koranischen: »Wir schleudern die Wahrheit gegen Irrthum, sie schlägt ihm das Gehirn ein, u sieh! er verendet« Sur. 21 V. 18.

—— Anm. *j*. صفع bedeutet: Jemandem mit der Hand o einem zusammengedrehten Tuche Schläge in den Nack geben; s. Ztschr. d. D. M. G. Bd. XIII S. 593 Anm. 1.

S. ٥٢١ Z. 15. Das an die Stelle von طرف gesetzte طرف ist zu lesen طُرَف, Pl. von طُرْفَة; s. *Dieterici*'s Mutanabbi und Seifuddaula S. 148 letzte Anm. Ebenfalls in الطُّرَف zu verwandeln ist das mit المُلَح verbundene الطَّرَف Catal. codd. orr. Bibl. Acad. Lugd. Bat. Vol. I S. 218 Z. 2.

S. ٥٢٤ Z. 5 v. u. مغرّب, l. nach den Hdschrr., auch R. S. 46 Z. 6, مُغَرِّبًا als Zustands-Accusativ, nach فيه als Prädicat: »wenn das Licht des Vollmonds, nach Westen ziehend, auf ihm (dem Flusse) ruht«.

S. ٥٢٥ Z. 4 مشرقة, d. h. مُشْرِقَةً als Zustands-Accusativ, besser مُشْرِقٌ als Eigenschaftswort zu وَجْه, wie das entgegengesetzte مُرْبَدًّا im zweiten Halbverse Prädicat von وجهُ الشمس ist.

S. ٥٢٦ Z. 2. Das berichtigende للّغة in den Add. et Corr. bezieht sich auf das باللغة des Textes, da أَحْفَظ, Elativus von dem unmittelbar transitiven حَفِظَ, nach dem Genitiv der handelnden Subjecte nichts Anderes regieren kann als ein durch لام لتقوية العامل eingeleitetes Object.

S. ٥٢٩ Z. 4 v. u. بلنسية ist hier und überall, wo es vorkommt, ohne Tašdîd* zu schreiben. S. unten die Anm. zu S. ٥٩٥ Z. 4 v. u.

S. ٥٣٠. Anm. *g*. Zum Verständniss dieses Witzspieles vgl. Abulfeda's Ann. musl. I S. 478 und *de Sacy*'s Chrestom. arabe III S. 522. Nachdem der erste Vers den Widerspruch zwischen واصل als Namen des Angeredeten und als Eigenschaftswort hervorgehoben hat: »O du Treuloser, den man absichtlich Wâṣil (Treuliebender) genannt hat, weil die Dinge erst durch ihren Gegensatz in volles Licht treten«, fährt der zweite Vers so fort: »Du hast mich ganz beseitigt, so dass es aussieht als wärest du Wâṣil (der Stifter der Muʿtaziliten-Secte, der das r nicht aussprechen konnte) und als wäre ich in Folge deiner langen Ent-

fernung von mir das r«, wo von anderer Seite her die in den Add. et Corr. bemerkte krumme Gestalt des ر in den Sinn hineinspielt. Vgl. S. ۱۳٥ Z. 11.

S. ٥۳۰ l. Z. Das richtige فتى der Hdschrr. nimmt den ganzen folgenden Vorder- und Nachsatz als صفة zu sich: »sie (die Rosse, vgl. *Wright*'s Kâmil, I S. ۱٧٥ Z. 13) trappen einher mit jedwedem Braven, der, wenn er in's Kampfgewühl kommt, die Speere wie Würfel (s. oben S. 162 die Anm. zu S. ٧۲۱ Z. 2) auf die Panzer streut«.

S. ٥۳۱ Z. 2. In den Add. et Corr. l. تأخذوا.

—— Z. 5. Die betreffende Stelle der Add. et Corr. ist so zu verstehen, dass ich statt محاسنُ im ersten Halbverse محاسنَ und statt تُجَه im zweiten تُجَهَا lese. Nach dem folgenden Verse hat der Wein, — denn auf الخمر beziehen sich, wie oft, ohne vorhergehende Nennung desselben die drei ها, — seine berauschende Kraft von den schönen Augen, seine Farbe von den Wangen, seinen Geschmack von dem Speichel des Mundschenken, wie Z. 14 dessen carmesinrother Leibrock mit dem Hochroth seiner eigenen Wangen gefärbt erscheint. Liest man nun mit Al-Makkarî شَرِبَتْ, so fordert der Zusammenhang, dass nicht die Reize seines Gesichtes den von ihm aus dem Kruge in den Becher gegossenen Wein, sondern umgekehrt der Wein die Reize seines Gesichtes eingesogen oder in sich aufgenommen — mit einem kühnen Oxymoron »getrunken« — habe, also محاسن Object und ما تُجِه Subject sei. Hierdurch ist aber auch die Nothwendigkeit gegeben, تُجِها zu schreiben, um es mit dem Geschlechte des vorausgehenden Zeitwortes und dem in der Bedeutung von ٱلّتى (الخمر) stehenden ما in Uebereinstimmung zu bringen. Setzt man freilich mit Ibn Ḥallikân an die Stelle des hochdichterischen شَرِبَتْ das matte شَرِكَتْ, so mag man immerhin محاسنُ und تُجِه lesen; denn dann

ist es gleichgültig, ob der Wein seine Eigenschaften mit dem Gesichte des Schenken, oder dieses die seinigen mit dem Weine gemein hat.

S. ٥٣١ Z. 19 أكرَه, l. أكرُه, als 1. Pers. Sing. Imperf.

S. ٥٣٣ Z. 17 وبشّرى, besser, als directer Gegensatz zu تَجَهّم, wäre وبِشْر*.

S. ٥٣٣ Z. 1 الشمس, l. mit L. und S. شمسُ*, nothwendig als Vocativ; s. Mufassal S. ٢٠ Z. 6—10.

S. ٥٣٦ Z. 1 تاليةٌ, l. باديةٌ, wie Bd. II S. ٦٦٦ Z. 18: »Die Gottesfurcht geht allen andern Pflichten vor«, von بدأ. Mit تاليةٌ könnten die Worte im Gegentheil nur bedeuten: »Die Gottesfurcht geht allen andern Pflichten nach«.

—— Z. 4 واتّفق, l. وما اتّفق*, wie Bd. II S. ٦٦٦ Z. 16.

S. ٥٣٦ Z. 9 النارُ, besser nach S., in Uebereinstimmung mit ماءٌ und Bd. II S. ٦٣٢ Z. 19, نارٌ. Die Vertauschung von ضمنُها mit ضمنَها in den Add. et Corr. beruht darauf, dass jenes den Sinn geben würde: »ihr (ganzes) Inneres ist Feuer«, wogegen der Accusativ als ظرف, der Natur der Sache entsprechend, nur bedeutet: »in ihrem Innern«.

—— Z. 22 والطَّلَل, l. والطَّلَلِ*, die Trümmer auf dem حمى, der ehemaligen Wohnstätte der Geliebten.

S. ٥٤٠ Z. 5 جيرةُ, l. جيرةَ* als Anrede: »Und ihr, o Anwohner des Sandbezirkes in Adam«.

—— Z. 14 صَلَفًا, l. صَلِفًا*.

—— Z. 17 لَبِسْتُ, l. لَبِسَتْ*.

S. ٥٤١ Z. 11 بالخالِ, incorrecte volle Schreibart st. بالخالِ*. Das Wangenmal erscheint als irrthümlicher diakritischer Punkt zu dem an und für sich nicht punktirten ل des Wangenbartes. Vgl. die Anm. zu S. ٢٥٤ Z. 3 oben S. 188.

S. ٥٤٢ Z. 6 حكم, l. حَكَم*.

S. ٥٤٣ Z. 1 u. 2. Die in Anm. *b* als verderbt bezeichneten Worte bestehen aus dem Hauptsatze: »Wir schreiben Gegenwärtiges an Euch aus der Alhambra von Granada«, und aus dem an das »Euch« geknüpften parenthetischen Optativsatze: »Möge Gott eurem würzigen Lobe das Diplom der Verbreitung schreiben, enthaltend die Verewigung eurer Ruhmesprädicate, in den Händen der wogenden Lüfte«, d. h. Möge euer Ruhm so allgemein werden und so nachhaltig sein, als hätte Gott ein darüber ausgestelltes offenes Schreiben durch die Lüfte als Eilboten überall hin verbreiten lassen.

— Z. 7. نعمة in den Add. et Corr. bezieht sich auf نعمة am Ende der Zeile.

— Z. 9 فصله, l. فصله. فَصْل, Aphorisma, parallel mit قَوْل, Ausspruch; Bd. II S. ٤٥. Z. 5 v. u. und S. ٥٩١ l. Z. verbunden mit مَعْنًى, Sentenz, Sinnspruch; auch an der letzten Stelle unrichtig فصل.

— Z. 10 تُوجَعُوا, der Zusammenhang fordert ein Wort von gerade entgegengesetzter Bedeutung, wie تُوجَرُوا: »Legt Fürbitte ein: so werdet ihr belohnt werden«, oder etwas Aehnliches. — Für وتنفيس scheint فى تنفيس stehen zu müssen: »(überlieferte Sprüche) über Befreiung eines Moslem aus Bedrängniss und Anhörung von Klagen eines sich über Unrecht Beschwerenden«.

S. ٥٤٥ Z. 20 ظَلْمَة, l. ظُلْمَة*.

— vorl. Z. جَسْمى, l. جِسْمى*.

S. ٥٤٧ Anm. *f*. *De Slane's* Ausgabe S. ٤١١ l. Z. hat richtig شوة.

S. ٥٤٨ Z. 6. Statt يُعقَد in den Add. et Corr. ist يَعْقِد* zu schreiben; s. die Anm. zu S. ٤٩٣ vorl. Z. oben S. 189. — Dass أَنْ hier nicht den Conjunctiv regieren kann, ergiebt sich schon äusserlich aus der Coordination von أَن يعقد und أَن تَزَايَدَ;

denn das Perfectum ist an und für sich, wo es nicht als Optativ steht, stets Indicativ; der Conjunctiv davon wird durch فَعَلَ يَكُونُ u. s. w. ausgedrückt. — Der Dichter meint, die Beschränktheit dieses öffentlichen Bades, weit entfernt drückend für ihn zu sein, befreie ihn im Gegentheil von der Beklemmung, die er in einem grössern Bade empfinde, und die geringe Anzahl der Mitbadenden sei ihm gerade recht angenehm. Zu عَدَّ in der Bedeutung zählig sein s. Baiḍâwî, I S. ١.١ Z. 16 u. 17, und *Dieterici*'s Mutanabbi und Seifuddaula S. 49 Z. 9 u. 10.

S. ٥٤٩ Z. 18. Nicht خَرَّفَ, nach den Add. et Corr., sondern خَرِفَ* ist zu lesen, entsprechend dem جُنَّ des zweiten Gliedes der Doppelfrage: »Ist denn nur die Zeit kindisch oder der Himmel toll geworden?« تراه ist die in Diss. de gloss. Habicht. S. 76 u. 77 besprochene, in verschiedenen Formen: يا هَلْ تَرَى (vulg. يا هَنْتَرَى, *Tantawy*'s Traité de la langue arabe vulg. S 182 Nr. 11 Z. 4), هَلْ تَرَى, يا تَرَى, تَرَى, أَتُرَى, vorkommende Verstärkung der Frage. Hier, zwischen die beiden Glieder der Doppelfrage gesetzt, nimmt sie das auf den Gegenstand der Frage selbst bezügliche Suffixum ه zu sich. — Anm. *p*. *De Slane*'s Ausgabe S. ٣٨٥ Z. 1 hat richtig جُنَّ, aber falsch حرف st. خرف.

S. ٥٥٣ drittl. Z. سُجْن, l. سَجْن*: »das Einkerkern der Zunge«, d. h. das Schweigen.

S. ٥٥٩ Z. 5 الخَزّ, l. الخَزّ*.

S. ٩١ Z. 14 بالحجاز, l. وبالحجاز*.

—— Z. 15. Nach وببغداد ist eine Lücke im Text; es fehlt die Angabe, bei wem der Mann dort Vorlesungen gehört hat.

S. ٥٦٥ Z. 4 v. u. مرسيّة, l. hier und an allen andern Stellen مرسية, Murcia, ohne Taśdîd. Die Araber haben überhaupt keinem der spanischen Städtenamen auf ia und lla, wie

Valencia بلنسية, Sevilla اشبيلية, die Form eines Relativnomens ihrer Sprache gegeben, sondern ihnen allen ihre einheimische Betonung gelassen.

S. ٥٧١ Z. 3. عطر in den Add. et Corr., l. عطرٍ* des Reimes wegen.

S. ٥٧٣ Z. 13 u. 14. Eine unübersetzbare Spielerei mit مرسل, متصل, مالك und نافع in ihren allgemeinen Bedeutungen und in ihrer besondern Anwendung als Kunstwörter der Traditionswissenschaft und dahin gehörige Eigennamen*. »Meine vom Geliebten ausgehende Schlaflosigkeit ist mursal, d. h. geht, wie eine Ueberlieferungskette, fast ununterbrochen fort, — und ich sehe wie sie durch den Erguss meiner Thränen muttaṣil, d. h. ganz ununterbrochen wird. Aber der Geliebte hat gesagt: Mein Speichel ist nâfiʿ, heilkräftig (nämlich gegen Schlaflosigkeit): so vernimm nun die Ueberlieferung Mâlik's von Nâfiʿ« (nach Buḫârî die zuverlässigste, s. *Wüstenfeld*'s Nawawî S. ٥٩٣ Z. 15 u. 16, S. ٥٩٠ Z. 13), — mit dem Aftersinn: »So vernimm nun die Ueberlieferung eines Herzbeherrschers (des Geliebten selbst) über etwas (dir einzuflössendes) Heilkräftiges« nämlich eben den Speichel des Geliebten.

—— Z. 16 هويته, l. هُوِيتَه*.

S. ٥٧٧ Z. 7 u. 8. Die Worte von اذا تغلغل bis خواطره sind ein Vers nach dem Metrum Basîṭ*.

—— Z. 8 تكدّره, l. تُدْرِكه. Das لا vor تتقاصر ist zu streichen. »Er (Ibn ʿArabî) ist ein Ocean, den (d. h. dessen Grund) die Eimer nicht erreichen (vgl. S. ٥٧٩ vorl. u. l. Z.), und ein (regenspendendes) Gewölk, hinter dem die periodischen Regengüsse zurückbleiben«, nämlich in befruchtender Wirkung.

—— drittl. Z. يُعظّمون, l. يُعظِمون*. Wo ein Causativ-Verbum mit dem Accusativ einer Handlung oder Beschaffenheit unseren Adverbien oft, selten, viel, wenig, gut, schlecht u. s. w. mit Zeitwörtern entspricht, hat jenes

Causativ-Verbum immer die vierte Form, z. B. أَكْثَرَ القتلَ, أَسَآءَ الأدبَ; أَحْسَنَ الكتابةَ, أَقَلَّ الأكلَ; so auch hier يُعْظِمون عليه النكيرَ: »sie verwerfen ihn durchaus«.

S. ٥٧٩ Z. 3 وامره, l. وأُمِرَ*.

—— Z. 11 عليها, l. mit den Hdschrr. (R. S. 53 Z. 3) عليه mit unmittelbarer Beziehung auf Ibn ʿArabî selbst, wie sie (R. S. 53 Z. 4) auch Z. 15 mit derselben Beziehung له haben.

—— Z. 5 u. 4 v. u. انكحت und انكحته, l. نَكَحْتُ und نَكَحْتُهُ, worauf auch نكاح Z. 4 v. u. und das wiederherzustellende فنكحتها aller Hdschrr. am Ende derselben Zeile hinweist.

S. ٥٨١ Z. 1 وقيس, l. وقَيْسًا, so dass das n der Nunation an die Stelle des unterdrückten Hamzah vom folgenden أو kommt: wa Kai-să-nau.

—— Z. 5 كما, l. كَمَنْ.

—— Z. 9 من عاجب, besser nach den vier Hdschrr. in Anm. *b* من العاجب mit der gewöhnlichen Zusammenziehung in ملْعْجب.

—— Z. 11 und S. ٥٨٩ Z. 18 bedeutet das in unsern Wörterbüchern fehlende جَنّان Gärtner, wie Bd. I S. ٣٣٩ Z. 12.

S. ٥٨٢ Z. 8 بحثها, viell. تَخَبَّأَ, als Sinnparallele zu تَخَبَّرَ: »er ergründete den geheimen Sinn jener Andeutungen«.

S. ٥٨٣ Z. 18. In den Add. et Corr. l. فيتقسّمهم, wie richtig im Texte: »er theilte sie für sich in mehrere Klassen«.

—— drittl. Z. نجبا, l. نُجُبًا*.

—— l. Z. »Ich habe den Teppich der Creatürlichkeit zusammengewickelt, aber ihn zusammenwickeln ist ebensoviel als ihn aufwickeln; das Ziel des Strebens ist nur dies: weder mit Zusammenwickeln noch mit Aufwickeln

desselben etwas zu thun zu haben«, d. h. die negative Beschäftigung mit dem Creatürlichen, auf Beseitigung und Fernhaltung desselben gerichtet, ist doch immer noch Beschäftigung damit als mit etwas Wirklichem, und daher im Grunde nicht verschieden von der auf äussere oder innere Aneignung desselben gerichteten positiven Thätigkeit himmelweit entfernt von dem höchsten Ziele des zur wahren Sein durchgedrungenen Sufi, hinter dem alles Creatürliche fernab »in wesenlosem Scheine« liegt.

S. ٥٨٥ Z. 6 كالاصْلِين nicht nach Anm. *a* in كالاصول zu verwandeln, sondern wie S. ٣٢١ Z. 2 u. 8 in der Bedeutung von الأُصُولِيِّين zu nehmen; s. *de Sacy's* Gr. ar. I S. 379 § 88.

—— Z. 4 v. u. المُؤنة ist nur in den Accusativ zu setzen كُفِيتَ المُؤنةَ: »nun bist du von der Sorge um das tägliche Brod befreit« (s. *Lane* unter أَنَّ), aber nicht weiter nach den Add. et Corr. in المُؤنة zu verwandeln. Ich habe mich seitdem überzeugt, dass überhaupt das angebliche مُؤنة sowohl »difficultas, molestia«, als »commeatus«, ein blosser Irrthum unserer Wörterbücher und an dessen Stelle überall مَؤُنة, voll مَؤُونة, Pl. مُؤَن, مُؤُون (nicht مُؤَن) zu setzen ist.

S. ٥٨٦ Z. 9 رآهن, schr. راهن*, 3. Form von رهن. Statt على l. فقالوا*.

S. ٥٨٧ Z. 9 فلا, l. فلم*, nothwendig, sowohl an und für sich als wegen des Gegensatzes zu dem parallelen فاتكهم Z. 10

S. ٥٨٨ Z. 1 لنا (nach بالتثبيت), l. فيما*, wie Z. 3 u. 4. Das persönliche Object إيَّاه oder لنا ist hier wie bei dem folgenden الارشاد hinzuzudenken. Baidâwi, I S. ٨ Z. 29, hat statt في das in solcher Verbindung gleichbedeutende على.

—— Z. 8. Zur syntaktischen Verbindung von عِلْم als موصوف mit dem folgenden Satze als صفة ist nach يُطْلِعه hinzu-

zudenken عليه: scientia, qua si Deus eum impertire vult, impertit. Eine starke Ellipse derselben Art s. S. ٩٣٦ Z. 8, wo nach أحلى und أعذبا hinzuzudenken ist منه: ille homo quo gratiorem cordi meo aut dulciorem non video.

S. ٥٨٨ Z. 5 v. u. Die Worte von وليس لي bis فاختبرني sind ein Vers vom Metrum Basîṭ.

S. ٥٨٩ Z. 2 بوطن, warum nicht, als Prädicat von ليس, einfach mit den Hdschrr. وطنا * ?

—— Z. 6 تنزلوا, l. يتنزّلوا*, wie Z. 7. Das an und für sich mögliche تتنزّلوا würde den unpassenden Nebensinn haben: wenn sie sich stufenweise und allmählich aus ihrer Höhe herablassen.

—— Z. 7 الخصوص zweimal, l. الحظوظ, in B. G. L. mit Verwechslung von ظ und ص (s. de gloss. Habicht. S. 24 Anm.) الخصوص. Darauf weist auch لشهوة hin; denn الحظوظ, die weltlichen Glücksgüter und sinnlichen Genüsse, sind Gegenstand der Begierde.

S. ٥٩١ Z. 11 والسفارة, l. والسَّفّارة*: »die fahrenden Leute« (herumstreifenden Derwische). *Wüstenfeld*'s Cuṭbeddîn S. ٣٧ vorl. Z. كان عبد شمس سَفّارا مُقِلّا, vgl. mit *Caussin*'s Essai, I S. 256 Z. 7 u. 8: »son goût l'entraînait à passer une grande partie de sa vie à voyager«; *Simonet*'s Descr. del reino de Granada S. ١٥ Z. 10 u. 11: لهنّ بالسفّارة من الفقراء علاقةٌ: »sie (diese leichtfertigen Weiber) haben eine starke Zuneigung zu den fahrenden Fakiren«.

S. ٥٩٣ Z. 5 v. u. تسمع, wahrscheinlich يُسْمَع: »die er nie hatte vortragen hören«. تُسْمَع: »die man nie hatte vortragen hören« passt nicht so gut zu dem vorhergehenden Gliede, wo es heisst, während seines Heranwachsens in Spanien sei eben nicht viel von Speculiren seinerseits bekannt geworden.

S. ٥١٣ Z. 8 فيها, l. mit G. L. S. فيه*: »jede Eigenschaft, die an ihm (Ibn ʿArabî) bemerkt worden ist«.

S. ٥١٥ Anm. *g*. اولمّا, l. ولمّا, wie S. ٥١١ Z. 12.

S. ٥١٩ Z. 18 حَبِي, l. حَيّ*, wie *de Slane*'s Imrulkais S. ٤٨ Z. 5 v. u.

S. ٦٠١ Z. 12 قدّم, l. قَدِمَ*.

S. ٦٠٣ Z. 2 قرأة, l. قرآءة.

S. ٦٠٤ Z. 20 وقصد للاقرآء, wahrscheinlich وتصدّر للاقرآء*, wie S. ٦٠٨ Z. 10: »er führte den Vorsitz bei dem Unterrichte im Koranlesen«.

S. ٦٠٩ Z. 6. Der Doppelsinn, التورية, liegt im letzten Halbverse: 1) Die Fawâïd sind eine Zusammenstellung, die nicht ihres Gleichen hat, 2) das Wort fawâïd ist ein Pluralis, der nicht seines Gleichen hat. Ist nach meiner Vermuthung ابْرَاد zu lesen, d. h. قولُ شيءٍ بارد, so trifft der damit ausgesprochene Tadel, wie es scheint, die verfehlte Pointe in Nr. 2, da der gebrochene Plural فوائد von فائدة regelmässig wie andere فواعل von فاعلة gebildet ist.

S. ٦١١ Z. 8. Der Vers ist mit Herauswerfung des جاء so zu schreiben:

*آخِرِ الآى من سَبَا حَظُّنا منـــــــــهُ وحَظُّه اوّلُ الأنفالِ

»Das Ende der Verse von (der Sure) Saba war unser Antheil im Verhältniss zu ihm; sein Antheil war der Anfang von (der Sure) al-Anfâl«. Die letzten Worte der 34. Sure sind انّهم كانوا فى شكّ مُريب, das erste Wort der 8. Sure: يَسْأَلُونَكَ. Der Sinn also: Wir waren, im Gegensatz zu ihm, immer in Zweifel über wissenschaftliche Fragpunkte; er hingegen wurde von uns beständig befragt.

S. ٩١ Z. 11. Das von mir statt ما ثنيت vermuthete ما سَنيتَ mit ما المصدرية ist soviel als سَنَاءك. Ibn Mâlik wird mit der Sonne verglichen: »(Menschen) die, wie hoch du (im Mittagspunkte) gestanden, erst dann erkannt haben, als du dich zum Untergange neigtest«.

— Z. 15 مالكًا ان, l. مالكِ انَ* mit Unterdrückung des Hamzah und Zurückwerfung seines Vocals auf das n der Nunation: Mâlĭkĭnan. Trifft ein solches Nunations-in mit dem Artikel zusammen, so kann dieses inil mit Ausstossung des ni in il zusammengezogen werden, wie S. ٩١. Z. 5 v. u. Mâlĭki 'l-misdâli st. Mâlĭkĭni 'l-misdâli.

S. ٩٢ Z. 15 habe ich nicht, nach den Add. et Corr., خبّعا geschrieben, sondern خَبَعًا*, entsprechend dem vorhergehenden خُبِعَ, wie im zweiten Halbverse وُعِى — mitten im Verse st. وُعِى — entsprechend dem folgenden وَعَى. Das خَبَعًا stellt die drei Zahlbuchstaben خ 600, ب 2 und ع 70 dar; das ا am Ende hilft bloss das Versmass füllen und den Reim bilden. Das عه, d. h. 75, im zweiten Halbverse würde ich, um auch hier eine wirklich vorhandene Form von وعى zu erhalten, lieber عِهْ lesen, als 2. Pers. Masc. Sing. des Imperativs mit dem Pausal-He. Der Sinn: »Begraben wurde Ibn Mâlik im J. 672 (d. H.), 75 Jahr alt; so ist (im Grabe) aufbewahrt worden der, welcher (so viel in seinem Kopfe) aufbewahrt hatte«.

S. ٩٣ Z. 5 v. u. يجرى, d. h. يُجْرِى* mit den Objecten الغبىّ والنبيهَ الخ.

— Z. 4 v. u. او ما, l. أَوْمَا*.

S. ٩٤ Z. 3 من nach الشان zu streichen; التصانيف ist das Subject des vorausgehenden Prädicats من غاية الاجسان الخ.

— Z. 5 فتلقاه, l. فتَلَقَّاها, nämlich التصانيف.

S. ٦١٤ Z. 14 u. 15. Die Worte von ابن مالك الغيلا bis أوقع في المهالك sind zwei jambische Verse*, die, virtuell im Nominativ stehend, das Subject von ومن غصّه منه الخ Z. 13 bilden.

S. ٦١٦ Z. 11. Mit Zurücknahme meiner Erklärung von الاغلاق in den Add. et Corr. lese ich nun الاقلاق, wie statt مُغلقا S. ٨٢٧ Z. 16 مُقلقا.

S. ٦١٨ Z. 5 v. u. النساعى, l. النَّشَاق*.

S. ٦٢٠ Z. 17 وتّصل, l. أوَتَصل als Frage, in Anknüpfung an die vorhergehenden Sätze des Selbstgesprächs: »Und sie (die ʿAbdalmûminiden) sollten nach diesem Lande (Arabien) kommen ohne die Wallfahrt nach Mekka zu machen?« Undenkbar! Also auch in Mekka glaubte er sich nicht sicher vor ihnen und floh noch weiter.

—— Z. 5 v. u. Das von mir nach den Hdschrr. wiederhergestellte حُفَظَة fehlt in unsern bisherigen Wörterbüchern, und erst *Lane* hat es aus Al-Ṣagânî aufgenommen; aber die Intensivform فُعَلَة kann nach dem Ḳâmûs unter عرق überhaupt von jedem dreibuchstabigen Verbum gebildet werden: أمّا عُرَقَة كهُمَزَة فبناءٌ مُطَّرِدٌ في كلّ فِعْلٍ ثُلاثيّ كضُحَكَة. Dasselbe Wort hat Abulmaḥâsin, T. I S. ٧٥١ Z. 6, wo falsch حَفَظَة gedruckt ist; s. meine Anm. dazu T. II Pars poster. S. 79 Z. 1 u. 2. So ist auch hier bei Al-Makkarî S. ٦٢٠ Z. 7 statt الطُّرْفة zu lesen الطُّرَقَة.

S. ٦٢١ Z. 20 غرامى, l. غُرامى*.

S. ٦٢٢ drittl. Z. يلقف, l. يَلْقَف*.

S. ٦٢٣ Z. 3 فيها, der Sinn fordert منها.

—— Z. 16 ينعقد, l. ينعقّد*.

S. ۳۳۳ Z. 18. Ueber den Grund der Verwandlung des passiven تُغيِّر in das reflexive تَغيَّر st. تَتَغيَّر s. diese Berichte Bd. XV, 1863, S. 169 Z. 13 ff.

S. ۳۳۴ Z. 4 ورحل. Zu meiner Vermuthung وزجل, Pl. von زَجْلاء, bemerke ich, dass bei *Freytag* u. d. W. زَجْلاء Celebris falsch st. Celeris steht, Ḳâm. سريعة.

—— 6 الأخلاق, l. اخْلاقِ, grammatisch indeterminirt, mit لا تُخَلَّفُ als صفة (vgl. oben S. 156 Z. 5 ff.): »man hat die Trauerkunde gebracht von dem schlimmsten Abgerissensein, dem durch kein Nachbessern abgeholfen werden kann«, bildlich vom Tode.

—— Z. 9 بيقاعه, l. ببقاعه, Pl. von بُقْعة. »بَقاعٌ Terra alta et late patens« bei *Freytag* ist zu streichen. Das Richtige über die Form und Anwendung dieses Wortes s. bei *Lane*.

—— Z. 13. Dem وأصبا näher als das واصلب in S. liegt وأضاحِ. — تجوده, l. تَجوده, mit dem Subject الغمام als Masculin-Collectiv, wie *Dieterici*'s Mutanabbi S. ۳۱۸ Z. 4 u. 7. Ebendarauf bezieht sich das Suffixum in بِهِ Z. 14. Jedoch kommt غمام auch als Pl. fr. Femin. vor, wie Mutanabbi S. ٥۴۹ Z. 4 v. u.; dann wäre تجوده unverändert zu lassen, aber به in بها zu verwandeln. »Vor Traurigkeit bitte ich die Wolken nicht, ihm (dem im Meere Ertrunkenen) ihr Nass zu spenden; er liegt ja auch in keinem Grabe, das sie bewässern könnten, in keinem Lande, dessen Niederungen und Höhen durch sie getränkt werden könnten«.

—— Z. 17. Nach der Lesart in Anm. *f* tritt an die Stelle von ذهب das stärkere ذاب: »eine Perle, die sich in ihren Urstoff aufgelöst hat (in ihn zerschmolzen ist)«. Die Perlen entstehen nach morgenländischer Ansicht aus quecksilberartigen Tropfen Meerwasser, welche von den Perlmuscheln aufgefangen und ausgebildet werden; s. Ḳazwini, I S. ۱۱٥ Z. 13 ff., S. ۲۳۳ Z. 15 ff.

S. ٣٢٥ Z. 18 العَصّارِ, l. العُصّارِ*, Pl. von العاصر, wie der Plural أرجُل verlangt.

S. ٣٢٦ Z. 3 تعب, dafür R. S. 57 Z. 12 stärker نقب, l. نَقِبَ; die Sehnsucht erscheint dadurch unter dem Bilde eines Kamels, welches von dem vielen Hin- und Herlaufen nicht nur ermüdet ist, sondern auch ganz abgeriebene Hufe hat.

—— Z. 13. Die Worte هكذا هكذا وإلّا فلا لا sind ein Halbvers vom Metrum Hafîf: »So! So! Wo nicht: Nein! Nein!« d. h. So will ich sein! Kann ich aber nicht so sein, so will ich lieber nicht sein.

—— l. Z. لتَحَلّيه in den Add. et Corr. ist die 5. Form von حَلِيَ, die nicht bloss ب, sondern auch direct den Accusativ regiert, wie Bibl. arabo-sic. S. ٤٥٦ l. Z. لأتَحَلّى تلك المُلَح, d. h. لأتَّخذ تلك المُلَح حَلْيًا. Der von طباعه, dem Subject von انقادت, und أتْباعه (wie folg. S. Z. 1 zu schreiben ist) gebildete Prosareim leidet an Verschiedenheit des Vocals. طباع ist, was ich bisher nirgends bemerkt gefunden habe, weiblichen Geschlechts; vgl. S. ٩٨٢ Z. 12, Mutanabbi S. ١٧٢ Z. 20, S. ٣٣٨ Z. 7.

S. ٣٢٧ Z. 7 تَقَيَّل, l. تَقَيَّل von قال med. je, später überhaupt feiern, seine Thätigkeit einstellen, wie Bd. II S. ٣٦٩ Z. 4 v. u., wo يَقيل الرقيبُ zu lesen ist.

—— Z. 8 قاض statt قاظ, allgemein für هلك, s. Bd. II S. ٣٤٨ Z. 14 und l. Z. Einfacher R. S. 58 Z. 2 فات.

—— Z. 4 v. u. المَزح, l. المَزْج wie B.: »das Mischen (des Weines mit Wasser) hat ein Gewebe über ihm gebildet« d. h. ihn mit Schaumbläschen überzogen, »jetzt da der Himmel der Lust mit der Sonne des morgendlichen Zechens hell erglänzt«. Der Gegensatz zwischen dem schaumbedeckten

Weine und dem sonnenhellen Himmel über ihm tritt im Original dadurch schärfer hervor, dass der Wein, dort Femininum, als ein verschleiertes weibliches Wesen einem männlichen gegenüber erscheint.

S. ۱۲۷ drittl. Z. منذ, R. S. 58 Z. 10 passender قد.

S. ۱۲۸ Z. 19 وضَبْطهم, l. وضَبْطه. An und für sich könnte man dieses هم auf die Personen beziehen, denen diese Licenz ausgestellt wurde; aber dann entstände eine unerträgliche Härte durch das Fehlen des dem الحديث entsprechenden Objectspronomens. Zusammengenommen mit den Berichtigungen in den Add. et Corr. bedeutet der Vers: »unter der Bedingung, dass die prophetischen Aussprüche treu bewahrt, von aller Textveränderung frei und von allem Verwerflichen rein erhalten werden«. عارٍ ist dichterische Freiheit st. عاريًا. عَرِىَ und seine Derivate werden nicht nur mit مِنْ, sondern auch mit عَنْ construirt, wie Zauzeni zu V. 23 von Labid's Muʿallaḳah in *de Saçy*'s Ausgabe: عارية من اللحم und عريت عن اللحم, von einer Kameelin; ebenso beides in *Arnold*'s Muʿallaḳât S. ۱۱ Z. 2 u. 4; Kitâb ʿAin-al-ʿilm, Kazan 1856, S. ۴ Z. 6 u. 7: مُعَرّى عمّا حدث من وَضْعٍ غيرِ مشروعٍ: »reingehalten von neuhinzugekommener, nicht vom Gesetzgeber selbst ausgegangener Menschensatzung«.

S. ۱۲۹ Z. 10 يُشنِّه, l. يَشنّه*.

S. ۱۳۰ Z. 5 الشّبطة, l. الشّطّبة, wie im türk. Ḳâmûs unter demselben Worte.

—— 19 وذنّبا, l. وذنبيا*, des Reimes wegen.

S. ۱۳۲ Z. 13 متحوّل, l. متحوّل*.

S. ٣٣٢ Z. 19 في (nach زهيد), l. منَ*. زهيد, hier soviel als قليل, يسير oder نَزر, verlangt das erklärende oder partitive من der vier Hdschrr. in Anm. *g*.

S. ٣٣٣ Z. 9. Der in den Add. et Corr. berichtigte Vers bedeutet: »Da ich sah, dass der Himmel der Zecher unergiebig blieb (d. h. dass sie mir für meine ihnen vorgetragenen Gedichte nichts gaben), so nahm ich mein Pergament unter die Achsel und schrieb meine Mühe auf Gottes Rechnung«.

S. ٣٣٥ Z. 1 حيَّ, l. in Add. et Corr. حىً* ohne andern Vocal.

—— Z. 5 النبشتى, l. البَنْشتي; s. Lex. geogr. u. d. W. بنشته und daselbst Bd. V S. 100 Z. 17 ff.

—— Z. 10 أحمدت, besser أَحْمَدْتَ; vgl. oben S. 189 Z. 17 u. 18.

—— Z. 11 يشان, l. تُشَان: »gleich Wâṣil, den das r verlassen hatte, aus Furcht geschändet (in der Aussprache entstellt) zu werden«. Vgl. die Anm. zu S. ٥٣٧ Anm. *g*.

—— Z. 12 تعلى, l. يُعْلِي mit بهآء als Subject und الشهابَ als Object.

—— Anm. *a*. الذبون زمانه, l. الزَبونُ زمانَه: »der böse (eig. stössige) Krieg hat seiner Lebenszeit viel zu schaffen gemacht«. Vgl. S. ٣٤٢ l. Z.

S. ٣٣٦ Z. 2 شكوت, l. شُكْرَتْ*: »und so weiss ich ihnen für die Entziehung ihrer Freundschaft wirklich Dank, da ich sie nicht einmal gern zu Dienern gemocht hätte«.

—— Z. 10 u. 12. Ich weiss nicht, wie ich in den Add. et Corr. dazu gekommen bin, die beiden von der Grammatik und dem Reime geforderten Genitive رِدَآءِ und الصَفْرَآءِ anzutasten. Jedenfalls bitte ich diesen Irrthum zu tilgen.

—— l. Z. ما beide Male in der Bedeutung von كُلَّمَا; s. diese Berichte Bd. XVI, 1864, S. 297 u. 298: »Und je näher ich eurem Herzen zu kommen suche, desto mehr entfremde ich mich euch, gleich dem Pfeile, der sich, je näher man ihn (dem Ziele) kommen sieht, desto weiter (vom Schützen) entfernt«.

S. ٣٣٧ Z. 8 الصوان, zu الصوابَ in den Add. et Corr. füge hinzu: wie S. ٥٣٢ Z. 4.

S. ٦٣٩ Z. 12 تُبَدِّل, l. تَبْتَذِل: »Augen stelle nur Augen gegenüber und entweihe nicht das Höchste durch das Niedrigste!« d. h. die augenähnlichen Narcissen beschaue nur mit den ihnen entsprechenden körperlichen Augen und tritt nicht diese Ebenbilder der höchsten und edelsten Sinneswerkzeuge mit den niedrigsten Körpertheilen in den Staub. Vgl. S. ٦٦٢ Z. 3.

—— Z. 16 من بعد غاية war nicht zu bezweifeln. غاية bedeutet ebensowohl den äussersten Ausgangs- und Anfangs-, als den äussersten Ziel- und Endpunkt; daher مِنْ بُعْدِ غايَةٍ: »von weit entferntem Ausgangspunkte«. Südî zu Ḥâfiẓ, herausgeg. von *Brockhaus*, sagt S. 252 Z. 9, die persische Präposition از sei ابتداى غايت ايچون: »zur Bezeichnung des terminus a quo«.

S. ٦٤. Z. 12. المتعرط in Anm. *c* ist nur eine Entstellung der in den Add. et Corr. gegebenen richtigen Lesart المتعدّدا, des Duals in Genitivanziehung.

S. ٦٤١ Z. 17 بالشعر, l. الشعرَ wie in Anm. *i*, als einfacher, oder للشعرِ, als verstärkter Objectsaccusativ von ايراك.

S. ٦٤٢ Z. 7 لجزاء خدمة, der Sinn verlangt لجَزاء خيانة* oder خدعة*: »zur Strafe für eine Geldveruntreuung oder Geldbetrügerei, die er ihm Schuld gab«.

—— Z. 8. Die Richtigkeit der Lesart im Allgemeinen vorausgesetzt, bedeutet انتشال: wieder zu Gnaden annehmen, gleichsam: aus der Ungnade heraus an sich heranziehen. Ich lese: اعقبها انتشالا وعناية: »(Härte) auf welche er (der Fürst) neue Gnade und Gunst hatte folgen lassen«.

S. ٦٤٣ Z. 3 سمية, l. سَمِيُّهُ*, wie schon das Versmass verlangt: »Wenn er in Reimprosa spricht oder schreibt, so sage ich: das ist sein Namensvetter (Muḥammad)«, d. h. er thut dies in eben solcher Vollkommenheit wie der Prophet selbst.

S. ٣٤٣ Z. 8. Das Suffixum in ساعهم bezieht sich auf die implicite in مرّاكش liegenden Marokkaner: »In Marokko frage nach ihm: so wirst du erfahren, wie wacker er gekämpft hat, als dort ein schwerer Unglückstag sie niedergeschlagen hatte«.

— Z. 11 mit في اركعًا st. اركعات: »Er schwärmt für sie (seine Lanze) wie ein Verliebter: unaufhörlich hält er sie umschlungen und bückt sich auf ihren Rohrschaft (wörtlich auf das was Rohrknoten einschliessen) nieder«.

S. ٣٤٩ Z. 1 يعلّب, l. يَعْذُبُ*: »ein Herz, für das jene Pein (welche es durch eure Treulosigkeit leidet) süss ist«.

— Z. 3 وان und مذهب, l. وَأَنْ*, noch von أَبَى abhängig, und مَذْهَبُ*. Das zweimalige لا verstärkt nur die in ابى liegende Verneinung: »aber mein Herz verschmäht es, sich nach andern als nach euch zu sehnen und sich jemals von euch abzuwenden«, wörtlich: dass während des Zeitlaufs ein Weggehen von euch gesehen werden sollte.

يُرَى bei Dichtern allgemein für يكون, يصير, يُحْدَثُ u. dgl., wie S. ٩٧٣ Z. 3, II S. ١٩٢ Z. 17 in den Add. et Corr.

— Z. 8: »Du bist's, der mich beherbergt und mir blutsverwandtschaftliches Erbarmen gezeigt hat, während der nächste (wirkliche) Blutsverwandte zu meinem Peinigungsfeuer Holz zuträgt«. Das في in Lb ist ein aus Missverständniss dieses adjectivischen دُنْيَا entstandenes Einschiebsel.

S. ٣٤٧ Z. 1 مهنّتا, l. مُهَنَّتًا*, da زلت nach Sinn und Zusammenhang die zweite Person ist.

— Z. 11. Der rasche Uebergang von der dritten zur zweiten Person in demselben Satze, beide bezüglich auf den schon vorher in der zweiten Person angeredeten Verstorbenen, wird durch die hinzukommende Anrede Anderer als Mittrauernder noch unübersetzbarer, wiewohl der Sinn an sich ebenso klar ist wie die Nothwendigkeit der Lesart النوادب:

»Und sagt zu Dem, dessen Treue nach seinem Hingange eine Todtenklage (über ihn) angestimmt hätte, wenn überhaupt bei seiner Leiche Klageweiber aufgetreten wären: Bei deinem Leben! Niemand im Lande erfüllt eine Dankespflicht« u. s. w.

S. ۴۳۸ Z. 3 حمّص, l. nach dem Versmasse حِمْص. — أُلَّف, l. أُلْقَ*.

— Z. 8 تُسْلَبُ, l. يُسْلَبُ*, bezüglich auf تذكار.

— Z. 16. Schon das mit لم unvereinbare Reim-û verlangt die Lesart اذا ما تَتْعَبُ; aber auch der Sinn fordert einen affirmativen Gegensatz zu der vorhergehenden Negation: »Sie (die Nachen) waren uns stets zu Willen: wohin wir immer fuhren, wir spürten, so oft wir auch selbst ermüdeten, an ihnen keine Müdigkeit«. Der seltenere Gebrauch des Imperfectums nach اذا ما findet sich ebenso im Ausgange von Z. 2.

— Z. 17 يَنْهَبُ, passender تَنْهَبُ als صفة von بُسُط: »Sie (die Nachen) regten Wasserstaub (Schaum) auf, zu vergleichen mit Perlen, von einem Faden herabgestreut auf rasch hinweggezogene Teppiche«, letztere als Bild der Wellen zu Seiten des Nachens, dessen rasche Fortbewegung das Auge durch eine natürliche Täuschung auf die Wellen mit ihrer Schaumdecke überträgt.

— Anm. *g*. مغضب, l. مُغْضَب: »einer erzürnten mondgleichen Schönheit«. Der Baum oder Strauch شَرْجُبان trägt nach dem türk. Kâmûs dem بادنجان ähnliche, also wahrscheinlich rothe Früchte (s. *Wetzstein*, Ztschr. d. D. M. G. Bd. XI S. 476 Z. 31); daher die Vergleichung mit einem schönen vom Zorn gerötheten Gesicht. Man berichtige hiernach den Artikel bei *Freytag*.

S. ۴۳۹ Z. 2 شَنْبِيل, l. شَنِّيل*, span. Xenil; vgl. S. ۳۹۹ Z. 17, S. ۹۰ Z. 18 mit d. Anm. weiter unten, Géogr. d'Aboulféda S. ۴۵ Z. 2, franz. Uebers. S. 58 Z. 6 v. u., S. 253 vorl. Z.,

und Anm. 5 zu Lex. geogr. Bd. II S. ۳۸۹. Eine ältere, dem lat. Singilis entsprechende Form ist سِنْجِل, nach Jâkût III S. ۱۶۳ Z. 12 سَنْجَل.

S. ۴۴۹ Z. 3 القَضْب, l. القُضْب*, gleichbedeutend mit القُضْبان. — وعنّى, l. وغَنّ: »wo die Antilopenheerde (الغَنّ) schnarrende Nasentöne hören liess«, oder nach den Hdschrr. وغنّى, von derselben Wurzel und, nach der bekannten Eigenthümlichkeit des morgenländischen Gesanges, ursprünglich auch von derselben Bedeutung.

— Z. 17 احسبت, l. wie im Ausgange des Verses أُحْسِبُ*, Passiv-Imperf. der 4. Form: »und wenn mir (von Seiten der regierenden Herren) in der Zahlungsliste eine genügende Summe angewiesen wird, so nehmen ihre Beamten von dem mir Angewiesenen keine Notiz«. Zur Verbindung von اذا mit dem Imperf. im Vorder- und mit لم im Nachsatze s. diese Berichte Bd. XVI, 1864, S. 293 Z. 3 ff.

S. ۴٥٠ Z. 3. Liest man, wie ich vorgeschlagen, تُعَذَّبُ (vgl. S. ۴۴۹ Z. 1), so fällt die Negation auf من ذنوب: »aber nicht Sünden halber leide ich Pein«. Vielleicht besser aber يُعَذَّبُ als Prädicat von فؤادى: »während mein Herz, ohne dass ich Sünden begangen hätte, im Höllenfeuer gepeinigt wird«, oder als صفة von ذنوب mit hinzuverstandenem بها: »während mein Herz im Höllenfeuer steckt, ohne dass ich Sünden begangen hätte, für die es zu peinigen wäre«.

— Z. 18 شَنْبِيل, l. شَنَّبِيل* voll abgewandelt; dagegen S. ۴۴۹ Z. 2 شَنَّبِيلَ nach der Regel, als Genitiv eines fremden Eigennamens.

S. ۴٥۱ Z. 13 اكذبت, l. أُكْذِبْتُ*. Der aus schwarzem Ambra geformte Apfel spricht von sich selbst: »Ich stelle die Farbe der Jugend und des Wangenmales dar, als Geschenk dargebracht Dem, welcher die Zeit in Jugend gekleidet (verjüngt) hat«. Zu dem Schwarz als Jugendfarbe s. oben

S. ۴٥٩ die Anm. zu S. ۴۳۱ Z. 12: über die Prädicatsverbindung von لون mit لنا s. diese Berichte Bd. XIV, 1862, S. 38 (Sonderabzug S. 30).

S. ٩٥٢ Z. 5. Das Fragezeichen nach مجاريها in den Add. et Corr. ist zu tilgen.

— Z. 13 مغاضب, l. مُغاضِب*, wie im zweiten Halbverse. Der مُغاضِب ist in der Sprache der morgenländischen Erotik der mit dem Liebhaber schmollende und sich ihm entziehende Geliebte.

— Z. 19 الارجاء, l. الأرجاء*, Pl. von رَجًا.

— Anm. c. Das R. ist zu streichen, da unsere Hdschr. S. 61 von der ganzen S. ٩٥٢ nur Z. 1—5 aufweist.

S. ٩٥٦ Z. 17. R. S. 62 Z. 6 hat nicht, nach Anm. $d$, سراهم اذا, sondern سراهم اكمد.

— vorl. Z. يمتشق, l. تمتشق* mit سيفها als Object: »Augen, die ihr Schwert immer nur auf einen in deine schlanke Gestalt Verliebten gezückt haben«. Die Schwerter der Augen, zunächst der Augenlider, sind die Wimpern; diese Schwerter auf Jemand zücken heisst: ihn scharf oder zornig anblicken. Vgl. S. ۲۹٥ l. Z.

— l. Z. تهت, l. تُهْتَ oder تِهْتَ*.

S. ٩٥٧ Z. 1 وتفرّدت, l. وتفرّدتُ*.

— Z. 2 تُرْشَق, l. تَرْشُق, in Uebereinstimmung mit dem zur 1. Form gehörigen الرشيق.

— Z. 4 v. u. مُطَّلَع, besser allgemein مُطَّلِع*: »dass er davon Kenntniss hatte«. Bloss dies konnte der Verräther aus dem Verfahren des Fürsten gegen ihn sicher erkennen; nicht dass er, was das Passivum ausdrücken würde, von irgend einer Seite her davon in Kenntniss gesetzt worden wäre.

S. ٩٥٨ Z. 6. Zu طُغْتكين st. طغركين s. S. ٧٢٨ Z. 16 ff. und Abulf. Ann. musl. IV S. 198 Z. 5.

—— Z. 9 يطرق, l. يَتَطَرَّق oder يَطَّرِق, wie es die Construction mit ل verlangt. Ueber dieses تَطَرَّق, eig. sich den Weg zu etwas bahnen, s. Ztschr. d. D. M. G. Bd. V S. 102 Anm. 1.

—— Z. 20 الحارّة, l. الجارية: »einer von seinen (des Hofnarren) im Verkehr mit ihm (dem Fürsten) vorgekommenen Schwänken«.

S. ٩٩. Z. 3 والفصول, l. nicht, nach Add. et Corr., الفصول, sondern والفصول*: »(Verse) auf die Fest- und Jahreszeiten«. — اطّل, l. أَظَلَّ*: »als der Winter nah herangekommen war«: vgl. S. ٢٢٩ Z. 19, II S. ٣٩٥ Z. 13, *Ahlwardt*'s Al-Fahri S. ٢٥٢ Z. 8 u. 9: لمّا اظلّ المساء.

—— Z. 16 تُكْسَرُ, l. تُخْسَرُ*, wie vorher تَخْسَرْهُ und im folgenden Verse تَخْسَر: »so büssest du dasselbe (das dem Freunde geliehene Buch), oder die Liebe des Freundes, auch wohl alle beide ein«.

—— Z. 19 غُرّ in den Add. et Corr., l. غَرّ*.

S. ٩٩١ drittl. Z. الدهر, l. الظَّهْر*, wie der paederastische Inhalt der beiden folgenden Verse deutlich zeigt.

S. ٩٩٢ Z. 11 يَعْدُ, l. يَعْدُ*: »non defuit optatis« d. h. hat nicht verfehlt sie zu erfüllen; wie II S. ١٩٢ Z. 17 لا عَدَى حظّك اقبال: »ne desit sorti tuae prosper successus«, *Dieterici*'s Mutanabbi S. ٧٧ Z. 3 عَدَاه طالبٌ: »es entging oder fehlte ihm (dem zu Geschenken bestimmten Gelde) ein Bittsteller« d. h. es kam Niemand, der darum gebeten hätte. Diese negative Bedeutung entwickelt sich aus der positiven: über etwas hinausgehen, es hinter sich lassen; vgl. سَبَقَ und עָבַר. So auch S. ٧٢٨ Z. 5 u. 6 فلا عَدَتْ رُباها مواطرُ السحب: »mögen also die Regenwolken seine Hügel nicht übergehen!« d. h. sie nicht ungetränkt lassen.

٢٢٣ Z. 5 والمَراحُ, l. والمِراحُ*, ebenso S. ٢٢٧ Z. 5 المَراح, l. المِراح*, Inf. von مَرِحَ.

. ٢٢٤ Z. 18 اذقاعه, l. دُقاعُهُ: »sein Wasserschwall«, Permutativ-Apposition von موجه: »sein Wogendrang«, das ه von دُقاعه entweder wie das von موجه auf النهر, oder auf الموج selbst zu beziehen.

. ٢٢٥ Z. 4 أَغضَى, l. أُغضِى*; s. oben S. 167 d. Anm. zu S. ١٩٧ Z. 8.

—— Z. 10 طيرِ النزاحِ, wie zu lesen ist, Metonymie für غُرابُ البين, wie S. ٢٢٧ Z. 8 طايرِ البين.

S. ٢٢٦ Z. 15 (so in den Add. et Corr. Z. 2—4 dreimal zu schreiben st. 4, und خُرْسٌ und خُرْسٌ umzustellen): »Hand an Hand zum Spenden und Tödten (d. h. er giebt mit beiden Händen den Freunden Geschenke und den Feinden den Tod); sie (seine Hände) sind gedankenreich: stumm (und doch) beredt«.

—— drittl. Z. صيّرِ, l. صيّروا*, da صيّر grammatisch und صيّرت metrisch unmöglich ist: »Dank einem glücklichen Geschick, das Rottengeister nicht am Leben liess, welche um die Herrscherwürde wie mit Loospfeilen spielten«.

—— vorl. Z. ناه und مختَد, l. جاه* und مُحْتِد*: sie trachteten, ohne (durch) Rang und Abstammung (dazu berechtigt zu sein), nach dem, was du von Rechtswegen inne hast«. Vgl. S. ٩v. Z. 15.

—— l. Z. يهنّيكم فعلكم, l. يَهْنِيكُمْ فِعْلُكُمْ oder يُهْنِيكُمْ فِعْلُكُمْ*, wie schon das Versmass verlangt: »Ihr (vom Stamme) Zenâta, wohl bekomm' euch euer Thun!« Der zweite Halbvers erklärt den Sinn dieses ironischen Zurufs. Vgl. S. ٢٢٥ Z. 18.

S. ٢٢٧ Z. 5, s. oben d. Anm. zu S. ٢٢٣ Z. 5.

—— Z. 6 يَخشى, l. يُخْشَى*.

S. ٢٦٧ Z. 13 الشوانى, l. السَّوَانِى: »die Anhöhen«, Gegensatz zu البطاح: »die Niederungen«.

—— Z. 19—24. Die Reimstellen dieser letzten sechs Zeilen und der vier ersten der folgenden Seite sind vocallos: الصباحْ, الصفاحْ u. s. w., daher auch Z. 4 v. u. اللواحْ (wie Z. 9) zu schreiben und Anm. *f* zu streichen. Reimausgänge wie vorl. Z. استراحَ, S. ٢٦٨ Z. 1 وفاحَ, Z. 4 افتضاحَ giebt es nicht; s. oben S. 159 die Anm. zu S. ٥٧٨ Z. 1.

S. ٢٦٩ Z. 11 تُرَدَّدُ, l. تَرَدَّدُ* st. تَتَرَدَّدُ.

—— Z. 19 أَسَرْدُ, l. أَسْرُدُ, mit مدبجه als Object.

S. ٢٧٠ Z. 9: »Du (o Muhammad) bist als Prophet mit dem Koran gesandt worden, so, dass dir hinsichtlich desselben nichts (Gleiches oder Aehnliches) entgegengestellt werden konnte; wer aber hierauf ausging, musste davon abstehen«.

—— vorl. Z. يكتم, R. S. 62 vorl. Z. wie G. und L. besser تكتم, unmittelbar vor dem Subjecte البُرُودُ: »Herrlich ist, o Tadler meiner Liebe, was die Gewänder (der Geliebten) verhüllen!«

S. ٢٧١ Z. 10 والغصنِ und Z. 11 ونثارِه als noch von نظرتَ الى abhängig; besser aber والغصنُ und ونثارُه als Subjecte der von ihnen eingeleiteten Theile der mit تنشدُ beginnenden und bis zum Ende des dritten Verses fortlaufenden Zustandsschilderung der »Taube« im ersten Halbverse. — يبرّدُ, l. يَتَبَدَّدُ*, vgl. S. ٢٦٤ Z. 4.

—— Z. 12 الطلّ, l. الظّلّ. — فتناوه und يردّد, l. فَتَنَاءَهُ* und تُرَدِّدُ*. Die Taube, als primum comparationis, girrt ihr Lied, während der Zweig, in dessen Laube sie geborgen sitzt, sich vor Lust darüber mit ihr auf- und abwiegt, nachdem er, wie als Ehrensold, einen vom Lufthauche

hier und dort hin zerstreuten Blüthenschauer und, wie ein weites Ehrengewand, kühlenden Schatten über sie hin geworfen hat, wofür die Taube fort und fort sein (des wohlthätigen Zweiges) Lob singt. — »Sollte es nun«, — so geht der Dichter zum secundum comparationis über —, »der Taube mehr zukommen als einem aufrichtig liebenden Freunde (d. h. dem Dichter selbst im Verhältniss zu seinem Schützer und Gönner), zu danken, wenn er mit Wohlthaten überhäuft wird? — Und so will ich denn dein Lob singen, so lange noch eine sanft girrende Taube hoch oben auf dem Zweige dasselbe thut«. Vgl. oben S. 188 Z. 6—11.

S. ٩٧١ Z. 18 أَنّنى, l. انّنى*, als Einleitung eines neuen Satzes. »So gewähre denn meinem Auge das Glück, dich wieder zu sehen! Dadurch erlange ich für dasselbe — dessen bin ich gewiss — Sicherheit gegen Schlaflosigkeit« (an der ich leide, so lange du fern von mir bist).

—— drittl. Z. يحسن, l. تُحْسِنْ*: »Wirst du dich nicht (durch deine Rückkehr) als Wohlthäter erweisen, so dass dann ein Lobender (der Dichter selbst) ein volles Loblied anstimmen kann?«

S. ٩٧٣ Z. 3 بمن, l. لمن*, Object von رغما. Das Reimwort صَالِحْ (st. صَالِحًا, Zustands-Accusativ von حالك) bildet einen Sinnesgegensatz zu dem Anfangsworte أَفْسَدَ und eine vollkommene Paronomasie (تجنيس تامّ) mit dem Namen des Propheten Ṣâliḥ im Reime des vorhergehenden Verses.

—— Z. 4 سابِحْ, l. سانِحْ* (zumal da سابِحْ schon S. ٩٧٢ Z. 9 als Reim gedient hat): »(deinen Freunden und Schützlingen) gute Vorbedeutung zu bringen«. Mit diesem Worte guter Vorbedeutung schliesst das Gedicht gut ab. Vgl. S. ٧٣٧ Z. 19.

S. ٩٧٤ Z. 13 تُضيق, l. تَضيق*; denn صدرا ist nicht مفعول به, sondern تمييز, d. h. لا تضيق به صدرا ist soviel als لا يَضيق صدرُك. Dasselbe gilt von أُضيق بها صدرا in der letzten Zeile.

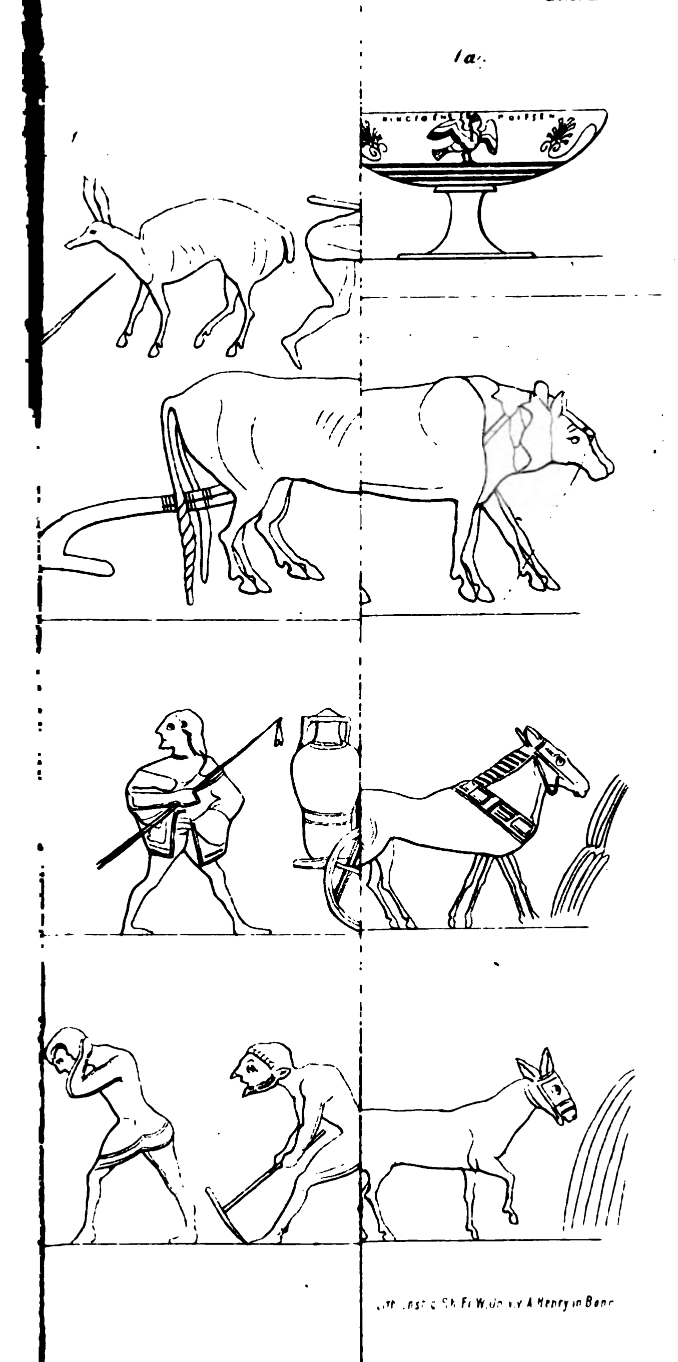
S. ٢٧٤ Z. 19 سؤالك, l. سؤالك, als Prädicat der im ersten Halbverse enthaltenen Frage: »Hat die Hand des Ostwindes den Blumenflor der Hügel zusammengelesen? (Dies) ist die Frage an dich von einem durch Krankheit Erschöpften, der aber durch dich (durch deine Freundschaft) mit den Sternen an Höhe wetteifert«. Die ersten Worte enthalten, wie auch das Folgende zeigt, ein in Fragform gekleidetes Compliment über die blumenreichen Verse des Correspondenten. Als مصدر مؤكّد لنفسه müsste es indeterminirt سؤالا لك heissen; s. *Dieterici*'s Alfîjah S. ١٥٣ Z. 4 ff.

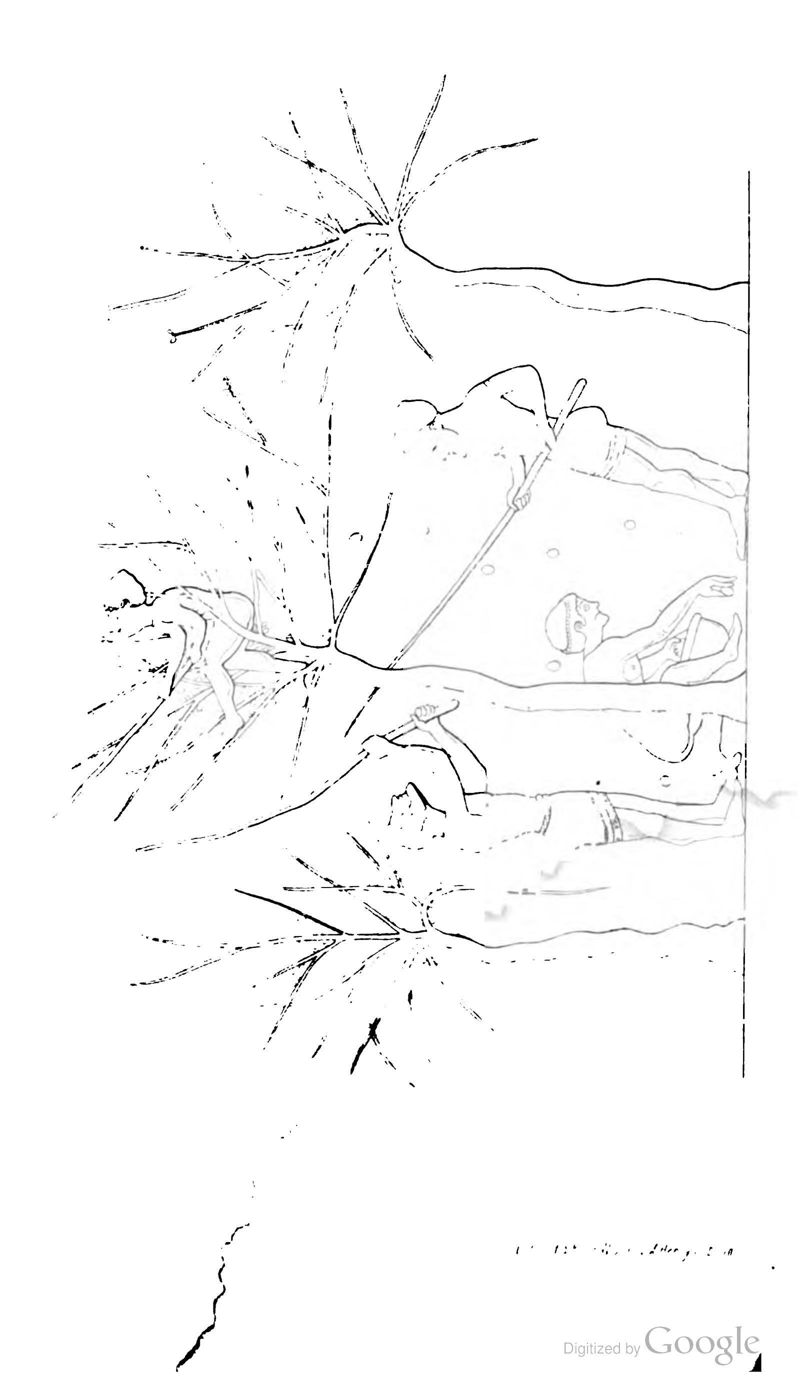
—— drittl. Z. تُحلى, l. تَحْلى; s. *Lane* u. d. W. حَلِى.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Taf. I.









Taf. V.

